



O DU HEIMAT LIEB UND TRAUT.

Bilder aus dem
Waldenburger Berglande.



EX*LIBRIS

WOJEWÓDZKIEJ

I MIEJSKIEJ

BIBLIOTEKI

PUBLICZNEJ

IM. EMANUELA SMÓŁKI

W OPOLU



Phot. Anders.

Neues Schloß Fürstenstein

O du Heimat, lieb und traut!

Bilder aus dem Waldenburger Berglande.

★

Herausgegeben von

Mag Kleinwächter

im Auftrage des Heimatbuchausschusses des Kreislehrerrats
Waldenburg.

★

Alle Rechte vorbehalten

I. Auflage

Verlag G. W. Knorrn, Waldenburg in Schlesien.

Druck: Niederschlesische Druckerei und Verlagsanstalt, G. m. b. H., Waldenburg.

1925



908 (438)

2035 S

~~45405~~

3

Dem Heimatbuch sind beigegeben:

29 Holzbilder, darunter 10 Lichtdruckbilder und
29 Textillustrationen.

ZBIORY * ŚLĄSKIE

Es schufen den zeichnerischen
Bildschmuck:

Lehrer K. B ö h m, Nieder-Hermsdorf,
„ K. G u d e r m u t h, Weißstein.
„ W. K o s c h e, Waldburg,
„ K. P l o c h o w i e z, Neu-Craußendorf,
„ E. S c h u b e r t, Seitendorf,
Frau Luise Teuschler, Gottesberg,
Bergmann F r i t z W i e l a n d, Waldburg.

*

Die Photographien lieferten:

Lehrer F. A n d e r s, Fellhammer,
Photograph W. M i t t m a n n, Waldburg,
„ W. O t t o, Büstegiersdorf,
Bergschullehrer F. Z i m m e r m a n n, Waldburg

u. a.

Akc U R $\frac{68}{2}$ 2 / 68 Y C P

Dem Land- und Stadtkreise
Waldenburg in dankbarer
Anerkennung ihrer Förderung
des Heimatbuches zugeeignet.

O du Heimat, lieb und traut,

Wonnig dich mein Auge schaut,
Land, wo meine Wiege stand,
Froh die Jugend mir entwand:
Du bist mein, lieb Schlesierland.

Wo die Koppe, hoch und hehr,
Ragt hinein ins Wolkenmeer;
Wo die Sage, weltbekannt,
Einen Rübezahl erfand:
Da bist du, mein Schlesierland.

Wo der Hochwald stolz sein Haupt
Mit des Waldes Grün umlaubt,
Wo der schwarze Diamant
Kommt ans Licht durch Bergmannshand:
Da bist du, mein Schlesierland.

Wo ein Lied gemütvoll klingt,
Wort und Ton zum Herzen dringt;
Wo um Seelen, sinnverwandt,
Leicht sich schlingt der Freundschaft Band:
Da bist du, mein Schlesierland.

Ob die Frühlingssonne lacht,
Ob die Rosen stehn in Pracht,
Ob sich färbt das Laub im Land,
Ob dich deckt ein Schneegewand:
Du bleibst schön, mein Schlesierland.

Dein gedenke stets ich gern,
Ob dir nahe oder fern,
Bleibt mein Fleh'n zu Gott gewandt:
Allzeit schirme seine Hand
Dich, mein liebes Schlesierland.

Ed. Becher.



Vorwort.

O du Heimat, lieb und traut!

So singt der Dichter unserer Berge. Und in Schule und Haus, in Berg und Tal singt's ihm groß und klein „aus voller Kehle“ und frischer Brust“ nach.

Ob es ihm auch all die frohen Säger nachfühlen?

Will jemand so aus dem tiefsten Herzen heraus seine Heimat preisen, wie es Eduard Becher in seinem „Schlesierlied“ tut, dann muß er sie erfaßt haben in ihrer Schönheit, aber auch in ihrer Herbheit, dann muß er ihre Vergangenheit ebenso kennen wie ihre Gegenwart.

Doch wie die Heimat erfassen, wie sie kennenlernen?

Als Kind deiner Mutter Heimat wirfst du in angeborner Liebe aus ihrem Antlitze viel Schönes, Erhebendes, Begeisterndes zu lesen wissen, aber so manches erscheint dir in dem lieben Angesicht noch rätselhaft, fremd. Du fragst, doch niemand kann dir Antwort geben. Und doch haben andere das gefunden, das enträtselt, was dir verborgen blieb.

Solche wollen sich mit diesem Buch zu dir gesellen, solche, die in stillen Wander- und Arbeitsstunden sich von dem Wert unserer engsten Heimat und dem Zauber ihrer Vergangenheit erfassen und erfüllen ließen und nun ihr volles Herz in Wort und Bild sprechen lassen.

Dank, herzlichen Dank allen, die dieses Buch, das nicht bloß ein Schulbuch, sondern ein Familien- und Volksbuch sein will, schaffen halfen. Sie wollten damit nichts anderes als dem großen Vaterlandsgedanken, dessen stärkste und tiefste Wurzel die Heimatliebe ist, dienen.

So wandere hinaus, du Heimatbuch, und kehre in alle Häuser ein als ein langersehnter, gabenreicher Freund!

Weihnachten 1924.

Der Ausschuß für das Heimatbuch.

Max Kleinwächter,
Vorsitzender.

Inhalt.	O du Heimat, lieb und traut	4
I. Vorwort		5
II. Inhalt		7
III. Zum Geleit		10
IV. Aus vergangenen Tagen.		
1. Die Besiedelung des Waldenburger Berg-	R. Daumann	11
landes		
2. Ritter Hans von Schellendorf	R. Daumann	20
3. Die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges	R. Pflug	25
4. Die Beziehungen Friedrichs d. Gr. zum		
Waldenburger Berglande	J. Urban	28
5. Ein Friedländer Unglückstag	G. Delsner	32
6. Der erste Lehrer von Friedersdorf	E. Weizand	38
7. Die Württemberger in Waldburg	B. Menzel	48
8. Ein Schreckenstag für Wüstenburg	R. Daumann	50
9. Die Steinkreuze im Kreise Waldburg {	E. Stein	54
	R. Daumann	
10. Das Waldenburger Heimatmuseum	M. Kleinwächter	56
11. Die alt-schlesische Bauernstube in Fuchs-		
winkel-Schmidtsdorf	R. Henseling	58
V. Burgen und Schlösser.		
Die Burgen des Waldenburger Berglandes .	R. Daumann	
1. Die Zeisburg		62
2. Fürstenstein		66
3. Die Burg Rynau		69
4. Das Hornschloß		74
5. Die Burg Neuhaus		76
6. Die Freudenburg		78
7. Die Burgen Liebenau und Vogelgesang		79
8. Bergeffene Burgen		81
VI. Am Born der Sage.		
1. Sagen aus dem Waldenburger Berglande	J. Urban	83
a) Sagen aus verschiedenen Gegenden		84
b) Waldenburger Sagen		86
c) Fürstensteiner Sagen		91
d) Freudenburgsagen		92
e) Hornschloßsagen		93
f) Rynsburgsagen		96
g) Neuhausagen		104
h) Gulengebirgssagen		107
2. Was die Sage von Salzbrunn erzählt .	F. Hiersemann	110
3. Sagen von den Zwergstuben und dem		
Teufelsstein bei Rosenau		112

VII. Fromme Stätten.

1. Alte Kirchen des Waldenburger Kreises . J. Urban	113
a) Die Kirche in Michelsdorf	114
b) Die Kirche in Heinrichau	115
c) Die Kirche in Rudolphswaldau	116
d) Die Kirche in Bärtsdorf	122
e) Die Kirche in Schenkendorf	124
2. Die Begräbniskirche zu Reimswaldau . R. Daumann	126
3. Das Dorfkirchlein in Erlenbusch . . . M. Gutsche	128
4. Die St. Marienkirche in Waldenburg . J. Wittenbrint	130
5. Die Bethauskirchen des Gräfl. Hochberg- schen Patronates J. Zippel	134
6. Vom „Beth-Hause“ in Wüstewaltersdorf . B. Eberlein	139
7. Das Bethaus zu Dittmannsdorf . . . J. Zippel	142

VIII. Die heimatliche Erde und ihre Schätze.

1. Aus der erdgeschichtlichen Vergangenheit des Waldenburger Berglandes . . . J. Zimmermann	145
2. Der niederschlesische Kohlenbergbau . . Dr. A. Gerke	196
3. Die Weißsteiner Fuchsrube im Jahre 1813 J. Urban	207
4. Wie der Bergmann seine Schicht verfährt R. Thiel	212
5. Zur Geschichte des Erzbergbaues in der Waldenburger Gegend J. Urban	221
6. Die geschichtliche Entwicklung der Wal- denburger Landwirtschaft G. Richter	232
7. Die Landwirtschaft des Kreises Walden- burg G. Rimmel	240
8. Kleingartenbau und Kleintierzucht . . . M. Kleinwächter	243
9. Die Forstwirtschaft im Kreise Walden- burg { Nach Angaben des Fürstl. Forstamtes	247

IX. Vom Pulsschlag der Kultur.

1. Die Industrie im Kreise Waldenburg . B. Loch	250
2. Die Meyer-Kauffmann-Textilwerke . . M. Kleinwächter	256
3. Ohme-Porzellan G. Teubner	259
4. In der Spiegelhütte M. Kleinwächter	262
5. Die Carlschütte und ihre Erzeugnisse . M. Kleinwächter	266
6. Der Werdegang des Bündhölzchens . . M. Kleinwächter	270
7. Rings um den Gleisberg M. Kleinwächter	272
8. Die Waldenburger Wasserleitung . . . M. Kleinwächter	280
9. Die Weistriztalsperre im Schlesiertal . B. Heinzelmann	284
10. Die Siedelungen im Kreise Waldenburg . M. Kleinwächter	287

X. Ueber Berg und Tal.

1. Hinauf zum Hochwald F. Hartwig	290
2. Ein Ausflug nach dem Sattelwald . . R. Heymann	295

	Seite
3. Schlesiens Perle Fürstenstein	G. Teubner 301
4. Auf dem Wildberge und hinter ihm . . .	F. Hiersemann 304
5. Ein Stündchen auf der Weistritztalbahn .	F. Hiersemann 311
6. Nach der Hohen Eule	M. Tischler 314
7. Sonnenuntergang auf den „Sieben Für- fürsten“	E. Weijand 324
8. Vom Gebirgsverein zum Gebirgsverband	M. Kleinwächter 328

XI. Durch Wald und Feld.

1. Botan. Streifzüge im Kreise Waldenburg	W. Bierling 330
2. Aus der Vogelwelt des Waldenburger Taleffels	Dr. F. Hanke 335
3. Einiges über die Schmetterlingswelt des Waldenburger Berglandes	B. Eichhorn 339

XII. Heilstätten unseres Berglandes.

1. a) Aus Salzbrunn's Vergangenheit . . .	A. Baer 348
b) Bad Salzbrunn	A. Baer 354
c) Die Salzbrunner Heilquellen	A. Baer 357
2. Der Kurort Bad Charlottenbrunn . . .	W. Loose 360
3. Görbersdorf	W. G. Swoboda 367
4. Altwasser, ein bekannter schlesischer Bade- ort vergangener Tage	B. Ludwig 373

XIII. Soziale Fürsorge.

1. Gesundheitswesen	Dr. H. Huebner 386
2. Die Waldheimstätten im Kr. Waldenburg	F. Hartwig 391

XIV. Dichtung, Musik, Jugend.

1. Gerhart Hauptmann und Hermann Stehr	E. Weijand 399
2. Mundartliche Dichter	Dr. G. Vietsch 403
3. Eduard Becher	K. Fiebig 414
4. Musik und Gesang im Kreise Waldenburg	F. Fiegert 416
5. Jugendpflege und Jugendbewegung . .	K. Poppe 421

XV. Die Städte unseres Berglandes.

1. Waldenburg	M. Kleinwächter 429
2. Gottesberg	F. Brauner 433
3. Friedland	A. Fleischer 438

XVI. Dorfchroniken	441
------------------------------	-----

XVII. Quellenkunde	476
------------------------------	-----

Verzeichnis der Vollbilder	480
--------------------------------------	-----

Zum Beileite.

Viele Kräfte waren am Werk, das vorliegende Buch zu schaffen; eine große stoffliche Mannigfaltigkeit spricht aus ihm. Wir werden in das geschichtliche Dunkel unserer Heimat zurückversetzt; eine wertvolle Darstellung macht uns mit der geologischen Struktur des Waldenburger Berglandes bekannt; in einer Reihe bunter Bilder lernen wir seine landschaftlichen Reize kennen; Burgen und alte Gotteshäuser erzählen uns aus ihrer bewegten Vergangenheit; Ausschnitte aus alten Chroniken berichten über die geschichtliche Entwicklung der Ortschaften unserer Heimat. Endlich führt uns das Heimatbuch die rege Betriebsamkeit der Bewohner unseres Berglandes vor Augen und klärt uns zugleich über die wirtschaftliche Bedeutung unserer Heimat auf.

Bei aller Vielseitigkeit zeigen alle Einzelarbeiten einen gemeinsamen Zug: sie wollen uns noch tiefer in den Reichtum und in die Pracht unserer lieben Heimat einführen und damit unsere Liebe zur heimatlichen Scholle beleben.

Möge es dem Heimatbuche gelingen, diese Absicht in vollem Umfange zu verwirklichen! Möge das Buch in diesem Sinne in der Schule ausgiebig ausgebeutet werden! Möge es daneben in jedem Hause gute Freunde gewinnen!

Das wünscht von Herzen

Schulrat Neumann.



IV. Aus vergangenen Tagen.

Die Besiedlung des Waldenburger Berglandes.

Von Lehrer H. Daumann, Waldenburg.

„Die älteste urkundlich verbürgte Geschichte des Schlesierlandes ist die Geschichte seiner Entwaldung.“ Dieser Satz von Josef Partsch, dem östlichen Kenner des schlesischen Landes und seiner Geschichte, gilt vor allem für das schlesische Gebirgsgebiet von der Spree bis zur Mährischen Pforte und damit auch für unser Heimatland, das Waldenburger Bergland. Das schlesische Gebirge war bis weit in die geschichtliche Zeit hinein von dem Grenzwalde, der Presela, bedeckt, dessen Grenze nach der schlesischen Ebene zu etwa mit der heutigen Eisenbahnstrecke Schweidnitz—Königszell—Striegau zusammenfällt. In den Nachbargebieten des böhmischen Landes dürfte die Waldzone bis an die Elblinie gereicht haben, so daß der Wald etwa 70 Kilometer breit war. Dieser gewaltige Urwald, dessen Unwegsamkeit durch Windbrüche, künstliche Verhaue, weite Sumpfsgebiete und schwer übersteigbare Berge noch verstärkt war, bildete die Grenze zwischen Schlesien und Böhmen, und zwar so, daß man die eigentliche Grenze etwa in der Mitte dieses Waldgebietes zu suchen hatte.

Das Gebirge, das so ganz den Schilderungen entsprach, die Tacitus von dem Lande voller Sümpfe und Wälder entwirft, wo die Germanen wohnen, lockte wohl kaum Ansiedler zu einer Zeit, wo die Ebene noch wenig besiedelt war und dort jedem Ansiedler fruchtbarer Ackerboden in Fülle und Fülle zur Verfügung stand. Nur der Jäger durch-

kreifte das weite Waldland, um den Hirsch, das Reh, den Wisent, den Bären, den Wolf und den Luchs zu jagen, oder der Beidler, der in hohlen Baumstämmen Bienenstöcke suchte, um Honig und Wachs als wertvolle Beute nach seinem Heimatdorfe zurückzubringen, und der Kaufmann, um mit seinen Waren zum Nachbarvolke zu gelangen. Aus dem Mangel an festen Wohnsitzen in der vorhistorischen Zeit erklären sich auch die wenigen vorgeschichtlichen Funde in unserem Heimatkreise. Man hat im Waldenburger Bergland mehrere Einzelfunde gemacht, die wohl als Verluststücke streifender Jäger oder Beidler anzusehen sind. So fand man bei Schwarzwaldau ein Streitbeil aus Stein, bei Dittmannsdorf ein steinernes Querbeil, bei Michelsdorf einen zerbrochenen Bronzearmring und bei Ober-Weistritz eine Urne mit Framea und Feuersteindolch. Nur bei Waldenburg gelang 1865 in der Nähe der Marienkapelle die Aufdeckung einer größeren Fundstelle. Man fand dort beim Grundgraben flache Gräber mit 6 Urnen, die noch menschliche Knochenreste enthielten und ihrer Keramik nach der älteren Eisenzeit (etwa 500 v. Chr.) angehören. Vielleicht befand sich hier an einer alten Straße mitten im Walde eine kleine Niederlassung. Die steilen Porphyrberge waren ein arges Verkehrshinderniß, und viel lieber benutzten die Reisenden die bequemen Pässe von Landeshut und Wartha—Nachod. Wahrscheinlich aber führte doch auch ein Saumpfad von Friedland durch das Thal der Steine über den Althainer Paß nach dem Waldenburger Becken, um sich hier zu teilen. Die eine Straße führte weiter nach der Ebene, die andere überstieg den alten Berg bei Hermisdorf, um dann, dem Räßigbach folgend, in die Landeshuter Paßstraße einzumünden. An dieser Abzweigungsstelle legten später die Slawen einen kleinen Rundwall an, dessen Reste ebenfalls in der Nähe der Marienkapelle zu finden waren, jetzt aber durch die Bautätigkeit der letzten Jahre vollkommen unkenntlich geworden sind. Der Burgwall barg sicher ein Blockhaus, das den Wohnsitz einiger Wächter an dieser Straßenverzweigung bildete.

Von Friedland aus scheint noch ein zweiter Saumpfad seinen Anfang genommen zu haben. Er führte wahrscheinlich über Görörsdorf—Freudengraben—Reimswaldau—Steinau—Vogelhede—Lehmwasser—Rhnau nach Schweidnitz. Andere Forscher behaupten, daß dieser Weg von Reimswaldau aus weiter durch das Reimbachtal führte, um dann dem Weistritzlaufe flußabwärts zu folgen. Dieser Weg wird

durch die Burglinie Friedland, Freudenschloß, Hornschloß, Rhnsburg heute noch gekennzeichnet. Vielleicht ist der Grabfund von Ober-Weistritz auch ein Zeichen dafür, daß diese Straße bereits in vorgeschichtlichen Zeiten bekannt war, und daß die Siedler jener Zeit, der Straße folgend, in den Grenzwald eingedrungen waren.

In der Eisenzeit dringen allmählich germanische Völkerschaften von Osten her in das schlesische Land ein. Ein Zweig der Vandalen, die Silinge, haben zu Mark-Murels Zeiten ihren Wohnsitz in unseren Heimatsgauen. Sie wanderten zur Zeit der Völkerwanderung mit den Vandalen nach Spanien und Nordafrika und sind dort verschollen. Schlesien hat von ihnen nichts behalten als seinen Namen (Silingane, slenzane — Schlesien). Eigentümlich ist es, daß 1305 das Silingisdorf erwähnt wird, das mit der durch die Talsperre verdrängten Siedlung Schlesiertal identisch ist. Vielleicht hat sich die Bezeichnung aus der germanischen in die deutsche Zeit hinübergerettet, vielleicht ist es nur eine gelehrte Ethymologie des Verfassers jener alten Urkunde.

Nach dem Abzuge der Silinger setzten sich allmählich slawische Völkerschaften aus dem Stamme der Lechen oder Polen in unserem Heimatlande fest. Der Slawe mit seinen primitiven Ackergeräten und Werkzeugen konnte kaum an eine umfassende Urbarmachung des Grenzwaldes gehen. Das Urwaldgebirge blieb noch immer dem Ackerbau unerschlossen. Doch der Jäger durchstreifte das Bergland mehr denn je, und slawische Wächter sicherten im Waldburger Bergwald die Bergstraße. So wurde den Slawen das Bergland bekannt, und sie gaben Bergen, Bächen und Wäldern Namen, die dann Allgemeingut der Bevölkerung wurden, um später von den deutschen Ansiedlern übernommen zu werden. Daraus erklärt es sich, daß wir in dem rein deutschen Siedlungsgebiet des höheren Waldburger Berglandes auf eine Reihe von Namen stoßen, die slawischer Herkunft sind. Der Steinberg bei Fellhammer wird in Urkunden Camena gora (steiniger Berg) genannt. Der Name eines Bergrückens bei Rhnau, die hohe Leipe, ist von lipa = Linde, der Name Tschorn (Berg bei Dittmannsdorf) von čorn = schwarz herzuweisen. Von Flußnamen wären hier zu erwähnen: Weistritz, abgeleitet von Vistritz = strömend, schnellfließend, Lomnitz, von lom = Stein, Geröll, Bruchstein, und Lässigbach von laz = Rodung oder lessa = Laubwäldchen. Ein Flurname ist später auf den neu entstandenen deutschen Ort übertragen worden: Jauernig. Jauwore hieß früher

das ganze südöstliche Waldburger Gebirge, und dieser Name weist auf den Baumöstand der Gegend hin (Jawor = Bergahorn).

Zögernd drangen auch die ersten slawischen Adersiedler, den Flußläufen folgend, in das Waldgebiet ein. Im Weistritztal gründeten sie Bistritz (1193 so erwähnt), das 1318 Polnisch-Weistritz und später Nieder-Weistritz genannt wurde. Im Tal der Polznitz entstanden Polznica (Dorf hinter dem Walde) und Liedoichau (lipchow = Lindendorf). Letzteres ist wegen seiner kleinen Dorfflur als polnische Gründung zu bezeichnen, während Polznitz wahrscheinlich später zu einer deutschen Siedlung umgewandelt wurde. Damit erreichte die slawische Siedlungstätigkeit ihren Abschluß. Erst mit dem Anbruch des 13. Jahrhunderts begann die deutsche Besiedlung, die das ganze Bergland erschließen sollte und im Laufe eines Jahrhunderts eine große Anzahl der Orte schuf, die wir noch heute in unserem Heimatskreise vorfinden.

Im 12. Jahrhundert setzte in Deutschland jene großartige Volksbewegung ein, die, eine neue Völkerwanderung in umgekehrter Richtung, das an die Slawen verloren gegangene alte germanische Siedlungsgebiet im Laufe mehrerer Jahrhunderte zu einem großen Teil zurückeroberte. Ueber die Ursache der deutschen Einwanderung in die Ostmarken wissen wir bis heute noch keinen klaren Bescheid zu geben. Den Hauptanstoß dazu gab jedenfalls der Landmangel in den Gauen zwischen Elbe und Rhein und die Aussicht, im Osten Land in Hülle und Fülle zu erhalten. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts schlugen die Wellen dieser Volksbewegung bis in die stillen Waldtäler unserer Heimat. Den Landhunger des Deutschen stillte gern der piastische Polenherzog in Schlesien, dem ungemessene Mengen von kulturlosem Boden zur Verfügung standen und dem die polnischen Kmeten und Dpolebauern durch ihre primitive Eigen- und Naturalwirtschaft nicht die Mittel geben konnten, die er für seine Hofhaltung brauchte, um mit dem prächtigen Hofe der Hohenstaufen wetteifern zu können. Brachten doch die deutschen Ansiedler die Geldwirtschaft und die Steuer- und Abgabenzahlung in Geld mit. So begann die schlesische Kolonisation als eine „Berufungs-Kolonisation“. Ein Bevollmächtigter des Herzogs, scultetus oder locator genannt, gewöhnlich ein Deutscher, zog in seine Heimatsgaue, um hier Ansiedler zu werben. Er übernahm auch die Verteilung des zugewiesenen Landgebietes und erhielt für seine

Mühewaltung einige zinsfreie Hufen Land, das Schulzenamt, mit dem die niedere Gerichtsbarkeit verknüpft war, die Schank- und Braugerechtsamkeit und gewöhnlich auch das Recht, die Dorshandwerkerstellen nach seinem Belieben zu besetzen. Der persönliche Besitz jedes einzelnen Ansiedlers wurde scharf abgegrenzt, eine Maßnahme, die durch die deutsche Dreifelderwirtschaft bedingt war, während der Slawe bei seiner Feldgraswirtschaft einer scharfen Grenzföhrung seines Besitzes nie bedurfte. Die Siedlungen unseres Heimatkreises sind gewöhnlich nach fränkischen Hufen (etwa 25 bis 30 Hektar) ausgemessen worden.

Neben die direkte Berufungssiedlung der piastischen Herzöge tritt noch die Siedlungstätigkeit der Klöster, die sich nur in ganz geringem Maße im Süden und Osten unseres Kreises geltend machte. Dem Kloster Politz gehörte das ganze Steinegebiet bis zur Steinequelle und dem Kloster Grüssau das Gebiet des Rässigbaches. Der Steinberg bei Zellhammer wird in einer alten Urkunde als die Grenzscheide der beiden Interessengebiete bezeichnet.

Etwa im Jahre 1220 schallten die ersten Artsschläge deutscher Ansiedler im Grenzwalde, und zwar im Tale des Salzaches. Es entstand hier als eines der ersten deutschen Dörfer Schlesiens Salzborn, später Salzbrunn genannt, dessen Musterverfassung bei der Aussetzung von Dörfern zu deutschem Rechte immer wieder zum Vorbilde genommen wurde. 1221 wird von einem Dorfe gesagt, daß es zu demselben Rechte ausgesetzt werden soll, wie die Dörfer um Salzbrunn. Wahrscheinlich handelt es sich bei diesen Dörfern um Abelsbach, Polznicz, Kunzendorf und Wissenstein, dessen Name wohl von den Steinweiskern durch den Wald (Findlingsblöcken) abzuleiten und durch eine schlechte Lateinisierung (Albus lapis) und seine Zurückübersetzung ins Deutsche zu Weißstein umgewandelt worden ist. 1228 bestätigt Herzog Heinrich I. dem Kloster Heinrichau die Schenkung von 100 großen Hufen zu Richnow, dem heutigen Reichenau. Die Besiedlung erfolgte also zunächst im Salzachtal und später im Quellengebiet des Striegauer Wassers. Erst nach dem Mongolensturm erschlossen deutsche Ansiedler die anderen Gebiete des Walddenburger Berglandes.

1242 wird das Kloster Alt-Grüssau zu Neuen gegründet, ferner werden in diesem Jahre bereits die Zeiskenburg und die Briburg (Freiburg) erwähnt, beide zum Schutze der böhmischen Saumpfade angelegt. Die Wichtigkeit des ganzen

Gebietes, das durch die fortschreitende Rodung des Bergwaldes leichter durchschreitbar wurde, führte weiterhin zur Anlage des Hornschlosses und der Burg Fürstenstein, die beide 1292 erstmalig erwähnt werden. 1315 hören wir von der Burg Rinzberg (Rynsburg), deren Name nicht von König, sondern von Rien, Riefer, abzuleiten ist; 1350 wird die Freudenburg erwähnt, die wahrscheinlich schon früher als böhmische Grenzburg gegen Schlesien erbaut worden ist, die aber nebst dem ganzen Steinetale erst unter Bolko II. mit Einwilligung Kaiser Karls IV. aus dem Verbande der böhmischen Länder ausschied und mit Schlesien vereint wurde. Vor 1364 wurde die Feste Waldenberg (Neuhaus) von einem Schaffgotsch erbaut.

In welche Jahre die Gründung der einzelnen, heute noch bestehenden Waldenburger Ortschaften fallen, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. 1290 besteht schon Abellungsbach (Abelsbach), 1297 Schenchendorf (Schenkendorf). Bis zum Jahre 1320 werden folgende Orte in Urkunden genannt: Bertoldisdorf (Bärsdorf), Dittrichsbach (Dittersbach), Dythmarstorph (Dittmannsdorf), Froelichsdorf (Fröhlichsdorf), Hugisdorf (Hauzdorf), Heinrichow (Heinrichau), Hermansdorf (Hermesdorf), Jaworow (Jauernig), Michelsdorf, Rimarswalde (Reinswaldbau), Blumenow (Blumenau), Thamus (Thannhausen), Waldenberc (Waldenburg), Gablow (Gablau), Conroczwalde (Konradswaldau), Liboriusdorf (Liebersdorf), Swarczewalde (Schwarzwaldbau), Sybotosdorf=Seibottendorf (Seitendorf). Im weiteren Verlaufe des 14. Jahrhunderts hören wir von antiqua aqua (1357 = Altwasser), Fredelandesdorf (Alt-Friedland), Stadt Friedland, Gehlenaw (Göhlenau, von geyle = fruchtbar), Girebrechtisdorf (Görbersdorf), Neudorf, Raspenaw (Raspenau), Reußendorf, Rudilswalde (Rudolfswaldau), Smedisdorf (Schmidtsdorf), Gerhardisdorf = Gierschdorf (Wüstegiersdorf), Walthiersdorf (Langwaltersdorf), Walthierisdorf (Wüstewaltersdorf) und Ober-Waldenburg.

Neben diesen heute noch bestehenden Dörfern und Städten werden mehrere Ortschaften erwähnt, die dann durch Kriegswirren oder durch Aufgehen in anderen Orten wieder verschwunden sind; so Sedlitzdorf bei Jauernig, Ottonis villa und Wustendorf, beide bei Waldenburg, Helledorf, das in Altwasser aufgegangen ist, Burchardisdorf bei Raspenau, Zweermantel und Schweinsdorf an der Rynsburg, Olbersdorf oder Ullersdorf im Freudenburger Walde, dessen Reste dort, überwuchert von Waldpflanzen, noch heute zu finden sind.



Freudenschloß.

(Phot. Anders.)

Etwa mit dem Jahre 1400 findet die Besiedlung unseres Berglandes seinen ersten Abschluß. Bevölkert war das Tal des Adelsbaches, des Salzbaches, des Hellebaches (Leisebaches), der Steine, der Weistritz, des Goldenen Baches, und mitten in weiter Bergeinsamkeit lagen Reimswaldau und Olbersdorf. Noch deckte der Wald das ganze Lässigtal und das Lehmwassertal.

Für die weitere Besiedlung war die Zeitlage recht ungünstig. In den Hussitenkriegen und den darauf folgenden Kämpfen um die Oberhoheit in Schlesien gingen eine ganze Reihe von Orten unter oder lagen viele Jahrzehnte wüst. Die beiden Ortsnamen Wüstegiersdorf und Wüstewaltersdorf zeugen von jener Entsiedelungszeit, die über unser Waldenburger Bergland hereinbrach.

1548 wird den königlichen Kommissaren ein Verzeichnis der neu erbauten Dörfer und Güter übergeben, das eine ganze Reihe Waldenburger Ortschaften aufweist. Danach hat Melchior Freiherr von Burkersdorf Wüstewaltersdorf und Schlesiertal neu erbaut, während er zum Aufbau von Rudelswalde noch nicht schreiten konnte. Er berichtet, daß in diesen Dörfern vordem Silberbergbau betrieben wurde, der aber noch nicht wieder aufgenommen werden konnte. Konrad, Christof und Hans von Hochberg auf dem Fürstenstein nennen Wüstegiersdorf, Langwaltersdorf, Reimswaldau, Görbersdorf, Rosenau, Raspenau und Göhlenau als wiederaufgebaute Dörfer.

In jenen langen Kriegsjahren sind auch das Hornschloß, und die Freudenburg zerstört worden. Neben dieser Wiederherstellung der zerstörten Ortschaften läuft eine Neuanlage von einer Reihe von Orten, die sich durch ihre geringe Ackerflur als eine Gründung des 16. und 17. Jahrhunderts erweisen, denn der weitaus größte Teil der bebauungsfähigen Fläche war schon früher vergeben worden.

Besonders verdient um die weitere Besiedlung machten sich die Herren von Czettitz und die Grafen von Hochberg, die 1509 in den Besitz des Fürstensteines gelangten. 1497 wurde Donnerau erbaut, 1499 Gottesberg, das dann später wegen seines Silberbergbaues zur freien Bergstadt erhoben wurde. „Von rauher Wurzel“ entstanden 1511 Bärengrund, Dörnhau, Fellschammer, Koblau bei Gottesberg, Lehmwasser, Neugericht, Steinau, Steingrund und Wäldchen. Im Tale des Lässigbaches gründeten die Czettitz 1533 Altlässig, 1550 Rothenbach im Hellebachtale, 1570 Althain. Die Grafen von Hochberg schufen sich neue

Ortschaften durch die Erbauung von Sorgau (1545), Neu-Liebichau (1550), Rhynau (1548), Neu-Salzbrunn (1609) und Nieder-Waltersdorf (1619).

Aber auch diese Siedlungsperiode fand ein vorschnelles Ende durch die Schrecken des 30 jährigen Krieges, dessen furchtbare Verwüstungen eine Urkunde des Jahres 1641 schildert:

„Gänzlich verwüstete und abgebrandte Dörffer, welche von anno 33 bis dato also verblieben: Altwasser ganz wüste, forberg eingefallen. Neudorff bis aufs forberg und zwei pauern abgebrannt. Neugerichte stehet wüste. Städtlein Waldenburg ist nicht der dritte theil bewohnt. Hermisdorff, forberg und dorff meistens wüste. Lübbichau alle forberg und das dorff bis etliche wenige häußer wüste. Friedland $\frac{1}{3}$ abgebrannt, das forberg und mehrentheils dorfschaften dazugehörig, wüste (nämlich Alt-Friedland, Rosenau, Raspenau, Schmidtsdorf, Göhlenau). Wüstegiersdorf beide scholtissen und pauern weggebrandt. Reimswaldau die scholtissen und pauern weggebrandt. Steingrund die scholtissen und etliche gärtner weggebrandt. Freudental ganz wüste. Jauernig ein groß theil weggebrandt. Michelsdorf abgebrandt. Freiburg der größte theil abgebrandt, die vorstädte theils abgebrandt, ganz wüste. Bärensgrund ganz wüste. Zellhammer ganz wüste.“

Dieses in seiner trockenen Aufzählung doch so fürchterliche Dokument aus der ärgsten Leidenszeit unseres Kreises schildert all das Elend, das über das freundliche Bergland gekommen war. Rastlose Arbeit nur konnte die Schäden des Krieges beseitigen, und so waren die folgenden Jahrzehnte vom Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften ausgefüllt. Aber schon 1661 wird ein neuer Ort, die Glashütte, das heutige Freudenburg, gegründet, und in denselben Jahren entsteht im Anschluß an eine Mühle der Ort Pomnik. Sogar gleich nach dem Ausgange des Krieges wird 1655 Neu-Lässig, 1657 Dorfbach erbaut, die aber beide zunächst mehrere Jahrzehnte hindurch Weiler im Walde bleiben, ebenso wie das 1671 gegründete Schles-Falkenberg. An der Waldenburger Bergstraße ersteht Neuhain (1679), im Reimswaldthale 1696 Reimswald, als Vorwerk von Wüstegiersdorf 1688 Altwasser. 1708 schafft sich der Graf Konrad Ernst Maximilian von Hochberg ein bleibendes Denkmal in der Ortschaft Konradstal und zweigt die Gemeinden Kesselgrund und Nieder-Rudolfswaldau von schon bestehenden Ortschaften ab. Der Grund-

herr von Tannhausen, der österreichische General von Seherr-Loß benannte nach seiner Gemahlin Sophie-Charlotte die von ihm errichteten Ortschaften Charlottenbrunn (1. Haus 1723 erbaut, der Grundhof) und Sophienau (1752). Der Gutsherr Melchior von Zedlitz erbaute Zedlitzheide, so benannt nach seinem Namen und dem Geburtsnamen seiner 1. Gemahlin, die eine Geborene v. d. Heyde war, ferner Eckartsberg, das den Namen seiner 2. Gemahlin, einer Frau von Eckartsberg, verewigen soll. Friedrich II. zu Ehren erbauten die Zedlitz Friedrichsruh und Friedrichsgrund.

Zu erwähnen wäre noch die Gründung von Oberhermsdorf (1736), Neu-Wüstegiersdorf (1777) und Neu-Friedersdorf (1808). In unsere gegenwärtige Zeit fällt die Entwicklung der früheren Kolonie Sandberg zu einer selbständigen Gemeinde.

Die weitere Besiedlung des Waldenburger Berglandes, das zu den dichtbesiedeltsten Gegenden des Schlesierlandes gehört, ist abhängig von zwei Bedingungen: von der weiteren Hebung des Steinkohlenbergbaues und der damit verbundenen Industrien und von dem nach diesem Kriege so frisch aufgelebten neuzeitlichen Siedlungsgedanken, der überall zur Gründung gesunder Kleinwohnhausiedlungen geführt hat. Der Kampf mit dem Walde, den die deutschen Ansiedler im Jahre 1200 begannen, tritt hier in seine letzte Phase: der Mensch der Industrieorte flüchtet hinaus aus den rauchigen, todbringenden Mauern unserer Industriezentren, um dem kargen Waldboden ein kleines Stückchen Acker- und Gartenland abzurufen und um als Nachbar des Waldes aus ihm stets neuen Lebensodem und damit neue Lebenskraft für seine fast allzuschwere Arbeit einzuatmen. Möchten unserem Vaterlande bald bessere Zeiten beschieden werden, damit das Werk, das die Stadt Waldenburg mit der Anlage der einzigartigen Stadtpark-siedlung begonnen hat, frisch weitergeführt werden kann, um vielleicht einmal in ferner Zukunft in der Umwandlung unseres schönen Berglandes in eine weitgespannte Garten- und Waldstadt zu gipfeln.

Quellen: P. Kerber: Geschichte des Schlosses und der freien Standesherrschaft Fürstenstein. Breslau 1895. — Oskar Vogt: Aus vergangenen Tagen. Wüstegiersdorf 1895. — Dorfstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. Band 6 (von Martin Treblin). — Werner: Chronik von Friedland. — Carl Belgelt: Die Grafen von Hochberg. — Brauner: Chronik von Gottesberg. — Konstantin Damrath: Die ältesten Ortsnamen Schlesiens. — Regesten zur schlesischen Geschichte (von Grünhagen u. a.).

Ritter Hans von Schellendorf.

Von Rudolf Daumann.

Die Zeit nach den Hussitenkriegen ist, wie diese selbst, für Schlesien eine Zeit „ewigen Jammers und Klagens, vieler Noth und großer Trübsal“ gewesen, so daß dem Breslauer Chronisten Eschenloer die Entscheidung darüber schwer wird, ob er Gott danken soll, daß die Hussitenzeit vorbei sei, oder ob er Gott bitten soll, diese Zeit wieder über Schlesien zu schicken.

Um den Besitz von Schlesien stritten sich König Matthias von Ungarn und König Georg Podiebrad von Böhmen. Während ersterer die Städte und den Klerus auf seiner Seite hatte, hatten sich letzterem eine große Reihe von freien Rittern, die über große Standesherrschaften verfügten, angeschlossen, weniger aus inniger Zuneigung zu König Podiebrad und Böhmen, sondern aus tiefer innerer Feindschaft gegen die reichen Pfeffersäcke und Ellenreiter der Städte, die mit ihrem Reichtum und Prunk jeden freien Rittersmann austachen und mit ihrem schweren Rüstzeug von Donnerbüchsen, Feldschlangen und Landsknechtsfahnlein entschlossen waren, dem fröhlichen Rittertum den Garauß zu machen. Unter den Parteigängern Podiebrads ragt einer hervor an ewiger Fehde- und Beute-lust, an Verschlagenheit, Grausamkeit und Kühnheit, ein Musterbild eines Raubritters: Hans von Schellendorf.

Sein Vater, Wenzel von Schellendorf, besaß das Hornschloß mit den dazu gehörigen sieben Burggemeinden: Weistritz, Breitenhain, Schellendorf, Bärzdorf, Wüstegiersdorf, Donnerau und Reimswaldau. Auch er war ein Parteigänger Podiebrads gewesen; konnte er doch nicht von seinen durch die Hussitenkriege verwüsteten Dörfern leben, und lockten doch gar zu sehr die mit reicher Habe beladenen Kaufmannszüge, die durch die freundlichen Waldtäler seiner Herrschaft zogen. Er hinterließ seinen Besitz seinen beiden Söhnen Hans und Nikolaus, die 1466 gemeinsam den Fürstenstein vom Troppauer Landeshauptmann Birka von Nassidel, dem treuen Waffengefährten Podiebrads, erwarben. Podiebrad hatte den Fürstenstein an sich gerissen, um einen festen Stützpunkt in Schlesien gegen die wachsende Macht des Ungarnkönigs Matthias zu besitzen. Die Gebrüder Schellendorf mußten sich daher in einer Erklärung verpflichten, dem König von Böhmen getreulich gegen alle Widersacher zu helfen und beizustehen, alle Fahrnis mit

dem Könige zu tragen und mit ihrer Burg Fürstenstein dem Lande ein getreulicher Schutz und Schirm zu sein. Auf diese beiden letzten Erklärungen legte Hans von Schellendorf wenig Wert, dafür aber um so mehr auf die erste. Nikolaus von Schellendorf erhielt den Besitz Pankendorf, und Hans behielt Fürstenstein und Hornschloß, mit welchen beiden er bald darauf die Herrschaft Freudenschloß vereinte. So, im Besitze von $\frac{2}{3}$ unseres Heimatskreises und dreier fester, fast uneinnehmbarer Burgen, war er kein zu unterschätzender Gegner, und er spielte bald seine Macht gegen die ihm verhassten Pfaffenräcke und Geschorenen, gegen Städter und Geistlichkeit aus. Er half dem König Podiebrad, der als hussitischer Keger samt allem seinem Anhang 1466 gebannt worden war, gegen alle die Feinde, die reiche Beute versprachen, und machte aus der Landesburg Fürstenstein das ärgste Raubnest Schlesiens. Hans von Schellendorf mit seinen Heckenreitern und Buschkleppern war bald Hans in allen Gassen. Zuerst suchte er die Güter des reichen Sandstiftes im Schweidnitzer Kreise heim und plünderte so, daß dort „nicht Huf noch Klaue, nicht Horn noch Schwanz“ mehr zu finden war. Am 21. Dezember 1466 bedrohte der päpstliche Legat die Räuber mit Bann und Interdikt, wenn sie nicht bald das ganze geraubte Gut wieder herausgeben. Als die ärgsten Räuber werden ausdrücklich „Hans von Schellendorf auf dem Fürstenstein, sein Bruder Nikolaus auf Pankendorf, Georg Czettrich auf Rinsberg und Hans Czettrich auf Adelsbach“ bezeichnet.

An eine Herausgabe der Beute dachten die Herren freilich nicht. Sie vermehrten vielmehr ihren Beuteschatz, den sie auf dem Fürstenstein in guter Hut wußten, noch durch manche Beutezüge gegen die Breslauer Kaufherrenschaft. Hans von Schellendorf ließ seinen Fehdebrief an einem Pfeil über die Breslauer Stadtmauer schießen und deckte so seine Plünderungen mit dem Fehderecht des ritterlichen Zeitalters. Wer von den Kaufherren in seine Hand fiel, den erwartete ein fürchtbares Schicksal. Er wurde „in den Turm gesenkt“; das heißt: von der oberen Plattform des noch heute stehenden Burgfriedes in das licht- und wärmelose Burgverließ hinabgelassen, und sah das Licht des Tages nicht eher wieder, bis das geforderte Lösegeld eingetroffen war. Die gefangenen Geleitsknechte wurden vor die Wahl gestellt, entweder über die Klinge zu springen oder in seine Dienste zu treten. Die Wahl mag keinem

schwer gefallen sein, und so wuchs die Macht des Herrn von Schellendorf, daß er es sogar wagen konnte, dem Bischof von Breslau abzusagen zu lassen, der im Verein mit der Stadt Breslau dem König Matthias gehuldigt hatte. 1471 drangen die Raubscharen bis nach Neumarkt vor und plünderten dort das dem Bischof gehörige Dorf Polnisch-Schweinitz. Bann und Interdikt waren gegen die Raubgesellen stumpfe Waffen, und andere standen den Geplagten vorläufig noch nicht zur Verfügung.

1471 starb Georg Podiebrad. Die Böhmen wählten den 15 jährigen Prinzen Wladislaw von Polen als König von Böhmen, während der Papst Paul II. Matthias von Ungarn dazu bestimmte. Sofort schloß sich der Schellendorfer an Wladislaw an und trieb seine Räubereien gegen die Breslauer Warenzüge schlimmer denn je. Er machte nicht nur die böhmische Straße über Landeshut unsicher, sondern er sperrte mit seinen Spießgesellen auch oft genug die Breslau-Biegnitzer Straße. Die Stadt Breslau wagte nichts gegen den kühnen Räuber zu unternehmen, da sie bei einem Angriff gegen diesen befürchten mußte, daß sich alle meist hussitisch gesinnten Ritter Schlesiens zu einem Bündnis gegen die Städte zusammenschließen würden.

In dem 1474 zwischen Wladislaw und Matthias tobenden Kriege, der durch den Waffenstillstand von Groß-Mochbern beendet wurde, tat Hans von Schellendorf treue Dienste im böhmischen Heere gegen Matthias, dem er einen förmlichen Absagebrief als einem Thronräuber und Landes-schädiger gesandt hatte. Der Herr von Fürstenstein wurde im Waffenstillstandsvertrage ausdrücklich als Anhänger und Verbündeter Wladislaws neben anderen Herren anerkannt. Peter Eschenloer nennt diese alle „tägliche Straßenräuber, die Diebe und Feinde des Landes haufen und hofen, die Matthias vormals Treue und Gehorsam geschworen haben und an ihm treubruchig geworden sind“. Aber sie sollten nun von Matthias nicht weiter beunruhigt werden.

Daran aber kehrte sich Matthias nicht. Im Januar des Jahres 1475 brach er, um den Breslauern zu helfen, mit 1500 Pferden, 2000 Trabanten, den großen Feuerbüchsen der Breslauer und vielem Heergerät gegen Hans von Schellendorf auf. Der König ließ ihn als einen Räuber und Landfriedensbrecher nach Schweidnitz vor sich laden. Aber wer nicht erschien, das war Hans v. Schellendorf. Er dünkte sich vor dem Heere des Königs sicher auf dem Fürstenstein, der als uneinnehmbar galt. Der

König schloß nun die Burg eng ein, ließ die schweren Feuerrohre sprechen und sandte Steinfugel auf Steinfugel gegen die festen Mauern. Inzwischen hatte der Czettritz auf Neuhaus seine feste Burg übergeben, und auch Hans von Schellendorf mußte auf einen Ausweg sinnen. Da halfen ihm in seiner Not seine eigenen Untertanen, die zufällig den König baten, doch von einer weiteren Belagerung abzusehen, da sie ihren „guten und milden Herren“ behalten wollten. Sie verbürgten sich für Hans, daß er sich „friedlich und ehrbarlich gegen alle Lande halten werde“, und Hans beschwor, daß er den Landfrieden achten werde. Darauf zog Matthias wieder nach Breslau. Wie der Ritter seinen Eid hielt, das berichtet Eschenloer: „Nachdem seine königlichen Gnaden weggingen, blieb es wie zuvor.“

Der König wollte den Eidbrüchigen strafen, aber ihn rief die Türkengefahr nach Ungarn. Er sandte daher seinen Feldhauptmann Jan von Zarotin mit ungarischen Kriegsvölkern gegen den Fürstenstein. Aber die Ungarn ließen es sich in den gesegneten Auen Schlesiens gut sein, kümmerten sich nicht um den Herrn von Fürstenstein, sondern führten nur Krieg mit dem Geflügel, den Räucherfammern und den Geldjäckern der Bauern. Auch sandte Wladislaw dem Schellendorfer einen böhmischen Heerhaufen zu Hilfe, der, in guter Manneszucht gehalten, den Bewohnern des Schweidnitzer Fürstentumes weit mehr willkommen war als die Landfriedensverteidiger des Jan von Zarotin.

Unbehelligt ging inzwischen Hans von Schellendorf, der in seinem Hauptmann auf dem Fürstenstein, Georg Gawszke, genannt Glesiger, einen ebenbürtigen Spießgesellen gefunden hatte, seinem alten Handwerke nach. Der Breslauer Landeshauptmann Stephan von Zapolien hat sogar den Kurfürsten Ernst von Sachsen wegen der Gefangennahme einiger Breslauer Kaufherren durch Ritter Hans um schiedsrichterliche Beilegung des Streites. Ob dessen Schiedsspruch Erfolg gehabt hat, wissen wir nicht. Aber wenn schon die Breslauer den Fürstensteiner nicht zum Frieden bewegen konnten, mag wohl der Wittenberger Herzog kaum Frieden gestiftet haben.

1478 wurde zu Olmütz der Frieden zwischen Böhmen und Ungarn abgeschlossen. Alle Streitigkeiten in den Herzogtümern Schweidnitz und Jauer sollten durch die landesherrlichen Richter entschieden werden. Aber der Wahrspruch über Hans von Schellendorf sollte dem König Wladislaw überlassen bleiben. Daß dieser seinem treuen Bun-

desgenossen kein Haar krümmen würde, war von vorn-hercin offenbar. Hans trieb sein sauberes Handwerk ungestört weiter.

Hatte Hans von Schellendorf bisher nur die Breslauer und die Geistlichkeit seine Macht spüren lassen, so wagt er sich nun, nach so viel Glück und Unterstützung, auch an andere wehrhafte Städte Schlesiens. Zu den Füßen des Burgberges, des Fürstensteins, lag unbewehrt und unbewacht das freundliche Dörfchen Liebichau, das den Schweidnizern zu eigen war. Diesen Besitz wollte er den Städten verleißen. Bei Nacht und Nebel brach er mit seinen Raubgesellen in das friedliche Dorf ein, ließ das Vieh wegtreiben, duldete allerlei Schandtaten seiner Genossen an den männlichen und weiblichen Einwohnern und setzte einigen, die es seiner Meinung nach gar zu eng mit den Schweidnizern hielten, den roten Hahn aufs Dach. Als die Erntezeit für die Liebichauer gekommen war, half ihnen der gute Nachbar bei der Einbringung, nur daß er die hochbeladenen Erntewagen in seine Scheuern führte. Auf der Gemeinbewiese spielte er mit seinen Getreuen Reiterspiele und ließ das Lanzenstechen üben; die Opfer dieses Scheinkampfes, die Kälber und Schafe der Liebichauer, wanderten hinauf in die Burgflüche. Als die Stadt Schweidnitz sich ob solcher Drangsal und Peinigung ihres Dorfes bei ihm beschwerte, ließ er dem Rat mitteilen, daß sie den Merger leicht loswerden könnten: sie brauchten ihm nur die Schutzherrschaft über Liebichau zu übertragen, dann würde er für das Wohl seiner Untertanen mit Gut und Blut eintreten. Auf die Beschwerde der Schweidnitzer bei König Matthias sandte dieser dem „Raubherren“ eine ernste Vermahnung, er solle das Dorf weiter „unangelangt“ lassen. Doch auch diese Vermahnung nützte nichts. Inzwischen hatte Schellendorf auch noch mit den Liegnitzern und dem Abte von Grüssau „angebandelt“. Der Abt und die Liegnitzer, an die fürchterlichen Taten eines andern Fürstensteines, des Hermann von Czettritz, gedenkend, wandten sich in hilferufenden Bittschriften an König Matthias, und ihr Flehen wurde durch das der Breslauer und Schweidnitzer kräftig unterstützt. Um nicht seinen ganzen Anhang gegen sich zu kehren, sandte nun Matthias seinen Rat George von Stein mit der schwarzen Schar nach Schlesien, um hier der Schellendorfserei ein Ende zu machen. 1482 traf George von Stein, der, ein früherer Geistlicher, sich durch seine

Lüchtigkeit und Tapferkeit bis zum ersten Räte und Feldherren des Ungarnkönigs emporgearbeitet hatte, in Breslau ein und überbrachte den Breslauern den strengen königlichen Befehl, ihn mit allen Mitteln zu unterstützen. Kein Befehl ist wohl schneller und freudiger ausgeführt worden als dieser. Der Breslauer und Schweidnitzer Rat sandten ihre schweren Donnerbüchsen zum Heerzuge, und nun konnte der Fürstenstein nicht mehr widerstehen. Leider wissen wir über den näheren Verlauf der Kämpfe nichts. Bekannt ist nur, daß die feste Felsenburg fiel, und Hans von Schellendorf sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Er wurde in strengem Gewahrsam gehalten und starb wohl bald danach im Burggefängnis einer mährischen Burg. Auch das Freundschoß und das feste Hornschloß fielen George von Stein in die Hände, letzteres erst nach langem Kampfe. Es wurde 1483 zerstört und wird von da ab als „zerbrochener Burgstall“ bezeichnet.

König Matthias ordnete nun an, daß der Fürstenstein auf ewig bei seiner Krone bleiben solle, damit „er, seine Nachkommen, sowie Land und Leute fernerhin vor Beschädigungen seitens fremder Inhaber geschützt seien und bei Frieden und Ruhe bleiben mögen.“ Daß dieser Wunsch nicht in Erfüllung ging, dafür sorgte George von Stein, der nun den Fürstenstein erhielt und dem ein Chronist jener Zeit 1490 den Nachruf widmete: „Nach dem Tode Königs Matthiae hat Stein Sorge mit seinen Helfern und den andern Verrätern keine Macht mehr gehabt und ist auch Stein Jorge bald aus der Schlesiens weggezogen. Der Teufel begleite ihn und seine Helfer!“

Die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges.

Aus der „Chronik der Stadt Waldenburg“ von Prof. Pflug.

Seit dem Mai 1633 standen sich in Schlesiens Wallenstein und Arnim gegenüber; ein Waffenstillstand, der am 6. Juni zu Heidersdorf bei Strehlen geschlossen worden war, führte zu keinem Frieden, und so begann Wallenstein wiederum die Feindseligkeiten mit einer Beschießung von Schweidnitz, die aber von der sächsisch-brandenburgischen Besatzung ausgehalten wurde. Wallenstein bezog alsdann im Südwesten von Schweidnitz ein Lager, während Arnim auf der anderen Seite lagerte, und beide ließen durch Streifcorps die ganze Gegend ausplündern, um Unterhalt für ihre Truppen zu gewinnen.

Am 21. Juli bemächtigten sich die Kaiserlichen des Städtchens Freiburg und der damals nur schwach von den Schweden besetzten Burg Fürstenstein, und von da lagen in Freiburg und der Gegend nach dem Gebirge zu den ganzen Sommer hindurch drei Regimenter Kroaten und ein Regiment Dragoner. Einer unter grauenvollen Untaten der vertierten Soldateska dabei geschehenen Plünderung von Freiburg folgten bis Donnerau hin ähnliche Szenen; auch Gottesberg wurde damals zur Hälfte eingeäschert, und eine durch die Verwesung der zahlreichen unbeerdigten Leichen entstehende pestartige Krankheit raffte in dem kleinen Waldburg 126 Einwohner dahin. Und trotzdem gingen neben diesen unregelmäßigen Plünderungszügen regelmäßige Kontributionen einher, die General Illow mit unbarmherziger Strenge eintrieb. So war das Jahr 1633, in dem auch, wie anderwärts bemerkt, in Waldburg von Pfingsten bis zum Jahreschluß kein Gottesdienst gehalten werden konnte, eins der schreckenvollsten in dieser entsetzlichen Zeit für unsere Gegend. Erst ihre völlige Erschöpfung und die Unmöglichkeit, noch etwas aus ihr zu erpressen, brachte alsdann für einige Zeit Ruhe. . .

1638 rückte die Kriegsgefahr wieder näher. Am 4. Mai 1639 beriet man nach einem unglücklichen Treffen gegen die Schweden in der Lausitz auf einer sog. engen Zusammenkunft der Landesältesten die Verteidigungsmaßregeln, damit der Feind nicht eindringen könnte; vor allem, wie Schweidnitz, die Waldburger Berghäuser und Schlösser besetzt und mit Proviant, Munition usw. zu besetzen seien. Dabei wurde freilich erklärt, daß schon die bisherige Besatzung durch die Borischen Truppen kaum länger zu ertragen sei; sollte aber die Aufstellung eigener Truppen gewünscht werden, so sollten von 10 Bauern, von 20 Gärtnern und von 40 Angerhäuslern und Hausgenossen je einer ausgerüstet werden, wozu der Landeshauptmann auch den 10. Mann aus der Bürgerschaft der Städte forderte. Dadurch könnten von den Fürstentümern 89 Mann zu Fuß und 533 zu Fuß, deren Ausrüstung 2042 Taler kosten würde, aufgestellt werden. Allerdings wurde dagegen geltend gemacht, daß Bunzlau, Löwenberg, Hirschberg, Landeshut schon in Feindesgewalt, Reichenbach und Striegau völlig verarmt und Friedland, Gottesberg und Waldburg ganz verwüstet seien.

Trotzdem nun die Schweden unter Baner und Stahlhans, die sonst in Schlesien fürchtbar hausten, von dem

Kreise Schweidnitz zunächst fernblieben, mußte das Land doch zur eventuellen Abwehr aufgestellte kaiserliche Truppen beherbergen, so daß die unaufhörlichen Kontributionen und Einquartierungskosten unsere Gegend dem Ruin immer näher brachten. So lagen in Liebichau Borwerke und Dorf bis auf einige Häuser wüst, in Giersdorf waren beide Scholtiseien und viele Bauerngüter verbrannt, ebenso in Reimswaldau und Steingrund; in Freiburg lag der größte Teil der Stadt noch in Asche, Friedland war zu einem Drittel abgebrannt, Bärengrund und Zellhammer lagen ganz wüste, und ebenso stand es um Waldenburg, wo in Stadt und Kirchspiel eine neue, pestartige Krankheit 1640/41 so furchtbar wütete, daß von 1700 bis 1800 Kommunikanten nur 548 verschont blieben, obwohl seit 1637 ein Arzt, Tobias Theophilus, sich hier niedergelassen hatte. Und trotzdem erfolgte kein Nachlaß der Kriegslast; im Jahre 1641 fand im Januar eine neue Zusammenkunft der Landesältesten von Schweidnitz-Jauer, wo das Burresche Regiment in Winterquartieren lag, statt, um über eine gleichmäßige Verteilung der notwendigen Auslagen zu beraten, und dabei wurde ein Verzeichnis der gänzlich verwüsteten und abgebrannten Orte, die seit 1633 bis dato so geblieben, vorgelegt. Uebereinstimmend mit den vorigen Angaben wurde gesagt: im Städtel Waldenburg ist nicht der vierte Teil bewohnt. In der Engen Zusammenkunft zu Schweidnitz vom 23. Dezember 1641 bat daher die Frau von Zedlitz um Nachlaß der nächsten zwei Steuergefälle für ihre armseligen Untertanen zu Waldenburg, die durch die Exzesse des dort einquartierten Galleschen Regiments der Verzeiſlung nahe wären, erhielt aber nur den schwachen Trost, sie solle deshalb liquidieren, man wolle versuchen, die Liquidation von dem Regiment einzuziehen. Doch alle auf der Zusammenkunft von 1641 vereinbarten Sicherheitsmaßregeln warf dann 1642 das Erscheinen des schwedischen Generals Torstensohn vor Schweidnitz über den Haufen. Kaiserliche Völker rückten zum Entsaß heran, und aufs neue machten die hungernden Soldaten das schon oft geübte Experiment, zu stehlen, wo nichts zu nehmen war. Stumpfsinnig ließ Bürger und Bauer schon längst alles über sich ergehen, kaum daß noch versucht wurde, das Feld zu bestellen; die Ställe standen längst leer, Mann und Frau zogen selbst den Pflug und brachen den Boden auf, wenn noch ein sorgsam versteckter Rest Saatgetreide den

plündernden Augen der plündernden Soldaten entgangen war. Denn was die regulären Truppen etwa verschonten, das wurde die Beute der Marodeure aus beiden Heeren, die theils in Eintracht, theils im Kampf miteinander das Letzte rauben, Weg und Steg unsicher machten und Verkehr und Handel völlig vernichteten. Und trotzdem erfolgten immer neue Erpressungen; zur Unterhaltung der Siegnitzer Garnison, wozu auch Freiburg, Friedland, Gottesberg und Waldburg gezogen wurden, gehörten auf einen Monat dem Herrn Kommandanten 200 Gulden, den Offizieren und der Garnison an Fleischgeld 1777 Gulden, an Servis 1333, in Summa 3310 Gulden; dazu kam an Brot und Bier 39 999 Portionen und 393 Scheffel Hafer, wovon auf die genannten Städte 25 Gulden, 312 Portionen Brot und Bier und 4 Scheffel Hafer fielen, in damaligen Zeiten eine fast unerschwingliche Leistung. Und so ging es ohne Unterbrechung weiter, ohne daß wir dies für die nachfolgenden Jahre im einzelnen nachzuweisen brauchen. Es möge genügen mitzuteilen, daß von kaiserlicher Seite Montecuculi, von schwedischer Hans Kaspar Rohrscheid sich in den traurigen Ruhm theilten, die letzten Greuel der Verwüstung 1647/48 verursacht zu haben. — Noch 1654 zählte man im Fürstenthum Schweidnitz-Fauer 498 wüste Hufen, 26 völlig und 20 zum größten Teil zerstörte Dörfer, sowie 22 unbebaute Kirchwidemuten. Und nicht weniger trostlos sah es in den Städten aus.

Die Beziehungen Friedrichs des Großen zum Waldburger Berglande.

Von Rektor Joseph Urban †, Breslau.

Der Uebergang Schlesiens in den Besitz Preußens war für unsere Heimat und ihre Bevölkerung von ungeheurer Bedeutung. Das vermag allerdings nur der völlig zu ermessen, der über die Zustände Schlesiens vor 1740 und die Bestrebungen Friedrichs während seiner sechsundvierzigjährigen Regierung genau unterrichtet ist. Die gedruckten Geschichtswerke, so groß ihre Zahl auch ist, geben nur ein schwaches Bild der königlichen Fürsorge um seine neu erworbene Provinz; einen viel tieferen Einblick in die rastlose, umfangreiche Arbeit Friedrichs gewähren die Akten der Archive. Nur wenige Gegenden dürfte es geben, die der

große König nicht selbst betrat, nur wenige alteingesessene Familien von Stand, die sich nicht seiner Huld rühmen durften. Zumal unser altes Fürstentum Schweidnitz mit seiner wichtigen Festung, für deren Eroberung und Ausbau der König alle Kräfte anspannte, mit den Siegesfeldern von Hohenfriedeberg—Striegau und Burskersdorf, sowie dem Lagerplatze von Bunzelwitz, besitzt zahlreiche Erinnerungen an Friedrich den Einzigen. Unser kleines Waldenburger Bergland kann sich damit freilich nicht vergleichen, immerhin aber sind seine Beziehungen zu Friedrich II. nach Zahl und Bedeutung so wertvoll, daß wir ihr Gedächtnis zu Ruß und Frommen der Gegenwart auffrischen wollen.

Noch ehe Friedrich im Dezember 1740 Schlesien betrat, spannen sich Fäden zwischen Schloß Fürstenstein und Berlin hin und her. Durch einen preußischen Unterhändler war dem einzigen Sohne des Reichsgrafen Conrad Ernst Maximilian, dem Grafen Heinrich Ludwig Karl von Hochberg, der Eintritt in die preußische Armee mit dem Range eines Majors angeboten worden; aber der korrekt denkende Vater versagte seine Einwilligung hierzu. Als aber Friedrich in raschem Siegeslaufe ganz Schlesien erobert hatte, zögerte der Reichsgraf von Hochberg nicht, dem neuen Herrscher am 7. November 1741 in Breslau zu huldigen. Als besonderen Gnadenbeweis empfing er damals den Schwarzen Adlerorden; die angebotene Erhebung in den Fürstenstand aber lehnten Vater und Sohn ab, da sie „wegen des notwendig vermehrten Aufwandes mehr nachteilig als vorteilhaft“ gewesen wäre. Dagegen empfing Conrad Ernst Maximilian mit Dank die königliche Erlaubnis zur Wiedereröffnung der Fürstensteiner Schloßkapelle, und als ihm das Oberamt wegen der Anstellung eines besonderen Schloßgeistlichen Schwierigkeiten in den Weg legte, brachte ein Königswort die Erfüllung des Wunsches. Am 27. Mai 1742 wurde der Kandidat Klische als Schloßgeistlicher eingesetzt. Er war der erste und letzte in diesem Amte, denn schon zwei Jahre später wurde die bis auf die Gegenwart bestehende Einrichtung bestätigt, daß alle evangelischen Geistlichen der Herrschaft Fürstenstein zur Abhaltung des Gottesdienstes in der Fürstensteiner Schloßkapelle verpflichtet sind. Am 28. Dezember 1741 nämlich ermächtigte eine königliche Order den Grafen von Hochberg, „bei den ihm untertänigen evangelischen Gemeinden zu Gottesberg, Friedland, Waldenburg, Salzbrunn, Giersdorf (Wüstegiersdorf) und Walterisdorf (Langwaltersdorf) so viele

evangelische Prediger zu bestellen, auch zur Information der Jugend so viele evangelische Schulhalter anzunehmen“, als es den Umständen nach erforderlich sein würde. An den bestehenden Rechten der katholischen Kirche änderte der König nichts, er versprach vielmehr ausdrücklich deren „Konservierung“. Mit einer schöneren, des allgemeinen Beifalls sicheren Tat konnte Friedrich seine Herrschaft im kleinen und noch wenig angesehenen Waldenburger Ländchen nicht beginnen.

Das neue Regiment hatte allerdings auch seine Schattenseiten, die sich besonders dem Reichsgrafen Heinrich Ludwig Karl von Hochberg, der 1742 seinem Vater folgte, bemerkbar machten. Für die mancherlei Rechte der Gutsherrschaften zeigte König Friedrich anscheinend kein Verständnis. Schon 1748 wurden in den Mediatstädten, zu denen auch Waldenburg gehörte, die Konsulats-, Notariats- und Kassenstellen ohne Mitwirkung der Gutsherren besetzt, 1750 die Polizeibürgermeisterstellen neu eingerichtet, deren Inhaber hauptsächlich die Kammereiverwaltung zu überwachen hatten; 1769 erfolgte die Befreiung der Vergleute und Hüttenarbeiter von der Erbuntertänigkeit und zehn Jahre später wurde auch in die gutsherrliche Gerichtsbarkeit die erste Bresche geschlagen.

Auch die beiden ersten Schlesischen Kriege fügten der Herrschaft Fürstenstein ansehnlichen Schaden zu. Als aber Graf Hochberg eine Ersatzsumme von 167 000 Talern forderte, versprach ihm zwar der König „zu helfen und zu soulagieren (erleichtern), soviel als nach den Umständen möglich sein kann“, da aber am Ende kein Pfennig in der Bonifikationskasse verblieb, so war des Grafen Beschwerde erledigt. Wir können's daher begreifen, daß Graf Heinrich Carl wenig Lust verspürte, ein ihm angetragenes hohes Hofamt, das aber ziemlich kostspielig war, zu übernehmen.

Zweimal ist Friedrich in jener Zeit im Waldenburger Gebirge gewesen: 1743 kam er auf der Reise von Glatz nach Schweidnitz von Braunau her ins Weistritzthal und befahl, daß man ihm mehrere Kisten des Charlottenbrunner Heilwassers nach Berlin schicke; im Dezember 1744 aber wohnte er auf dem Rückzuge von Böhmen mehrere Tage mit den königlichen Prinzen und dem Grafen Münschow im Schlosse zu Tannhausen. Die Sage aber wußte zu berichten, der Rumpelbrunnen in Ober Wüstegiersdorf sei verstummt, als sich Friedrichs siegreiche Scharen näherten.

In jene Jahre fällt auch das eigenartige Interesse des Königs für den Salzbrunner Oberbrunnen, die berühmte Heilquelle unseres Kreises. Sie fand aber keine Gnade vor dem Landesvater, weil sie nicht, wie er gehofft, Kochsalz, sondern „nur etwas wenigß bitteres Salz“ lieferte. Daß sie aber berufen war, der leidenden Menschheit Genesung zu spenden, daran dachte niemand.

Der Siebenjährige Krieg führte Friedrich öfters in unsere Gegend. So weilte er im Januar 1758 in Freiburg, um sich vom Zustande der Truppen und der Verpflegung der Verwundeten persönlich zu überzeugen. Er ließ den Dr. med. Kretschmer rufen und hatte mit ihm eine dreistündige Unterredung. Einige Wochen später hatte der König sein Feldlager in Grüssau aufgeschlagen. Daß in dieser Zeit auch das Waldenburger Ländchen schwer unter der Kriegesfurie zu leiden hatte, bezeugen die Chroniken; jedoch kommt hier nicht der Krieg an sich, sondern allein des Königs Anwesenheit in unserem Berglande in Betracht. So finden wir ihn im September 1760 in einem festen Lager zwischen Dittmannsdorf und Hoggiersdorf seinem berühmten Gegner Daun gegenüber, der sich in den Bergen von Seitendorf und Seifersdorf verschanzt hatte. „Hier sind wir noch immer Nase an Nase, beide in unangreifbaren Stellungen in stark verschanzten Lagern —“ schrieb der Held seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich. Daun aber nahm sich Zeit und Muße, der Fürstensteiner Bibliothek einen Besuch abzustatten. Im Frühjahr 1761 lagerte der König auf dem Zeiskenberg und ritt wiederholt durch den Fürstensteiner Grund, das stolze Felsenschloß aber hat er nie betreten.

Das letzte Kriegsjahr, 1762, brachte das letzte Ringen um Schweidnitz. Am 6. Juli stand den durch weite Märsche ermüdeten „Preußen die schwere Aufgabe bevor, den steilen Ostrand des Zeiskengrundes bei Adelsbach zu stürmen. König Friedrich, der anfänglich ungeduldig vorwärts getrieben hatte, damit der Feind nicht noch weitere Verstärkungen entsenden könne, wünschte nachher den Sturm, dessen Schwierigkeiten er nun erkannte, aufgegeben zu sehen, doch seine Gegenbefehle kamen für einen Teil seiner Truppen zu spät, und die fünf bereits engagierten Bataillone erlitten nun einen schweren Verlust: 1333 Mann mit 19 Offizieren und 51 Pferde.“

Vierzehn Tage später tat Friedrich den letzten Schlag auf schlesischem Boden, er siegte über die Oesterreicher bei

Burlersdorf im Tale der Weistritz. Wer dieses jetzt „an einem schönen Sommertage durchwandert, mag sich daran erinnern, daß damals Tausende tapferer Krieger an diesen steilen Abhängen emporzuklimmen hatten, den drohenden Feuerschlünden entgegen, die ihre Höhen beschirmten.“ Doch vergingen noch einige Wochen, ehe die Oesterreicher aus Schlesien abzogen.

In jener Zeit hat der König sehr oft auf Waldenburger Boden gewelt, und die ihrem Herrscher treu ergebenen Landleute haben durch mehrere Menschenalter hindurch mancherlei Erinnerungen an ihn treu bewahrt. In der Niedermühle zu Dittmannsdorf soll Friedrich wiederholt Quartier genommen und von hier aus die Umgegend durchstreift haben. Als er dabei durch die armelige Kolonie K o h l h a u kam und ihn sein Adjutant verwundert fragte, wovon in dieser Wildnis die Bevölkerung eigentlich lebe, erwiderte er sarkastisch: „Das ist ganz einfach; einer stiehlt vom andern!“

Damals geschah es auch, daß der König vor David Polte's Häuschen in Wäldchen vom Pferde stieg und der dienstefrige, biedere Landmann eine Haspe mit einem Ringe in die schöne Linde vor seiner Wirtschaft einschlug, um des Königs Roß anzubinden. (Siehe unter „Dorfchroniken“: Wäldchen.)

Ueber den Reutretscham ritt Friedrich einst nach Charlottenbrunn. Der Weber Kummer lehnte am Gatter, um den König und sein Gefolge zu betrachten. Da fordert man von ihm ein Glas Wasser für den König. „Hab kein Glas, höchstens einen Topf,“ antwortet der Weber und kredenzt dem Könige die Erfrischung in einem irdenen Gefäße mit der Inschrift: „Es lebe Schlesien!“ „Nun, das gebe Gott!“ bemerkte der gut gelaunte Monarch und setzte hinzu: „Na, wer ist Euch lieber, der Oesterreicher oder der Preuße?“ „Halten zu Gnaden“, erwiderte der dreihäufige Weber, „es bringt halt keiner was mit!“ Worauf ihn der König eines Besseren belehrte, indem er ihm eine größere Münze reichen ließ.

Eine hübsche Erinnerung an den Alten Fritz erzählt Friedrich Beh in seiner Geschichte „Die Sabina-Fichte“, die in der Wüstewaltersdorfer Gegend spielt.

Auch in den Friedensjahren hat der König unsere Gegend wiederholt besucht. Schon 1764 durchreiste er die Fürstensteiner Herrschaft und äußerte befriedigt zum Grafen: „Die Leute erheben sich schon.“ Damals soll er die Abhaltung

eines Leinenmarktes in Wüstenwaltersdorf genehmigt haben, der am 2. April 1765 zum ersten Male stattfand, wodurch das Dorf der Mittelpunkt des Leinwandhandels in jenem Bezirk auf viele Jahrzehnte hinaus wurde. Als Friedrich 1780 abermals — wohl zum letzten Male — die Gegend von Friedland und Wüstegiersdorf berührte, hatte man, um ihn zu erfreuen, die Straßen auf das Beste hergerichtet, alle sichtbaren Wohn- und Wirtschaftsgebäude verschönert, die dem Könige mit Recht verhafteten hölzernen Schornsteine entfernt usw. Auch eine neue Kolonie sah der König: Neu-Wüstegiersdorf.

Merkwürdig: Friedrich zieht die Grafen Hochberg an sich, aber er betritt nie ihr Schloß, selbst wenn er in dessen nächster Nähe ist; er ist wochenlang im Berglande, aber er läßt dessen Hauptstadt links liegen; er begünstigt die Leinwandhändler in Greiffenberg, Hirschberg, Schmiedeberg und Landeshut und schenkt dem nicht minder bedeutenden Handel Waldenburgs keine Beachtung; er sorgt für die jagdgemäße Hebung der Bodenschätze, widmet aber dem Kohlenzentrum keinen seiner Besuche; er preist die Schönheit des Glazer Landes und findet keine Worte für die landschaftliche Mannigfaltigkeit unseres Hügellandes! Nicht anders ist dieser Widerspruch zu erklären, als daß das damalige Waldenburg viel zu unbedeutend war, um des Königs Augenmerk auf sich zu ziehen. Wenn sich seitdem Stadt und Land erheblich gewandelt und die alte Enge der Verhältnisse großzügigen Neuerungen gewichen ist, die unsern Kreis heute vor andern auszeichnen, so hat Friedrichs Fürsorge hierzu den Grund gelegt. Der große König würde heute nicht mehr an Waldenburg vorbeireiten.

Quellen: Belgelt: Die Grafen von Hochberg; Grünhagen: Schlessen unter Friedrich dem Großen; Vogt: Aus vergangenen Tagen; Ruhlandt II: Die Geschichte von der Friedrichslinde bei Wäldchen.

Ein Friedländer Unglückstag.

Aus „Chronik der Stadt Friedland“ von Werner.

Pastor George Delsner erzählt darin: Anno 1745 den 21. September abends $\frac{3}{4} 9$ kam ein Kommando österreichischer Panduren von dem Trentischen Korps in Friedland an, welches auf dem Markte einen Schuhmacher namens Heinrich Wein antraf, welcher die Panduren in die beiden Gasthöfe weisen mußte, wo sie auf Befragen, was sie begehrt, Bier und Brantwein verlangten; als sie

solches empfangen, hat ihr Kommandeur in Person alle Gassen besetzt. Als solches geschehen, haben sie einen Bürger mit Namen Hans Hoffmann, welcher von dem Gasthaus nach Hause gehen wollte, und von ihrem Dasein nichts gewußt, atrapirt und erbärmlich geschlagen, doch ist er so glücklich gewesen, ihnen zu entweichen, wo er sich alsdann in das Stadtgefängniß unter dem Rathause versteckt hat. Kurz darauf, als dieser weg war, haben sie einen Bürger, Gottlob Daniel Bärzdorf, als solcher von dem evangelischen Herrn Pjarrer nach Hause gehen wollte, und von ihrem Dasein gleichfalls nichts gewußt, vor dem Stadtkoch George Kirchner am Markte gleichfalls atrapirt, den sie mit sich in das niedere Wirtshaus zu Melchior Schmidten zu ihrem Offizier, welchen sie einen Kapitän genannt, geführt, der ihn anfangs ganz höflich tractiret. Als solcher gefragt, was ihr Begehr wäre, hat er zur Antwort bekommen, Bier und Brantwein und vor die Offiziere etwas zu essen, welches Bärzdorf auch versprochen anzuschaffen. Sie ließen ihn dann gehen, es zusammen zu tragen, doch befahlen dabei, die Stadtbeamten sollten auch zu ihnen kommen, es sollte sich niemand fürchten, sie kämen als Freunde und würden niemandem Leid tun. Es wurde auch gemeldet, wo ein Pandur jemandem ein Leid tue, sollte man es nur bald dem Offizier melden, welcher exemplarisch bestrafen würde. Da nun auf solch gute Vertröstungen die Gemeinältesten und Zechmeister herzutamen, haben sie solche freundlich empfangen, heißen niedersetzen und als das Essen aufgegeben worden, haben etlich müssen mit ihnen mitessen und trinken. Da solches vorbei und der Wirt Streu vor sie gemacht gehabt, und die dabei seienden Bürger geglaubt, sie würden sich nieder legen, so hat der Offizier alle Thüren besetzt und die Bürger in einen Kreis zu stellen befohlen, da sie solches getan, so hat der Offizier durch einen Panduren befehlen lassen, jeder sollte ihm 4000 Gulden geben, sonst würden alle massakrirt werden. Da sie nun ihr Unvermögen und die Unmöglichkeit vorgestellt, daß in dem ganzen Ort nicht 4000 Gulden zusammen zu bringen, so hat er erstlich dem Gottlob Daniel Bärzdorf und Johann Christ. Alose die Hände unter vielen Schlägen auf den Rücken binden lassen, wobei ihnen vielmals die Pistolen mit aufgezoogenem Hahn auf die Brust gesetzt wurden, da ihnen dann das bei sich gekabte Geld mit Gewalt genommen worden. Der Gastwirt Melchior Schmidt ist gleichfalls mit diesen beiden

zuerst mit einem Hungarischen Zadaner erbärmlich geprügelt worden, damit er bekennen sollte, wo er sein Geld hätte, da sie ihm denn alles geraubet und ausgeplündert. Als sie dann unter diesem Plündern den Herrn Klose und Bärzdorf zu Hause geführt, wo dann des Ersteren Knecht alle Kasten und Schränke aufhauen mußte, wo sie denn alles geraubet und geplündert, und dabei den Herrn Klose mit Säbeln und Flinten, Pistolen und einem spanischen Rohr, welches von oben bis unten zersprungen, erbärmlich geprügelt, seine Frau mit Schlägen gleichfalls harte tractirte, der Jungfer Tochter, welche todkrank darnieder gelegen, 1 Gulden, welchen sie bei sich gehabet, herausgepresst. Dem Herrn Bärzdorf, als er nach Hause mit ihnen gekommen, haben sie gleichfalls alles rein ausgeplündert und zerhauen, und als sie weiter nichts gefunden und mit dem Geraubten nicht zufrieden sein wollten, so haben sie ihn in der Stube darniedergeworfen, und hat sich einer auf den Kopf, zwei aber auf die Beine gesetzt, einer aber gar mit dem Zadaner erbärmlich auf den Rücken geprügelt, da sie ihn alsdann umgedreht und auf den Leib heftig geschlagen, wie auf den Rücken. Unter solchen Schlägen hat der Pandur, der ihm auf dem Kopfe gesessen, ihm den Säbel an die Gurgel gesetzt, und solche wollen durchstechen. Da dieses seine Hauswirtin, die Frau Schälin, gesehen, hat sie erbärmlich anfangen zu schreien, da sie dann von ihm nachgelassen und sie ebenfalls mit dem Zadaner heftig geschlagen, daß sie es auch in die Erde mitnehmen gemußt. Da sie mit solcher fertig, haben sie vollends Alles geraubet und den Bärzdorf nebst seinem Hauswirt Friedrich Schäl und seine Frau unter vielen Schlägen wieder in den niederen Gasthof zu ihrem Commandanten geschleppt. Da sie nun daselbst angekommen und ihrem Offizier die geraubte Beute gezeigt, welcher aber damit noch nicht zufrieden sein wollte, so haben sie den Bärzdorf wiederum darniedergeschmissen, da sich dann wieder einer auf den Kopf gesetzt, zwei auf die Beine, einer aber wieder mit dem Zadaner so erschrecklich und heftig auf ihn geschlagen, daß die meisten Schläge augenblicklich ausgesprungen und alle Umstehenden nicht anders vermeinten, daß er tot liegen bleiben müsse. Unter solchen Schlägen hat ihm der Pandur eine lange Gabel in den Mund gestochen und solchen nebst der Nase zugehalten, daß er nicht schreien konnte. Als sie nun ihre Wuth an diesem diesmal aufhören und ihn mehr tot als lebendig

liegen gelassen, so hat ihm ein Pandur die Arme, nachdem er ihm ein Glas Bier zur Stärkung geschenkt, vom Strick losgemacht und lassen niederlegen, mit dem Strick aber hat er Joh. Christ. Schmidten gebunden und in die Stube herborgeschleppt, da er dann ebenfalls alles, was er bei sich gehabt, beraubet und erbärmlich geprügelt worden. Da sie ihn dann nach Hause geführt und alles ausgeplündert und jedesmal, wenn sie Geld an einem Orte gefunden, mit einer Holzart heftig geschlagen, und zwar aus der Ursache, weil er gesagt, er hätte kein Geld. Als dieser nun mehr tot als lebendig zurückgebracht wurde, so haben sie Herrn Joh. Christ. Wimmer unter heftigen Schlägen zu Hause geschleppt und ihn vor seiner Thür, weil er nicht bald herein gekommt, fast tot geschlagen. Als ihm nun endlich sein kleiner Sohn aufgemacht, haben sie ihm gleichfalls alles unter gewaltigen Schlägen ausgeplündert und ihn alsdann in den Gasthof zurückgebracht. Gleichfalls haben sie Herrn Gottl. Hoffmann alles unter heftigen Schlägen, was er bei sich gehabt, genommen und zu Hause geschleppt, da sie ihm dann alles, was zu finden gewesen, geraubet und ihn nebst seiner Frau Liebsten halb tot geprügelt, daß das Blut häufig über den Kopf herunter gelaufen. Als sie in dem Hause fertig, haben sie ihn gleichfalls zurückgebracht, da es dann an George Kirchnern kommen, welchen sie ebenfalls heftig geschlagen und den Kopf mit einem Säbel herunter hauen wollten, und mit sich fortgeschleppt. Zu gleicher Zeit hat Hans Müller müssen niederknien, welchem sie mit einer Holzart den Kopf haben abhauen wollen, welchen Schlag aber Gott so gnädig abgewendet, daß er auf den Rücken gekommen, wo er umgefallen und halb tot da gelegen. Desgleichen haben sie Hans Friedrich Wittvern mit der Holzart heftig geschlagen, Jeremias Scholze. Christian Längner haben sie ebenfalls harte geschlagen mit einem Hammer so stark wie ein Arm. Der Schmied Wagdaner mußte fortwährend glühende Eisenstangen besorgen, auf welchen die Bürger barfußig laufen und tanzen mußten. Dem Tischlerzechmeister Hielscher wurde ein Ohr abgehauen, dem Friedrich Hein ein paar Finger, desgleichen haben sie Friedrich Schäbe unmenschlich geprügelt. George Viehren wurde inzwischen von einigen Panduren nach Hause geführt, er und seine Frau heftig geprügelt, ihm wurde alles von dem Leibe heruntergerissen und nach vollbrachter Plünderung aus seinem Hause herausgebracht.

Unter diesem Rauben und Plündern hat der Wirt Melchior Schmidt nebst seiner Wirtin noch etliche Mal erbärmliche Schläge mit dem Zadaner bekommen, indem der Offizier sich das Hemde hinter den Ellbogen gestreift und es das Ansehen gehabt, als wenn er einen rechten Henker vorstelle. Unter diesem erbärmlichen Tractament haben sie etliche Mal verlauten lassen: „Wir sind keine Soldaten, keine Panduren, keine Husaren, sondern Räuber von Triest.“ Um halb 2 nach Mitternacht kam der ganze Schwarm mit den arretirten Herren Klose und Bärzdorf zu mir, schreibt der Pastor Delsner. Meine 4 Wächter hatten sich indessen versteckt und niemand war da, der mir in dem von dem Städtel etwas abgelegenen Hause beigestanden hätte. Ich machte ihnen sogleich auf ihr Verlangen die Haustür auf und ging die Treppe hinauf in meine Studierstube. Auf Befragen, womit ich den Herren dienen könnte, gaben sie mir zur Antwort, mit nichts außer mit Dukaten, deren sie anfänglich 4000 forderten. Wie ich ihnen bezeugte, daß ich wenig Geld hätte, da vor etlichen Wochen die Husaren erst alles ausgeplündert hätten, bestanden sie dennoch auf 600 Dukaten. Ich gab all mein Geld, worunter etliche Dukaten waren, führte sie auch in meine Schlafkammer und öffnete ihnen alles, was ich verschlossen hatte. Damit wollten sie aber nicht zufrieden sein, sondern drohten mich zu ermorden, wenn ich nicht sagte, wo ich hin mein Geld versteckt hätte. Hierauf schlugen sie mich auf das Erbärmlichste stehend, warfen mich zur Erde und ihrer drei setzten mir das Messer an den Hals, da mich andere inzwischen mit den Füßen traten. Diese Wut preßte mir noch das in der Kirche über der Sakristei versteckte Geld heraus. Dann führten sie mich in das Bethaus, schlugen die hinter dem Altar auf den Sakristeiboden gehende Thür auf, nötigten mich auf der Leiter hinauf zu steigen und ihrem Rauben mit anzusehen. Sie nahmen hier alles was ihnen behagte und was ich bis dahin selbst verwahrt hatte. Dem ungeachtet forderten sie von mir Dukaten, silberne Schlüssel, silberne Teller, legten mir den Hammer sanft an die Stirn und sagten: „Dukati, Dukati, sonst totschlagen Lutherpfaffe,“ führten mich darauf wieder in meine Amtswohnung und schlugen mit Gewalt einen Schranken auf. Ich gab ihnen noch 6 Dukaten, die ich unterm Streusande liegen hatte, in der Meinung, sie würden mich loslassen und sich mit dem begnügen, was sie mir geraubt. Dies mußte aber ihnen ohnfehlbar die Gedanken beibringen,

noch mehr aus mir zu erpressen, warfen mich auf das Angesicht zu Erden, traten mir auf den Kopf, hielten die Beine und tractierten mich mit Schlägen so barbarisch, daß mir auch das Kleid auf dem Leibe zerschlagen wurde. Darauf führten sie mich, nachdem dies schreckliche Verfahren zwei Stunden gedauert hatte, als einen Arrestanten in den niederen Gasthof, woselbst ich einen Teil von meinen Kirchländern in dem erbärmlichsten Zustand antraf, die also durch abgedachtes schreckliches Verfahren zugerichtet waren, daß ich meine besten Freunde und Gebatterzleute nicht kannte. Kurz darauf machten sie sich zum Abzug bereit, wollten mich und mehrere mitnehmen, bei der Thür aber ließen sie mich gehen ohne weitere Zufügung eines Schadens. Endlich wurde ich, nachdem sich die Räuberbande fortgemacht, nach Hause begleitet und von dem Stadtarzte verpflegt, bis ich folgenden Tages, nachdem sich alles auf die Flucht begeben, auf vieles Bitten und Flehen meiner unglückseligen Kirchländer ins Exilium wanderte, weiter aber wegen Schwachheit nicht kommen konnte, als bis in die sogenannten Buschhäuser, woselbst ich einige Nächte Ruhe hatte, bis auf den 15. Sonntag nach Trinitatis, da das Plündern, Rauben und Morden auf den benachbarten Dorfschaften anfang und mich nötigte, in den Wald zu flüchten, eine Hütte zu bauen und 7 Tage auf dem Berge, die sogenannte „kleine Heide“ aufzuhalten. In diesen bekümmerten Umständen predigte ich einmal und taufte 2 Kinder, welche mir über Berg und Tal zugebracht wurden. Von Görbersdorf bekamen wir die traurige Nachricht, daß das ganze Dorf ausgeplündert, 1 Mann getötet und der Richter bis auf den Tod geschlagen worden. Auch wurde ein Mann in Langwaltersdorf erstochen und vieles andere grausamlich zerschlagen. Inzwischen genas ich eine vollkommene Ruhe in Sicherheit in meiner Wüste, davor ich den Namen des Herrn, der mir ein festes Schloß gewesen, danke immer und ewiglich.

Der erste Lehrer von Friedersdorf.

Von Lehrer Erich Weiland, Büßewaltersdorf.

Etwas Besonderes mußte beim Begräbniß des Schulhalters, Feldgärtners und Webers Johann Heinrich Stephan stattfinden. Das fühlten alle. Doch erklären konnte es sich niemand. Es wußte deshalb auch keiner, wie das Unheil abzuwenden war. Jeder beeilte sich nur, den Toten-

brief weiterzugeben, der von Haus zu Haus um das Grab-
geleit bat. Es war nicht das erstemal, daß einer den Toten-
brief aus der Hand legte, dann vergaß und über Nacht
im Hause behielt. Dadurch wurde der Tod fürs nächste Mal
ins eigene Haus gerufen. Man nahm sich deshalb kaum Zeit,
den Totenbrief ordentlich durchzulesen. War gerade kein
Kind als Bote da, lief man selber zum Nachbar.

So kam es, daß es schon in aller Frühe das ganze Dorf
wußte: Johann Heinrich Stephan ist tot.

In der Nacht war er gestorben, wie jeder andere sterb-
liche Mensch. Daß er aber gerade an der Mundsäule sterben
mußte, das konnte man nicht begreifen. Damals hätte man
sich nicht gewundert, wenn er der Mundsäule zum Opfer
gefallen wäre, damals im Siebenjährigen Kriege, als die
Kroaten sie ins Dorf geschleppt hatten, als die Seuche jedes
Haus heimsuchte, als kein Tag verging, an dem nicht etliche
der furchtbaren Krankheit erlagen, als beinahe ganz Frie-
berdsdorf ausstarb und nur wenige Familien verschont
blieben.

Damals war er unter Lebensgefahr, der er aber nicht
im geringsten achtete, zu den mit dem Tode Ringenden ge-
treten. Er hatte bei ihnen Tag und Nacht gewacht, er hatte
sie gebadet und umgebettet. Er hatte sie mit dem Heil-
wasser gewaschen, das er sich selbst erdacht und bereitet
hatte. Er war nicht von dem Lager der Fiebernden ge-
wichen, ihren Irreden hatte er gelauscht. Die Sterbenden
hatten auf seinen letzten Trost gewartet. Auch das Grab
hatte er ihnen in ihren eigenen Hausgärten geschaufelt
und mit den Sträuchern der weißen Rose bepflanzt. Als
der einzige Tischler, namens Ahl, auch der Seuche erlag,
hatte er zusammen mit dem Richter und Schulvorsteher
Elias Hausdorf die Särge angefertigt. Alle seine Nach-
barsleute, Geschwister und Freunde erlagen der pestartigen
Krankheit, aber er blieb gesund.

Run, wo alles längst vorüber, wo seit Jahr und Tag
kein neuer Krankheitsfall mehr aufgetreten war, da er-
krankte er daran. Man bereitete ihm sein Hausmittel:
eine Kreuzotter und sieben Regenwürmer wurden zerteilt
und mit den Blüten der wohltätigen Arnika in Essig ge-
kocht. Einen Leinenlappen, in die Flüssigkeit getaucht, legte
man ihm auf den kranken Mund. Wenn der Lappen wieder
trocken war, vergrub man ihn auf dem Kirchhofe, und die
Krankheit sollte dann weichen. Doch das Hausmittel, mit
dem er viele geheilt hatte, versagte bei ihm. Man erhoffte

Besserung von der Zeit des abnehmenden Mondes. Man hatte ihm die Bibel unter das Kopfkissen gelegt. Aber alle Mühe, alle Sorge und Pflege war vergeblich gewesen.

Nun sollte er begraben werden. Alle Dorfleute kamen zum Begräbnis, flachbrüstige, von schwerer Arbeit und vielen Kindesnöten frühzeitig gealterte Weiber, krummbudlige Weber, starcknochige Holzmacher, breitschultrige Feldgärtner, alles Menschen, in deren schmalen, braunen, wetterharten Gesichtern gezeichnet war, wie sie am Webstuhl, auf dem dürftigen, gabenarmen Acker und in den weiten Wäldern der Berge schwer um die Mittel zum Leben kämpfen mußten. Sie stiegen vom letzten Haus unten im Tal herauf, sie kamen vom ersten Haus oben auf der „Windsaule“ herab.

Es war ein Märztag, wie er nur selten an der rauhen Eule ist, so goldig, so sonnig, so voll erstem Blütenduft und Frühlingsäahnen. Die Wiesen streiften die Farblosigkeit des Winters ab. In hoffnungsvollem Grün prangten die jungen Saaten. Der Bergbach im Thiel-Grunde führte die Schneewasser der Eule zu Tal. Auch in den versteckten Schluchten schmolz der Schnee. An der sonnigen Lehne blühten bereits Blumen: gelbe Primeln, blaue Leberblümchen und blaßlila Anemonen.

Hier und da trafen sich die Bergmenschen, und sie sprachen von dem Verstorbenen.

Es war sonst nicht ihre Art, so gesprächig zu sein. In ihrem Wesen prägte sich die tiefe Einsamkeit der Berge aus, und der Wald rings um ihre Hütten hatte sie mit seinem träumend-düstern Schweigen zur Verschlossenheit erzogen. Es waren Menschen, die im zähen Daseinskampf mit der herben Bergnatur bescheiden geworden waren. Es waren Seelen, wie sie sich entwickeln in kleinen weltentlegenen Dörfern zwischen hohen Bergen und tiefen Wäldern. Schweigend verrichteten sie ihre Arbeit auf den Feldern, im Heu und am Webstuhl. Der Tod des Schulhalters aber hatte ihnen die Zunge gelöst. Es lag etwas in der Luft, was sie sich nicht erklären konnten, und dann hatten sie ihn doch alle gekannt. War er doch der erste Schulhalter des Ortes gewesen...

Als Friedrich der Große durch den ersten Schlesiſchen Krieg Schlesiſten in Beſitz nahm, beſtimmte er, daß in jedem Dorfe die Kinder zur Schule gehen ſollten. Darum mußte jedes Dorf einen Lehrer wählen. Die Friederſdorfer waren aber zu arm, einen geprüften Lehrer anzustellen; deſhalb ſollte ein Mann aus ihrer Mitte in ſeinem eigenen Hauſe

die Kinder unterweisen. Am 18. Februar 1743 wurde Stephan zum Schulhalter gewählt. Er genoß den Ruhm, lesen, schreiben und gar bis 100 rechnen zu können....

Die Leidtragenden stiegen zu Stephans Häuschen hinab.

Unten am Bach stand es, von Holz erbaut, mit Stroh gedeckt, winzlig, niedrig, gebrechlich, knarrend und quiet-schend im Innern. Puppenhaft wie das ganze Häuschen waren auch die Guckenster. Vor der Türe und drinnen im kleinen Flur mit der halzbrecherischen Stiege, die sich zum Boden emporkwand, drängten sich die Leute. Scheu spähten sie in die Stube hinein, wo der tannenhölzerne Sarg stand, auf zwei Schemeln, umbrannt von hohen Wachskerzen auf blinkenden Zinnleuchtern. Der Dunst der Lichter schwebte wie ein Nebel über der regungslosen Gestalt. Teuflische Mächte wagten sich gern an die Toten heran, um ihrer Seelen habhaft zu werden. Brennende Lichter hielten sie aber fern.

Die Totenstube kannten die meisten aus ihrer eigenen Schulzeit....

An dem langen Tisch aus Ahornholz hatten sie selber noch gegessen und lesen, schreiben und rechnen gelernt. In dem großen, hochlehnigen Stuhl mit dem abgewekten Federpolster saß der Schulhalter, mitten unter den pausbäckigen Mädeln und Jungen, den großen und kleinen. Dort auf der mächtigen, bunt bemalten Truhe stand immer der kupferne Teller, auf den sie Sonnabends das Kopfschulgeld legen mußten, die Kleinen 6 Pfennige und die Großen 9 Pfennige. Das war das Gehalt des ersten Schulhalters gewesen. Sie konnten sich noch genau erinnern, wie er, ein großer, breitschultriger Mann mit glattrasiertem Gesicht und weißen Stirnlöckchen, im Lehnstuhl seine Tabakspfeife rauchte, die so lang war, daß sie bis auf die Erde reichte. Hin und wieder ging er zum „Pulvernäppel“, wo leinene Lumpen und verfaultes Buchenholz drin verkohlt waren. An dem Stück Stahl, das in der Wand eingelassen war, schlug er mit einem „Querstein“ Funken heraus und hielt das Pulvernäppel darunter, daß die Funken die fein zerteilte Kohle darin entzündeten. Dann hielt er einen Schwefelsaden daran und steckte sich die Pfeife an. An dem Ofen hantierte seine Frau und kochte in großen irdenen Töpfen die Mahlzeiten für Mensch und Vieh. Bald warf sie Klasterscheite, wie sie aus dem Walde kamen, in den mächtigen Ofenraum, bald rückte sie mit der Ofen-

gabel die Töpfe, um das Kochen zu regeln. Der Rauch suchte sich seinen eigenen Weg durch die Tür und die Fenster, schwärzte aber vorher die Wände und die Decke.

Dort in der Ecke, wo Tisch, Ofen und zwei Betten noch Platz ließen, stand der Webstuhl. Auf dem Fensterbrett putzte sich die Katze immer ihren weißen Brustlaß, und unter dem Tisch schnarchte der Hund. Hinter dem Ofen quietschten die kleinen Schweine. So mancher wußte auch noch, wie mit einem Male eine junge Ziege bei ihren ersten Sprungversuchen quer durch die Stube getaumelt kam. Die Stube war eben alles gewesen: Wohnraum, Schlafgemach, Küche, Stall und Schulküche.

Hier hatten sie mit dem kleinen Abc angefangen. Sie lernten es in und außer der Reihe, sie sangen es nach Melodien, die der Lehrer erfand, sie schrieben es wohl hundertmal ab. Als sie auch das große gedruckte Alphabet konnten, mußten sie tapfer darauflos buchstabieren, immer und immer wieder, im Guten und im Bösen, unter Tränen und unter Lachen. Doch eines Tages entdeckten sie, daß sie die Gebote, Kirchenlieder, biblischen Geschichten und Bibelsprüche in ihrer Bibel lesen konnten. Dann war der Katechismus und das Gesangbuch ihr Lesebuch gewesen, und zuletzt hatten sie die Bibel vom Anfang bis zum Ende durchgelesen und abgeschrieben. Im Rechnen hatten sie das Einmaleins gelernt, erst am Rechenbrett, dann auswendig, auf und ab, vorwärts und rückwärts. Das konnten sie dann wie im Schlaf, so gut wie das Vaterunser, aber damit rechnen konnten sie nicht.

In der Tasche hatte er stets getrocknete „Krickeln“ gehabt, die er ab und zu in den Mund steckte, um sich das Sprechen zu erleichtern. Wenn einer mal besonders fleißig gewesen war, bekam er eine ab.

Nachher, wenn die Schule aus war, mußten sie erst den langen Tisch mit Sand und Wasser blank scheuern. Das gehörte zur Ordnung. Lustig war immer der Heimweg gewesen. Es war ein Rennen und Jagen über Hecken und Bäume. Manche Jungenhose blieb am Baun hängen. An irgendeiner Dornenhecke flatterte ein Mädchenrockzipfel, und irgendwo klirrte eine Fensterscheibe.

Eins aber konnten sie nicht vergessen, wie der Schullehrer sie, die mit dem Bilde des Christkind-Jesus als holder Gabenspender in die Schule kamen, langsam mit dem Christus-Jesus vertraut machte, wie er mit traurem Märchenduft die Kindheit des Heilandes verwob, wie er

sie unter die ganze Wucht seines Leidens stellte. Dann röteten sich langsam des Lehrers Wangen, die weißen Stirnlöcher lugten noch mehr unter der roten Zipselmütze hervor, und die blauen Augen leuchteten und funkelten vor Begeisterung. Dann trieb es ihn von seinem Lehnstuhle auf, und sie waren ganz in seiner Gewalt, daß sie den Atem anhielten, die Hände vor stiller Andacht falteten und die Köpfe in heiligem Schauer senkten.

Und so feierlich still wurde es.

Als flöge ein Engel vom Himmel durch den düstern, ärmlichen Raum.

Und so licht wurde es in der Stube.

Als ob aus den Wolken ein heller Schein sich herabsenkte.

Als ob Herr Jesus vorüberging, durch die Fenster hinschaute, nickte und lächelte.

Das alles kam den Leidtragenden in den Sinn, und sie verstanden nicht, wie er, der im Leben so voller Kraft und Taten war, nun so vollkommen tatenlos, so regungslos und hilflos im Sarg liegen konnte. Sie sprachen leise, fast flüsternd; dabei hätte er alles hören können. Es war nur Gutes, was man ihm nachsagte.

Sein Leben wäre voller Arbeit gewesen. Als er das Land übernahm, war es zur Hälfte Unland. Nun hatte er das meiste bebaute Land im Dorf. Ganz allein hatte er die Wälder ausgerodet und die Wildnisse urbar gemacht, und den Sumpf hatte er ausgetrocknet, daß jetzt das Gras dort so saftig und hoch wuchs wie nirgends. Bereits im Morgendämmer zog er aus, um das Gras zu hauen, weil es sich leichter schneiden sollte, wenn noch der Tau darauf lag. Wenn der Winter in die Berge zog, Fichten und Tannen unter der Schneelast krachend zusammenbrachen, der Schnee das Häuschen fast erdrückte und im Ofen die Scheite flammten, warf er eifrig das Weberschifflein. Auf der Ofenbank saß seine Frau und ließ das Spinnrad schnurren. Das brasilienhölzerne, mit Perlmutter eingelegte Spinnrad hatte ihr Stephan geschenkt, als sie seine Braut geworden war.

Es war aber auch ein Leben voller Sorgen und Mühe. Das wußten die Feldgärtner und Weber auch. Sie mußten daran denken, wie er einmal sagte: „Wenn mir bei Tisch Messer oder Gabel hinabfällt, kann ich keinen Bissen mehr essen.“ Denn wo außer ihm und seiner Frau noch 14 Kinder aus einer Schüssel aßen, da hieß es dazuhalten. Wenn

der Alte Fritz nicht die Kartoffeln in Schlesien eingeführt hätte, er hätte manchmal nicht gewußt, wie er die ganze Schar satt machen sollte. Er bewies, wie irrig es sei, wenn die Kartoffel für schädlich gehalten wurde und Magister Feige in Wüstewaltersdorf vor dem Genuß warnte. Trotz der Arbeit voller Sorge und Schweiß war Stephan nie verdrießlich. Er empfand die Arbeit als das einzige Glück, das sich der Mensch selbst geben kann.

Des Abends, wenn die Kinder in die Nebenkammer schlafen gegangen waren und die Frau den großen Sahnentopf auf den Ofenstein gestellt hatte, damit „der Sahn“ über Nacht so weit erwärmt wurde, daß er am Morgen gebuttert werden konnte, klemmte er die Schleifen in den Schleifenleuchter und zündete sie an. Dann stellte er von der einen Seite einen saftgrünen Schirm und von der andern Seite einen Bogen goldgelben Papiers vor das Licht, und über die schwärzlichen Wände und den ärmlichen Hausrat legten sich fröhliche Farben, die ihm Freude machten und wohltaten...

Die Begräbnisgäste hoben Tannenzweige auf, mit denen die Dielen der Stube bestreut waren. Dann traten sie an den Sarg heran und legten die Zweige unter stillen Gebeten auf den Toten nieder.

Tobias Wersig wollte dasselbe tun. Doch zögernd trat er heran. Umständlich hob er einen Tannenzweig von der Diele auf. Er nahm ihn von einer Hand in die andere, aber er brachte es nicht fertig, ihn in den offenen Sarg zu legen. Unverwandt starrte er den Entschlafenen an. Es war ihm, als ob der Tote die Augenlider öffnete und ihn mit brechen- dem Blicke ansah. Es ging ihm wie ein Stich durchs Herz, er wurde bleich wie das Antlitz des Toten, einen Augenblick taumelte er, dann drückte er sich scheu durch die Tür ins Freie.

Doch es war nicht unbemerkt geblieben. Ein Murmeln ging durch die Menge der Umherstehenden: „Seht, das Außergewöhnliche fängt schon an. Warum schreckt Wersig zurück, den Toten zu berühren. Wer einen Toten berührt und nicht mit ihm vor dem Tode Frieden geschlossen hat, bekommt dieselbe Krankheit. Hatte er das zu fürchten?“

Doch keiner konnte sich besinnen, daß die beiden jemals Feinde gewesen waren. Als die Mundfäule im Dorfe wütete, war der Schulhalter in Wersigs Haus ein- und ausgegangen, und wenn er nicht gewesen wäre, läge Wersig schon lange dort oben auf dem Bergfriedhof. Auch dessen

Frau hatte er gesund gepflegt, und die Kinder hatte er in sein eigenes Haus genommen, um sie vor der Ansteckung zu schützen. Dabei hatte er an seinen 14 Kindern selber genug.

Und wenn einer heute wirklich in Zorn vom Schulhalter ging, morgen war er wieder sein Freund. Er brauchte ihn bloß mit seinen dunklen, machtvollen Augen ansehen, und aus dem Zorn wurde Liebe.

Traugott Scholz erinnerte sich noch genau des letzten Neujahrstages. Der Schulhalter wanderte mit einigen Schullindern von Haus zu Haus. Sie sangen das neue Jahr an, wie es Sitte war:

„Gekommen ist das neue Jahr,
wir bringen unsre Wünsche dar:
Dem Herren einen goldnen Fisch,
an jeder Ecke einen gebratenen Fisch,
mitten drauf ein Gläschen Wein,
daß er kann essen und trinken und fröhlich sein.
Ich wünsch' der Frau eine goldne Kron',
im neuen Jahr einen jungen Sohn.
Ich wünsch' dem Sohn ein gesattelt Pferd,
daß er kann reiten früh und spät.
Ich steh' auf einem breiten Stein,
der Weg soll heut' noch weiter sein.
Ich hör' den Herrn mit dem Schlüssel klingen,
er wird mir wohl einen Taler bringen.“

Die Kinder hatten schon überall für ihre Glückwünsche Geschenke in die Büchse bekommen, und ihre Leinensäckchen waren mit Prezeln, Eiern, gebackenen Tabakspfeifen und Wassersemmeln gefüllt. Der Schulhalter hatte manches schöne Geldstück in die Hand gedrückt bekommen. Diese Einnahme gehörte zu seinem Gehalt.

Traugott Scholz hatte aber den Kindern nichts gegeben, und dem Lehrer reichte er einen Pfennig hin. Aus Geiz hatte er es getan. Es war ihm alles noch so klar in der Erinnerung, als wenn es erst gestern gewesen wäre. Der Schulhalter hatte sich bloß nach ihm umgedreht, ohne ein Wort zu sagen, und so ruhig angesehen, daß ihm ein kalter Schauer über den Rücken gelaufen war. Und was ihm bei diesem Blick nicht alles eingefallen war! Vom alten zum neuen Jahr soll man keinen Schmutz im Hause liegen lassen, aber auch nicht im Herzen, und das ganze Jahr dann ein unreines Herz haben, ist noch schlimmer als jahrein, jahraus ein schmutziges Haus, und wie man sich am ersten Tage

des neuen Jahres gibt, so lebt man das ganze Jahr. Doch das ganze Jahr vor Geiz des Lebens nicht froh werden, das müßte ein Höllendasein sein. Und mit einem Male war er ins Haus gerannt, wieder herausgestürzt und dem Schulhalter nachgeeilt. Beim Nachbar hatte er ihn eingeholt und ihm einen blanken Silbertaler gegeben.

Dem Jann Traugott Scholz so nach. Unterdessen wurde der Sarg herausgetragen. Der Trauerzug bewegte sich den schmalen Pfad zum Kirchhof hinauf. Tobias Bersig lief wie ein armer Sünder hinterher. Die anderen sahen sich immer wieder mal nach ihm um und hätten sich nicht gewundert, wenn er mit einem Male verschwunden gewesen wäre. Doch war er auch noch da, als der Trauerzug durch die schmale Pforte den Kirchhof betrat. Die Dede des Winters lag noch darüber. Es dauerte lange, bis hier die Unmassen von Schnee wegschmolzen. Dann aber schossen Sommerblumen und Gras in fröhlichem Wirrwarr auf, und nisteten Rotschwänzchen in den wilden Rosenhecken an der eingefallenen Friedhofsmauer. Die Gräber erhoben sich nur wenig über den Boden. Kreuze aus Holz und Schmiedeeisen ehrten die Toten.

Der Pastor segnete das Grab des Schulhalters. Da zog über dem Gipfel der Hohen Gule eine schwefelgelbe Wolke auf. Man hatte sie nicht eher gesehen als bis sie da war. Plötzlich war es blauschwarze Nacht im Tal. Aber das Wundersame dabei war, daß die Berge ringsum im Sonnenschein lagen.

Der Sturm brauste auf. Ein Blitz loderte mit blauroter Flamme nieder. Sogleich knatterte und krachte der Donner.

Unter den Trauerleuten entstand eine allgemeine Bewegung. Zwar waren sie heftige Gewitter im Gebirge gewöhnt, aber ein Gewitter im März war denn doch noch nicht dagewesen.

Der Blitz hatte sogar gezündet. Aus dem Niederdorfe schlugen gleich riesigen Fanalen die Flammen empor. Der rote Feuerschein fiel auf den Spitzberg. Bersigs Haus brannte.

Alles heßte vom Friedhof herunter.

Mit dem einen Blitz war auch das Gewitter schon vorüber. Die Schwefelwolke verschwand hinter dem „Hohen Hahn“. Die Sonne breitete wieder ihren Glanz über das Tal. Wolkenlos und tiefblau war der Himmel. Kein Lüftchen wehte.

Tobias Werfig war allein auf dem Friedhofe zurückgeblieben. Regungslos, wie angewurzelt, starren Blickes stand er an dem offenen Grabe. Dabei griff das Feuer auf seiner Wirtschafft immer weiter um sich. Doch er rührte sich nicht. Unaufhörlich rief er: „Laßt es brennen!“

Niemand konnte sich sein sonderbares Wesen erklären. Man brachte es mit seinem eigenartigen Benehmen im Sterbeuhause in Zusammenhang. Warum hatte er nicht den Toten berührt!

Das Feuer breitete sich weiter aus. Auch Stall und Scheune wurden von den Flammen erfaßt. Tobias Werfig warf sich an das offene Grab nieder und weinte...

Vergangenen Herbst war es gewesen. Er hatte nicht mehr daran gedacht. Aber beim Anblick des Toten war es ihm wieder eingefallen, wie schlecht er an dem gehandelt hatte, der ihm nur Wohltaten über Wohltaten erwiesen. Darum hatte er ihn nicht berühren können.

Der Schulhalter war mit einem Leiterwagen von Hof zu Hof gefahren, um die Wettergarbe einzusammeln. Sie stand ihm zu, weil er mit der Glocke das Feuerzeichen geben mußte, wenn der Blitz gezündet hatte. Er hatte ihm jahrelang die beste Garbe aus seiner Scheune gegeben, und gelangt hatte es immer, aber diesmal meinte er, die beste Garbe würde ihm fehlen, wenn es im späten Frühjahr mit dem Getreide zu Ende ginge. Dabei hatte er ihm bloß nicht den Wagen voll guter Garben gegönnt. Wenn er nur wüßte, was damals über ihn gekommen war. Die schlechteste Garbe hatte er herausgesucht, die, wo der giftige Taumellösch drin war und das Stroh brandig war. Nun waren ihm Hab und Gut vernichtet. Das war ihm ganz recht. Wer die Feuergarbe verweigert oder eine schlechte Garbe gibt, dem sollte der Blitz ins Haus fahren. Bettelarm wollte er sein, wenn er dadurch den Betrug ungeschehen machen konnte. Doch es war zu spät. Der da unten lag, sah und hörte nichts mehr. Nur nicht das ganze Leben die Schuld mit sich herumtragen...

Im Niederdorf verlöschte das Feuer. Der Himmel, blutrot vom Widerschein, verblaßte. Von Wohnhaus, Stall und Scheune standen nur noch die Grundmauern. Der Totengräber ging auf den Friedhof, um das Grab zu schließen.

Auf dem Sarge des Schulhalters lag Tobias Werfig. Er war tot. Der Herzschlag hatte ihn getroffen. Dabei muß er in die Gruft gestürzt sein.

Die Bergmenschen kamen in den Häusern zusammen. Das taten sie sonst nie. Sie kannten keine Geselligkeit; scheu, verschlossen und redarm waren sie auch zueinander. Doch die furchtbaren Ereignisse beim Begräbnis ihres Schulhastens ließen sie noch nicht zur Ruhe kommen. Sie sprachen hin und her, sie suchten sich das Ungeheuerliche zu erklären. Aber niemand empfand Mitleid mit dem Schicksal des Tobias Bersig. Menschen wie sie, die im ernstesten Daseinskampfe zäh und hart geworden sind, haben auch anderen gegenüber ein Herz so hart wie Stahl.

Die Württemberger in Waldburg.

Aus „Denkwürdigkeiten“ von Wolfgang Menzel.¹⁾

Es war im Winter auf 1807, als an einem Sonnabendmorgen, während meine Vaterstadt wie gewöhnlich von ländlichen Webern wimmelte, fünfundzwanzig bayerische Chevauxlegers auf den Markt geritten kamen und sich so roh benahmen, daß in wenigen Minuten die Weber ihre langen Gebirgsstöcke aufhoben und die stolzen Reiter von den Rossen herunterschlugen. Ich sah alles aus dem Fenster mit an. Der Magistrat tat Einsprache, weil er die Rache des Feindes fürchtete. Aber die Bauern ließen ihre Beute nicht fahren, sondern transportierten die gefangenen Reiter und ihre Pferde nach der Festung Schweidnitz. Noch an demselben Tage wurden gegen 50 andere gefangene und verwundete Bayern, welche letztere elend im Stroh bei großer Kälte auf offenen Schlitten lagen, durch ein preussisches Streifcorps unter einem Hauptmann oder Major Fischer eingebracht, dessen Namen ich noch behalten habe, weil er mich empörte. Dieser Offizier nämlich behandelte die Verwundeten, indem er ihre Fortschaffung beschleunigen wollte, so brutal, daß selbst unsere zahmen Bürger darüber murrten. Indessen waren es nur Repressalien, denn die Bayern, noch mehr aber die Württemberger, welche Bannamme mitgebracht hatte, gingen mit dem

¹⁾ Wolfgang Menzel, der bis jetzt wohl berühmteste Sohn Waldburgs, war Kritiker, Geschichtsschreiber und Dichter. In den „Europ. Blättern“ führte er gegen die leere Form in der Poesie und im Dienste einer christlich-germanischen Weltanschauung gegen die Goethesche Schule Kampf. Auch das „Literaturblatt“, das er redigierte, war ein Organ für seine literarischen Kämpfe. Bedeutende Werke von M. sind der Kulturroman aus dem 30 jährigen Kriege „Furore“, die „Geschichte der Deutschen“, die „Geschichte der Neuzeit“, die „Geschichte der deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit“, die „Denkwürdigkeiten“. Das Geburtshaus M.'s, Ring 9 („Neues Tageblatt“), trägt eine Gedenktafel mit der Inschrift: „In diesem Hause ist Wolfgang Menzel am 21. Juni 1798 geboren.“

schlechtesten Beispiel voran und haben sich in Schlesien unerhörte Frevel gegen Wehrlose erlaubt. Die Eile des ingrimmigen Fischer hätte die Bewohner unserer kleinen Stadt belehren sollen, daß ihm der Feind nach Schweidnitz nachfolgte. Am folgenden Sonntag befand ich mich mit meiner Familie in der Kirche, als die Predigt des ohnehin leise redenden Pastors Guder durch fernen wunderbaren Hörnerklang unterbrochen wurde. Es war der melodische Marsch der württembergischen schwarzen Jäger, welche kamen, um Rache für die gefangenen Bayern zu nehmen und die Stadt zu plündern. Alles stürzte aus der Kirche. Da aber die Kälte sehr streng und jeder Soldat froh war, bald unter Dach zu kommen, war die Gefahr nicht so groß, als man anfangs befürchtete. Ueberdies wollte Vandamme selbst in kurzer Zeit ankommen und in dem reichen und bequemen Städtchen rasten. Also blieb es bei bloßen einzelnen Mißhandlungen, Gelderpressung und Möbelzerstörung; die Feinde selbst aber hatten acht, daß die Stadt nicht in Brand gesteckt wurde. Einer sehr geschwägigen Frau wurde der Mund bis an die Ohren aufgehauen. Ein ehrbarer Künstler wurde auf dem Markt ausgezogen. Die reichsten Honoratioren der Stadt mußten den Soldaten bei Tisch aufwarten und sogar bei gewissen Geschäften das Licht halten. Allerlei Wagen, Möbel und andere brennbare Sachen wurden aus den Häusern geschleppt, um zu Vorkasfeuern für die Truppen zu dienen, die nicht in den Häusern unterkommen konnten. Große Ballen von Fries und Tuch wurden aus den Warenlagern geschleppt, und nicht nur zu Decken und Mäntel zerschnitten, sondern auch als Teppiche über die Straßen gebreitet. Die später ankommenden württembergischen Chevauxlegers mit dem Rossschweif auf dem Helm raubten sogar die kostbarsten Atlas- und Seidenzeuge, und ich sah eine ganze Schwadron in langen über Kopf und Mann gebreiteten Decken von grünem Atlas zur Stadt hinausreiten. Aus meines Großvaters Keller wurde der Wein im Pferdeimer fortgetragen. Auf der Straße wurde jedes Mädchen festgehalten. Alles wimmelte von beschäftigten Soldaten, und man sah fast kein Bajonett, an welchem nicht Brot, Fleisch, Wurst und dergleichen hingen.

Außer dem Wein erlitt meines Großvaters Haus keinen Verlust, denn es erhielt sogleich Souvegarde und wurde als das schönste Haus in der Stadt für den General Vandamme in Beschlagnahme genommen.

Im Hause der Mama*) ging es dagegen ziemlich bunt her, und beinahe wäre mein wahnsinniger Onkel ums Leben gekommen, da er die ersten Soldaten, welche die Treppe hinaufkamen, mit Riesenkraft wieder herunterwarf. Die gute Mama, die immer den Schein bewahrte, als sei er bei Verstande, schrie jetzt zum ersten Male laut auf: Er ist ja verrückt, tut ihm nichts! So blieb er wirklich geschont und wurde nur schnell eingesperrt.

Bandamme fand sich am Dienstag ein. Ich war zufällig bei meiner Mutter in der Küche, wo für ihn und sein Gefolge gesotten und gebraten wurde. Da kam er selbst in die Küche und begrüßte meine Mutter mit der größten Artigkeit, indem er ihr für die getroffenen Vorkehrungen dankte. Er war ein nicht großer, aber unterseßter Mann und trug einen Ueberrock. Als er hörte, die Großeltern und wir Kinder seien alle auf eine Bodenkammer verwiesen, nur um ihm und seinen Offizieren Platz zu machen, befahl er sogleich, uns zwei Zimmer wieder einzuräumen. Ich erwähne das ausdrücklich, weil derselbe General Bandamme in anderen Quartieren, wie allgemein bekannt ist, einen üblen Ruf zurückgelassen hat. Seine damalige gute Laune und Artigkeit hatte ihren Grund ohne Zweifel darin, daß ihm das Niederbrennen der Stadt mit einer großen baren Summe in Gold, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, mit 30 000 Dukaten, abgekauft worden war.

Das Hauptquartier verließ uns schon am folgenden Tage und rückte näher gegen Schweidnitz.

Ein Schreckenstag für Wüstegiersdorf.

12. Februar 1807.

Von A. Daumann, Waldenburg.

Trübe lag ein Februarnachmittag über dem oberen Weiskrutzthale. Die Kuppen des Hornschlosses, der Neumannskoppe und des Wolfsberges hatten sich in graue Wolcenschleier gehüllt, und ganz leise und fein trieb ein kalter Winterhauch spitze Schneenadeln von den Berghängen herab ins Thal, hinein in die Dorfstraße von Wüstegiersdorf, das sich mit seinen kleinen Weberhütten und Bauernstellen in das lange Thal schmiegt. Die Einwohner stan-

*) Wolfgang Menzel meint damit das heutige „Ankerhaus“ am Ringe, das seiner Großmutter väterlicherseits gehörte, die er besonders lieb hatte und deshalb Mama nannte.

den mit horchenden Gesichtern auf der Straße, ob sie nicht irgendwoher wieder das Geplacker des Gewehrfeuers oder das Brummen der schweren Belagerungskanonen vor Schweidnitz hören würden. Aber es blieb heute still; denn vor Schweidnitz herrschte Waffenruhe, und nur noch wenige Tage waren es, die die gute preußische Festung von der Kapitulation trennten. Leinwandläusleute und Garnhändler hatten am Morgen im Kretscham von der furchtbaren Plünderung in Waldenburg erzählt, und nun bangte Mann und Weib und Kind um das eigene Schicksal.

Sonnabend war es, Weberfeiertag. Wer sollte auch bei so furchtbaren Kriegsläusen an Tätigkeit denken, für wen arbeiten! Die Garnpreise stiegen und keiner wollte Leinwand kaufen. Mancher Hausvater dachte mit Sorgen an das kleine Häuflein Kartoffeln im Keller und an das wenige Korn auf dem Boden. Und nun noch Krieg rings im Lande! „Es werd Zeit, daß her und wer gieh'n morne wieder amol zum Herrgot ei de Kerche!“ sagte der eine, und die um ihn herstanden nickten beistimmend dazu.

Plötzlich näherte sich ein Lärm auf der sich immer mehr in Dunkelheit hüllenden Straße, auf deren schmutzige Schneelagen hier und da schon eine glotzende Delsunze oder Buchschleife durch ein niederes Fenster seinen roten Schein warf. „Sulbaota kumma!“ schrie eine Schar dahinstürmender Dorjsungen den Wartenden zu. „De Franzmänner?“ — „Nee, Preußen!“ Und fort waren die Jungen, um die Botschaft durch das ganze Dorf zu tragen.

Von Lomnitz her nahte durch den Winterabend die kleine tapfere Schar unter Führung des Fürsten Heinrich von Anhalt-Röthen-Pleß und des kühnen Rittmeisters Stöbel. Buchschleißen und Rienstacheln flammten überall auf und sandten ihr trübes Licht über das kleine, bunt zusammengewürfelte Heer, das aus Ausreißern, Versprengten, Kantonen;entspflichtigen in Friedland zusammengestellt war und nun, 1500 Fußsoldaten, 50 Reiter und 6 Geschütze stark, einen letzten Versuch machen sollte, Schweidnitz zu entsetzen. An der evangelischen Kirche sammelten sich die Kolonnen, um dann in die Quartiere verteilt zu werden. Bunt genug sahen die Soldaten aus. Ihre Uniform war friedlich aus Bürger- und Bauernbekleidung zusammengesetzt, und oft genug waren das weiße Bandelier und die Patronentaschenriemen das einzige Militärische an ihrer Kleidung. Die Bewaffnung der Truppe war aus allen Waffenkammern Schlesiens zusammengesucht. Mancher schritt

stolz mit seiner Pike neben dem, der fast unter der Last eines schweren Radschloßgewehres oder einer Doppelhalenhüchje zusammenbrach. Der Geist dieser Truppe war ermüdet durch Hungern und Frieren, und mancher hätte lieber zu Hause am warmen Ofen gegessen, als hier Ruhm und Ehre zu suchen.

Die Wüstegiersdorfer hießen die ungeladenen Gäste herzlich willkommen. Bald saßen sie im Stübchen um den „Kistee“ und ließen sich von den Heldentaten der kleinen Schar erzählen, die immer wieder aus den schützenden Waldbergen hervorgebrochen war, um den Franzosen empfindliche Schlappen zu bereiten. Lange dauerte das Geplauder nicht, dann schliefen die Soldaten, wohlgespeist und gut getränkt, auf ihrer Schütte Stroh rings um den offenen Herd. Um 3 Uhr in der Frühe wirbelten die Trommeln den Generalmarsch, und das Heer trat wieder unter die Waffen, um über Dörnhau nach den „Sieben Kurfürsten“ aufzubrechen, wo es sich mit einem Glazer Streifkorps vereinigen sollte.

Durch ein Morgenschläfchen suchten die Wüstegiersdorfer etwas von der verlorenen Nachtruhe nachzuholen. Aber sie wurden bald wieder gestört. Um 1/26 Uhr in der Frühe dröhnten Kanonenschüsse durch den stillen Morgen. In den Paß der Geschütze mischte sich bald das Geplacker des Gewehrfeuers. Alles strömte wieder auf der Dorfstraße zusammen. Scharshörige wollten sogar das Geschrei der Kämpfenden hören. Aber bald war der Kampflärm wie ein Nachtsput vorbei. Kalte Nebelmassen wälzten sich durch das Dorf, und fröstelnd und frierend suchte alt und jung die Behausungen auf, um nach Erledigung der häuslichen Arbeiten sich zum Kirchgange zu rüsten.

Inzwischen hatte sich das Schicksal des kleinen preußischen Heeres erfüllt. Am Königswalder Pfarrbusch war es von bayerischen Truppen aus dem Heere Bandannes überfallen und nach kurzer Gegenwehr zersprengt worden. Die meisten preußischen Soldaten retteten sich über die nahe böhmische Grenze und überließen ihre Kanonen und Wagen den Bayern. Nach Aufräumung des Schlachtfeldes brachen diese nach Wüstegiersdorf auf.

In Wüstegiersdorf riefen die Glocken zum ersten Male zur Kirche. Da mischte sich in ihr Dröhnen bald ein Krachen und Spellen, ein Jammergeschrei und Angstgeschrei. Vom Oberdorfe her eilten Flüchtlinge durch die lange Häuserzeile: „De Franzmänner sein do!“ Vom

Beutengründe aus drangen die Bayern ins Dorf, und nun begann ein wüstes Plündern und Rauben. Die Türen brachen unter wuchtigen Arthieben zusammen, Fensterglas zerflirrte, Pistolenschüsse krachten, dazu ein Toben, Fluchen, Jananern, Heulen. Die Kriegsfurie war über das friedliche Thal mit all ihren Schrecken gekommen. Zuerst verlangten die Soldaten Essen und Trinken. Mit dem gereichten dunklen Bauernbrot und Speck unzufrieden, verlangten sie Eiertuchen und Wein. Jede Forderung war mit einem drohenden Griff nach der Pistole begleitet. Dann verlangten sie Geld. Woher sollte es aber der arme Weber nehmen? Seinen Beteuerungen, nichts zu besitzen, glaubte man nicht. Hiebe mit der flachen Säbelklinge hagelten auf ihn ein. Wimmernd am Boden liegend, sah der Arme, wie der Haufe sein Haus durchsuchte. Töpfe und Schüsseln krachten in Stücke. Schübe und Schränke entleerten zerbrochen ihren Inhalt auf den Fußboden. Die Betten wurden aufgeschliht, und der Flockenwirbel der Federn füllte die engen Schlafkammern. Das Zinngeschirr und die Kupfergeräte wurden zusammengeschlagen, um den Platz in den Beutefäcken der Plünderer zu finden. Vom Dachfirst bis zum Keller wurde alles durchsucht, was des Mitnehmens wert war, geraubt, was den Plünderern nicht werthvoll genug dünkte, vernichtet. Den greisen Pastor A z e zwang man mit vorgehaltener Pistole, das Kirchengeld herauszugeben. Als nun aus dem erbrochenen Kästchen nur die Kupferpfennige des vorsonntäglichen Klingelbeutels herausrollten, schoß ein bayerischer Sergeant nach dem Geistlichen. Die eilige Flucht nur entzog ihn weiteren Drangsalen. Den Kaufmann R ö h l e r zwang man durch Säbelhiebe zur Herausgabe seiner versteckten 1800 Taler. Der Reichsträmer S t e n z e l wurde durch die Kopfstorquade, d. h. durch Zusammenziehen eines Strickes um Stirn und Hinterhaupt, zur Auslieferung von 1000 Talern gezwungen. Aus dem Lager des Leinwandhändlers S e h d e l schleppte man für 4000 Taler Leinwand fort, und bei den andern Händlern raubte man alles Garn und alle Webwaren, die in ihren Lägern des Verlandes harrten. Den Webern schnitt man die Leinwand von den Webstühlen. Was die Rückerkammern der Bauern bargen, wanderte in den Schnappsack der Bayern, und was Trinkbares auszufinden war, das floß die Gurgel der Rheinbündler hinab. Die beginnende Trunkenheit reizte sie zu immer schlimmeren Erzessen. Ringe wurden den Bewohnern von den Händen

gezogen. Schmale silberne Ketten riß man den Frauen vom Halse. Tobende betrunkene Haufen zogen unter wüsten Drohungen durch das Dorf und schossen nach den kleinen Fensterstreichen der Häuser. Viele Einwohner flüchteten nach den nahen Bergwäldern, um lieber die Kälte des Februartages, als die Peinigungen dieser entmenschten Horde zu ertragen.

Bis zum Nachmittage dauerten die Plünderungen fort. Dann vertrieb ein einrückendes französisches Regiment die wüste Bande, die nun über Lomnitz nach Friedland zog, um unterwegs im armseligen Lomnitzdörflein ihr schändliches Handwerk fortzusetzen. Erst in den Abendstunden wagten sich die verängstigten Wüstegiersdorfer in ihre Häuser zurück und fanden Schutt und Trümmer da wieder, wo sie am Morgen sich ihrer armseligen häuslichen Behaglichkeit erfreut hatten.

Die Steinkreuze im Kreise Waldenburg.

Von A. Daumann und Lehrer E. Stein, Ober-Waldenburg.

Wer von Waldenburg aus auf der Chaussee nach Neuhain den Stadtpark durchschreitet, der erblickt hinter dem Kreis-krankenhause, rechts am Walbrande, ein altes graues Steinkreuz, das uns Kunde gibt von Rechtsauffassung und Strafe in alter Zeit. Ehe das römische Recht in Deutschland herrschend wurde, galt bei uns in Schlesien, also vor dem Jahre 1600, das landständische, das deutsche Recht, das für manche Vergehen, z. B. für Diebstahl, sehr harte Strafen vorsah, über andere aber, z. B. über Totschlag, recht milde Urtheile fällte. Der Mörder, d. h. der um Geld und Gut Törende, verfiel auch der Todesstrafe; der Totschläger aber sühnte sein Vergehen nicht durch eine Gefängnißstrafe — denn Gefängnisse zur Strafverbüßung kannte jene Zeit nicht — sondern durch eine Geldsumme, das Bergeld (vir = Mann), die den Angehörigen des Erschlagenen zu zahlen war, und die je nach dem Range des Getödeten verschieden bemessen wurde.

Neben dieser Sühne durch das weltliche Gericht forderte die Kirche noch eine geistliche Sühnung des Totschlages. Der Totschläger mußte eine Sühnkapelle bauen, Seelgeräte für die Kirche beschaffen oder an der Mordstelle ein Steinkreuz zu ewigem Gedenken setzen. Diese Steinkreuze, auch

Sühne- oder Mordkreuze genannt, finden wir in Schlesien in großer Anzahl, etwa 400 bis 500, obgleich wohl eine große Anzahl in früherer Zeit vernichtet worden oder im Laufe der Jahrhunderte im Ackeruntergrund versunken ist. Vergessen ist meistens auch der Grund, weshalb einst das Kreuz gesetzt worden ist, oder ein anderer, meist falscher Grund wird von den Bewohnern angegeben. So erzählt man sich von dem Schenkendorfer Steinkreuz (an der Kirche) folgende Geschichte: Eine Magd wollte mit einer Bürde im Tragtuche auf dem Rücken ausruhen und setzte die Last auf einem Zaune ab. Da rutschte plötzlich die Bürde vom Zaune herunter und die Tragbänder des Tuches, die die Magd nicht gelöst hatte, schnürten ihr die Kehle zusammen, so daß man sie einige Stunden später erdrosselt an dem Zaune lehrend vorfand. Hier hat sicher ein späteres Vorkommnis die tatsächliche Ueberlieferung ersetzt.

Historisch richtiger scheint die Sage zu sein, die sich an die beiden Steinkreuze in Liebichau knüpft. Ein Verschmähter soll aus Eifersucht eine Braut und ihren Diener, die von der Trauung in Schweidnitz kamen, erschossen und als Mordsühne die Steinkreuze gesetzt haben. Ebenso erinnert das Steinkreuz im Teufelstal an einen Mord eines Ritters von der Rhnsburg, Willibald, an Albert von Falkenberg, wie es uns in der romantischen Sage von Gottfried von Rhnsburg und der schönen Emmeline erzählt wird.

Ueber die anderen noch vorhandenen Steinkreuze schreigt sowohl die urkundliche wie auch die volkstümliche Ueberlieferung. Sühnekreuze finden wir noch an folgenden Stellen in unserem Heimatkreise: Ein Kreuz in Weißstein am Gasthof zum steinernen Kreuz, eins auf dem Wege von Altwasser nach den Pilzhäusern, ein liegendes bei Erlebusch am Wege nach dem Hausdorfer Friedhof, eins am Wege von der Zeisburg nach Polsnitz, eins in Bärzdorf vor dem Kirchhofstor, eins an dem Wege von Dittmannsdorf nach Hohgiersdorf, dicht am Goldenen Walde, eins in Hohgiersdorf an der Chaussee, rechts hinter der Fleischerei, wo einst ein Mädchen ermordet worden sein soll, und endlich zwei Steinkreuze an der Mauer des katholischen Kirchhofes in Heinrichau, die besonders dadurch bemerkenswert sind, daß auf ihnen die Mordwaffen eingemeißelt sind. Die jetzt schwer erkennbaren Zeichen stellen wohl eine Streitart und ein großes Buschmesser dar.

Das Waldenburger Heimatsmuseum.

Von M. Kleinwächter, Waldenburg.

Den Bemühungen des Dr. med. Joppich in Waldenburg gelang es, im Jahre 1908 einen Heimatsverein ins Leben zu rufen, der sich als Hauptaufgabe die Errichtung eines Heimatsmuseums setzte. Unter der ausgezeichneten Mitarbeiterschaft der Professoren Dr. Biers und Pflug in Waldenburg und des Lehrers Rindfleisch in Weißstein war die von Dr. Joppich geleitete Sammlung von Altertümern bald so umfangreich, daß der erste Raum dafür, ein Schulzimmer, nicht mehr ausreichte und mit vier von der Stadt zur Verfügung gestellten Räumen im Gebäude Bäckerstraße 6 vertauscht werden mußte. Ein neues, würdigeres Heim wartet des Waldenburger Heimatsmuseums in dem von der Stadt angekauften Albertischen Patrizierhause.

Was bietet heute schon das Waldenburger Heimatsmuseum?

In der Bauernstube begrüßt uns als uralter, gebrechlicher Veteran ein Bärsdorfer Webstuhl, auf dem targentlohnnte Hände in saurer Arbeit ungezählte Ellen schlesische Gebirgsleinen gewirkt haben. Wohlgefüllte hundertjährige Bauernschränke und Truhen erzählen gar viel von anno dazumal; ihr vielgestaltiger und teilweise recht kostbarer Inhalt — Männer- und Frauenkleidung, Hauben, Handarbeiten — wird später in Schauschränken dem Auge dargeboten werden. Ein Himmelbett und ein schmuckloses Bettgestell verraten, daß die liebe Menschheit sich auch vor hundert Jahren schon so bettete, wie es eben ihre Verhältnisse erlaubten. Eine Kinderwiege aus dem Jahre 1783 erinnert an die heute mit gutem Recht verpönte schaukelnde Säuglingsherrlichkeit. Von Wandbrettern leuchten buntblumige Teller auf die schmutze Brotalmer herab, an deren Seite mehrere geschnitzte Schleifenleuchter stehen. Auch der ungeschlachte Schleifenhobel mit Bank fehlt nicht. Allerlei Kleinkram, der durch die Hände vieler Geschlechter ging, ist noch in der Bauernstube zu entdecken.

In der Bürgerstube schaut's vornehmer aus. Das machen vor allem der große, runde, weiße Kachelofen aus dem Schloß Adelsbach, das zierliche Spinett, das dreifüßige Pfeilertischchen mit Barockschnitzerei aus dem Schlosse der Promnitz zu Sohrau N.-S., der eichene Schreibtisch mit Barockbeschlagen, der darüber hängende

venetianische Spiegel und der weit ausladende Messing-
Ironleuchter für Delbeleuchtung. Ein gediegener eichener
Bauernschrank mit Einlegearbeit fühlt sich in dieser Umgebung
ganz wohl, zumal man ihn von der Delfarbe befreit,
mit der ihn ein Banause lüchensfähig gemacht. Auf Wand-
brettern begegnet uns kunstvoll ziselirtes Zinn- und Kupfer-
gerät. In diesem Zimmer finden wir noch als Erinnerungs-
stücke eine alte Truhe der Tischlerinnung und die älteste
Fahne der Waldenburger Schützengilde. Dann folgt eine
Waffen s a m m l u n g, die uns Säbel, Pistolen und Ge-
wehre aus der Zeit von 1600 bis zur Gegenwart zeigt.
Darunter sehen wir die Ausrüstung des Hauptmanns
Stegnitz, der als Waldenburger Bürger die Freiheitskriege
1813—1815 mitgemacht hat.

Eine reichhaltige Sammlung alter Urkunden,
Münzen und Plaketten, alten Schmuck und son-
stiger Raritäten ist in einem dritten Zimmer unter-
gebracht und bietet ein unterhaltsames, aber auch lehr-
reiches Spiegelbild von den Lebensgewohnheiten und dem
Geschmack unserer Vorfahren. So schirmt ein großer Schau-
schrank mancherlei wertvolle Dinge. Im obersten Fach
stehen Humpen, Krüge, Becher, Kannen, alles Zinngefäße
der Innungen Waldenburgs, und dann Schmucksachen, Zier-
stücke, zwei Sonnentaschenuhren und eine moderne Taschen-
uhr mit Kettenfeder. Sodann entdecken wir hier Patent-
schlüssel, Zinngeräte, eine Sturmhaube aus dem 30.ährigen
Kriege, Apothekerswagen, Gewichte in Gefäßform, Docht-
scheren, Munition früherer Zeit und viele Gegenstände des
täglichen Gebrauchs in unserer Gegend aus vergangener
Zeit. Eine in einem Schrank untergebrachte Nachbildung
eines Bergwerks stammt aus der kunstfertigen Hand eines
Weißsteiner Bergmannes. Vor Jahren war es durch eine
angebrachte Zugmechanik in Bewegung zu setzen. Es zeigte
dann Bergleute, Förderkörbe und Einrichtungen in voller
Tätigkeit. — Heute ist dieses Werk durch erlittene Be-
schädigung zur Untätigkeit verdammt.

In einem vierten Zimmer hat Bergschullehrer Zim-
mermann eine Sammlung von Gegenständen der
Vorgeschichte sowie der erdgeschichtlichen Ver-
gangenheit des Waldenburger Berglandes
und seiner Nachbargebiete zusammengestellt.

Aus der vorgeschichtlichen Zeit sind Werkzeuge, Waffen
und Urnen, aus der Bronzezeit hauptsächlich Werkzeuge
und Waffen zusammengetragen.

In zwei Schaulästen ist der Grundstock einer erdge-
schichtlichen Sammlung untergebracht worden. Der
eine wird völlig ausgefüllt von Gesteinen mit pflanzlichen
und tierischen Resten der Steinkohlenzeit, die gerade für
unsere Gegend von größter Bedeutung ist. Abdrücke von
Farnen, Schuppenbäumen, Siegelbäumen und Steinernerne
von alten Schachtelhalmen geben ein Bild der steinkohlen-
zeitlichen Pflanzenwelt, und Schiefer mit Resten von
Meerestieren berichten von früheren Meeresüberflutungen
im Bereich unseres Berglandes. Im zweiten Schaulasten
sind tierische Reste des frühen Altertums der Erdgeschichte,
wie sie in der Heimat theils in anstehenden Gesteinen,
theils in nordischen Geschieben der Eiszeit vorkommen, aus-
gestellt, daneben auch eine kleine Sammlung von vul-
kanischen Gesteinen der Waldenburger Gegend. Ein großer
Teil der Auffammlungen hat leider bisher aus Mangel
an Raum noch nicht in die Schausammlung aufgenommen
werden können. Alle diese Sammlungen werden in Kürze noch
durch Erwerb ganzer Privatsammlungen und Zuwendungen
interessierter Kreise eine wesentliche Bereicherung erfahren.

Ein gutes Stück Sammelarbeit ist im Waldenburger
Heimatsmuseum schon getan, — ein gutes Stück Arbeit
bleibt noch zu tun. Hier muß die gesamte Einwohnerschaft
des Kreises durch Geldspenden, Stiftungen, Angebote
brauchbarer Stücke und den Beitritt zum Museumsverein
Waldenburg helfen, denn es gilt bei diesem Werk der
Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Waldenburger
Berglandes.

Die altschlesische Bauernstube in Fuchswinkel-Schmidtsdorf.

Besitzer: G. Bertram, Görbersdorf. — Von A. Henseling, Görbersdorf.

Es ist in Schmidtsdorf bei Friedland. Abseits der
Landstraße steigt ein Talweg in einen stillen Winkel der
Waldenburger Berge. Eine steile Auffahrt führt zu einem
Gute, das sich durch keine absonderlichen Merkmale von
den Schwestergehöften unterscheidet, die in kleiner Zahl
längs des frühlingesfrohen plätschernden Wässerchens in grü-
nen Grasgärten verstreut sind. Die Dungstätte im Hof,
die dralle Magd und die großen, blühenden Milchtrüge im
Flur deuten ebensowenig auf ein Museum schlesischer Dorf-

altertümer wie der kräftige Stallgeruch und die Sinn-
sprüchlein an den Wänden im Treppenhaus, deren augen-
fälligster sogar wie ein leiser Spott auf etwaige Sammel-
gelüste ausgelegt werden kann: „Trag nichts herein und
nichts hinaus, so bleibt der Friede stets im Haus.“

Und doch hat hier, in Dr. Weiders Fuchswinkelgut,
jahrelanger Eifer eine Menge guter Dinge zusammen-
gebracht: alten Hausrat jeder Art, Gestühl, Geschirr, Trach-
ten, Bilder, auch Gedrucktes und Geschriebenes. Aber in
dem stattlichen Raume, der das alles birgt, duftet nicht
der Leichengeruch und spukt nicht der Rührmichnichtangeist
des AltertumsMuseums. Sondern alles, was da beiein-
ander lebt und zum größten Teil ein Jahrhundert lang
weit verstreut in den Dörfern des Landes beheimatet war
oder die drei Lebensalter hindurch mit wechselnden Men-
schenschicksalen hin- und hergeworfen wurde, fügte die Hand
des jetzigen Eigentümers zu einem bewohnbaren und be-
wohnten Ganzen zusammen, dessen Behaglichkeit jedem Be-
sucher, und sei er an noch so hohe Ansprüche des modernen
Luxus gewöhnt, noch in der Erinnerung die Stunde ver-
klärt, die er in dieser Bauernstube zugebracht hat. *)

Die Sammelarbeit, die Herr G. Bertram (zum guten
Teil mit der tatkräftigen Hilfe des Herrn Architekten
Leichen-Breslau) hier geleistet hat und noch leistet, war
und ist in den meisten Fällen ein Rettungswert: Ein
Schränk aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahr-
hunderts, unter dessen dicker Schmutzkruste sich die schön-
sten, solid gemalten Blumenranken verbargen, stand schon
am Hackloß, und seine Bretter sollten vierundzwanzig
Stunden später als Brennholz hinter dem Backofen liegen,
als ein glücklicher Zufall den kundigen Sammler hinzu-
führte. Unzähliges ist auf planmäßigen Streifzügen und
auf gelegentlichen Spürgängen dem Staub und dem Spinn-
geweb der Kumpelböden und der Hofschuppen entrisen
worden oder gerettet worden vor großstädtischen Anti-
quitätenjägern, die das Land heimsuchen. Oft auch wurde
ein besonders schönes Stück gesichert, dem der Untergang
bei einer Erbteilung drohte.

Das so Gerettete bleibt nun, als eine Erinnerungs-
stätte und als fruchtbares Beispiel, der Heimat erhalten,
die es erzeugt hat.

*) Anmerkung: Wegen einer Besichtigung wende man sich an den gastfreundlichen
Sammler und Besitzer der „schlösschen Bauernstube“, Herrn Verwaltungsdirektor
Bertram in Görbersdorf (Schlesien).

Treten wir ein! Zunächst führt eine niedrige Holztür mit der Aufschrift „Zuste nisch, ad heem“ in ein kleines Zimmerchen mit niedriger Balkendecke und bleiberglasten Scheibenfenstern. Es ist als Ganzes beim Abbruch eines alten Görbersdorfer Hauses gerettet worden. Einen eigentümlichen Reiz verdankt dieses Zimmerchen einem Rundgange, der außerhalb der vielgeteilten Fensterchen das Ganze umzieht, vom Erbauer als wirksamer Schutz gegen Wind und Kälte angebracht. In der Ecke steht eine Truhe mit altem Gerät, sowie eine Hechelbank, ein Spinnrad mit bemaltem Rocken und Weifen, ein Spulrad und schließlich ein alter Wandwebstuhl. Ein Regal mit Zinntellern umzieht unter der Decke den ganzen Raum. — Nebenan liegt die „Bauernstube“ selbst, die allerdings den Eindruck eines Sälchens machen würde, wenn sie nicht durch eine alte spanische Wand in zwei Abschnitte gegliedert würde. Den einen Teil beherrscht ein Kamin, dessen Kacheln treu nach einem in einem alten Ofen aufgefundenen schönen Original hergestellt worden sind, den anderen ein mächtiges Himmelbett altbäuerischer Art, neben dem eine natürlich auch alte Wiege die Aufmerksamkeit weiblicher Besucher auf sich zieht. Um altväterische, derbe Tische ordnen sich hochlehnige, bequem gepolsterte und schwarzledern bezogene Sorgenstühle und stämmige Schemel. Alte Pendeluhren neben der Tür, ein Eisenleuchter, der von der Decke niederhängt und mit dünnen Armen weit ausgreift, Leuchter von bald mehr praktischer, bald mehr sinnreicher oder lustiger Art, die im ganzen Raum verteilt sind, tragen zur Wohnlichkeit ebenso bei, wie die mit Tellern reich besadenen und mit Tassen und Schüsseln behängten Borde rings unter der Decke. An den Wänden wechseln bemalte Schränke, „Brotalmen“ und mächtige Sitztruhen miteinander ab. Die Dinge, die sie und die Regale erfüllen, sind größtenteils auch für den Sammler von Fach bemerkenswert. Unter den etwa dreihundert handbemalten Tellern ragen insbesondere die Proskauer mit ihren bekannten und berühmten Mustern hervor, unter denen einige recht seltene vertreten sind. Daneben wären Glienitzer Fayenceteller, sowie böhmisches und Bunzlauer Steingut, Krüge und Schüsseln mit zwar einfachen, aber wunderschönen alten Bemalungen und Zieraten zu erwähnen, sowie mancherlei schöne oder kuriose Einzelstücke, die hier ein altes Kästlein oder Schränklein füllen, dort ein Stück Wandfläche zieren oder zwischen Krügen, Gläsern

und Geschirr auf einem Schranke thronen (z. B. dickbauchige Flaschen mit mühselig eingebauten Darstellungen eines Bergwerks und einer Hochzeit, alte Löffelschränken, Veteranenkalender, Patenbriefe, alte Bet- und Singebücher und Bibeln). Unter den Duzenden von Gläsern steht so manches einzig schöne geschliffene Stüd, und ebenso hervorragend sind einzelne der Zinnteller. Viel ließe sich noch über nicht angeführte Geräte und Geschirre (Schleifenleuchter, Zingefäße, Kissen, mit Spiegeln hinterlegte, von der Rückseite gebrannte Heiligenbilder usw.), sowie auch über die Hauben und Spitzenkappen, den mit Halbedelsteinen gezierten Silberschmuck und die alten weiblichen Gewandungen berichten.

Es ist wohl das größte Verdienst einer solchen Schöpfung wie dieser „Bauernstube“ mit dem Hausrat aus Urgroßvaters Zeit, daß sie im Besucher den Sinn für Heimlichkeit stärkt, zumal, wenn sie nicht im Museum kalt bestaunt, sondern wie hier bewohnt wird. Wie stark sich dieser Sinn aus alter Zeit in die unstetigere Gegenwart hinein erhalten kann, zeigt das Beispiel einer armen alten Frau, die am Tage ihrer goldenen Hochzeit die bringende Bitte erfüllt wünschte, nach dem Kirchgange in der „schlesischen Bauernstube“ eine Stunde verweilen zu dürfen und die dort in Tränen ausbrach. — „Suste nischt, ad heem“: das ist das Wesentlichste; das historische, technologische, künstlerische Interesse, für das hier eine Fundgrube ist, kommt erst in zweiter Linie in Betracht.





V. Burgen und Schlösser.

Die Burgen des Waldenburger Berglandes.

Von R. Daumann.

1. Die Zeisburg.

Sanft steigen die Höhen aus dem glatten Wiesenteppich des Zeisgrundes auf. Mischwald bedeckt die Hänge. Hier und da ragt eine kleine Felsgruppe aus dem Baumgeäst. Nur an einer Stelle streben fast senkrecht die Talwände empor. Düsteres Grün zieht im Sommer den Blick des Wanderers auf sich. Eine alte gewölbte Steinbrücke überspannt den rauschenden Zeisbach. Ueber sie führt der Weg zur Zeisburg, einer der größten Burgruinen Schlesiens. Schön ist das zerfallene Gemäuer im Vorfrühling, wenn Tausende von Leberblumen blaue Farbentupfen zwischen die Ruinensteine setzen und die Trümmermauern durch das Astgewirr, bedeckt von schwellenden Knospen, hinunterschauen auf die Wiesen im jungen Grün. Schöner aber noch ist die Zeisburg, wenn im Mai um ihre Wehranlagen die unerschöpfliche Fülle der Maiglöckchen ihre Duftwellen verhauchen. Aber am schönsten ist sie, wenn

der Herbst das Laub bunt färbt und die ersten fallenden Blätter Vergänglichkeit predigen.

„Alles ist vergänglich!“ Das predigen uns auch die altersgrauen Mauern, von denen die Sage mehr zu erzählen weiß als die Geschichte. Zeisburg, die grüne Burg (früher Ezechhaus von Echs = grün abgeleitet), wird schon früh genannt. 1242 ist Peco von Ezzetters Besitzer der Burg, 1290 ein Heimann von Adelongesbach (Adelsbach). Sie schützte die Straße, die von Schweidnitz über Freiburg durch die Landeshuter Pforte nach Böhmen führte. Aber unter dem gutmütigen Herzog Bernhard von Schweidnitz (1303 bis 1326) sitzen unbotmäßige Landsfriedensbrecher, adlige Strauchdiebe und Heckenreiter auf dem Zeislenperge und erheben ihren Zoll, der gewöhnlich in der ganzen fahrenden Habe und oft auch in dem Leben des reisenden Kaufmanns besteht. Bolko II. legt ihnen 1355 das Handwerk. Die Burg wird belagert und erobert. Von dem Schicksal der unbotmäßigen Besitzer erzählt uns die Geschichte nichts. Vielleicht tanzten sie mit Seilers Jungfrau Hanf am Schnellgalgen zu Freiburg den Hochzeitsreigen. Bolko ist Herr der Burg. Er belehnt Nickel von Bolcze 1357 mit der Zeisburg. Unter der Regierung der Herzogin Agnes von Schweidnitz-Jauer wird Nickel Burggraf zu Striegau, später 1387 Hauptmann „in unserer Frauen Lande“. Sein ausgedehnter Besitz an Ländereien, seine kluge Finanzpolitik und seine Beliebtheit bei Hofe machen ihn zum reichen Manne, der dem Zeislenberg eine Glanzzeit beschert, die später nie wieder erreicht worden ist. Oft weilt die Herzogin auf der Burg, empfängt hier die Abgesandten der Landesstände, fertigt Urkunden über Belehnungen und Gerechtsame. Durch das grüne Tal zieht der Jagdzug zur Reiherbeize, zur Hirschhaz, zum Barentreiben. Aus den Mauern schallt das frohe Gelärme der Hofbeste bis zum rauschenden Bache und zum stillen Vistateiche. Das Glöcklein der Burgtapelle ruft täglich zum Ave. Da muß es verstummen. 1389 belegt der Papst den Nickel Bolcze, „geessen auf dem Zeislenperg“, mit dem Bann und alle seine Besitzungen mit dem Interdikt, da er dem Kreuzstifte zu Breslau die Herausgabe des Dorfes Frankenberg verweigert. Von den Ranzeln der Städte im Herzogtum herab wird der Bannfluch verkündet. Alle Höllenstrafen werden ihm angedroht, wenn er nicht in 8 Tagen sein Vergehen gutmacht. Nickel Bolcze gibt nach und bald lebt er wieder mit der Kirche

im Frieden. Der Klosterkonvent der Grüssauer Mönche verleiht ihm gar die Fischereigerechtsame in Reichenau und in Quolsdorf, und er darf die zarten Forellen speisen, die eigentlich den frommen Brüdern Fastenspeise sein sollen.

Nach dem Tode Nicks von Bolze, etwa um 1040, bleibt die Burg im Besitze seines Geschlechtes bis 1429. Dann übernimmt Ulrich Sendlitz die Burg. Die Hussiten oder die Städter (1437) brachen die Burg; aber sie muß bald wieder aufgebaut worden sein. Sie geht aus einer Hand in die andere. Die Borzwinz und die Reibnitz besitzen sie. 1466 gelangt sie wieder in den Besitz des Geschlechtes, das ihr den ersten Burgherrn gab; Georg und Hans von Czetteritz kaufen die Burg. Sie bleibt Besitz dieses Geschlechtes bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts. Daß von 1549 ab der mächtige Bauernschinder Christian Tzessel von Schwenz mit der Burg belehnt wurde, gehört wohl, vielleicht auch diese Person selbst, in das Reich der Sage.

In der Zeit zwischen 1545 bis 1585 mag die Burg zu der Anlage ausgebaut worden sein, wie sie sich heute noch aus der Rekonstruktion der Ruine ergibt. Angreifbar war die Burg nur von Südwesten aus über den Berg Rücken, der in seinem letzten Teile auf das Tal zu die Burg trägt. Reste von tiefen künstlichen Gräben, die heute fast ganz ausgefüllt sind, sperren den Zugang. Am Ostende der Gräben lag die Zugbrücke, gesichert durch eine Bastion, die zugleich die Mauern der Vorburg bestreichen konnte. Die Hauptburg war durch zwei Wallmauern gesichert, die dann in das Mauerwerk des Hauptbollwerks verliefen. Zwischen ihnen lagen Zwinger, Ställe und Wohngebäude. Die Reste des Hauptbollwerks sind noch einigermaßen erhalten. Der Berchfrit schloß sich direkt an die Wohngebäude (Palas und Kemenate) an. Sein Grundbau steht heute noch. Bemerkenswert sind die Abzugskanäle für den Rauch des Herdfeuers, die oft wagerecht verlaufen und so für die Erwärmung der Wände sorgten. Weiterhin auf das Tal zu liegt die Niederburg, die am Ende der Bergzunge einen Rundturm trug und in sich die Zisterne barg. Ein steiler Pfad führte von ihr zum Tale. Er wurde durch gewaltiges Mauerwerk geschützt.

Außerhalb der Burg, auf einem bewaldeten Hügel, lag die Burgmühle. Eigentümlich erscheinen die gewaltigen Staudämme, die, zu zwei Paaren geordnet, das



In der Zeisburg.

(Phot. Anders.)

Tal durchziehen. Jetzt sind nur noch die Reste der beiden unterhalb der Burg, fast bei der Mineralquelle gelegen, erhalten. Sie dienten wahrscheinlich zum Stauen des Zeisbaches, um den Feinden eine Annäherung durch den Zeisgrund zu verwehren. Als diese ausgedehnte Burganlage errichtet worden war, war eigentlich die Zeit der Burgen schon vorbei. Die Feuerwaffen, Donnerbüchsen und Feldschlangen legten solche Mauern leicht nieder. Im 30-jährigen Kriege soll sie zwar 1634 lange von den Schweden belagert worden sein. Die treue Besatzung soll nach der Uebergabe den Milolaus von Czechhaus im Schweinstroge nach Strohriedeberg getragen und ihn so vor der Wut der Schweden gerettet haben. Urkundlich ist diese Begebenheit aber nicht nachzuweisen. Während des langen Krieges fiel die Burg wahrscheinlich jedem durchziehenden Kriegshaufen zur Beute, wie auch das viel festere benachbarte Fürstenstein. Zerstört ist die Burg damals jedenfalls nicht worden, denn schon 1655 wird Susanne von Sauer mann, geb. von Zettritz, als Herrin der Burg erwähnt.

Vom Beginn des 18. Jahrhunderts ab verfiel das alte Ritterschloß. Eine neue Zeit schuf neue Menschen, die lieber im freundlichen, fensterreichen Herrnsitz im Tale wohnten als in dem grauen düsteren Gemäuer aus der Ritterzeit. Es wurde zum Teil abgebrochen, und aus den Steinen baute der Besitzer des Adelsbacher Schlosses einen neuen Gebäudeflügel seines Herrnsitzes. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts herrschte noch einmal ein wildes Leben in dem verfallenden Schlosse. Eine weitverzweigte Räuberbande hatte hier einen Schlupfwinkel gefunden und zog von hier zu nächtlicher Raubfahrt aus. Bald aber zerstob dieser Spuk. Bergknappen aus Waldenburg und die Einwohner der umliegenden Orte vertrieben die Räuber und, um ihre Wiederkehr zu verhindern, zerstörten sie alle, damals noch in reicher Anzahl vorhandenen, bewohnbaren Gemäcker.

Als Trümmerstätte liegt sie seit einem Jahrhundert und bietet selbst den Dohlen und den Eulen kaum noch eine Brutstätte. Vielleicht wäre sie zu neuem Leben erwacht, wenn Hellmut von Moltke seinen Plan wahr gemacht hätte, sie zu erwerben, um dort einen neuen Herrnsitz zu schaffen. Nun aber brechen immer aufs neue Mauerstücke zusammen, und wer weiß, ob in einem Jahrhundert mehr von ihr erhalten sein wird, als ihr Name.

2. Fürstenstein.

„Hohe Berg', Fels und Stein
tun stets Vergnügung sein.“

(Vers auf einem Aquarell, Fürstenstein darstellend, aus dem 17. Jahrhundert.)

Die politische Geschichte unseres heimatlichen Berglandes ist aufs engste mit der Geschichte des Schlosses Fürstenstein, „Schlesiens schönstem Edelstein“, verknüpft. Hier saßen vom Beginn der beurkundeten Geschichte ab die Herren, denen der größte Teil unseres Heimatkreises eigen war, und so wird die Geschichte des Fürstensteins bis in die Neuzeit hinein geradezu zur Geschichte unserer Heimat.

Vom Jahre 1292 ab nennt sich Bolko I. von Schweidnitz „Herzog von Schlesien, Herr zu Fürstenberg“. Unter seiner Regierung ist sicher das Schloß erbaut worden. Alle anderen Ueberlieferungen, die eine frühere Gründung annehmen, sind sagenhafter Natur. Die Burg wurde wohl von Bolko I. auf der steilen Berghöhe angelegt, weil die 1242 erbaute Briburg (Freiburg) keinen guten Grenzschutz gegen die unruhigen böhmischen Nachbarn gewährleistete.

Aus der genau erforchten Geschichte des Schlosses Fürstenstein, die ihre klassische Darstellung durch P. Kerber („Geschichte des Schlosses und der freien Standesherrschaft Fürstenstein.“ Breslau, 1885) gefunden hat, will ich nur die Ereignisse darstellen, die geeignet sind, uns in unserer Heimat Geschichte erleben zu lassen.

1355 griff der Enkel des Erbauers der Burg, Bolko II., in die Geschichte Fürstensteins ein. Der Burgherr, Kello von Czirn, Lehnsmann der Bolkonen, war mit vielen anderen Rittern jener Zeit zum Raubritter herabgesunken. Von 1347 ab erhob Bolko II. den „Burnpfennig“, eine Kopfsteuer, um die Landesbeschädigten bekämpfen zu können. Die wehrhaften Bürger der Städte wurden aufgeboten, und 1355 wurden die Raubritter von ihren festen Plätzen verjagt. Der Fürstenberg kam an Bernhard von Czedlich, unter dem der Name in „Fürstenstein“ abgeändert wurde.

Ihm folgten im Besitz böhmische Adelige, die von der böhmischen Krone zu Landeshauptleuten des Fürstentums Schweidnitz-Jauer bestellt wurden. Benesch von Chusnik, den König Wenzel als Gesandten zu Visconti Galeazzo nach Mailand sandte, um ihm die Insignien der Herzogswürde zu überbringen, Janlo von Chotiemitz, der mit

König Sigismund 1420 am Wißhehrad gegen die Hussiten kämpfte und später selbst einen Heereszug gegen die Hussiten leitete, und sein Sohn Janko der Jüngere.

Dieser besaß den Fürstenstein gemeinsam mit seinem Schwiegersohn Hermann von Czettitz auf Konradswaldau, einem der gewaltigsten Ritter seiner Zeit, einem Renaissance-menschen, vergleichbar den Condottieri Italiens. Czettitz schuf sich eine Macht, die ihn zu einem Führer des unruhigen schlesischen Adels werden ließ, der bald mit den Hussiten sich verband, bald wieder mit den Städtern und dem schlesischen Bischof gegen die Reker zu Felde zog. Sein Leben war erfüllt von Fehden. Der Abt von Grüssau hatte 1427 drei seiner Dienstleute als Reker verbrennen lassen. Czettitz überfiel das Kloster, raubte alle Kostbarkeiten und zwang den Abt, den Angehörigen der Verbrannten ein stattliches Sühnegeld zu zahlen.

Durch eine kluge Politik verhinderte er es, daß die Hussiten den festen Fürstenstein zerstörten. Er soll aber hussitischen Heerhaufen oft auf dem Fürstenstein ein festes und sicheres Quartier gewährt haben. 1430 erlangten die schlesischen Stände durch seine Vermittlung den Waffenstillstand von Weberau. Als dieser abgelauten war, fielen vom Fürstenstein aus hussitische Heerhaufen in das flache Land ein und bargen dann ihre Beute wieder in den festen Mauern der Felsenburg. Hermann von Czettitz erfuhr keine Anfeindung ob seiner Haltung, da man ihn notwendig als Unterhändler brauchte.

Als die hussitischen Raubzüge vorüber waren, entbrannten in Schlesien die Streitigkeiten zwischen Polen und Böhmen um den Besitz unserer Heimatprovinz, der aber in Wirklichkeit ein Kampf um die Vorherrschaft zwischen Städten und Geistlichkeit einerseits und Adel und Fürsten andererseits war. Der Feldhauptmann der Städte, Leonhard Assenheimer, fiel von dem Städtebunde ab, und mit ihm verbanden sich zahlreiche schlesische Ritter, mit Czettitz an der Spitze, um in ritterlicher Fehde ungestraft alle Räubereien an Kirchen- und Stadtgütern begehen zu können. Vergeblich schleuderte der Breslauer Bischof den Bannstrahl gegen die „Assenheimer Rotte, den Herzog Wilhelm von Münsterberg, Hermann von Czettitz, Dpiz von Czirn, Jungeheieze Peterswalde und ihren Anhang“. Freiburg und Fürstenstein belegte der Bischof mit dem Interdikt, da dort das geraubte „heilige Kirchengut geborgen sei“. Erst als der Städtebund ein Heer rüstete, schwor der Czettitz

1445 Urfehde. Leonhard Assenheimer wurde von den Neumarktern im folgenden Jahre gefangengenommen und enthauptet.

Die Witwe des Söldnerführers, Barbara, machte Czettitz zu seiner dritten Gemahlin. Als nun die Breslauer die Kleinodien der Barbara Assenheimer beschlagnahmten und ihre Güter niederbrannten, fiel Czettitz in das Breslauer Gebiet ein, begann auch eine neue Fehde mit der Stadt Liegnitz, die auch zum Städte- und Fürstentumsbunde gehörte, und führte drei Jahre lang den Kampf mit wechselndem Glück. 1450 endlich kam es zum Frieden durch die Vermittlung des Bürgermeisters von Liegnitz, Ambrosius Bitschen, der eine Nichte der Barbara Czettitz geheiratet hatte.

Czettitz verbrachte seine letzten Lebensjahre in Liegnitz. Am Johannistage 1454 erhoben sich die Zünfte gegen die Patrizier, richteten Ambrosius Bitschen mit dem Schwert und erschlugen den Ritter Hermann von Czettitz, der Frieden und Eintracht stiften wollte.

Um Rache zu nehmen, begannen die Söhne des Erschlagenen eine neue Fehde mit Liegnitz, die aber nach einem Jahre wieder beigelegt wurde. Den gewaltigen Besitz des Hermann von Czettitz teilten die Brüder unter sich, den Fürstenstein mußten sie aber an König Georg Podiebrad ausliefern.

1466—1483 besaß die Burg dann der berühmte Raubritter Hans von Schellendorf, dem sie erst durch den Kanzler des Königs Matthias von Ungarn, George Stein, entrisen werden konnte. Als George Stein 1490 aus Schlesien fliehen mußte, blieb auf dem Fürstenstein sein ungarisches Kriegsvolk zurück, das plündernd und brennend die Umgegend verheerte. Eine Belagerung durch den Feldhauptmann des Königs Wladislaus fruchtete nichts. Erst gegen Zahlung von 300 Dukaten erfolgte die Räumung der Burg. König Wladislaus übergab 1497 die Herrschaft Fürstenstein seinem Kanzler Johannes von Schellenberg als Pfandbesitz gegen die Zahlung von 10 000 Schock böhmischer Groschen (heute etwa 50 000 Mk.). Zur Herrschaft Fürstenstein gehörten damals: Burg Fürstenstein, Stadt Freiburg, Salzbrunn, Polznitz, Zirlau, Hornschloß, Weistritz, Breitenhain, Schellendorf, Bärzdorf, Wüstegiersdorf, Donnerau, Reimswaldau, Freudenburg, Olbersdorf, Langwaltersdorf, Görbersdorf, Schmidtdorf, Friedland, Rosenau, Raspenau, Böhlenau und Neudorf.

Für dieselbe Pfandsumme übernahm 1509 Konrad von Hochberg die Herrschaft als Pfandbesitz, die später, 1605, durch Nachzahlung von 35 000 Gulden und 72 000 Talern als Eigentum in den Besitz der Hochberg überging und bis heute in deren Besitz verblieben ist.

Die Herren von Hochberg brachen mit der Ueberlieferung der früheren Fürstensteiner Besitzer, ihre Macht durch Fehden zu mehren, suchten vielmehr in friedlicher Entwicklung ihren Besitz zu vergrößern und zu verschönern. 1572 jedoch lohnte noch einmal im sogenannten „Taufdorfischen Pönjall“ der alte Streit zwischen Stadt und Adel auf. Im Streit hatte Kaspar von Taufdorf den Patrizier Franz Freund, Sohn des Bürgermeisters von Schweidnitz, erschlagen. Die Schweidnitzer Stadtreiter setzten dem fliehenden Adelligen nach und ereilten ihn auf Fürstensteiner Grund und Boden bei Salzbrunn. Trotz des Einspruchs des Salzbrunner Schulzen schleppten sie ihn gefangen nach Schweidnitz, wo er am folgenden Tage mit dem Schwerte gerichtet wurde. Der Adel, empört über die Hinrichtung und über den Eingriff in die Fürstensteiner Gerichtsbarkeit, sperrte nun mit seinen Knechten alle Wege nach Schweidnitz und unterband jeglichen Verkehr mit der Stadt. Ein Schiedsspruch Kaiser Maximilians schlichtete 1575 den Streit. Die Stadt verlor die eigene Gerichtsbarkeit und das Recht der Ratswahl.

3. Die Rhnsburg.

Verträumt, ein Stück aus fernen schönen Zeiten,
Ragt eine Burg ins Abendsonnenlicht —
Jahrhunderte sah sie vorübergleiten,
Wie viele schon, sie weiß es selber nicht.

Da rasselten einst Schwerter, Hörner klangen,
Und Hufschlag scholl von eil'ger Rosse Lauf —
Und unten loderte der Raufherr voller Wangen
Die scharfe Art am hohen Sattelknäuf.

Gar stolz und trotzig sah die Burg zu Tale,
Nun liegt sie still, gebrochen von dem Sturm,
Und kreischend streicht im letzten Sonnenstrahle
Ein Schwarm von Dohlen um den alten Turm.

(Aus „Rhnsburg“ von Fritz Günther, Schweidnitz 1911.)

Von Schweidnitz aus an der Weistritz aufwärts führte einst der Saumpfad, der von Rhnau aus, das Felsental

der Weistritz meidend, wahrscheinlich über die Seifen, Leh-
wajscr, Elcinau, Reimzwalbau, Freudengraben, Görbers-
dorf, Friedland nach Böhmen führte. Diese Straße zog
der Kaufmann mit seinen Saumtieren, wenn er Waren
vom türmereichen Breslau nach dem goldenen Prag führte.
Aber dieser Straße folgten auch böhmische, schlesische und
polnische Heerhaufen, wenn wieder einmal der Kampf um
die Oberhoheit in Schlesien wütete. Um das reiche untere
Weistritzthal vor den böhmischen Angriffen zu schützen, er-
baute Bolko I. († 1301) wahrscheinlich die Burg Kinsperch
(von „Kien“ = Kiefer) auf der steilen Gneizklippe. Ihre
erste urkundliche Erwähnung erfolgt 1315 unter dem oben
genannten Namen. Eine spätere Zeit änderte den Namen
in Königsberg, den Namen des Dorfes Rhnau in Königsau
um. Erst im 19. Jahrhundert wurde der alte Name
wieder allgemein gültig.

Ebenso reich wie die sagenhafte Ueberlieferung der Rhns-
burg ist, ebenso arm ist die geschichtliche, die durch Ur-
kunden belegt werden kann. Der größte Teil der älteren
Urkunden ging, nicht wie die Sage erzählt, im Sieben-
jährigen Kriege durch die Unvernunft eines österreichischen
Feldschneiders, der die Urkunden zur Anfertigung von
Schnitten benutzte, zugrunde, sondern durch einen Brand
im Herrenhause zu Dittmannsdorf, wohin das Archiv nach
Aufgabe der Burg als Wohnsitz übergeführt wurde. Was
übrig geblieben ist, das ist meist nur zu einer Zusammen-
stellung der verschiedenen Besitzer der Burg zu verwerten.
Ueber die Schicksale der Burg selbst erfahren wir recht wenig.

Fast ein Jahrhundert hindurch war die Burg (bis 1392)
herzogliche Domäne. Verwaltet wurde sie von Burggrafen,
die für die Verteidigung und Instandhaltung der Burg
zu sorgen hatten, wofür ihnen der Nießbrauch der Ein-
künfte der Herrschaft Kinsperch zugesprochen wurde. Als
Schlesien an die Krone Böhmens fiel, wurden die Landes-
festen böhmisches Krongut und konnten gegen Erlegung
eines Pfandschillings von jedem Ritter erworben werden;
doch mußte die Burg mit den Burgdörfern wieder bei
Zurückzahlung der Pfandsumme an die böhmische Kron-
gutverwaltung herausgegeben werden. Erst zu Beginn des
17. Jahrhunderts wurden mehrere Landesfesten durch Zah-
lung einer festen Kaufsumme privates Eigentum; unter
ihnen auch die Rhnsburg.

Unter den Burggrafen wird um 1369 Ulrich Schoff
genannt, der Vater des Gotsche Schoff, der dem Geschlecht

der Schaffgotsch seinen Namen gab. Ihm folgte als Burggraf sein zweiter Sohn Reintische Schoff, der Hofrichter zu Schweidnitz war.

In den langen Kriegswirren des 15. Jahrhunderts sank die Burg, wie die meisten anderen schlesischen Burgen, zu einem Raubneste herab. Stegreifritter sperren mit ihrem Anhang die Straßen oder verbanden sich mit den Hussiten zu weiten Raubzügen in das offene schlesische Land. Ob die Burg damals bei einem Vergeltungszuge der nicht-hussitisch gesinnten Herzöge und Städte zerstört worden ist, ist nicht nachzuweisen. Aber wahrscheinlich entging sie ebensowenig wie die meisten anderen Burgen unseres Heimatlandes ihrem Schicksale.

Aus jener kampfreichen Zeit sind nur die Namen der Besitzer überliefert worden; die Burg gehörte den Buschen (die Ritter Mülheim von Buschau). Dann erwarben sie die Herren von Czettitz, die durch den Verkauf des Fürstensteins an König Georg Podiebrad in Besitz großer Geldmittel gekommen waren. Der erste Besitzer aus diesem Geschlechte war Georg Czettitz, Sohn des berühmten Hermann Czettitz. Er war ein Raubkumpen des Hans von Schellendorf auf dem Fürstenstein, und auf diese beiden nebst einigen anderen bezieht sich das Wort des Breslauer Chronisten Eschenloer: „Diese alle sind tägliche Straßenräuber, haufen und hofen Diebe und Feinde des Landes.“

Bis 1535 war die Rhnsburg im Besitze der Czettitz; dann erwarben sie die Grafen von Hochberg, um sie zehn Jahre darauf an die Logauer von Altenburg auszuliefern. Der erste Besitzer aus diesem Geschlecht nennt sich stolz „Matthes von Logau und Altenburg und Beschaw auf dem Burglehen zu Jauer und Rhnsburg geseßen, Ritter und Hauptmann der Fürstentümer.“ Die Glanzzeit erlebte die Burg unter seinem Sohne Matthias, der von 1550 ab Burgherr war. Er hatte lange Jahre auf Reisen in Italien und Spanien zugebracht. Dort rauschte um ihn das Leben der Renaissancemenschen, dort lernte er die gewaltigen Kunsthöpfungen jener Zeit kennen. Einen schwachen Schein davon schuf er sich in der Heimat. Er baute die Burg Rhnsburg um und schmückte sie mit Steinbildern, Fenstersimjen und Buntmalereien im Geschmack der italienischen Renaissance. Die Burgruine zeigt noch heute die Kunstliebe dieses berühmten Logauers. Das Vortor der Hochburg und das Torhaus der Niederburg mit ihren schönen Sandsteinarbeiten und einzigartigen Sgraffito-

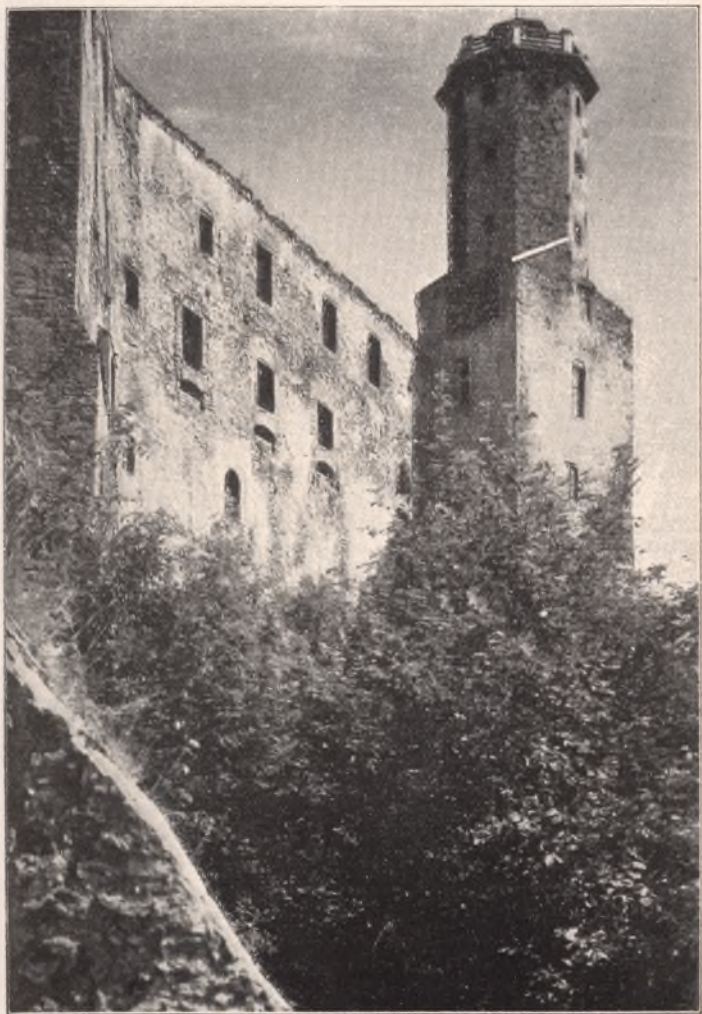
malereien sind noch heute erhalten. Der Bau wurde von Georg von Logau zu Ende geführt. Sein Vater hatte es verstanden, den Besitz sehr zu vergrößern; erwarb er doch sogar mit seinen Brüdern, unter denen Caspar von Logau von 1562 bis 1574 Bischof von Breslau war, die Fürstentümer Frankenstein und Münsterberg für 180 000 Gulden. Aber in der Folgezeit gerieten die Logau in Geldschwierigkeiten. Georg von Logau mußte 1587 durch eine Kommission den Besitz schätzen lassen, um eines neuen Darlehns würdig erachtet zu werden. Sie schätzten die auf der Rynsburg neu ausgeführten Bauarbeiten auf 9795 Taler und berichteten an die Kammer: „Für unsere Person befinden wir allseits große Baue, die mit großer Arbeit und schweren Unkosten aufgebracht, und sonderlich das Schloß Rinsberg halten wir für ein wohlerbautes Haus, darauf auch ein Fürst zu wohnen sich nicht schämen darf.“

Der Verfall des Reichthumes war aber nicht mehr aufzuhalten. Dorf auf Dorf, Gerechtsame um Gerechtsame mußte verkauft werden. Als Georg von Logau 1596 starb, verzichteten seine Erben auf jeglichen Besitz bis auf eine Scholtisei, um nur die Gläubiger zufriedenzustellen. In noch nicht 30 Jahren war das Riesenvermögen der Logau zerfallen.

Die Burg wurde wieder Eigentum des Kaisers, der sie dem Wojwoden Michael von der Walachei schenkte, um sich durch dieses Geschenk seiner Treue zu versichern. Michael, der oft 20- bis 30 000 Mann gegen die Türken oder auch mit den Türken gegen die Oesterreicher führte, ließ die Burg durch einen walachischen Edlen verwalten. Er selbst fiel aber kurze Zeit später im Kampfe gegen die Oesterreicher, und 1601 zogen die letzten walachischen Gäste wieder ab.

Aus dem Pfandbesitz wurde nun Privatbesitz. Nachdem der Besitz durch mehrere Hände gegangen war, erkaufte ihn 1607 der Reichsgraf und „des römischen Reiches Erbkämmerer“ Johann Georg von Hohenzollern-Sigmaringen, Feldoberst des österreichischen Heeres. Er konnte sich nicht viel auf seiner Burg aufhalten, da er von 1610 ab gegen die in Schlesien einfallenden Kosakenswärme im Felde stand. Er starb 1622, als sich das Unglück des 30 jährigen Krieges über Schlesien zusammenzog, und hinterließ seine Witwe mit einer vierjährigen Tochter Anna.

In der stillen Abgeschiedenheit der Burg wurde sie von ihrer Mutter aufgezogen. „Das junge Fräulein wurde



Synsburg.

(Phot. Anders.)

nicht erzogen zum Müßiggang, sondern sie lernte mit ihren subtilen Händen allerhand, dem Stande nach, gehörige Frauenzimmerarbeiten“, berichtet ein Zeitgenosse. Aber aus dem Frieden jagte sie der rauhe Krieg. Mutter und Tochter flohen; die Mutter starb und die Tochter stand verlassen da als Erbin einer Burg, auf der die Schweden hausten und die bei dem Suchen nach Schätzen — die Sage vom goldenen Esel knüpft sich hieran — halb zerstört worden war. In Wien fand sie Schutz; aber als sie hörte, daß die Heimat frei vom Feinde sei, eilte sie wieder in die stille Waldveste zurück. Ihr Bräutigam, der zur Eheschließung aus Wien ihr nachreiste, starb in ihren Armen an einem Brustübel. Neue feindliche Einfälle zwangen sie wieder zur Flucht. Sie ging nach Pommerellen; hier lernte sie ihren späteren Gemahl, den Gouverneur von Spandau, Moritz August von Rochow kennen. Rochow gehörte zu jenen Offizieren, die dem großen Kurfürsten von Brandenburg die Eidezleistung verweigerten. Er trat in österreichische Dienste. 1642 zog er mit seiner Gemahlin auf der Rhynsburg ein. Da er die Feste nicht für sicher hielt, sandte er alle Kostbarkeiten nach Olaz. Aber unterwegs fielen diese den Feinden in die Hände. Rochow verteidigte später Glogau gegen Torstensohn, aber er geriet in Gefangenschaft und verlor sein Hab und Gut. Ausgelöst, kämpfte er weiter für den Kaiser. 1648 trat er bei Friedensschluß als Generalfeldzeugmeister aus dem Dienst; aber schon 1653 starb er.

In der Folgezeit wechselten die Besitzer der Burg recht häufig. 1653 trat das neue Gesindeedikt in Kraft, dem sich das Landvolf nicht unterordnen wollte. Als auch auf der Herrschaft Rhynsburg unter einem strengen Besitzer die Gesindegestellung durchgeführt werden sollte, erhoben sich die Bauern und belagerten die Burg. Erst die Zusage, daß das alte Fronstatut seine Gültigkeit behalte, bewog sie zum Abzug. Doch schon am nächsten Tage ritten die Strickreiter von Schweidnitz durch die Rhynsberger Dörfer und nahmen die Hauptträdelsführer gefangen. Am Schnellgalgen büßten sie ihr Unternehmen, das alte Recht wieder herzustellen. Die Bauern, ihrer Führer beraubt, mußten sich dem neuen Statut fügen.

1774 wurde die Burg als Wohnsitz aufgegeben. 1789 stürzte die große Seitenmauer der Burg ein. Schatzgierige Einwohner durchwühlten die Burg und zerstörten sie bei der Suche nach der goldenen Eselin immer mehr. Die Erhaltung der Ruine sicherte erst der Geschichtsforscher J. G.

Büsching, der sie 1823 erwarb und der durch seine und seines Freundes Zemplin Schriften das Augenmerk der Schlesier auf die verfallende „Perle der Romantik“ richtete. Durch Sicherungsbauten gelang es Büsching, den weiteren Verfall aufzuhalten. Die nachfolgenden Besitzer haben weiter geholfen, und so dürfen wir hoffen, daß uns die Rhnsburg noch lange in ihrer heutigen Form erhalten bleibt.

4. Das Hornschloß.

Eine echte Grenzburg gegen Böhmen, sperrte einst das Hornschloß die alte Straße von Friedland nach Schweidnitz. Auf dem steilen Melaphyrkegel unweit des Langer Berges hatten vordem heidnische Priester ihre Sonnenwendopfer dargebracht. Das heilige Feuer vom Hornschloß sahen die Siedler des unteren Weistrittales gen Himmel schlagen, und vielleicht wallfahrteten sie hinauf durch das Schlesiertal zum Hornsberge, um als kostbares Gut heiliges Feuer vom Berge mit hinab in ihr stilles Tal zu nehmen, um das gelöschte Herdfeuer aufs neue zu entfachen. Der „Heinzeltempel“ heißt heute noch das Hornschloß im Volksmunde, und im Felsengewirr am Hirschtore kann man leicht einige „Opfertessel“ finden. Die Kultgeräte, die in einer früheren Zeit auf dem Hornschloß gefunden worden sind, sind wohl leider verlorengegangen, obgleich sich noch in den Schriften zur schlesischen Vorzeit mehrere Hinweise darauf vorfinden.

Tempelherren sollen die Burg erbaut haben. Die Sage will wohl den Volksnamen erklären. Wahrscheinlich baute sie Bolko I. Schon 1292 unterzeichnet ein Reintscho Schöff, Kastellan auf dem Hornsberge, als Zeuge die Stiftungs-urkunde des Klosters Grüssau. Der Kastellan hatte Grenz- wache zu halten; denn vom Heidelberg zum Schwarzen Berge verlief damals die böhmische Grenze. Reinsbachtal und Lomnitztal, Wege für einen leichten Raubzug der Böhmen, sperrte die Burg. Fanale kündeten eine Grenzver- lezung, und dann trabten die Reisige der Falkenburg, der Rhnsburg und des Laurichenschlosses gegen die böhmische Grenze, um Frieden mit dem Schwert zu stiften.

1318 herrscht auf der Burg ein raues, lustiges Leben. Die engen Burgräume können kaum den Schwall der Gäste und Knechte fassen. Herzog Wladislaus von Liegnitz hat seinem Bruder Boleslaus III. von Brieg Fehde angefangt, weil ihm der sein Erbe vorenthielt. 500 Gulden jährlichen

Zins gewährte ihm nur der Knauser Boleslaus. Raub-
lustige Gesellen sind zur Hand. Der Ritter vom Hornschloß
bietet sicheres Quartier, und von hier aus reitet der Raub-
zug hinab in die Ebene, plündert die herzoglichen Dörfer
und birgt den Raub im uneinnehmbaren Hornschloß. Ein
Hauptzug soll das Ohlaniſche Weichbild verheeren. Aber
die walloniſchen Bauern aus Jentau und Würben packen
die ritterlichen und herzoglichen Räuber hart an; 200
fliehen, 80 liegen auf der Walstatt und 20 mit dem Herzog
Wladislaus führen sie gefangen nach Biegniß zu Boleslaus,
der seinen lieben Bruder ein Jahr in den Kerker legt, um
ihn von seinem Hochmut, auch Herzog sein zu wollen,
zu kurieren.

Herzog Bolko II. von Schweidniß säubert das Raub-
neſt Hornschloß. Im Kampfe gegen den abenteuernden
König von Böhmen, Johann von Luxemburg, hat ein
sicherer Vasall die wichtige Grenzbürg inne. 1345 ſieht
hier Hymek von Schweinichen, Herr der Schweinhausburg.
Vertrauter des Böhmentönigs und Verräter an Bolko II.,
als Gefangener des Schweidnißer Herzogs im einsamen Turm
und ſinnt auf die Flucht, die ihm auch bald wieder gelingt.

1361—1374 herrscht ein Nikolaus von Bolze als Burg-
graf auf dem Hornschlosse, wahrscheinlich ein Verwandter
des Nikolaus Bolze vom Zeisberg, und wie dieser ein
Vertrauter der Herzogin Agnes, an deren Hofe er das
Amt eines Hofmeisters bekleidete.

Die Hussitenkriege warfen Feuerbrände in die stillen
Walddäler. 1426 brannte Friedland, Reimswaldau, Don-
nerau und auch das Holzwerk des Hornschlosses. Die
Gegend lag verwüstet. Straßen und Bäche lagen voller
Leichen. Die Schwachen hatten sich in den Wäldern gebor-
gen, um hier von Hunger und Pest gewürgt zu werden.

Während noch der Krieg seine Geißel schwingt, erwirbt
1429 Wenzel von Schellendorf die Burg mit den sieben
Burggemeinden Weistritz, Breitenhain, Schenkendorf, Bärz-
dorf, Giersdorf, Donnerau und Reimswaldau. Der Bauer
kann nichts zinsen; denn alles nahm der Hussite. So
muß der Burgherr den Städter zinsen lassen, und da
der nichts freiwillig gibt, beginnt bald mit Bittau, mit
Schweidniß, mit Breslau eine fröhliche Fehde. Und kommen
Kaufleute aus anderen Städten, so müssen sie auch ihr
Hab und Gut hergeben. „Brüche und Zwetracht“ zu schlich-
ten ist Aufgabe des Landeshauptmanns, und der drückt
beide Augen über dem Treiben des Wenzel Schellendorf zu.

Hundertmal schlimmer aber trieb es sein Sohn Hans von Schellendorf, der auch Fürstenstein erwarb. Als der Fürstenstein in die Hände Georgs von Stein gefallen war, hielt sich der berühmte Raubritter noch einige Zeit auf dem Hornschloß. Dann aber brachen die ungarischen Söldner und die schlesischen Donnerbüchsen die Burg. Hans von Schellendorf ergab sich auf Gnade und Ungnade, und sein Stammschloß, das Hornschloß, wurde zerstört. Ein gebrochener Burgstall wird es 1483 genannt, und das ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

5. Die Burg Neuhaus.

Als die deutschen Siedler immer weiter, dem Leisebach folgend, in das Gebiet des Grenzwaldes eindrangen und Waldenburg und seine Nachbarorte gründeten, konnte Fürstenstein nicht mehr als Grenzburg den Schutz dieser Ansiedler übernehmen. Wahrscheinlich unter Bolko II. von Schweidnitz, der als einziger schlesischer Fürst den Herrschaftsgelüsten des Böhmenkönigs Johann entschieden entgegentrat, wurde an der äußersten Grenze seines Herzogtums auf einsam stehendem Berggägel die Feste Waldenberg erbaut, die von einem Burggrafen verwaltet wurde, der die Paßstraße nach dem Steinetal gegen böhmische Raubscharen zu verteidigen hatte. Die ersten Burggrafen entstammten dem Geschlechte der Schoffe, denen zeitweise auch die Rhynsburg gehörte, und die am Schweidnitzer Herzogshofe in hohem Ansehen standen. Zu dem Burgbesitz gehörte auch der Dominalhof Waldenburg, dessen Herrenhaus durch einen Wall geschützt war. Er lag an der Stelle der heutigen Töpferstraße, wo jetzt die latholische Knabenschule steht.

Als die Burg um 1405, vielleicht durch Blitzschlag entzündet, abbrannte, bauten die Schoffe sie neu auf und nannten sich von diesem Jahre ab Schoff vom Neuhaufe. 1426 wird die Feste Waldenburg, „Neuhaus genannt“, an Ritter Johannes von Liebental ausgelassen, aus dessen Besitz sie 1434 in die Hände Hermanns von Gzetrütz überging, der dem Liebental dafür seine Bolzensteiner Güter überließ. Als die Hussitentriege zu Ende gingen, lag es den Städtlern sehr daran, die Burgen, die so oft den hussitischen Heerhaufen als Stützpunkt für ihre Plünderungszüge gedient hatten, unbenutzbar zu machen. Vor allen Dingen hatten sie es auf Neuhaus abgesehen, das

ihnen bei seiner Lage an einem viel begangenen Pässe für ihren Handel mit Böhmen gefährlich dünkte, besonders in der Hand eines so streitlustigen Herren, wie es der gewaltige Hermann von Czettritz war. Seine Burg Konradswaldau zerstörten sie; aber ihre Bemühungen, 1437 die Zugänge zu Neuhaus durch Abgrabungen ungangbar zu machen, schlugen fehl, da der Berg aus „gellendem Stein“ war. Hermann von Czettritz verlegte damals seinen Wohnsitz nach Neuhaus, um später nach dem Fürstenstein überzusiedeln. Seiner Geschichte ist bei der Schilderung der Vergangenheit dieser Burg schon gedacht worden.

In der Fehde 1444 gegen Breslau verheerten Breslauer Söldner die Neuhäuser Besitzungen, worüber sich Hermann beim Breslauer Räte schwer beklagt. Der Burg konnte aber das Söldnerheer nicht beikommen. 1450 bis 1462 gehörte die Burg einem Hans Bedlich, genannt Rochlich. Aus dessen Besitz gelangte sie dann in den von Hans Czettritz, einem Sohne des obengenannten Hermann, der sich von 1468 ab Hans Czettritz von Neuhausa oder „de novo castro“ nennt. Als Wappen führte er den Auerockshenkopf mit dem Leitring durch die Nase im Schilde. Er war Parteigänger König Podiebrads und seines Nachfolgers Wladislaus. Die Burg Neuhaus wurde in den besten Verteidigungsstand gesetzt; zu diesem Zwecke liehen die Städte Jauer, Schweidnitz und Striegau dem Schloßherrn 1470 eine Anzahl von Donnerbüchsen nebst der dazu gehörigen Munition. Als König Matthias Sieger über Wladislaw geblieben war, rang er den Hans Czettritz, das Schloß Neuhaus herauszugeben und es nur als Pfandbesitz weiter zu verwalten. 1477 rückte ein böhmisches Heer über den Neuhainer Paß, und sofort ließ der Neuhäuser Burgherr diesem Heerhaufen seine Unterstützung. Zur Strafe dafür nahm ihm Georg Stein, der Kanzler des Königs Matthias, die Burg 1484 weg und ließ sie in des Königs Namen, wohl durch einen Feldhauptmann der schwarzen Schar, verwalten. 1492 erwarben sie wieder die Söhne des Hans von Czettritz nebst dem „Städtlein Waldenburg, Weißstein, Hermisdorf, Dittersbach, Adelsbach, Liebersdorf, Gablau, Konradswaldau, Schwarzwaldau, Zeisberg, Fröhlichsdorf, Seitendorf und dem Hochwald“.

In dem Besitze der Czettritz verblieb die Burg bis zu ihrer Zerstörung durch einen Brand, wahrscheinlich 1581. Eigenartig ist es, daß sich für die Sagen, die von Belagerungen sprechen, keine geschichtliche Unterlage finden läßt.

Wahrscheinlich ist hier, wie oft, die mündliche Ueberlieferung dichterischer gewesen, als es eigentlich die historische Wahrheit zuläßt.

6. Die Freudenburg.

In tiefer Waldeinsamkeit, vergessen und zerbrochen, erhebt sich auf dem „roten Stein“ ein zerfallener Burgturm, um den Trümmervälle ringsum noch die Lage der Burggebäude und Burgmauern andeuten. Nur im Winter und im Vorfrühling kann der Wanderer, der durch den Freudengraben nach Reimswaldau schreitet, auf dem steil abfallenden Bergrücken den alten Bergfried erblicken. Im Sommer hüllt ihn das Grün der Blätter ein, und nur die wenigsten der vielen, die vorübergehen, ahnen etwas von dem Bestehen jener Wegsperre, die einst die Böhmen anlegten, um die Straße nach Friedland zu sichern.

Von drei Seiten von Natur aus unzugänglich, galt es den Zugang über den Bergrücken zu sperren. In schwerer, mühseliger Arbeit wurde eine kleine künstliche Querschlucht geschaffen, deren Felswände heute noch die Werkzeugspuren zeigen. Aus dem gewonnenen Gestein wurden der Burgturm und die ersten Anlagen der Wegsperre gebaut, die heute fast alle zusammengestürzt sind und mit ihrem Schutt die steilen Berghängen bedecken.

Um 1290 gehörte das Steinegebiet den Politzer und Braunauer Mönchen. Später besaß es ein böhmischer Adliger, und der mag die Burg erbaut haben, um von ihr aus den Wegzoll zu erheben und um in Kriegszeiten die Straße verteidigen zu können. Rubin soll der erste Besitzer der Herrschaft geheißen haben. Der Besitz war ausgedehnt; umfaßte er doch alle Siedlungen des Steinetales bis Halbstadt und ferner noch Rindelsdorf im Landeshuter Kreise. Die Herrschaft Freudenburg oder auch Bredwinhus wurde später nach dem Hauptorte des Gebietes, nach Friedland, benannt, woraus es sich wohl erklärt, daß man auch eine Burg Friedland annehmen will. Die Burg der Herrschaft Friedland ist das Freudenschloß, oder später das Schloß Göhienua.

Um 1350 herrschte auf dem Freudenschlosse der von seinen Gläubigern geplagte Martin von Schwenkfeld. Als böhmischer Grenzhüter mag er den Krieg zwischen Johann von Böhmen und Bolko II. von Schweidnitz weidlich ausgenützt haben, um den böhmischen Bauern Hab und Gut zu nehmen, wenn ihn der strenge Burgherr vom Horn-

schlosse nicht gar zu sehr beobachtete. Der Frieden aber war geschlossen, und die Schwentfeld ließen das Rauben nicht. Bolko II. war, durch die Heirat seiner Erbin Anna von Jauer mit Kaiser Karl IV., eng verwandt mit der Krone Böhmens geworden. Er hatte den Herren von Konradswaldau, Schwarzwaldau und Zeisberg das Räuberhandwerk gelegt, und nun griff sein mächtiger Arm hinüber über die Landesgrenze und paktete den Herren vom Freudenschloß.

1355 wurde das Raubnest erobert. Bolko II. übergab es dem Kaiser Karl, der es 1356 für 2300 Schock Prager Groschen dem Hersto von Rodzialowicz überließ. Nach Bolkos Tode wurde das Burggebiet mit dem Herzogtum Schweidnitz vereinigt; von 1369 ab gilt dort schlesische Gerichtsbarkeit, nicht mehr böhmische.

Prezlaw von Pogrell, Gunzel und Nidel von Seidlitz, Heinrich von Rechenberg sind später Besitzer der Burg. Beim großen Raubzug der Hussiten durch unser Bergland, 1427, sank auch das Freudenschloß in Schutt und Asche, um dann aber bald wieder aufs neue errichtet zu werden.

Hans von Schellendorf vereinigte die Herrschaft Freudenschloß mit seinen Besitzungen Fürstenstein und Hornschloß. Als 1483 das Hornschloß gebrochen wurde, wird das Söldnerheer wohl auch das noch leichter einzunehmende Freudenschloß nicht verschont haben. George Steins schwarze Schar zerstörte die Burg, die als Landesfeste keinen Zweck mehr hatte, nachdem die Straße nach Böhmen über Waldenburg bzw. über den Johannisberger Paß führte.

Der Turm allein hat der Zerstörung widerstanden und trotz ihr heute noch, mehr als 400 Jahre nach dem Tage, an dem die Brandfackel in die Raubburg flog.

7. Die Burgen Liebenau und Vogelgesang.

Obgleich beide Burgruinen nicht mehr im politischen Kreise Waldenburg liegen, gehören sie doch zu den Burgen des Waldenburger Berglandes; denn sie gehören mit zu dem System von Grenzburgen, das mitten im Grenzwalde zur Sicherung der schlesischen Grenze von den Schweidnitzer Volkonen angelegt wurde. Beide Burgen stellen aber eine im Gebirge ziemlich selten vorkommende Art der Burgbefestigung dar. Während alle anderen Burgen frei auf schwer zugänglichen Berghöhen liegen, bergen sich diese beiden Schlösser im Tale. Es sind Wasserburgen,

die in der sumpfigen Niederung liegen, geschützt gegen die Zugriffe der Feinde durch breite Wallgräben und sumpfige Wiesen.

Liebenau liegt am Rässigbache, etwa an der Dorfgrenze von Hartau und Schwarzwaldau. In alter Zeit wechselte der Name Liebenau mit der Bezeichnung „Besle Swarczinwald“. Sie wird 1355 zuerst genannt. Bolko II. hatte damals bei seinem Vergeltungszuge gegen die Landesesherrn auch Schwarzwaldau und Konradswaldau (das heutige Vogelgesang) unterworfen. Zerstört wurden beide Burgen nicht, da sie dem Herzog wichtig zum Schutze der Straße aus dem Landesherren Gebiet in das Polznitztal dünkten. In späterer Zeit, etwa um 1400, gehört Liebenau drei Brüdern Seydlitz gemeinsam. Als 1428 die Schlesier bei Alt-Wilmsdorf in der Grafschaft den Versuch machten, den Hussitenschrecken zu bannen, waren die Seydlitz mit beim Heerbanne der Schlesier, und zwei der Brüder starben auf dem verschneiten Schlachtfelde, von dem die Hussiten beim Scheine der brennenden Dörfer die Ritter „aufließen wie die Hühnlein“. Ein „Menlin Burgult“ kauft Liebenau (etwa 1436). Die alte Sumpfburg hatte bei der schnellen Entwicklung der Feuerwaffen keine Verteidigungsbedeutung mehr; wohl aber bot sie oft genug Schutz herumstreifenden Horden, die von einem solchen Stützpunkte aus leicht die Straßen für den ruhigen Kaufmann sperren konnten. 1437 erhielten die Breslauer die Erlaubnis, alle Adelsitze ohne Entschädigungsleistung brechen zu dürfen. Ihr Söldnerheer besorgte das auch gründlich. Schwarzwaldau und Konradswaldau sanken in Trümmer und wurden wegen ihrer ungünstigen Lage auch nicht mehr wieder aufgebaut. Die Besitzungen, die zur Burg gehörten, erwarb später (1450) Hermann Czettritz. Nur die Reste eines alten Wartturmes und alte Schuttwälle zeigen heute die Lage und die Größe der alten Burg an.

Etwa 1½ Stunde von dieser Ruine entfernt treffen wir im Dorfe Konradswaldau auf die geringen Trümmer der anderen Wasserburg, Vogelgesang, die sicher größer war als die eben beschriebene Burg Liebenau, barg sie früher doch sogar eine Kapelle in ihren Mauern. Die Anlage des nassen Grabens ist heute noch erkennbar. Mittelalterliche Wurfgeschütze konnten bei ihrer geringen Reichweite dem ungeheuer dicken Mauerwerk nichts anhaben, und gegen direkte Angriffe war die Burg durch die teichähnlichen Gräben besser geschützt, als durch einen steilen Bergabhang.



Burgruine Hogeifelang.

(Phot. Anders.)

Während das Dorf Konradswaldau schon 1305 erwähnt wird, wird die Feste Konradswaldau erst 1324 genannt. In der Zwischenzeit mag wohl der unbefestigte Rittersitz zu einer Burg ausgebaut worden sein. Hendenricus de Predil nennt sich der erste Besitzer. Nachdem Bolko II. die unbotmäßigen Burgherren bezwungen hatte, gab er die Burg den Brüdern Hontenberg zu Lehen. Die Besitzer wechselten oft, so gehörte sie auch dem Nidel Bolcze vom Zeisberg, bis sie 1379 Hermann Czettritz, Hofmeister der Herzogin Agnes von Schweidnitz, Großvater des berühmten Hermann Czettritz von Fürstenstein, kaufte. 1427 unternahm Hermann Czettritz der Jüngere von hier aus seinen Raubzug gegen Grüssau; aber schon 10 Jahre später sank die Burg in Asche, und Czettritz siedelte nach dem festen Neuhaus über. Die Herrschaft Konradswaldau aber blieb fast 500 Jahre lang im Besitze der Czettritz.

8. Vergessene Burgen.

Wenn ich im vorigen die tatsächlich beurfundete Vergangenheit der Burgen im Waldenburger Berglande aus dem großen Wust der nicht begründeten Ueberlieferung herausgesucht habe, so schweigt die urkundliche Ueberlieferung fast ganz über die Burgen, die in einer frühen Zeit zerstört worden sind, und an die nur noch die Namen und einige Sagen erinnern. Im Weistriktale lagen früher außer der Rhnsburg noch mehrere Burgen. In Erlensbusch erhob sich unweit der katholischen Kirche (hinter dem Anwesen des Bauerngutsbesizers Alter) die Erlenburg, eine kleine Wehranlage, auf deren Gebiet einige Funde aus der Ritterzeit (Pfeilspitzen, Schleuderkugeln und Münzen) gemacht wurden. Ein schwarzer Ritter, der in Vollmondnächten erscheint, soll dort einen Schatz hüten.

An der Stelle des heutigen Schlosses Tannhausen soll einst ein Schloß gestanden haben, das von den Hussiten zerstört wurde.

An die Falkenburg, auf einem bewaldeten Berge zwischen Neugericht und Wüstewaltersdorf, erinnern noch einige Steinhäusen und die Sage vom steinernen Kreuz an der Rhnsburg.

Auf dem Lauers- oder Laurienberge bei Breitenhain stand einst die Laurichenburg. In der Nähe lag das Dorf Lauersberg. Beide Siedelungen sind verschwunden, obgleich das Dorf Kirchdorf war und die Burg als eine selten

Idüne Burg gerühmt wurde. Der 30jährige Krieg vernichtete die Burg so gründlich, daß nur geringe Schuttwälle zurückgeblieben sind.

Im Goldenen Walde erinnert uns der Name „Schloßberg“ an die Lage einer Burg, von der vor Jahrzehnten noch einige kleine Wallstücke erhalten gewesen sein sollen. Es soll dort das Raubnest des Ritters Raimund Goldfinger gestanden haben, daß die Schweidnitzer zerstörten.

Beurkundet ist nur die Existenz des Laurichenschlosses. Die andern hier aufgezählten Burgen scheinen nur kurze Zeit bestanden zu haben oder waren so kleine Burgstädte, daß sie in den alten Urkunden nicht der Erwähnung wert gehalten wurden.

Die Enge des Raumes erlaubte es mir nicht, noch näher auf die Geschichten der Burgen im Kreise Waldenburg einzugehen. Wer mehr von unseren Ruinenstätten erfahren will, der lese das Buch von W. Reimann: „Geschichte und Sagen der Burgruinen im Kreise Waldenburg“, das eine große Reihe urkundlicher Belege enthält, freilich nicht immer historisch ganz einwandfrei ist. Doch dürften die historischen Unrichtigkeiten in der demnächst erscheinenden Neuauflage ausgemerzt werden.





VI. Am Born der Sage.

Sagen aus dem Waldenburger Berglande.

Von Joseph Urban.

Schlesien ist nicht nur ein liederfrohes, sondern auch ein sagenreiches Land. Das lehrt schon ein Blick in die drei umfangreichen Bände, in denen Professor R. Kühnau sämtliche ihm erreichbaren schlesischen Sagen zusammengetragen hat, gedruckte und ungedruckte, alte und neue.*) Auch unsere Waldenburger Heimat ist mit einer stattlichen Anzahl von Sagen der verschiedensten Art vertreten. Indem wir sie aus dieser und anderen Quellen hier zusammenstellen, haben wir den Wunsch, daß sie nicht nur unsere Leser erfreuen und unterhalten, sondern auch diesen oder jenen anregen mögen, andere in unserer Gegend spielende Sagen aufzuschreiben und so vor dem Vergessenwerden zu bewahren, ehe es zu spät ist. Wer sich nicht getraut, selbst eine Niederschrift anzufertigen, findet unschwer jemand, der es für ihn unternimmt. Unsere Zeitungen sind sicherlich gern bereit, solche Sagen zu veröffentlichen und dadurch zum Gemeingut des Volkes zu machen.

Wir fassen die Sagen in Gruppen nach den Orten zusammen, wo sie spielen, und beginnen mit Sagen aus verschiedenen Gegenden, lassen dann die Sagen von der Stadt Waldenburg und Fürstenstein, sowie den Ruinen Freudenburg, Hornschloß, Rhnsburg, Neuhaus und Zeitzburg folgen.

*) Schlesische Sagen. Von Richard Kühnau. 3 Textbände und 1 Registerband. (Leipzig, W. G. Teubner 1900 ff.)

Sagen aus verschiedenen Gegenden.

Der Rumpelbrunnen. Ein Werwolf in Fellhammer. Alpe.

Es ist wohl nicht zu verwundern, daß in den Volks-sagen der Teufel eine große Rolle spielt, ist er doch der gefährlichste Herr dieser Welt. Alle Leser wissen wohl aus ihrer Schulzeit, daß die Weistritz im sogenannten „Rumpelbrunnen“ bei Ober-Wüstegiersdorf entspringt, viele sind wohl schon bei diesem merkwürdigen Brunnen und der dabeistehenden „Rumpelmühle“ vorübergekommen, und manche haben wohl auch das Rumpeln der aus dem Berge mit starkem Getöse hervorbrechenden Quelle gehört. Wenige aber wissen, daß das Rumpeln von einer Schmiede im Berge herrührt, in welcher Satan seine Pläne schmiedet; wer sie aber neugierig erforschen möchte, den holt er.

Ob die erwähnte „Rumpelmühle“ gleichbedeutend ist mit der Rosenmühle, die Christoph Rosemann 1695 erbaute, ist uns nicht bekannt. An die Erbauung derselben aber knüpft sich die einzige Werwolfsage in Schlesien. Was ist ein Werwolf? Eine Menschenseele, die sich darin gefällt, bisweilen Wolfsgestalt anzunehmen und in ihr allerlei Untaten zu begehen. Die Werwölfe gingen ganz besonders in den „heiligen zwölf Nächten“ zwischen Weihnachten und dem Dreikönigtag um. In dieser Zeit durfte man einen Wolf nicht mit seinem Namen, sondern nur Unflath, Ungeziefer oder Gewürm nennen, sonst zerriß er nicht nur die Herden, sondern auch die Hirten. Das Aufkommen dieser Sage setzt das Vorhandensein wirklicher Wölfe voraus, und in der That war die Waldenburger Gegend in jenen Zeiten nicht arm an diesen gefährlichen Raubtieren.

So verstehen wir die Sage, die nach der „Chronik des Dorfes Giersdorf“ also lautet:

„Fand sich in der Fastenzeit ein grimmiger Wolf in den Fellhammer Wäldern, welcher auch an anderen Orten sich sehen ließ und dann ab und zu gehenden Leuten sehr nachsetzte. Er hat alsdann in Altwasser ein Kind und in Fellhammer zwei Kinder erbisßen, auch in Weißstein, Steingrund und Tannhausen an jedem Orte ein Kind zerrissen und gefressen, da aber demselben an jedem diesen Orten sehr nachgesetzt worden, hat er sich gänzlich verloren. Hierbei war ein Mann in Fellhammer, der alte Gumprecht genannt, in Verdacht, als ob er sich in diesen Wolf verwandelt hätte.“

Der arme „alte Gumprecht“ hat gewiß nicht wenig unter dem Aberglauben seiner Mitmenschen zu leiden gehabt. und die Sünden eines Raubtieres büßen müssen, dessen Gattung auch nach Ausgang des 18. Jahrhunderts vorhanden war, wenigstens bezeugt der verdienstvolle frühere Rentmeister Paul Kerber in seinem Werke „Geschichte des Schlosses und der Freien Standesherrschaft Fürstenstein“ (Breslau 1885), daß sich auch während der Schlesischen Kriege (1740 bis 1763) sowohl im schlesischen Grenzgebirge als auch um den Zobtenberg die Wölfe so beträchtlich vermehrten, daß man das Vieh mit Besorgnis auf die Weide trieb. Die Regierung forderte nicht nur zur Vertilgung der Raubtiere auf, sondern setzte auch namhafte Prämien für die Ablieferung eines Wolfsbalges aus; doch wurde noch 1784 im Liebichauer Reviere eine Wölfin mit sechs Jungen und im März 1789 im Polenitzer Reviere eine Wölfin mit sieben Jungen erlegt. (Wildschweine — heute wohl in unseren Forsten gar nicht mehr zu finden — richteten 1774 in Langwaltersdorf beträchtlichen Schaden an.)

Zahlreich sind die Alpfagen. Wen hätte nicht schon einmal „der Alp gebrückt“! Aber die heutige, aufgeklärte Welt meint, daran sei der überladene Magen oder eine Störung des Blutumlaufes schuld, und glaubt nicht mehr, daß es ein Wesen gebe, dem es eine Lust ist, durch nächtlichen Druck die Menschen zu quälen oder ihnen durch Saugen am Körper die Kräfte zu rauben oder sie gar zu töten, wie die Sage behauptet. Es soll aber auch Alpe geben, deren Leben mit dem eines Baumes verbunden ist; zu ihm fühlen sie sich geheimnißvoll hingezogen, ihn müssen sie drücken, sein Untergang ist auch ihr Ende. Der Alp nimmt mancherlei Gestalten an, auch die menschliche.

So lebte auch in Reimswaldau eine Frau, die ein Alp war, ohne daß es ihr Mann wußte. Sie mußte alle Abende hinaus an einen Feldrain und eine dort stehende Birke drücken. Als ihr Mann die Ursache ihres nächtlichen Treibens erfuhr, hatte er Mitleid mit ihr. Damit sie nicht so weit zu gehen habe, ließ er die Birke abhauen und in den Hof fahren. Doch mit dem wellenden Baume wachte auch die Frau dahin und starb.

Daselbe Los traf zwei Wirtstöchter in der Zobtener Gegend. Einst waren sie „zum Lichten“ gegangen und kehrten erst spät abends heim. Da hörte der Vater, wie die eine zur andern sprach: „Du, wie ist es kalt, und ich muß noch zur Kreuzlinde hinaus!“, worauf die andere

antwortete: „Hu, was soll ich sagen, ich muß noch zur Teichbirte laufen!“ Der mittheidige Vater hieb gleichfalls die Bäume ab, um seinen Töchtern die nächtlichen Gänge zu ersparen; seine Axt fällte nicht bloß die beiden Bäume, sondern zerschnitt auch die Lebensfäden der mit ihnen innig verbundenen Schwestern.

Waldenburger Sagen.

Sagen aus der Urgeschichte der Stadt. — Der in eine Hummel verwandelte Leinwandkaufmann.

In das Dunkel der Sage gehüllt ist die *Urgeschichte* der Stadt. Wir wissen nur, daß Waldenburg bereits am Anfange des 14. Jahrhunderts vorhanden war; wann das Städtchen aber gegründet wurde, ist uns unbekannt, ebenso, welchem Umstande es seinen Namen verdankt. Nur Naso, der hochgemute Bügenschmied unter den schlesischen Geschichtsschreibern, berichtet fest und kühn:

„Vor vierhundert / und fünff und siebenzig Jahren — d. i. vor Erscheinen seines „Phoenix“ 1667 — / war daselbst (wo anjetzo Waldenburg gegründet) eine dicke Wildniß / worinnen nichts zu befinden war / als ein altes Jagt-Haus / oder Burg / und auf einem Berglein / oder Hügel ein Kirchlein von Holz erbaut / welches noch bis auf heutigen Tag bauständig erhalten wird.

Wie die alten Schrifften bezeugen / sol vor Alters dahin eine volkreiche Wal-fahrt gewesen seyn / dannenhero im Jahre 1191 viel Leute daselbst hölzerne Wohnungen erbauet / und von Jahr zu Jahr vermehret / bis der Ort einem Städtlein gleichförmig worden. Ob nun der Name von dem Walde / und der alten Burg / oder von dem Wallen (das heißt in gemein wal-jahren gehn) und dem Berge / worauf das Stadt-Kirchlein stehet / hergeflossen / wil ich meines Ortes keinen Ausspruch fällen.“

Leider verrät Naso nicht, woher ihm die Kunde wurde, daß Waldenburg 1191 und nicht früher oder später gegründet worden. Deshalb dürfen wir annehmen, daß er auch diese Jahreszahl wie so viele andere leichtherzig erfunden und niedergeschrieben hat. Da ist uns denn die Sage lieber als solche erfundene Geschichte, zumal sie „Hand und Fuß hat“ und sehr wohl auf Wahrheit beruhen könnte. Sie lautet also:

„Einst befand sich der Graf von Neuhaus mit vielen Leuten auf der Jagd. Die Hunde hatten einen großen Hirsch aufgeschreckt, der nun eifrig verfolgt wurde, bis man im dichten Walde seine Spur verlor. Der Graf, hitzig im Verfolgen, trieb mit Ungestüm seine Begleiter an, das begehrenswerte Wild wieder aufzufinden. Endlich gelang es einem Ritter, das stattliche Tier zu entdecken und zu erlegen. Als es sich schon in seinem Blute wälzte, sprang der Ritter von seinem Rosse, um dem Hirsche den Gnadenstoß zu versetzen; jedoch verletzte ihn dabei das zornige Tier mit seinem Geweih also, daß des Ritters Blut in Strömen floß und sich mit dem des Hirsches vermischte. Durch den Blutverlust geschwächt, sank der Weidmann zu Boden. Bald quälte ihn ein brennender Durst, doch niemand vom Jagdgesolge war in der Nähe, ihn zu tränken. In dieser Not flehte der Verwundete zur gnadenreichen Mutter Maria, und siehe, er hörte auf einmal den Silberklang einer sprudelnden Quelle, schleppte sich hin zu ihr und stillte seinen Durst. Neues Leben durchflutete seine Adern und — o Wunder! — auch seine Wunden begannen sich zu schließen! Er wusch sie nun dreimal im Wasser und die Blutung hörte auf, die Wunden heilten. Frohen Mutes stieß er ins Horn, um die Jagdgesellschaft herbeizurufen. Ehe sie aber kam, kniete er nieder, dankte Marien für die wunderbare Hilfe und gelobte, eine Kapelle neben dieser Quelle zu erbauen. Er erfüllte sein Gelübde und bald war das hölzerne Marienkirchlein mitten im Walde eine Gnadenstätte, zu der Tausende von Besshastigen aus allen Himmelsgegenden wallten, um hier von ihren Leiden und Gebrechen zu genesen. Um das Kirchlein aber siedelten sich Geschäftsleute an, die den Wallfahrern Unterkunft, Speise und Trank darboten. Der Anfang einer neuen Stadt war da, und da sie auf einem Hügel lag, zu dem man wallte, so nannte man sie Wallenberg.“

Der erste Chronist Waldenburgs, Bürgermeister Jänsch, und nach ihm sein Abschreiber Julius Schrodtt weisen auf eine zweite, wahrscheinlichere Erklärung des Namens der Stadt hin. Zu ihrer Zeit hieß der Platz, wo heute die altlutherische Kirche und Schule steht, der Wall, und man erzählte sich, daß dort ein Jagdhaus des Neuhauser Ezzetrix gestanden habe, eine „Burg im Walde“, nach der schließlich das emporschneidende Städtchen genannt wurde. Aber auch diese Vermutung ist eitel Sage und durch keine Tatsache erhärtet.

Völlig aus der Luft gegriffen erscheint die andere Behauptung der alten Chronisten, daß die Errichtung eines Mönchsklosters hauptsächlich zum Emporkommen der neuen Stadt beigetragen habe. Sie stützten sich auf die nachstehende Sage:

Aus einem böhmischen Dorfe — wohl des Braunauer Gebietes — kam am Tage Mariä Himmelfahrt eine Prozession gen Waldenburg, um vor dem dortigen Gnadenbilde zu beten. Voran ging in üblicher Weise ein Kreuzträger und der Pfarrer mit zwei Ministranten. Kurz vor dem Ziele wurden die frommen Leute mitten in einem Walde von einem heftigen Gewitter überrascht. Blitze und Donner folgten einander in unheimlicher Schnelligkeit. Es war, als hätte sich die Natur gegen sich selbst empört. Hohe Kiefern wurden gleich dünnen Ruten geknickt, und eine alte Tanne brach unmittelbar vor der Prozession zusammen. Der tief erschrockene Priester gelobte den Bau eines Klosters in Waldenburg, falls er und seine Pfarrkinder aus dieser Not unversehrte hervorgingen. Und siehe, der Himmel klärte sich auf und heiterer Sonnenschein verklärte die liebliche Landschaft, als sei es nie anders gewesen. Jedoch, der Pfarrer vergaß seines frommen Versprechens und dachte gar nicht mehr daran, Marien zu Ehren ein Kloster zu erbauen. Da erschien ihm, als er einst in seiner Kirche die Messe las, ein weißgekleideter Engel mit drohender Miene. In der einen Hand trug er das Modell eines Klosters, in der andern aber das Gelübde des Pfarrers mit goldenen Buchstaben auf himmelblauem Grunde verzeichnet. Nunmehr tat der erschrockene Pfarrer alles, um sein Gelöbniß einzulösen. Er sammelte Geld und bewog vor allem den Grundherrn Georg von Czettitz, das Kloster zu errichten. Es geschah, und der reumütige Pfarrer wurde der erste Prior desselben. Es hatte die Aufgabe, den zum Gnadenbilde aus weiter Ferne wallenden Pilgern Obdach und Verpflegung zu bieten, und dadurch hat es viel Gutes gewirkt. Leider verrät uns außer der Sage kein anderes Zeugniß das Bestehen eines Klosters in Waldenburg. Gewiß scheint nur, daß jener Georg von Czettitz die erste katholische Kirche in Waldenburg erbaut hat. Als Gründungsjahr nennt man 1440.

Nur der Vollständigkeit halber, nicht ihres Wertes willen, sei noch eine Wundersage vom Marienkirchlein erzählt. Unter denen, die sich in Waldenburg ansiedelten, befand sich auch Santa Paola, ein Mädchen von außerordent-



Burgruine Stebenau.

(Phot. Lindner.)

licher Schönheit. „Schwarzes Haar, das in Locken über ihre Schultern in kunstlosem Schmuck herabwallte, ein volles, rundes Engelsgezicht mit einer echt römischen Nase, schwarze, feurige Augen, blühende Rosenwangen mit schönen Grübchen, einen Mund zum Küssen geformt, ein schöner, schlanker Wuchs und ein feuriges Temperament, gleich dem einer Italienerin, ein netter Fuß und ein allerliebste, kleines Händchen machten sie zur Göttin.“ Wer wollte es darum jenem Jünglinge der Sage verdanken, daß er die schöne Santa Paola auf Schritt und Tritt verfolgte, selbst bis ins Gotteshaus hinein, in das sich die reizvolle einst vor seinen Nachstellungen flüchtete. In ihrer Seelenangst flehte sie die gnadenreiche Gottesmutter um Hilfe an, und wusch sich mit dem heiligen Quell. Nun trat sie starken Herzens dem Verfolger entgegen. Dieser aber prallte entsetzt vor ihr zurück; denn das ihm gegenüberstehende weibliche Wesen war durch einen dichten, wilden Bart grausam entstellt. An den Kleidern erkannte er aber seine geliebte Paola, und allen Abscheu durch seine echte Liebe mutig überwindend, fiel er ihr um den Hals und küßte sie herzinniglich. Da erkannte Santa Paola des Jünglings lauterer Sinn, und auch Maria hatte Erbarmen mit dem vor ihr auf den Knien flehenden Paare und nahm der reinen Jungfrau den sie entstellenden Bart wieder ab. Natürlich heirateten sich die beiden und waren das schönste Paar in Waldburg.

Leider ist der Kern dieser angeblich Waldburger Sage die viel verbreitete alte Mythe von der heiligen „Kümmernis“, deren Bild — als bärtige Gefreuzigte wird sie dargestellt — auch in Schlesien da und dort zu finden ist. Werthwürdig ist es außerdem selbst für eine Sage, daß eine Italienerin, denn das ist doch Santa Paola ihrem Namen nach, in jener eisenbahn- und wegelosen Zeit bis nach dem fernen und rauen Waldburg verschlagen wird. Es ist wohl anzunehmen, daß diese Sage nicht auf heimischem Boden erwachsen, sondern von fernher auf Waldburger Verhältnisse übertragen worden ist.

Fremde Einflüsse spielen wohl auch in den Bericht Natos im „Phönix redivivus“ hinein, nach dem im Dreißigjährigen Kriege ein roher Soldat der hölzernen Pieta im Marienkirchlein die Nase abgeschnitten habe, worauf er „des andern Tages elendiglich sterben und verderben“ mußte. (Ein ähnlicher Frevel wird bekanntlich vom Bilde der „schwarzen Madonna“ in Ezenstochau berichtet.) Natos

gibt in seinem Buche „Sagen des Riesengebirges“ (1887) der vorstehenden Erzählung folgende Fassung: „Um das Jahr 1630 soll ein schlechter Mensch das Gnadenbild zu Waldenburg geschändet haben. Seitdem hat es aufgehört, den Menschen wundertätig zu sein. Der Gottesfrevler aber soll zur Strafe für seine That elend umgekommen und verdorben sein.“ Ferner meldeten Naso „alte Leute / daß noch zu ihrer Zeit die Soldaten umb das Kirchlein / bey ihrem Abzuge Feuer angelegt / welches der Wind so lang zurück getrieben / biß daß das hölzerne Gebäude von den Inwohnern ohne einigen Schaden errettet worden.“ Wahrheit und Dichtung scheinen sich hier vermählt zu haben. Naso aber zieht folgende Nutzenwendung: „Aus diesen wahrhaftigen Geschichten ist augenscheinlich abzunehmen / daß Gott nicht allein diejenige / welche seiner allerheiligsten / und mit allen Gnaden völlig erfüllten Jungfräulichen Mutter mit Lästerungen / und vergifteten Zungen nahe zu schreiten / sich unterstehen / sondern auch dieselbe / so dero Bildniß vorseßlicher weise verunehren / nach seiner Gerechtigkeit / und ihren Verdiensten / zeitlich / und ewig zu straffen / auch was zu Ehren / und Gedächtniß der Glorwürdigsten Königin des Himmels / auß alter Andacht gestiftet / wunderbar zu erhalten pflege.“

Bekanntlich war das Waldenburger Ländchen vor mehr als hundert Jahren ebenso weiß, als es heute schwarz ist, da es damals ebensoviel Leinwand erzeugte, als es heute Rohlen gewinnt. Waldenburg aber war neben Hirschberg, Schmiedeberg und Landeshut der Sitz reicher Leinwandhändler, von denen mancher die armen Weber gar schwer bedrückte. Von einem solchen Hartherzigen, der sich vom Weberschweiße gemästet hatte, erzählt folgende Sage:

Der reiche K. aus Waldenburg sitzt auf einem Steine am Fußwege, der über den Butterberg geht, winkt den vorübergehenden Weber heran, beschaut stumm dessen Gewebe und weist ihn dann mit der Hand zur Stadt. Der aber bekreuzt sich, als er in der Stadt hört, der Alte sei gestorben. Der Tote spukt jedoch weiter auf seinem Lieblingsplatze, bis ein kluger Mann seinen unruhigen Geist in eine Hummel verwandelt und diese in ein Gehege auf dem Butterberge verbannt. „Ich habe dieses Gehege mit meinen eigenen Augen gesehen, ein Spittelmann hat's mir gezeigt!“ erzählt ein alter Waldenburger im „immergrünen Märchenwalde“ der Provinzialblätter von 1862. Vielleicht ist es auch einem Leser dieses Buches bekannt.

Fürstensteiner Sagen.

**Die gestörte Hochzeit. — Hellebach und Riesengrab. —
Ein geheimnisvoller Pudel. — Muttertreue. — Eine
Nixe als Blume.**

Wenig bekannt dürften die nachstehenden Sagen aus Fürstenstein sein:

Als einem der früheren Besitzer der alten Burg zu Fürstenstein ein Töchterchen geboren wurde, zog ein schweres Gewitter herauf und blieb drei Tage über der Burg stehen. Sterndeuter weis sagten, daß Ritterfräulein werde vor ihrer Verheiratung vom Blitze erschlagen werden. Es wuchs zu einer schönen Jungfrau heran, die viele Freier fand. Im festen Glauben an die Erfüllung jener Prophezeiung lehnte sie jedoch alle Bewerbungen ab. Als aber der Rechte kam, konnte sie ebensowenig widerstehen wie ihre Schwestern. Nach mehreren Zurückweisungen seiner Werbungen sagte sie endlich ja, hoffend, daß die böse Prophezeiung sich nicht erfüllen werde. Ohne Unfall kam der Hochzeitstag heran. Schon hatte die glückliche Braut den Wagen bestiegen, der sie mit ihrem Erlorenen zur Trauung fahren sollte, als ein Unwetter von außerordentlicher Heftigkeit ausbrach, so daß sie aussteigen und auf besseres Wetter warten mußten. Jedoch unaufhörlich zuckten die Blitze und trachten die Donner, wiederholt schlug es in die Burg ein. Drei Tage stand das Wetter wie festgebannt über dem unseligen Hochzeitshause. Wiederholt wollte sich die Braut dem Schicksale opfern, nur die Bitten der verzweifelten Eltern hielten sie zurück. Jedoch am Abend des dritten Tages riß sich die Unglückselige los, eilte auf den Burghof und rief dem noch immer unheimlich wütenden Wetter zu: „So nimm denn dein Opfer!“ Kaum hatte sie das gesagt, so streckte ein Blitzstrahl die Jungfrau nieder. Das Unwetter verzog sich nun bald und heiterer, unschuldiger Himmel blaute über der alten Vorstinburg, dem Schauplatze eines düsteren Schicksalsdramas.

Viktor Schaeffle erinnert in seinem sehr dankenswerten Buche „Schlesische Burgen und Schlösser“ (Schweidnitz 1912) an andere Fürstensteiner Sagen, so daran, daß im Grunde ehemals der Höllenstrom rauschte, während auf der Höhe ein Riese tobte. Des Nachts verließ er seinen Lieblings-sitz auf der über der grauzigen Tiefe vorspringenden Felsen-nase und „scheuchte“ umher. Einst aber fand er durch einen Sturz vom Riesengrabe seinen Tod im gähnenden Schlunde.

— Noch vor wenigen Jahrzehnten streifte ein herrenloser schwarzer Pudel in der Nähe des Schlosses umher. Er fiel niemanden an und verschwand in einer Föhrenschonung. Daß auch der Nachtjäger in der Höhe und eine Liſta am Waſſer des Grundes hauste, iſt ſelbſtverſtändlich. Vom Hellebach (Höllebach?) geht die Mär, daß er Goldkörner enthalte. „Es hat“, berichtet eine alte Chronik, „beim Fürſtenſtein einen Steig, den heißt man den Diebſteig, folge dem nach, ſo findeſt du ein Waſſer, die Schießmalz genannt, gehe an dem Waſſer hinauf an einen alten Graben, ſo vor Zeiten ein Mühlgraben geweſen, folge demſelben nach, ſo kommſt du an ein Waſſer und in demſelben Waſſer ſein grüne Körner, derſelben Körner habe ich ſelber gewaſchen und in drei Tagen um 40 Gulden. Die Körner ſind nichts anderes als natürlich Gold.“ — Auf der Vorſtinburg lebte einſt ein Ritter, der ſeine Frau ohne ihre Schuld verſtoßen hatte. Als ſie aber hörte, daß ihre Kinder an den Blattern erkrankt ſeien, eilte ſie herbei und pflegte ſie biß zur Genesung, trug aber ſelbſt den Todesſteim davon. — Auf ſchroffer Felswand blühte eine einſame Blume von holder Schönheit. Es war eine durch einen Zauberspruch verwandelte Nixe des Grundes, die einſt von einem Burgherrn geraubt worden war und demſelben entfliehen wollte. Als nun zwei Mädchen mit einem tapferen Beſchützer im Grunde weilten, erquickte ſie eine Nixe und erbat ſich als Lohn die Erlöſung ihrer Schweſter von der jähren Höhe. Troß der Schwierigkeit gelang es dem Ritter, der Wunderblume habhaft zu werden und dadurch die Geſchwifter miteinander zu vereinen.

Freudenburgſagen.

Der Goldberg. — Die goldenen Eier. — Der geheime Gang zur Rynsburg.

Unweit von Görbersdorf liegen in ſtiller Waldeinſamkeit die Trümmer der Freudenburg, von deren Geſchichte uns wenig Zuverläßiges bekannt iſt. Auch das Sagenbrünnlein fließt hier ſehr ſpärlich, ſind doch nur drei kurze Sagen bekannt, die Kloſe in ſeinen „Sagen des Nieſengebirges“ aufgezeichnet hat.

Die alten Burgherren der Freudenburg ſollen unermeflich reich geweſen ſein, ſo reich, daß ſie ihre Schätze gar nicht im Schloſſe unterbringen, ſondern vor demſelben über einen Haufen ſchütten und dieſen mit Geröll und Erde bedecken

mußten, ähnlich wie der Landmann seinen Ueberfluß an Kartoffeln verwahrt. Allmählich aber ist über jenem Schate der Berg emporgewachsen und mit ihm dichter Wald, so daß die verborgenen Edelmetalle und -steine nicht mehr zu finden sind. Der Berg aber heißt bis auf den heutigen Tag der Goldberg.

Im alten Turme der Burg legte eine Dohle goldene Eier, die dem Kloster Grüssau verehrt wurden.

Ehedem soll die Freudenburg durch einen unterirdischen Gang mit der Rhnsburg in Verbindung gestanden haben. Er wird wohl auch als „geheimer Weg“ bezeichnet, kann aber nicht oberirdisch gewesen sein, da er während der Hussitenzeit als Versteck gedient haben soll.

Hornschloßsagen.

Das Steinmännchen. — Ein Frevel und seine Sühne. — Die Lösung des Vannes. — Das Steinmännchen als Wohltäter der Liebenden. — Der frevelnde Zecher. — Harte Gefangenschaft. — Bestrafte Untreue.

Das Horn- oder Domschloß, auch Heinze- oder Heidentempel genannt, erhob sich auf dem Gipfel des zwischen Reinswaldbau und Donnerau gelegenen Hornberges, der einen Teil des ausgedehnten Längen Berges bildet. An Stelle des zerklüfteten Felseneinganges, des sogenannten „Hirschtorens“, befanden sich vielleicht die äußersten Befestigungen und da, wo heute Tische und Bänke zur Kasse einladen, befand sich wahrscheinlich der Zwinger. Gräben und erdbedeckte Mauern, sowie der niedrige, runde Turmstumpf sind die einzigen Reste der ehemals festen Burg. Kein Geringerer als der berühmte Maler und Zeichner Ludwig Richter hat die Ruinen des Hornschlosses für das Werk „Das malerische Deutschland“ gezeichnet. Die Geschichte weiß mancherlei von dem einst festen Kastell zu berichten, doch steht über Ursache und genauen Zeitpunkt der am Ende des 15. Jahrhunderts erfolgten Zerstörung nichts fest. Ueppiger spinnt Frau Sage ihre Ranken um das verfallene Gemäuer. Der um die Heimatskunde sehr verdienstvolle Hauptlehrer Oskar Vogt in Wüstegiersdorf hat mehrere Hornschloßsagen gesammelt. (Vgl. Drei Hornschloßsagen. Wüstegiersdorf.)

Wie das Riesengebirge seinen Rübezahl, so hat das Hornschloß sein Steinmännchen, einen Kobold, der schon 200

Jahre vor dem Auftreten Rübezahls hier hauste. Er spielte gern mit gewaltigen Felsblöcken, die er mit übermenschlicher Kraft bald aufeinandertürmte, bald weithin ins Land sch'enderte. Wer ihn verspottete, dem spielte er argen Schabernack; gute Menschen aber, besonders arme Brautpaare, empfangen seine Hilfe.

Als der mächtige Nikolaus von Bolze einst in grimmer Fehde gegen das Neuhaus bei Waldenburg ausgezogen war, erschien auf der Hornburg ein junger Ritter vom Zobten, um Bolzes liebliches Töchterchen Hildegard zu freien; die jugendliche Burgfrau aber betörte des Freiers Herz, so daß er sich ihr zuwandte und die schöne Hildegard auf einem Spaziergange in den Bärenzwinger stieß. Zur Strafe für diese Untat wurde der Ritter in einen Zwerg, die Verführerin aber in eine Bärin verwandelt, die auf den Zobten verbannt ward, bis sie ein Held erlegen würde. Auch die Jungfrau erlag einem Zauber, welcher Art, wird nicht gesagt, und harrete ihres Erlösers. Als nun Bolze heimtam und die Schreckensmär vernahm, litt es ihn nicht länger auf der Burg. Er übergab sein ganzes Besitztum Verwandten und ging in ein Kloster.

Wenzel von Bedlitz, ein späterer Herr des Hornschlosses, verirrte sich einst im Schneetreiben und wurde von einem verwachsenen Menschen nach dessen Wohnung geleitet. Dort gab sich der freundliche Führer als das Steinmännchen zu erkennen und bat den Ritter, seinen Bann zu lösen, indem er jene Bärin am Zobten erlege. Dazu bot sich bald Gelegenheit, als Albert von Eberstein den Herrn des Domschlosses zur Jagd nach dem Zobten einlud. Wenzel von Bedlitz erschlug dabei das gefürchtete Raubtier und erlöste dadurch das Steinmännchen sowie die verzauberte Jungfrau, die er als Gemahlin heimführte. Vom Steinmännchen hat man seitdem nie wieder gehört.

Als es aber noch sein Wejen trieb, lebte in Donnerau ein geiziger Bauer, dessen Tochter dem braven, jedoch armen Dorfbarbier zugetan war, während sie der Vater mit einem alten, aber reichen Manne verheiraten wollte. Da mußte der hoffnungslose Liebhaber eines Abends spät auf die Hornburg gehen, um dem gnädigen Herrn Ritter den Bart abzunehmen. Unterwegs kam ihm bereits ein buckliger Bote entgegen und führte ihn auf seltsamen, völlig fremden Wegen zur Burg, die gleichfalls ein verändertes Aussehen zeigte. In einem altertümlichen Saale ließ der bucklige Diener den wackeren Heilkundigen allein. Eine fürchterliche

Versuchung lockte nun den Barbier: eine bis an den Rand mit Goldstücken gefüllte Truhe! Ein bescheidener Griff hätte ihn schon reich gemacht und ihm ermöglicht, seine Angebetete heimzuführen. Doch widerstand er allen Lockungen, blieb ehrlich und wurde zum Lohne dafür vom Steinmännchen, denn niemand anders war der bucklige Führer, reich beschenkt. Er konnte nun die Geliebte heimführen und lebte mit ihr als geachteter Wundarzt in Freiburg in der glücklichsten Ehe.

Es war im Jahre 1378, als über der Hornburg ein schweres Gewitter aufzog, während im Rittersaale Runz von Schweinichen, der Burgherr, saß und zechte. Ein frommer Mönch mahnte ihn, statt zu trinken lieber zu beten. Der übermütige Burgherr spottete aber und meinte, das Beten überlasse er den Grüssauer Mönchen, im Zechen täte er es ihnen gleich. Kaum hatte er diese Frevelworte ausgesprochen, als ihn ein Blitzstrahl zu Boden streckte; der Humpen aber zerschmolz in seiner Hand und haftete so fest an ihr, daß er mit dem Lasterer begraben werden mußte.

Ein Menschenalter zuvor hieß Bolko II. von Schweidnitz einen edlen Ritter im Burgverließ verwahrt. Doch der Gefangene zog mit seinen Zähnen einen Nagel aus den Fußbodendielen und verstand es, damit das Gitter seines Kerkerfensters zu lockern, so daß er glücklich entfliehen konnte.

Zur Zeit der Hussiteneinfälle war Nidel (Nikolaus) Bolze Herr des Hornschloßes. Sein Sohn Konrad war mit seiner Pflegegeschwester Agnes verlobt. Als nun die böhmischen Horden herannahen, zog Nidel Bolze mit seinem Sohne Konrad in den Kampf. „Der schwarze Horn“, sein Knappe, sollte als Verwalter der Burg zurückbleiben, fühlte sich aber tief verletzt, schwur Rache und verschwand. Nach dem ersten, ergebnislosen Zuge der Deutschen gegen die Böhmen kehrte Junker Konrad zurück und führte seine Verlobte zum Altar. Sein Glück war aber nur kurz, denn die Hussiten kehrten bald mit stärkeren Kräften zurück, so daß der Junker nach Schweidnitz eilte, um Verstärkung herbeizuholen. Unter dessen kehrte der treulose „schwarze Horn“ zurück, drang in die Burg ein, um dort zu rauben. Dabei erschlug er die junge Herrin, die ihn bei seiner Untat überraschte. Ungeheuer war der Schmerz des heimkehrenden Vaters. Während er aber noch in stummem Jammer vor der Leiche der Frühverbliebenen stand, vernahm er Schritte und gewahrte den schwarzen Horn, der eben mit einem Kasten voller Schätze davoneilen wollte. Da schwang Konrad Bolze sein Schwert

gegen den Mörder seines Weibes und streckte ihn nieder. Auf der Hornburg wollte er nicht mehr bleiben; er nahm seinen Wohnsitz in Schweidnitz und heiratete dort nach vielen Jahren, nachdem die Herzenswunde um die theuere Agnes vernarbt war, die schöne Tochter des Stadthauptmanns.

Rynsburgsagen.

Gründung. — Unterirdische Gänge. — Zerstörungsursache. — Der tiefe Burgbrunnen. — Der untreue Knappe. — Die weiße Frau. — Der Ritter auf der Rabenburg. — Die Gluckhenne. — Die Altväter. — Das goldene Eselsfüllen. — Der Eselsbrunnen. — Das Banner der Logau. — Ritter von Eben.

Schlesiens schönste Burgruine ist unstreitig unsere Rynsburg. Sie ist, ähnlich dem Heidelberger Schlosse, auch in ihrem Verfall ein hervorragender Schmuck der auch von der Natur bevorzugten Landschaft. Daß sie noch heute so wohl erhalten ist, verdankt sie den Bemühungen des schlesischen Altertumsforschers Professor Busching, der sie 1823 in der gerichtlichen Versteigerung den Händen der Bauern entriß, die sie Stein um Stein abtragen und zu ihren Häuserbauten benutzen wollten. Seinem Namen sollte man an einer passenden Stelle in oder an der Burg ein bescheidenes Denkmal errichten. Eine reiche Geschichte und ein nicht minder mannigfaltiger Sagenschatz umgibt die auch kunstgeschichtlich bemerkenswerten alten Mauern mit einem besonderen Glanze.

Schon Gründungszeit und Name der Burg sind mit Sagen ungewoben. Ein englischer Ritter, der aus seiner Heimat fliehen mußte, soll um das Jahr 800 auf einem Berge des Schlesiertales eine vierkantige Warte errichtet haben. An deren Stelle erbaute Herzog Boleslaus 1198 eine feste Burg als Schutzwehr gegen die Böhmen. Der Name soll von den Kiefern herrühren, die einst den Burgberg bedeckten, da die Kiefer bekanntlich auch Kienbaum heißt. Schöner, wenn auch unwahrscheinlicher, ist die Lesart Königsburg, der wiederholt im Gebrauch war, bis er der heutigen Schreibweise weichen mußte.

Daß ein unterirdischer Gang bis zur Freudenburg führte, wurde bereits erwähnt; zwei andere geheime Wege führten von den Burgkellern nach außen, um im Falle einer Belagerung Lebensmittel herbeizuschaffen oder auch entfliehen zu können.



Blick auf die Kynsburg
(rechts: Ende des Talsperrenstausees)

Phot. Anders.

Die Zerstörung der Rhnsburg verschuldete ein Ritter, der einen in der Rüstkammer aufbewahrten Totenschädel nicht in Ehren hielt, obwohl von ihm, wie die Sage berichtete, Wohl und Wehe der Feste abhing. Um zu erproben, was von dieser Weissagung zu halten sei, schleuderte jener Ritter den Schädel in die Tiefe. Da zog ein Unwetter herauf und vernichtete das Haus.

Der tiefe Brunnen der Burg soll seine Entstehung einem jungen Türken verdanken, den ein Burgherr aus den Kreuzzügen mitgebracht hatte. Der gefangene Sohn des Morgenlandes sehnte sich nach seiner sonnigen Heimat zurück, sollte aber nur dann freigelassen werden, wenn er der wasserlosen Burg dieses löstliche Lebenselement verschaffe. Der Jüngling vollbrachte das schwere Werk und erhielt zum Lohne dafür die Freiheit.

An Uhlands bekannte Ballade vom Knechte, der den edlen Herrn erstochen hatte, erinnert die Sage vom untreuen Knappen. Zur Hussitenzeit hausten Raubritter auf der Rhnsburg. Auf einem Beutezuge wurden sie aber von Hussiten überfallen und bis auf einen niedergemacht, der nun eilends der Burg zusprengte, um dort die geraubten Schätze zu bergen. Während er aber mit seinem Knappen an der tosenden Weistritz entlang ritt, stieß ihn sein ungetreuer Begleiter den steilen Abhang hinab, um sich selbst in den Besitz des ungerechten Gutes zu setzen. Doch die Strafe folgte auf dem Fuße: des Knappen Roß bäumte sich hoch auf und warf seinen Reiter in den angeschwollenen Fluß. Einsamen Wanderern begegnete früher noch der ruhelose Geist des Mörders, um sie zu verderben.

Bekannt ist die Sage von der weißen Frau auf der Rhnsburg. Albert von Falkenberg wurde aus Habsucht von seinem Better Willibald von Rhnau beneidet und einst bei einem Besuche auf der Rhnsburg von dem elenden Meider ermordet, seine Gattin aber ins Verlies geworfen, wo sie elend verhungern mußte. Nach ihrem Tode erschien sie öfters als „weiße Frau“.

Anderere wieder behaupten, jene Erscheinung sei die Gattin eines heidnischen Burgbesizers, der sich nicht zum Christentume bekehren wollte und sogar einen Glaubensboten ermordete. Auf dem Totenbette prophezeite er, seine Frau werde auch bald sterben und im Grabe keine Ruhe finden. Ein schweres Unwetter zog herauf und der stolze Bau wurde von Grund auf zerstört.

Endlich berichtet man, die weiße Frau sei niemand anders als die Gattin eines der ersten Burgbesitzer, die sich aus Gram über die Ermordung ihres Lebensgefährten bei hellem Mondenschein in den Brunnen gestürzt habe. So oft nun der bleiche Schein des Mondes über der Burg ausgebreitet sei, müsse sie in ihm wandeln.

Ueber das Erscheinen der weißen Frau sind mehrere Sagen verbreitet, die zum Teil in lange Dichtungen verwebt wurden. In kurzgedrängter Darstellung erzählt man sich folgendes:

Einstmals, als ein glänzendes Fest auf der Burg gefeiert wurde, stahl sich Bernhard von Haugwitz aus der Mitte der Becher und schlich in den Hof, um nach der schönen Adelsheid von Schaffgotsch zu forschen. Da erblickte er eine weiße Erscheinung, die sich ihm zuwendete und sich in den tiefen Brunnen stürzte. Der zum Tode erschrockene Ritter schrie um Hilfe, doch im selben Augenblick erschien Adelsheid von Schaffgotsch inmitten ihrer Gespielinnen, frisch und gesund. Von der Freude überwältigt, stürzte ihr Bernhard von Haugwitz zu Füßen und gestand ihr seine Liebe. Die überraschten Eltern gaben gern ihre Einwilligung zum Bunde der beiden Liebenden.

Ein Wächter hat die weiße Frau zu wiederholten Malen gesehen, wie sie aus dem Hochschlosse herausschritt, unter der Kapelle hindurchging, sich nach rechts wandte und zuletzt beim Stalle verschwand. Auch die Dienstboten des Wirtschafftsbeamten, der vor 100 Jahren das Torhaus bewohnte, wollen die seltsame Erscheinung wahrgenommen haben, wenn sie Wasser schöpften.

Zum Verhängnis wurde die schöne weiße Frau einem Junker von der Burg, der jede andere Braut verschmähte, nachdem er einstmals die verlockende Erscheinung einer holden Jungfrau erblickt hatte. Nach langer, langer Zeit sah er sie endlich wieder. Entzückt folgte er ihr, wohin sie schwebte, und als sie im Brunnen verschwand, stürzte auch er sich dort hinab.

Die Kinder Alberts von Fallenberg und der weißen Frau von der Rhnsburg, ein Knabe und ein Mädchen, waren von einem Knappen nach Breslau gerettet worden. Der Sohn starb auf einem Kreuzzuge im Morgenlande, die Tochter aber wurde von einer Verwandten im Culengebirge erzogen. Dort erblickte sie ein Entel des Mörders ihres Vaters und verlor sein Herz an das liebeliche Kind. Doch erst nach vielen Jahren, als es ihm gelungen war, die Geliebte aus Räuber-

händen zu befreien, wurde sie die Seine. Die Untat des Großvaters war vom Entel gesühnt worden.

Dem Burggrafen der Rhnsburg hatten die Böhmen Rache geschworen, weil er sie auf ihren Raubzügen in die gesegnete schlesische Ebene oft gezüchtigt hatte. Als alle Versuche, seiner habhaft zu werden, fehlschlagen, gebrauchten sie eine List. Auf dem gegenüberliegenden Rabenstein ließ sich oft ein fremder Ritter blicken, dessen Erscheinen die Neugierde des Herrn der Rhnsburg erregte. Auf die Frage, was er wolle und treibe, lud der Fremde den Rhnsberger ein, hinüberzukommen, um einen verborgenen Schatz heben zu helfen. Der sonst so vorsichtige Mann ging in der That auf den Rabenstein, wurde aber von den aus dem Hinterhalt hervorbrechenden Feinden überwältigt und seine Burg erobert und und geplündert.

Aus dem Munde seines Burgvogtes vernahm Professor Büsching die Sage von der Gluckhenne mit ihren goldgelben Küchlein. Sie wurde in sehr viele Sagenbücher aufgenommen und auch poetisch bearbeitet.

Vorzeiten ließ in einer Stube der alten Burg sich zuweilen des Nachts eine Gluckhenne sehen, die jedesmal aus dem Ofen des Zimmers hervortam. Nie hatte sie der Burgherr erblickt, glaubte es auch nicht, aber unter den Leuten war das Gerede von der schwarzen Gluckhenne und ihren goldgelben Küchlein gewöhnlich, und wer es konnte, vermied in dem Zimmer zu übernachten.

Einst kam ein Ritter Hermann von Reichenbach, ein Freund des Burgherrn, in der Abenddämmerung zur Burg und forderte für sich, seinen Knappen und zwei Rosse Nachtlager. Freundlicher Empfang und Bewirtung fehlten dem Ermüdeten nicht. Der Burgherr aber befahl, dem Freunde jenes Zimmer einzuräumen, welches der Glaube der Diener für den Sitz eines gespenstischen Geistes erklärte. Ritter und Knappe eilten bald zur Ruhe, denn sie wollten am anderen Tage weiterreisen. Doch schon beim Morgengrauen ließ Hermann von Reichenbach seinem Gastgeber melden, er sei gesonnen, abzureisen. Nur mit Mühe war er zu bewegen, bis nach der Morgenmahlzeit zu warten. Mit verstörtem Blicke begrüßte er bei Tische den Hausherrn. Diesem war die auffallende Veränderung im Aussehen seines Gastes nicht entgangen, und er fragte ihn besorgt, ob er nicht gut geschlafen habe. „Ich habe nicht viel geschlafen!“ entgegnete der Gast. „Und wer hat es gewagt, Euch zu stören?“ forschte der Rhnsberger weiter. „Nicht Eure lebenden Haus-

genossen“, versetzte Hermann von Reichenbach, „sondern eine andere, geistige Gewalt. Als ich mich gestern abend mit meinem Knappen zur Ruhe begeben hatte, schlummerte ich bald ein. Ich mochte wohl eine gute Stunde geschlafen haben, als ich plötzlich erwachte.

Die Lampe brannte noch, und die Turmuhr schlug gerade elf. Da vernahm ich ein Geräusch und blickte dorthin, woher es zu kommen schien. Da kam, begleitet von mehreren Küchlein, eine schwarze Gluckhenne hinterm Ofen hervor, ging mit ihnen in die Mitte der Stube, gluckte und scharrte dort, sträubte sich dann und krächzte, als wenn ein Raubtier ihr nahe wäre, und schlug mit den Flügeln so stark, daß die Lampe zu verlöschen drohte. Darauf durchwandelte sie das ganze Zimmer. Als sie an mein Bett kam, platterte sie so hoch auf, so daß die Lampe erlosch. Als sie aber nach einer Weile von neuem aufplatterte, brannte die Lampe wieder. Darauf beruhigte sich die Gluckhenne,kehrte wieder um pickte auf dem Boden, die Küchlein versammelten sich um sie, und sie verschwand mit ihnen wieder hinter dem Ofen, von wo sie gekommen.

Im Zweifel, ob ich gewacht oder geträumt, stand ich auf, nahm die Lampe und untersuchte den Ort, jedoch war nicht das geringste zu entdecken, weder ein Hühnerneß, noch eine Gluckhenne, noch Küchlein. Mein Knappe schlief so fest, daß ich ihn nur mit Mühe erwecken konnte. Er hatte nichts gesehen und nichts gehört. Mich aber faßte ein Grauen über das geheimnißvolle Ereignis, so daß ich nicht mehr einschlafen konnte. Früher, als ich gewollt, stehe ich zur Abreise gerüstet vor Euch. Habt Dank und lebt wohl! Vergesst die dumme Geisterseherei eures Gastes!“

Der Ritter reiste ab, aber das Gerücht von dem, was er in der Nacht erlebt, ging unter den Knappen von Mund zu Mund, und jeder brachte nun vor, was er schon früher von der schwarzen Gluckhenne und ihren Küchlein gehört hatte. Das Gerücht kam auch vor den Burgherrn, der nun beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen, zumal auch der Burgkaplan der Ansicht war, daß es ein Gott wohlgefälliges Werk sein müsse, zu untersuchen, was so wunderbare Anzeichen bedeuteten.

Der Burgherr befahl, den Ofen wegzureißen. Da fand man unter ihm eine etwas erhöhte Diele, und als man diese öffnete, so entdeckte man ein Kästchen, das die Gerippe zweier kleiner Kinder enthielt. Auf den Rat des Abtes von Grüssau wurden die Ueberreste in geweihter Erde beigesetzt, worauf

sich die schwarze Gluckhenne mit ihren Küchlein nie wieder sehen ließ. Von wem die Gebeine stammten, wer sie unter dem Ofen versteckte und welche Untat begangen wurde, ist nie ans Licht gekommen. Das Volk aber sah in der Gluckhenne die unglückliche Mutter und in den Küchlein die ermordeten Kinder.

Eine andere Rhnsburgsage handelt „von den drei Altvätern“. Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, als die Oesterreicher das Weistrittal und seine Höhen besetzt hatten, kam eine Gesellschaft von Offizieren auf die hochragende, stattliche Burg, um auch ihr Inneres genau zu besehen. Der Besitzer — es war Otto von Piereß und Wiltau — hatte sich geflüchtet, nur ein alter Burgwart hauste noch mit wenigen Dienern in den weitläufigen Gemächern. Von ihm heischten die Oesterreicher, alle Zimmer der Burg zu öffnen. Gern willfahrte der Burgvogt den Wünschen der gestrengen Gäste, nur einige Zimmer konnte er nicht öffnen, weil sie seit Menschengedenken verschlossen und keine Schlüssel zu ihnen vorhanden waren. Die Offiziere jedoch bestanden auf ihrem Willen und ließen einen Schlosser holen, damit er mittels Haken und Nachschlüsseln die Türen zu den verborgenen Gemächern aufschließe. Rasch und leicht öffnete er so mehrere Zimmer. Als er aber am Schlosse einer schmalen eisernen Tür herumprobierte, sprang es plötzlich wie von selbst auf und der Handwerker betrat das kleine, dunkle Zimmer. Da saßen an einem Tische drei alte Männer in langen Kleidern und weißen Bärten, die bis auf die Brust reichten. Mitten auf dem Tische aber lag ein aufgeschlagenes Buch. Die drei Altväter sahen den Eintretenden mit unbeschreiblichen Blicken an. Da durchrieselte den sonst beherzten Mann Todessehner bis ins Mark. Zunächst fühlte er sich an allen Gliedern gelähmt, dann aber kehrte er um und lief aus dem unheimlichen Raume. Krachend flog hinter ihm die Tür zu. Der Schlosser aber lief und rannte, bis er daheim war. Dort legte er sich ins Bett und bedurfte vieler Monate, ehe er seinen Schrecken überwunden hatte. Als er später jene Tür nochmals öffnen sollte, konnte er sie nicht mehr finden; nur soviel glaubte er zu wissen, daß sie auf der Talseite im hinteren Teile des Schlosses gelegen habe.

Der genannte Otto von Piereß verlegte später seinen Sitz nach dem wohnlicheren Schlosse zu Dittmannsdorf und nahm auch die reichlich vorhandenen Dokumente mit. Dort sind sie bei einem Brande des Schlosses vernichtet worden.

Der Volksglaube freilich weiß es besser und behauptet, die im Schlosse arbeitende österreichische Feldschneiderei habe jene alten Urkunden pietätslos zerschnitten, um Maße und Schnitte für die Uniformen daraus anzufertigen.

Es war Zeit, daß Otto von Bieres die Burg verließ, denn 1789 stürzte ein ganzer Teil derselben ein, weil für die Befestigung des alten Mauerwerkes nichts getan wurde. Vielleicht waren es aber auch Schatzgräber, welche den Untergang der stolzen Feste beschleunigten. Es ging nämlich die Sage um, daß die Schweden, die während des Dreißigjährigen Krieges auf der Burg hausten, in einem Verstecke ein goldenes oder mit Gold gefülltes Eselsfüllen fanden, das bereits von den abziehenden Böhmen hier verborgen worden war. Das goldene Tier trug die Aufschrift: „Gold ist mein Futter — nicht weit davon steht meine Mutter.“ Da forschte die habgierige Einquartierung mittels der Spitzhacke eifrig nach der Mutter des goldenen Füllens, die ja nach ihrer Ansicht viel größer und wertvoller sein mußte, als der erste Fund. Aber weder sie noch ihre Nachfolger hoben den ersehnten Schatz, jedoch die Festigkeit des alten Gemäuers wurde durch diese Beutegierigen derart erschüttert, daß die Burg später dem Einsturze nahe war.

Von einem gewöhnlichen Esel hatte der Eselsbrunnen seinen Namen. Ein geduldiges Brautier mußte nämlich von diesem Brunnen das für den täglichen Gebrauch nötige Trinkwasser auf die Burg schaffen. In den klaren Quell ließ ein Besitzer der Rhnsburg eine große Forelle setzen und hatte seine Freude an ihrem muntern Wesen, so oft er den Brunnen besuchte. Um so größer war sein Verdruß, als er in einer mond hellen Nacht vom Söller der Burg aus gewahrte, wie ein Mann den Brunnen ausschöpfen wollte. Da rief er ihm mit gewaltiger Stimme zu:

„Laß die Forelle stohn,
Sonst ist der Strang dein Lohn.“

Der unredliche Mann aber ließ sich nicht warnen, sondern stahl die Forelle. Er wurde jedoch bald ertappt und endete tatsächlich am Galgen, wie es ihm vorhergesagt worden war.

An die glänzendsten Zeiten der Burg gemahnt die Sage vom Banner der Logau, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf der Rhnsburg saßen. Einst kam nämlich Hinto von Seidlitz gerade zurecht, als der uns schon bekannte wilde Horn vom Hornschloß die schöne Rosa von

Vogau entführen wollte. Er erschlug die frechen Räuber und warb selbst um Rojas Hand. Doch diese wollte ihn erst dann erhören, wenn er das einstmals verloren gegangene Banner der Vogau aus der Kapelle zu Münsterberg, wo es streng bewacht wurde, entwende. Zu diesem Zwecke erwarb sich Hinto von Seidlitz die Gunst des schönen Edelfräuleins von Globus, deren Vater das Panier der Vogau bewachte. Wohl gewann er so die ersehnte Fahne, verlor aber sein Herz an die Genossin seiner Tat. Roja von Vogau wies das Beutestück nun stolz zurück und ging in das Clarissinnenkloster zu Breslau. Als aber Hinto von Seidlitz und Maria von Globus der erste Sohn geboren wurde, setzte ihn Roja von Vogau zum Erben ihres reichen Besitzes ein.

1677 hatte Freiherr von Eben seinen Einzug auf der Burg gehalten. Von ihm berichten zwei Sagen, die noch heute den eintretenden Fremden erzählt werden. In kriegerischen Zeiten flüchtete der Freiherr mit seinen beiden Zwillingstöchtern nach Prag, wo sich mehrere Edelleute um die holden Schönen aus dem Weistritztale bewarben. Einer, ein Offizier, hatte im Eifer des Minnedienstes seine soldatischen Pflichten vergessen und sollte dafür zur Strafe erschossen werden. Da erschienen zwei fremdländisch gekleidete Männer, die schon vor Jahren auf der Rynsburg aufgetaucht und vom Freiherrn bewirtet worden waren, ein Prinz mit dem Hauptmann seiner Leibgarde. Sie suchten den vermißten Bruder des Prinzen. Der Gesuchte war aber kein anderer als jener zum Tode verurteilte Offizier, der natürlich sofort befreit wurde. Auf diese Prüfung folgte nicht bloß eine gewöhnliche, sondern eine Doppelhochzeit, da der Prinz die zweite Zwillingsschwester zu seiner Gemahlin erlor.

Wertvoller und vielleicht sogar geschichtlich wahr ist die durch ein Bild verewigte Erzählung von der Rettung des Junkers von Eben durch einen treuen Hund. Das Söhnchen des Herrn Georg von Eben ritt täglich, begleitet von einer dänischen Dogge, nach Schweidnitz zur Schule. Als der Knabe einmal nicht zur richtigen Zeit heimkehrte, suchten ihn die besorgten Schloßbewohner und fanden auf dem bekannten „Karretenwege“ das Pferdchen von der Dogge am Zügel festgehalten, der Knabe aber schwebte, nur noch mit einem Fuße im Steigbügel hängend, über dem Abgrunde. Der besinnungslose Junker wurde aus seiner gefährlichen Lage befreit und der treue Hund bis an sein Ende wohl gepflegt. Noch heute zeigt der führende Kastellan den Fremden ein Delgemälde, das dieses Ereignis festhält.

Neuhausfagen.

Der kostbare Ring. — Abenteuer mit einem Bären. — Die Doppelhochzeit. — Wie die Gzettrike in den Besiz von Neuhaus kamen. — Belagerungen und Fall der Burg. — Frauenlist. — Verrat und Strafe. — Schähesucher.

Vom Schlesiertale und seiner kühnen Burg schweifen unsere Gedanken nunmehr zum laubholzbestandenen, schöngesformten Schloßberge gegenüber dem Dittersbacher Bahnhofe, wo die Trümmer der Burg Neuhaus durch das Blätterdach der Buchen und Eichen schimmern. Ihre Herren wechselten im Laufe der Zeiten seltener als anderswo, zum größten Theile gehörten sie dem alten, in der Gegend ureingesessenen Geschlechte derer von Gzettrik an, das ja auch mit Waldenburgs ältester Geschichte in Verbindung steht. Die Geschichte der heutigen Ruine ist dunkel und ungeklärt, umsomehr weiß die Sage zu erzählen.

Vor langer, langer Zeit verlor ein Herr von Neuhaus einen kostbaren Ring während der Jagd auf dem Schwarzen Berge. Wer ihn findet, wird durch „schwarzes Gold“ belohnt werden, womit vielleicht „die schwarzen Diamanten“ gemeint sind, mit denen die fleißigen Bergknappen unserer Gegend täglich bedacht werden.

Nicht bloß am Schwarzen Berge, sondern in der ganzen Umgegend lohnte sich die Jagd, gab es doch damals noch allerlei wilde Tiere in den dichten Urwäldern. So trieb u. a. ein gewaltiger Bär sein Unwesen. Der Junker von Neuhaus ging ihm unerschrocken zu Leibe, mußte aber vor seinem viel stärkeren Gegner hinter einen dicken Baumstamm flüchten, um den nun eine tolle Jagd begann. Schon war der erschöpfte Junker dem Ermatten nahe, als er durch mehrere Knappen gerettet wurde. Die Gegend aber, in welcher der letzte Meister Fez erlegt wurde, heißt bis auf den heutigen Tag Bärengrund.

Gleich so vielen anderen zog es auch einen Herrn von Neuhaus zur Zeit der Kreuzzüge ins heilige Land. Nachdem aber viele Jahre vergangen waren, ohne daß von dem Kreuzfahrer ein Lebenszeichen in die Heimat gekommen wäre, durften Weib und Kinder daheim wohl annehmen, daß er gefallen sei. Die schöne Burgherrin gab darum, nachdem ihr noch durch einen heimkehrenden Knappen der Heldentod ihres Gemahls bestätigt worden war, der Werbung des Herrn Hugo von Gleichen nach. Am Vorabende der Hochzeit



Eingang zur Burg Weubaus.

(phot. vinders.)

erschien ein Pilger beim fröhlichen Gelage und ließ einen Ring in den Becher der Braut gleiten. Diese erkannte sofort das Gegenstück ihres eigenen Eheringes, der Fremde warf seine Verkleidung ab und gab sich als der totgeglaubte Burgherr zu erkennen. Statt der Hochzeit wurde nun das Wiedersehen auf der Burg Neuhaus fröhlich begangen. Hugo von Gleichen aber heiratete anstatt der ihm verlorengegangenen Mutter die schöne Tochter. (Daß der eine Held dieser Sage ein Ritter von Gleichen ist, weist auf den thüringischen Ursprung dieser Sage. Ein Graf von Gleichen lehrte bekanntlich mit einer Sarazenin in die Heimat zurück, wo seine erste Frau noch lebte.)

Wie die Familie von Czettritz in den Besitz der Burg kam, wird folgendermaßen erklärt. Sebastian Ulrich von Czettritz war Stallmeister des Königs Ludwig von Böhmen und Ungarn, der in der unglücklichen Schlacht bei Mohacz (1526) in einem Sumpfe umkam. Der treue Stallmeister aber brachte den Leichnam seines Gebieters in die Heimat und erhielt für diese That Neuhaus mit allem Zubehör.

Schlimm war es für die Bewohner der Burg, wenn sie vom Feinde belagert wurden. Jedoch lagen 1442 der Herzog von Münsterberg und der Bischof von Breslau lange vergeblich vor der Burg, da sie nicht wußten, daß die Belagerten durch einen heimlichen Gang stets neue Vorräte erhielten, wobei sie noch die List gebrauchten, den dabei behilflichen Pferden die Hufeisen verkehrt aufzunageln. Als jedoch die Belagerer hinter diese Schliche kamen, war es mit dem Widerstande der Burg schnell vorbei.

Ein anderes Mal, als Neuhaus abermals hart bedrängt war, sollte nur die Burgfrau mit soviel Habe frei abziehen dürfen, als in einem Badtrog Platz hatte. Da legte sie — ähnlich den Weibern von Weinsberg — ihren Ehegemahl in den Trog, bedeckte ihn mit ihren Kleidern und rettete ihm so Leben und Freiheit.

Das wichtigste Lebenselement bei einer Belagerung ist das Wasser. Neuhaus war damit sehr gut bestellt, da ihm die auf dem Schwarzen Berge entspringende Silberquelle durch unterirdische Röhren zusieß. Darum widerstand es einst lange Zeit einer hartnäckigen Verrennung, bis eine arme, zum Burggesinde gehörige Witwe den Feinden gegen hohen Lohn das Geheimnis verriet. Als nun der Burgbrunnen versiegte, ahnte man, daß Verrat im Spiele sei, und stellte eine strenge Untersuchung an. Die Schuldige wurde entdeckt

und in einer mit Nägeln gespickten Tonne den Berg hinabgerollt, so daß sie elend umkam.

Natürlich ruhen auch in der Ruine Neuhaus verborgene Schätze. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, als Gottfried und Heinrich von Ezztritz auf der Burg saßen und das niedere Gewerbe der Raubritter betrieben, hatten sie auch manchen Strauß mit ihren Feinden zu bestehen. Einst aber, als die Burg wieder einmal belagert wurde, sahen sie ein, daß sie ihren Feinden unterliegen würden und vergruben darum die durch Wegeraub erworbenen Schätze in einer großen eisernen Truhe; den Schlüssel dazu aber warfen sie weg, nachdem sie noch in derselben Nacht die Form des Schlüssels samt den lateinischen Buchstaben H. G. S. hatten in einem Felsblock zur Seite des Hoftors eingraben lassen. Jetzt ist dieser Stein schwer zu finden, ältere Leute jedoch wollten ihn samt seiner seltsamen Inschrift noch gesehen haben. Wer nun, so schließt die Sage, jene drei Buchstaben deuten und den dazu passenden Schlüssel finden wird, der wird den Zugang zur vergrabenen Schatztruhe finden und sie öffnen können.

Diese Sage hat naturgemäß diesen und jenen mit Glücksgütern wenig gesegneten Bewohner der Umgegend von Neuhaus verleitet, die Hebung des Schatzes zu versuchen. So einen Dittersbacher Zimmermann namens Gründel, der darnach trachtete, schnell und mühelos reich zu werden. Darf es da wundernehmen, daß er unaufhörlich an die großen Schätze auf der Burg Neuhaus dachte und beständig Lustschlösser baute, was er mit jenen Reichthümern anfangen würde? Einst, da er wieder so lebhaft von den drei geheimnisvollen Buchstaben und dem Schlüssel träumte, winkte ihm eine wunderbare Gestalt, ihr zu folgen. Willenlos klebte sich Gründel an und folgte seinem Führer durch das schweigende, schlafende Dorf nach dem Burgberge. Als sie aber in den Burghof eintraten, bot sich ein überraschendes Bild: Tausende von Gnomen und Kobolden tanzten im Silberscheine des Mondlichts einen Reigen. Dieser Anblick, so wunderbar er für manchen gewesen wäre, erfüllte Gründel mit Grausen und Beben und er lief, was er konnte, den Berg hinab in sein ärmliches Haus. Dort erfaßte ihn nun die Reue, daß er sein Glück so töricht verscherzt hatte. Darum stieg er zum zweiten Male zur Burg hinan, aber nun lag der Burghof in tiefer Dunkelheit und Stille, kein Kobold, kein Elf ließ sich blicken, nur die Nachtvögel ließen ab und zu ihr mißtöniges Geschrei vernehmen. Enttäuscht

kehrte Gründel heim. Nicht lange darauf fiel er von einem Neubau herab und brach den Hals.

Auch einen Einwohner von Reimswaldau, den armen und verkrüppelten Krause, lockten die Schätze in der Ruine Neuhaus, und in der Neujahrnacht von 1825 zu 1826 schlich er mutterseelenallein hinauf, um mit Hilfe der guten Geister die ersuchten Kostbarkeiten zu finden. Auf dem Burghofe angelangt, stellte er brennende Lichter um sich herum und betete, eifrig nach den blauen Flämmchen spähend, die am Orte des Schatzes nach seiner Meinung aus der Erde schlagen würden. Als die Beschwörung im besten Gange war, kamen Neugierige herbei und störten den Zauberer in seinem Treiben. Es waren Dittersbacher, die den Lichtschimmer beobachtet hatten und einen möglichen Waldbrand verhüten wollten.

Eulengebirgsagen.

Das Dorf ohne Spaken. — Vom Nachtjäger. —

Der schwedische General.

Es mögen jetzt noch einige Sagen aus dem Waldburger Anteil des Eulengebirges folgen.

Jedem Waldburger ist es bekannt, daß es im Dorfe Neugericht keine Sperlinge gibt; sollten aber trotzdem solche dort angetroffen werden, so hört man sicher als Erklärung der seltsamen Tatsache, daß es sich um auswärtige, verflogene Spaken handele; denn in Neugericht lasse sich zur Strafe für eine dasselbst einst verübte Missetat gegen die Tierwelt kein Vogel blicken. Der um die Wüstewaltersdorfer Gegend mannigfaltig verdiente Apotheker Sonntag erzählt 1870 in den Schles. Provinzialblättern: „Ich wohne seit 1847 in Wüstewaltersdorf. Diese Sache war mir von Anfang an so interessant, daß ich genau achtgab, ob sie sich wirklich so verhalte. Und in der That ist mir nie ein Sperling zu Gesicht gekommen, trotzdem sich Futter auf der Straße, vor der Scheuer und dem dortigen Gasthose genug vorfindet, während Sperlinge in dergleichen Orten in der nächsten Nähe von Neugericht sich in großer Menge einfinden. Lehrer Bienewald will sogar die Beobachtung gemacht haben, daß ein sich nach Neugericht verirrender Spatz schnell mit Geschrei wieder umkehrt.“ Die wirkliche Ursache des Fehlens der Sperlinge in Neugericht ist noch nicht aufgeklärt. Doch weiß Apotheker Sonntag die volkstümliche Erklärung der Sperlingsflucht mitzutheilen:

Vor ungefähr 150 Jahren oder länger sind nach der Sage Zigeunerhorden in der der Familie Leuchtman in Neugericht gehörigen Scholtisei wochenlang Wohlthaten erzeigt worden. Aus Dankbarkeit befreite die Zigeunermutter beim Fortzuge das von zahllosen Sperlingen heimgesuchte Dorf durch Besprechen und zeigte dadurch, daß auch Zigeuner Gutes tun und sich ein angenehmes Andenten stiften können.

In Wüstewaltersdorf lebte einst ein prahlerischer Knecht, der sich rühmte, sich vor niemandem, auch vor dem Nachtläger nicht, zu fürchten, ja er vermaß sich sogar, bei den Dornensträuchern schlafen zu wollen, wo jener umging. Umsonst warnten ihn die Mitknechte; als er aber nun gar Betten auf das Gelingen seines Vorhabens einging, gab ihm sein Herr sogar ein Pferd, damit er rascher an den unheimlichen Ort käme. Da er nun schon lange geritten und noch immer nicht bei den Dornsträuchern war, fing er lästerlich zu fluchen an. Plötzlich stand der Nachtläger in der Gestalt eines alten Weibes neben ihm und verwies ihm das wüste Fluchen mit dem Hinweise, daß er ja bald zu den Sträuchern kommen werde. Mit dem Nachtläger aber lief eine ganze Koppel Hunde, rote, blaue, gelbe und grüne, neben ihm her. Als sie nun an der Dornhecke waren, sprach der Nachtläger gebieterisch: „Knecht, steige ab! Du hast über den Nachtläger Spott getrieben, erwarte jetzt, was auf dich zukommt!“ Und indem das alte Weib verschwand, trock eine Schlange, so lang und dick wie ein Wiesenbaum, aus den Dornen, gerade auf den Prahlschanz los. Dieser aber schloß vor Entsetzen die Augen und wagte nicht, dem Ungeheuer etwas anzutun. Als er aber die Augen wieder aufthat, trock eben der Schwanz der Schlange an ihm vorüber. Da sprang er auf sein Pferd und ritt, so schnell er konnte, heim. Am andern Morgen lag er tot in seinem Bett. (Der Nachtläger ist also gleichbedeutend mit dem Wilden Jäger und seiner Meute.)

Mancher einsame Gulsengebirgswanderer hat auch schon den Nachtläger mit grausiger Stimme fragen hören, ob er nicht einen Hasen gesehen habe. Als aber ein Bauer aus der Neuroder Gegend einst so feck war, dem vorüberziehenden Nachtläger aus dem offenen Fenster zuzurufen: „Könntst mer a wos mite schissa!“ da fiel um Mitternacht ein ganzes Menschenviertel durch den Schornstein auf seinen Herd. Der Bauer vergrub das grausige Geschenk, aber in der folgenden Nacht fiel es abermals durch den Schorn-

lein in die Kliche, und als er es am folgenden Morgen wieder vergrub, da kam es die Nacht darauf zum dritten Male wieder. Nun zog der geängstete Bauer den Ortsgeistlichen zu Räte und begrub den Leichenteil in seiner Gegenwart zum vierten und letzten Male, denn nun hatte er Ruhe.

Auf dem Gipfel der Hohen Eule hat ein schwedischer General sein Grab, der im Dreißigjährigen Kriege gefallen war, jedoch erst in allerjüngster Zeit seine ersehnte Ruhe fand. Begangener Schandtaten willen mußte er nämlich zweihundert Jahre lang rastlos umherwandern. Niemandem tat er je Gutes, aber alle fürchteten den langen, blässen General in seiner goldstrohenden Uniform. Reiche Goldstickerei zierte den Kragen seines Rockes, von Gold waren die Epauletten, die Knöpfe der Montierung, der Degen. Zwiefacher Art jedoch waren seine Stiefel, und das hatte besondere Bedeutung. Hatte er nämlich seine schwarzen Lederstiefel an, so war er guter Laune und achtete nicht der Vorübergehenden, wie sehr sie auch pöfsten und lärmten. Trug er aber seine gläsernen Stiefel, dann war er übler Laune, und die Wanderer mußten sich vor ihm hüten.

Einst ging ein Eierhändler von Falkenberg nach Dorfbach und begegnete dem General in den gläsernen Stiefeln. Da ludte es ihn, dem sonderbar gekleideten Offizier einen Streich zu spielen. Er nahm einen Stein vom Boden und zielte nach den gläsernen Stiefeln, in der Absicht, sie zu zertrümmern. Der alte General jedoch schleuderte den Stein mit seinem Fuße so kräftig zurück, daß er in den Eierkorb fiel und den Mann samt der Last umriß. Als der böshafte Eierhändler wieder aufstand, sah er, daß sämtliche Eier zerbrochen waren; der General aber stand in seinen Gläsernen stolz auf der Hohen Eule. Niemals mehr wandelte den also Gestraften die Lust an, den schwedischen General noch einmal zu necken.

Durch die Fürbitte frommer Wallfahrer wurde der General um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erlöst und legte sich nun zum ewigen Schlummer in sein erhabenes Grab. Doch das Gerücht von seiner goldenen Uniform und Rüstung veranlaßte Waldburger Bergleute, seine Ruhe zu stören. Schnell war das Grab gefunden. Rüstig waren sie dabei, es zu öffnen, als unter fürchterlichem Donnern der alte General mit gezücktem Degen aus seinem Grabe hervortrat. Da liefen die entsehten

Knappen, was sie laufen konnten, und niemand hat es seitdem gewagt, des alten Helden wohlverdienten Todeschlummer freventlich zu stören.

Zum Schlusse sei noch des Hergensteines gedacht, der in der Nähe von Michelsdorf, südöstlich der Rhnsburg, liegt. In der Walpurgisnacht (zum 1. Mai) steigen dort wie auf dem Brocken die Hergen auf der bequemen Hergentreppe hinauf und führen oben unheimliche Fackeltänze auf. So sehr sie dabei die neugierig zuschauenden Menschen eingeladen haben, so hat es doch niemand gewagt, mit ihnen einen Reigen zu tanzen.

Was die Sage von Salzbrunn erzählt.

Von Franz Hiersemann.

Ein armer Weber in Salzbrunn konnte seine zahlreiche Familie nur kümmerlich ernähren. Aber er war arbeitsam und fleißig, genügsam und zufrieden, besaß ein schuldenfreies Häuschen, ein braves Weib und wohlherzogene Kinder.

Da wurde seine Zufriedenheit auf eine harte Probe gestellt. Seine Füße wurden krank, und kein Mittel half, sie wieder gesund zu machen. Mit aufopfernder Liebe pflegte zwar die treue Hausfrau ihren kranken Mann, aber alle Mühe war vergebens: die Krankheit wurde nur noch schlimmer. Kummervoll gingen Eltern und Kinder am Abend zu Bett, still betrübt und weinend standen sie am Morgen wieder auf. So ging es einige Jahre lang. Das Häuschen war schwer verschuldet, die Familie völlig verarmt, hartherzige Gläubiger hatten sie aus demselben vertrieben. Da war ein großes Wehklagen entstanden, und Mutter und Kinder wollten sich nicht trösten lassen.

Nur der Kranke allein blieb ruhig wie immer: war er sich doch keiner Schuld bewußt, die eine solche harte Strafe verdiente. Sein Glaube war stark, sein Vertrauen fest, Kleinmut war ihm fremd, ihn konnte keine Verzweiflung packen.

Plötzlich ging eine wunderbare Veränderung mit ihm vor. Er, der schon wochenlang keinen ruhigen, erquickenden Schlaf mehr gefunden, lag eines Morgens still und friedlich in seinem Bett wie ein Kindlein, und ein heiteres Lächeln umspielte seinen Mund.

Er hatte in der Nacht einen merkwürdigen Traum gehabt. Bei seinem Erwachen erzählte er ihn seiner Frau (sie sollten am nächsten Tage ihr Häuschen zum zweitenmal ver-

lassen, in dem sie so lange zufrieden und glücklich gewohnt). „Auf meinen Wunsch führtest du mich noch einmal hinaus unter den großen Birnbaum im Garten. Die Sonne wollte eben untergehen, und ihre Strahlen umfluteten Bäume und Häuschen mit goldenem Schein. Und immer schöner wurde ihr Glanz und immer dichter. Und heraus trat ein schöner Jüngling mit lockigem Haar und in lang herabwallenden weißen Gewändern, und Seligkeit strahlte aus seinen Augen. Er reichte mir die Hand und sprach: „Fürchte dich nicht, du tapferer Dulder, dein Leiden hat nunmehr ein Ende, dein Glaube hat dir geholfen! Wenn morgen die goldene Sonne aufgeht, nimm Hacke und Schaufel und geh' an die Stelle, wo der Salzbach vom Morgen herkommend nach Mitternacht umbiegt! Dort grabe, und bald wird ein Quell lebendigen Wassers dir entgegen sprudeln; darin habe jeden Morgen deine Füße, und schon in naher Zeit wirst du wieder so gesund und kräftig sein wie vordem! Darauf zerfloß der goldene Schein, und der Jüngling verschwand.“

„Träume sind Schäume,“ erwiderte sein Weib. Der Mann aber glaubte fest und betrachtete den Traum als eine frohe Vorbedeutung für die endliche Wandlung seines traurigen Geschicks.

Mit Anbruch des kommenden Tages begab er sich, unterstützt von seinem zweifelnden Weibe und bewaffnet mit Hacke und Schaufel, nach der vom Engel bezeichneten Stelle. Zum erstenmal nach langer Zeit versagten seine bisher völlig gelähmten Füße nicht mehr gänzlich ihren Dienst. In froher Erwartung der kommenden Dinge hackte er in den vorher gelockerten Boden, und siehe, ein munterer Quell sprudelte hervor und belohnte sein festes Vertrauen.

In seinem klaren Wasser badete er alle Morgen seine Füße. Bald konnte er ohne Hilfe zum frischen Quell gehen, zusehends besserte sich sein Zustand, und schon nach wenigen Wochen war er völlig geheilt.

Jetzt konnte er seiner gewohnten früheren Beschäftigung wieder nachgehen. Schon nach einigen Jahren hatte er Häuschen und Garten zurückgekauft, und Dank und Freude erfüllten die Gemüther der Seinen.

Die Kunde von der wunderbaren Heilung verbreitete sich schnell im ganzen Lande und über die Grenzen des Landes hinaus. Von nah und fern eilten die Kranken herbei, um ihre Genesung von ihren Leiden zu suchen. Des armen Webers Glaube und Vertrauen hat Salzbrunn wohlhabend gemacht und es zu einem weltberühmten Badeorte erhoben.

Sagen von den Zwergstuben und den Teufelsteinen bei Rosenau.

Aus dem Volksmunde erzählt.

Längs des Gebirges hausen die Querkfel oder Querkmänner in ihren Querklöchern oder Stuben. (Diese Querkstuben werden fälschlicherweise Zwergstuben genannt.) Diese sollen durch einen unterirdischen Gang mit Böhlenau verbunden gewesen sein. Durch diesen Gang eilten die Männlein öfters den armen Männern an „Hinterbusche“ (Buchenlehne) zu Hilfe. Als die Grüssauer Mönche die Kirche in Trautliebersdorf erbaut hatten und die Glocken ihren Klang ertönen ließen, wurden die Querkmännlein böse darüber und verließen die Gegend. — Ein Bauer fährt mit seinem Gespann die Höhen der Zwergstuben hinan. Der Wagen ist schwer, und das Köflein kann kaum vorwärts. Da trippeln die Querkleute herbei und wollen den Wagen stoßen. Der Bauer mißversteht die Absicht der guten Zwerge und schlägt mit der Peitsche nach ihnen. Da werden die Kleinen zornig und werfen sich in die Speichen der Vorderräder, daß der Wagen nicht mehr weiter kann. — Der Teufel schloß mit einem Bauer aus Rosenau, der in seiner Not zu ihm seine Zuflucht genommen, einen Vertrag. Der Teufel verspricht ihm seine Hilfe, doch soll ihm das Bäuerlein an einem bestimmten Termin nachts 12 Uhr verfallen sein. Als für den Bauer dieses Verhängnis naht, rückt er die Uhr eine Stunde vor. Als ihn der Teufel holen will, schlägt es statt zwölf eins. Voll Wut entweicht der Schwarze und wirft, ganz außer sich, die Teufelsleine herunter.





Bunifandstein-Formation bei Rolanau

(Phot. Zimmermann.)



VII. Fromme Stätten.

Die ältesten Kirchen des Waldenburger Kreises.

Von Joseph Urban.

Unter den zahlreichen Gotteshäusern des stark bevölkerten Kreises Waldenburg lassen sich unschwer drei Gruppen unterscheiden: völlig neue Kirchen aus der jüngsten Zeit, Bauten aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert, und endlich Kirchen noch älteren Gepräges. Mit den letzteren wollen wir uns hier beschäftigen. Sie erheben sich merkwürdigerweise zum größten Teile im südlichen Teile des Berglandes, nämlich die katholischen Kirchen in Michelsdorf, Heinrichau, Rudolphswaldau, Donnerau, Reimswaldau, Erlenbusch, Bärzdorf und Schenkendorf. Andere Gotteshäuser gleichen Alters haben durch Erneuerung einen modernen Charakter erhalten, nämlich die katholischen Kirchen zu Wüstewaltersdorf, Wüstegiersdorf, Friedland, Gottesberg, Seitendorf, Dittmannsdorf und Nieder-Salzbrunn. Auch das Waldenburger Marienkirchlein gehört zu dieser Gruppe. Daß alle diese Gotteshäuser dem katholischen Kultus gewidmet sind, erllärt sich daraus, daß sie entweder aus vorreformatorischer Zeit stammen oder aber, falls sie bereits von lutherischen Glaubensgenossen erbaut wurden, im Jahre 1654 gemäß den Bestimmungen des Westfälischen Friedens (von 1648) dem katholischen Gottesdienste übergeben wurden, gleichviel, ob in der betreffenden Gemeinde Katholiken vorhanden waren oder nicht. Bis auf den heutigen Tag ist die Zahl der Kirchenbesucher an den erwähnten Gemeinden nur gering.

Vom Schlesiertale gelangen wir von der oberen Brücke links aufwärts in das landschaftlich reizvolle Mühlbachtal mit dem stillen

Michelsdorf.

Daß uns hier alte Kultur umfängt, verraten viele stattliche Gebäude aus längst verflossenen Bauperioden, meistens geschmackvolle Fachwerkhäuser, in doppelter oder dreifacher Höhe überragt von mächtigen, schattenpendenden Laubbäumen. Daß aber das heutige Michelsdorf im Rückgange ist, bekunden leerstehende, halbverfallene Häuser, darunter ein seit etwa 15 Jahren verlassenes ansehnliches Gasthaus.

Mitten im ansteigenden Dorfe erhebt sich auf dem linken Talrande sein altes Kirchlein, das mit seinem schlanken, von einer zierlichen Zwiebelhaube bekrönten Turme an Tiroler Vorbilder erinnert. Wir steigen hinan und überschreiten den mit einer halbverfallenen Mauer umwehrten, mit viel Gras überwucherten Kirchhof, auf dem nur selten ein müder Schläfer bestattet wird. (Der große evangelische Friedhof winkt vom jenseitigen Talrande herab!)

In das Kirchlein eintretend stehen wir gebannt an seiner Schwelle, denn von dem gerade gegenüberstehenden Altare grüßt uns aus geheimnisvollem Halbdunkel gleichsam wie lebend ein liebliches Bild: St. Anna, ihre Tochter Maria lehrend, ein Glasgemälde, das laut Inschrift O. B. (Pfarrer Otto Bumbsta?) 1910 gestiftet hat. Es ist die einzige Zier des sonst völlig schmucklosen, weiß getünchten Raumes, an dessen Wänden wertlose Kreuzwegbilder hängen. Dem Altare gegenüber spannt sich über den Eingang ein Orgelchor, an dessen Brüstung ein von zwei Amoretten gehaltener Schild hängt, der von einem silbernen, mit einem zierlichen Kreuzfuge bedeckten Herzen bekrönt wird. Die darauf befindliche Schrift ist leider völlig nachgedunkelt und daher unlesbar. Die Orgel, von jeher schon ein recht bescheidenes Kunstwerk, ist gegenwärtig völlig unbrauchbar.

Im Turme hingen zwei Glocken, davon die eine, 96 Pfund schwere, 1738 in Schweidnitz gegossene, dem Vaterlande dienen mußte, weil sie bereits gesprungen war. Die größere, 60 Zentimeter unteren Durchmesser und 46 Zentimeter Höhe haltende und etwa 240 Pfund schwere Glocke trägt die Inschrift: „Heinrich von Peterswale auff Schwengsfeldt, Ludwigsdorf und Krhsa (?), Lehensher der Kirchen — Seine eheliche Hausfraw Helene geborene Gjeschin von Kanisch. 1598. Ruf mich an in der Zeit

der Not, spricht der Her, so wil ich dig ereten un du solt m preije.“ Auch die Wappen der Stifter zieren den Mantel.



Die Kirche in Michelsdorf.

Als 1654 die „Reduktionskommission“ in Michelsdorf einfuhrte, wollten sich „diese Leute dem katholischen Pjarrer nicht bequemen“, weshalb „den Scholzen und denen Geschworenen“ gutlich zugeredet wurde, worauf sie die Kirchenschlüssel herausgaben. Das Kirchlein war damals beinahe reicher als heute, denn man fand vor: 2 Glocken, 1 zinnernen Kelch, 2 zinnerne Leuchter, 1 Altartuch und 1 Chorrock. Der Pjarrhof war bauständig und 6 Malter dabei gesät, aber es konnten 8 Scheffel an Sommer- und Winterfrucht gesät werden. Der Decem betrug 11 Taler. Der Prädikant hatte für jede Predigt 15 Silbergr. erhalten

Ueber die Michelsdorfer Höhe führt die Straße jenseits nach

Heinrichau

dessen stattliche Kirche mit ihren vier hohen Seitensfenstern

im Schiffe, ungerechnet die im Presbyterium und auf dem Orgelchore, einen auffallenden Schmuck des Ortes bildet und weithin sichtbar ist. Der hohe Turm ist durch ein seltsam kleines Zwiebeldach abgeschlossen. Er barg zwei Glocken, von denen die ältere, 70 Zentimeter Durchmesser, mit der Inschrift: Sigismundos Peterswalde Heinrichau Anno Domini MDLXVI (1566) erhalten blieb. Das Innere des Gotteshauses ist neu gemalt, schlicht, aber freundlich. Die Ausstattung, Altar, Kanzel und Orgel, ärmlich, ohne jeden Kunstwert. Die Gemeinde ist arm und klein; sie zählt nur etwa 20 Familien. Davon zeugt auch der die Kirche umschließende Friedhof, der nur wenige neue Gräber aufweist, während der am Wege nach Michelsdorf gelegene, von einem schadhaften Heckenzaune umfriedete evangelische Friedhof die Honoratioren des Dorfes beherbergt. An einigen, auf den prunkvollen Steinen immer wiederkehrenden Namen (Arlitt, Becker, Urban usw.) erkennt man, wer unter den Lebenden herrscht.

Als 1654 die Reduktionskommission in Heinrichau eintraf, fand sie in der Kirche nichts weiter vor, als die Glocken und die Leuchter, alle anderen Einrichtungsgegenstände waren während des Dreißigjährigen Krieges abhanden gekommen.

Das Holzkirchlein in Rudolphswaldau

ist nicht nur das merkwürdigste Gotteshaus des Waldburger Berglandes, sondern es zählt wohl überhaupt zu den seltsamsten Bauwerken seiner Art, wiewohl es von Butsch in seinem umfangreichen Verzeichnisse der bemerkenswerten Baudenkmäler unserer Heimat gar nicht erwähnt wird. Kein Kunst- und Altertumsfreund wird dieses Museum heimatlicher Denkwürdigkeiten ohne reiche Befriedigung verlassen. „Rudiswalde“, im Volksmunde seit weit über 100 Jahre „Rumswahle“ genannt, wird 1399 erstmalig erwähnt, blickt also auf mehr als 500 Jahre zurück. Wenngleich auch kein Gebäude des heutigen Dorfes ein solch ehrwürdiges Alter hinter sich hat, so sieht man dennoch genug Beugen der guten alten Zeit, z. B. die stattliche Scholtisei.

Das ehrwürdigste Ueberbleibsel aus früheren Tagen ist das in der Mitte des Dorfes am Wege stehende Holzkirchlein mit seinem steinernen Turme. Die Kirche ist 1564 von den damals lutherischen Dorfbewohnern errichtet worden, der Turm ist 200 Jahre jünger.



Die Kirche in Rudolphswaldau.

Inmitten eines von einer verfallenen Mauer umschlossenen Friedhofes mit einigen bemerkenswerten Denkmälern und Lebensbäumen von ungewöhnlicher Höhe ragen die altersgrauen Schrotholzwände empor. Treten wir durch das schlichte Tor mit seinem primitiven Schlosse ein, so sind wir nicht wenig überrascht. Obschon draußen hellster Sommer Sonnenschein flutet, herrscht hier ein dämmeriges Halbdunkel, weil die kleinen, von dichtem Gebüsch umrankerten Fenster nur wenig Licht hereinlassen. Erst nachdem man sich an die Dämmerung gewöhnt hat, erkennt man, daß man sich in der ärmlichsten „Hütte Gottes bei den Menschen“ befindet. Die Wände zeigen das vom Alter geschwärzte rohe Holz, der Fußboden ist aus Ziegeln gemauert, die Bänke aus rohen Brettern. Altar, Kanzel, Taufstein und Orgel sind nicht nur äußerst einfach, sondern geradezu ärmlich. Wüßten wir nicht aus einer älteren Quelle Bescheid, so würden wir gar bald unbefriedigt von dannen gehen. Diese Ueberlieferung ist das 1792 erschienene „Denkmahl des 50jährigen Kirchenjubeljahres der evangelischen Gemeinde zu Wüstegiersdorf am 14. August 1792 von Christian Gottlieb Ahe, ihiger Pastor daselbst“. Dem würdigen Ahe, zu dessen Zeit der Versuch der Kirche wohl noch nicht so weit vorgeschritten war, verdanken wir die Kenntniß ihrer Merkwürdigkeiten. Unter der Führung des wackeren Ahe lesen wir auf dem die Decke tragenden Balken die rote Farbeninschrift:

Est pietas factus vera probanda bonis. MDLXIII. Die Werkge loben den Meister. Verbum domini manet in Eternum. 1564. („Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit“, ein in der Reformationzeit oft gebrauchtes Psalmenwort.)

Auf den Kirchenbau bezieht sich auch eine Inschrift in der Sakristei: „Anno 1564 ist dieses Gotteshaus gebauet unter dem edlen Herren Adam Seidlitz zu Burkersdorf. Got zu lob und ehren. Amen. Venite ex ultem us domini“. (Kommt, laßt uns den Herrn erheben.)

Der erste Pfarrer ist unbekannt. Seit 1592 aber war Simon Skriba (= Schreiber) Seelenhirte der Rudolphswaldauer, die ihm schon 1594 eine Widmuth überwiesen. Er errichtete sich selbst ein Grabmal, das noch heute neben der Sakristeitür zu sehen ist. Es ist eine Leinwand mit dem Bilde des greisen Simeon, seines Namenspatrons (Lukas 2, 25), darunter die von ihm selbst verfaßten Verse:

„Von dieser Welt geschieden ist
 Ein aufrichtig rechtgläubig Christ:
 Simon Schreibr vom Bergwerge Reichstein
 (aus der Bergwerksstadt Reichenstein).
 Hier liegt begraben sein Fleisch und Bein
 und ruhet von Müh und Arbeit.
 Gott tröst sein Seel in Ewigkeit.
 Der hat sie zu sich genommen,
 wird wieder zum Körper kommen,
 wenn sie Christus, der fromme Erzhirt,
 durch seine Macht zusammenfügen wird.
 Denn er Todte wird aufwecken,
 die iht tief in der Erde stecken.
 Disz ist sein starker Trost gewesen,
 Davon wir in Job (= Hiob) auch lesen.
 Gott verleih ihm und den Seinen,
 auch allen, die es herzlich meinen
 bei Gottes Wort und heilig Sakrament,
 Das keines werd ewig geschändt.
 Amen, Amen, spricht alle gar,
 Gott helf ihm und uns zur Engel Schaar. Amen.“

Die Verse des gelehrten Pastors sind mehr kunstlos, jedenfalls hat der Maler seine Sache viel besser gemacht. Ueber dem Simeonbilde sollten die Lebensdaten des Pastors stehen; da er aber zur Zeit der Anfertigung des Bildes lebte, so lesen wir nur: Simon Scriba. Pfar. Starb Anno 16.. seines Alters Jahr des Predigampts:.. Die unausgefüllten Zahlen blieben unvollständig, wahrscheinlich, weil eine ausführliche Lebensbeschreibung des Verstorbenen, auf Papier geschrieben, darübergeklebt wurde. Da sie im Zeitensauße verschwunden ist, wären wir um ein wertvolles Zeitdokument ärmer, wenn nicht der fleißige Ake den Wortlaut in seinem Jubelbüchlein mittheilte:

„Simeon Scriba von Reichstein, Pfar. zu Rudlitzwalde u. Waltersdorf, starb Anno 1611, seines Alters 82 Jahr, seines Predigamtes 62 Jahr. War Schulmeister zu Boicoham Anno 1551. Darnach ward er Caplan oder Substitutos (Pfarrgehilfe und -verweser) zu Strofriede (alter Name für Hohenfriedeberg). Ferner ist er auf diesen Pfarrdiensten gewesen: nemlich zu Schreibendorf, zur Bischbach, zur Leipe, zum Warmborn, zum Buchwalt, zur Landschutt ein Substitutus. Als damals ich gen Hessdorf mich begab, kundte ich mich mit dem wunderlichen Edelmann nicht ein Jahr lang begeben, ward ein Exul (= Flüchtling), lag ledig

(= ohne Amt) zu Freiburg 6 Jahr, half aber in kirchen
baselbst fleißig das Amt verrichten; hernach da setzet mich
der Herr Hochberg auf Fürstenstein allhier Anno 1592,
14 Tag nach Pfingsten zog ich auf. Meine erste vertraute
Hauswirtin Margrot war von Weisbach, leit zum Buchwalt,
Gott hab ihre Seele Amen. 24 Jahr, 14 Kinder. Die
andere Hauswirtin Barbara, Jacob Seidels, Hammer-
meisters Tochter auf Schmiedeberg, gebat 9 Kinder in
32 Jahren."

Nach der „Ich“-form dieser Lebensbeschreibung zu ur-
teilen, ist sie von Scriba selbst verfaßt; die Jahreszahlen
waren von fremder Hand eingefügt.

Welch gesegnetes Leben: 62 Amts- und 56 Ehejahre, 23
Leibesnachkommen! Welche Summe von Mühe und Arbeit
im Dienste Gottes und der Menschen, wieviel Sorge, Auf-
opferung und Treue gegen Bornehme und Geringe, aber
auch wieviel Enttäuschung und Erniedrigung unter dem
wunderlichen Herrn zu Hessdorf und in den 6 Jahren des
Exils zu Freiburg.

Dort erweckte ihm Gott einen neuen Gönner in Konrad,
Graf von Hochberg, der 1592, also im Berufungsjahre
Scribas nach Rudolphswalde, das Patronat der dortigen
Kirche von den Herren v. Seidlitz-Burkersdorf übernommen
hatte, nachdem das Dorf schon 1578 durch Kauf in Hoch-
bergschen Besitz übergegangen war. Von der Fürsorge des
neuen Patrons kündet eine Inschrift am nördlichen Sek-
tendor: „Anno 1592 ist dieses Gotschhaus aufgetastelt, ge-
bunet, gebilet und vadermauert: vnder dem edlen ge-
strengeu Herrn Conrad Hoberg auf Fürstenstein."

Auch sonst wurden die Kirchenwände als dauerhafte
Chronik benützt:

Anno 1539 — also noch vor Erbauung der Kirche —
großer Schnee am tag Andree.

Anno 1594 war teuerung und türkenkrieg.

Anno 1606 den Freitag nach dem dritten Sonntag Trin.
gefiel Hagel, ward groß Wasser, tat erschredlich großen
Schaden.

1600 war teuerung, ein Scheffel Korn zur Schweinitz ist
kauft für 6 taler, ein Scheffel hober für 6 taler.

Hinter dem Altar lesen wir in roten Buchstaben: „In
den Jahr 1654 sind in Wüstegiersdorf, Donnerau und
Rudolphswaldbau den 24. März die Kerche genommen. Am
Dienstag und Amitt Woch Borostern."

Pastor Ake konnte auch noch ein altes Kirchenbuch einsehen, das heute leider verloren ist; das allerälteste war auch zu seiner Zeit nicht mehr vorhanden.

Aus den Akeschen Aufzeichnungen entnehmen wir, daß gerade in den letzten 14 Jahren die evangelische Gemeinde in hoher Blüte gestanden haben muß, trotz Krieg und Kriegsnot (denn noch herrschte der schreckliche 30 jährige Krieg).

Am 1. Mai 1640 erhielt Melchior Wisnius aus Habelschwerdt die Votation nach Rudolphswaldau und der Filialkirche zu Wüstewaltersdorf. Nach etwa sieben Jahren wurde er wieder abberufen. Sein Nachfolger war Friedrich Albinus aus Bielau, der fortlaufend Eintragungen in das Kirchenbuch vornahm. Unter ihnen nehmen die über seine eigene Familie einen breiten Raum ein. So finden wir bei den Eintragungen der Geburt und Taufe seiner Kinder die Namen der Paten vor. Es waren dies bei dem ersten Kinde 19, beim zweiten 24, beim dritten 22 und beim vierten 11!?

Auf Albinus folgte Christoph Hülse aus Merseburg (?). Er wurde in der Woche nach Judita 1654 vertrieben. Nach dem Reduktionsprotokoll war er schon 8 Tage fort. In der Kirche fand man zwei Glocken, einen zinnernen Kelch, ein kupfernes Taufbeden, ein Altartuch und einen Chorrock. Die Widmut trug 5 Scheffel, der Dezem 18 Taler.

Von da an erlosch das rege Leben in und um das Rudolphswaldauer Kirchlein, denn die Zahl der Katholiken war sehr gering und blieb es bis auf den heutigen Tag. Das Gotteshaus geriet immer mehr in Verfall. Wundern möchte es, daß trotzdem 1784/85 ein stattlicher, massiver Turm erbaut wurde, wenn nicht anzunehmen wäre, daß die Evangelischen des Dorfes den größten Teil der auf 1305 Taler sich belaufenden Baukosten getragen haben, um das Glodengeläut mitbenutzen zu können. Schon 1580 war eine Glocke mit der Inschrift: „Verbum manet in aeternam MDLXXX“ vorhanden. 1661 war eine zweite Glocke angeschafft worden, die am Rande die Namen der Kirchväter Nikolaus Hofmann und George Walter, sowie ihre Herkunft: „Gottfried Göß goß mich anno 1661“ verewigte. Bei der Visitation 1667 waren sogar drei Glocken vorhanden. Die dritte Glocke ist in Abgang geraten. Die Glodeneinziehung für den Kriegsbedarf hat das Geläut auch der zweiten Glocke beraubt. Selten nur, zumeist am Kirchweihfest, findet katholischer Gottesdienst im alten grauen Kirchlein statt. Ehedem war es der Pfarrei Tannhausen zugeteilt; seit vielen Jahrzehnten gehört es zu Wüstegiersdorf.

Die Bärsdorfer Kirche

bietet in ihrem Innern das beinahe tadellose Bild eines den Umständen nach wohl erhaltenen Gotteshauses aus dem Jahrhundert der Reformation. Pietätvolle Pflege des Ueberlieferten und angeborener Ordnungssinn haben dieses hochehrwürdige Ergebnis gezeitigt.

Das im 16. Jahrhundert aus Bruchsteinen erbaute Gotteshaus ist mit Schindeln gedeckt und durch ein schlankes Türmchen ausgezeichnet. Im Innern lenkt zuerst ein alter Klappaltar unsere Blicke auf sich. Er trägt die Figuren der Gottesmutter, des hl. Nilolaus (mit den Fischen) und eines heiligen Bischofs und Kirchenlehrers, worauf Bischofskreuz und Schreibfeder deuten. (Der Annahme, daß Johannes der Evangelist dargestellt sei, steht entgegen, daß dieser nicht mit dem bischöflichen Doppelkreuz dargestellt wird.) Außerdem erblicken wir noch mehrere Gemälde, links den heiligen Andreas, rechts die hl. Anna selbdritt (mit Maria und dem Jesuskinde); hinten, schon ganz verwittert, den Schmerzensmann (Ecce homo) und die Schmerzensmutter (mater dolorosa). Das alte Antependium (verzierte Vorhänger) des Altartisches, aus roher Leinwand mit darauf gepreßten Blumen aus grünem Samt, sowie den Buchstaben J. H. S. (Jesus, Heiland, Seligmacher) wird im Waldburger Museum aufbewahrt.

Der ehemalige Taufbrunnen aus Zinn soll sich im Breslauer Diözesanmuseum befinden. Dagegen ist noch die alte Kanzel vorhanden; sie prangt, wie auch die übrigen Ausstattungsstücke, noch in alter Farbenfrische. An der Treppenvand und der Brüstung sind alte Holzschnitte kunstvoll befestigt, so daß sie zierlichen Backwaren gleichen; außer den Evangelisten erblickt man da biblische Szenen, anscheinend Episoden aus dem Gleichnis vom viererlei Acker und dazu passende Sprüche. Auch die Chorgestühle sowie die Kassettendecke weisen ähnliche Muster auf, und die Farben sind überall erstaunlich frisch.

Das Türmchen beherbergte schon 1654 drei Glocken, deren größte 90 Zentimeter Durchmesser hat und die Worte trägt: „Gott dem Herrn allein die Ehr, wer Gott den Herrn liebet, der hoeret mich Allezeit von nun an bis in Ewigkeit. M. T. S. 1594.“ (Dem Glockenkundigen ist es kein Geheimnis, daß die drei Buchstaben den Namen des Glockengießers Michel Türckenstein in Schweidnitz bedeuten.) Die mittlere Glocke war unten 54 Zentimeter weit

und ohne Verzierung, die kleine trug einen Kranz von liegenden und stehenden gotischen Majuskeln von roher Form und ohne ersichtlichen Zusammenhang.

Alle drei Glocken waren neben der Uhr schon bei der Wegnahme der Kirche am 23. März 1654 vorhanden. Die beiden kleineren Glocken sind 1917 dem Kriegsjotte geopfert worden.

Der um das Kirchlein gelegene Friedhof ist über und über mit hohem Gras bewachsen. Neue Gräber sind nicht wahrzunehmen, dagegen weist ein altes Denkmal mit einer Urne und einem umgestalteten pausbädigen Engel, der einen Schild hält, auf die frühere Benutzung dieser idyllischen Ruhestätte hin, und in der Tat wurden hier nicht bloß die Toten aus Bärzdorf, sondern auch aus Rhnau, Neugericht und Wäldchen bestattet.

Das Prunkstück des Kirchhofes ist der links von der Kirchthüre eingemauerte Grabstein mit dem lebensvollen Flachreliefbilde des „Königlichen Hoff=Gerichts=Schöppen Herrn Christoph Thiel“, gestorben 1717, vermutlich eines Vorbesizers des nebenan gelegenen ansehnlichen Freirichtergutes. Die noch wohlertennbare Grabchrift lautet:

„Anno 1636, den 15. Oktober, ist geboren und Anno 1717, den 30. May, in Gott seel. verschieden Titul. Herr Christoph Thiel, wohlemeritirten geschworenen königl. Hoffgerichts=Schöppe und Gerichtscholze zu Baerschorff, hat mit seiner Frauen im Ehestande gelebt 38 Jahre und zeuget [e] sechs Söhne und sechs Töchter, mit welcher er gewesen 19 Jahre. (?) Sein ganzes Alter erstrecket sich 80 Jahre. Schau, leser, dieses bild, das ist der treue Mann, dergleiche man anicht nicht sehr viel finden lann, nicht denkt, als ob er ganz aus dieser Welt verschwunden, auf diesem Stein wird Er auch nach seim Tod gefunden.

All, die ihr hier vorübergeht,

Schaut, wie die Sach ist mit ihm steht.

Was wir sein, war er auch auf Erden,

Was er ist worden, wir auch werden.“

Die Zahl der Katholiken ist in Bärzdorf niemals groß gewesen. Bei einer Visitation i. J. 1677 wurden gar keine Belenner des kath. Glaubens vorgefunden. Auch heute ist deren Zahl nur sehr gering, sie gehören zur Pfarrei Dittmannsdorf und versammeln sich alle 6 Wochen einmal zum Gottesdienste in ihrem schmucken Kirchlein. Zur Christbekehrung öffnet es aber seine Thür auch den Evangelischen

des Dorfes, und der Pastor aus Dittmannsdorf spricht dann von der großen Freude, die allem, allem Volke widersfahren ist.

Die Kirche in Schenkendorf.

Umgeben von einem idyllischen Friedhose, erhebt sich das von außen und innen freundliche Gotteshaus mit seinem roten, von einem Dachreiter gekrönten Dache und seinen hohen Fenstern. Auf dem Friedhose, den die kleine Gemeinde noch heute benutzt, fällt uns ein Sandsteindenkmal angenehm auf. Eine trauernde Frauengestalt in edler Haltung lehnt sich an eine Urne. Die Inschrift ist leider sehr schwer lesbar.

Im Innern gewahren wir auch hier eine große Einfachheit. Der Altar weist ein holzgeschnitztes Kreuz und die Figuren des hl. Jakobus (links) und der hl. Barbara (rechts) auf. Die ehemalige, aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts stammende Kanzel mit den Bildern der zwölf Apostel (nach guten Mustern) scheint baufällig geworden zu sein, der jetzige „Predigtstuhl“ ist mit den Bildern der Evangelisten in ähnlicher Ausführung wie die Bärzdorfer Kanzel geziert. An den Wänden hängen allerlei Bilder, wohl Geschenke, und daher schwer zu entfernen, obwohl sie künstlerisch wertlos sind.

Im Türmlein hängen zwar Glocken, von denen die kleinere als wertlos eingezogen wurde, während die größere, 63 Zentimeter im Durchmesser, anscheinend sehr alt ist und eine nicht mehr vollständig zu lesende oder auch nur zu deutende Umschrift trägt.

Das Kirchlein entstammt anscheinend dem 16. Jahrhundert, ein „plebanus ecclesiae“ (Pfarrer) von Schenkendorf wurde aber bereits 1376 erwähnt.

Bis 1654 war es lutherisch. Der Prediger verwaltete zugleich Bärzdorf als Filiale. Rhynau und Neugericht waren eingepfarrt.

Neben der Kirche erhob sich bis in die jüngste Zeit ein malerischer, hoher Fachwerkbau, das alte Pfarrhaus. Leider ist es so baufällig geworden, daß es nicht mehr erhalten werden kann, sondern abgetragen werden muß. Vor einigen Jahrzehnten wäre das interessante Bauwerk, eine Zierde der Gegend, noch zu retten gewesen. So schwindet immer mehr von dem guten Alten durch die Gleichgültigkeit der berufenen Hüter und Schützer.



Die Kirche in Schentendorf.

Die Begräbniskirche zu Reimswaldau.

Von H. Daumann.

Im schönen Reimsbachtal steht unweit der Scholtisei von Reimswaldau ein Fachwerkkirchlein, das sich mit seinem alterthümlichen Schindeldach der lieblichen Talandschaft harmonisch eingliedert und schon jahrhundertlang zu den steilen Höhen des Langen Berges hinaufschaut. Es ist so, als hätten die Erbauer gegenüber dem steilen Anschwung der Berglinien in der niedrigen, gedruckten Form des Kirchleins die Erdbundenheit der Menschen betonen wollen. Seitlich von der Kirche, über der Durchfahrt nach dem Friedhofe, steht der schindelgedeckte Glockenturm. Diese Bauanordnung erinnert an die Kirchenbauweise in den deutsch-böhmischen Walddörfern. Unter den klingenden Glocken hindurch trägt man das Kind zur Taufe, und unter ihnen hindurch trägt man den müden Erdenwaller zur letzten Ruhe auf den von hohen Bäumen umfriedeten Friedensort. Drei alte Glocken birgt der kurze, gedrungene Turm. Die kleinste trägt die Inschrift: „Anno MDLVII. Sit nomen Domini Benedictum.“ Eine zweite weist nur die Jahreszahl 1608 auf, wahrscheinlich das Erbauungsjahr des Kirchleins, das in anderer Form wohl schon eher an diesem Platze gestanden haben mag (1557?). Die dritte Glocke zeigt folgenden Glockenspruch:

„Ich ruf mit meinem Klang,
Zu sagen Gott dem Herren Dank.
Erinnere auch zur rechten Zeit

Die Menschen Ihrer Sterblichkeit. 1609.“

Im Innern der Kirche steht ein Klappaltärchen, das wohl schon aus dem 16. Jahrhundert stammt. Es birgt eine schwerfällig gearbeitete Statuette der heiligen Anna. Die Seitenflügel tragen die gemalten Bildnisse von vier weiblichen Heiligen. Beachtenswert sind die getäfelten Wände des eingezogenen Chores, die mit einem Schablonenmuster bemalt sind, das einem Spätrenaissance-Beschlags-Ornamente gleicht.

Das Kirchlein hat die Schrecken des 30jährigen Krieges überstanden, sah die Phantasmagorie des Aberglaubens im Reimswaldauer Sput, wurde umtost vom Kriegslärm der schlesischen Kriege und des Jahres 1807 und birgt sich nun im friedlichen Tal, als wollte es von dem Toben und Brausen der Arbeitspsalmen in den Nachbartälern nichts wissen.



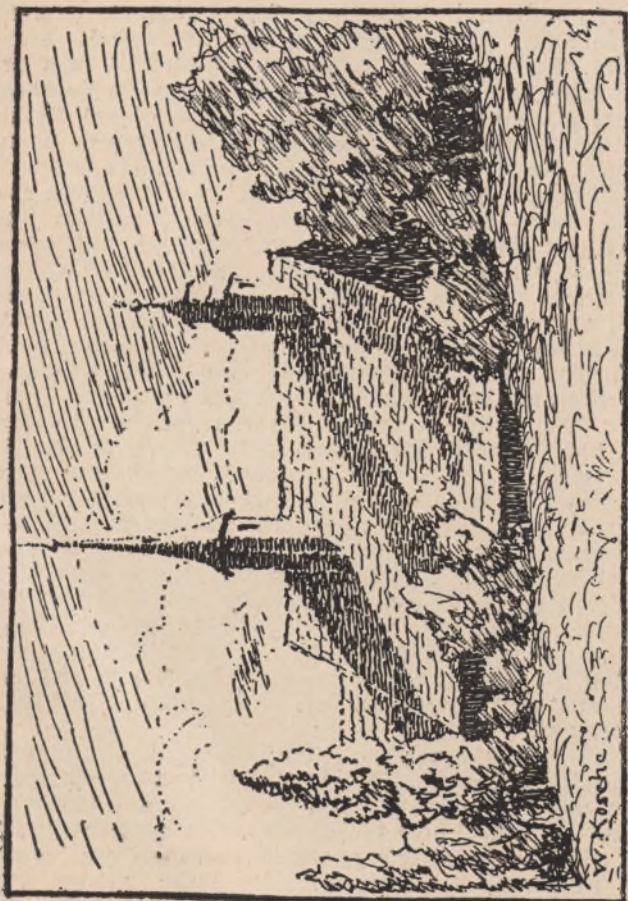
Die Begräbnisstätte zu Heimsvaldau,

Das Dorfkirchlein in Erlenbusch.

Von Lehrer M. Gutsche, Erlenbusch.

Erlenbusch hat als bedeutungsvolles Kulturdenkmal das altersgraue, zweitürmige Dorfkirchlein aufzuweisen, welches hier dem lieblichen Weistrietale ein eigenartiges Gepräge verleiht. Die *ecclesia de Tanhsin* wird nach Butsch zuerst im Dezemregister des Nuntius Galhardus de Carceribus von 1335 erwähnt. Das jetzige Kirchlein wurde 1535 von evangelischen Bergleuten, die aus Meissen kamen und hier nach Eisen- und Kupfererzen gruben, erbaut. Im Jahre 1540 wurde aus der Kapelle eine lutherische Kirche, die in den nächsten Jahrzehnten als solche entsprechend ausgebaut wurde. Die Glocke, die auf dem größeren von den beiden Türmen hängt, trägt die Jahreszahl 1599 und die Inschrift: „Lobet den Herrn mit Cimbalen, lobet in hell klingenden Cimbalen, alles, was Odem hat, lobe den Herrn, alleluja.“ Die Glocke auf dem kleineren Turm weist die Jahreszahl 1613 auf, und die Inschrift: „Ich bin die Ruferin zu der Predigt und vermane euch zum Gebet.“ Die Decke des Langhauses der Kirche ist eine Kassettendecke aus dem Jahre 1611 mit 16 rechteckigen Feldern, deren Füllungen mit durchweg wechselnden Tapetenmustern im Sinne der Spätrenaissance bemalt sind. Ueber der Orgel befindet sich ein Feld, das uns die Herstellungszeit der Decke kündet mit der Inschrift: „— 1611 — Johann Weiser, Tischler. V. S. der Gesell.“ Während des Dreißigjährigen Krieges hat ein schwedischer Graf von Holstein-Gottorp sein Söhnchen in der Kirche taufen lassen und zum Andenken hieran einen Taufstein gestiftet, der noch heute in der Kirche aufbewahrt wird. Im Jahre 1654 wurde durch eine Kaiserl. Kommission die Kirche der evangelischen Gemeinde genommen. Seit dieser Zeit ist die Kirche katholisch. In neuerer Zeit — seit der Verlegung des Pfarrsitzes von Erlenbusch nach Charlottenbrunn — ist die ehemals für die hiesige Gegend bedeutungsvolle Kirche zu einer Filialkirche herabgeunken, in der etwa alle 3—4 Wochen Gottesdienst abgehalten wird.

Wöchten trotz dieser Verhältnisse es sich die kirchlichen Behörden sowie die Freunde von Kulturdenkmälern ernstlich angelegen sein lassen, das alte Kirchlein, den Zeugen aus längst verschollener Zeit, sorgsam zu pflegen und zu hüten und dadurch vor dem Verfall zu schützen. Das sind wir der Vergangenheit und der Zukunft schuldig.



Das Dorf Kirchlein in Grienbühl.

Die St. Marienkirche in Waldenburg.

Von Oberkaplan Johannes Wittenbrink, Breslau.

Wir im modernen Waldenburg sollten nicht die wenigen alten baulichen Zeugen der Vergangenheit unserer Stadt vergessen. Die Gefahr eines solchen Uebersehens liegt bei uns doppelt nahe, einmal, weil unser liebes Waldenburg, noch vor 50, 60 Jahren ein herzlich unbedeutendes Städtchen, nur wenige solcher Denkmale aufweist, und dann, weil diese bisher zu wenig beachtet, von manchen vielleicht allem Gerümpel gleichgeachtet wurden. Aber man gehe einmal in unser Marienkirchlein auf dem Kirchplatz, das „Kirchel zur schmerzhaften Mutter,“ wie es auf einem Stadtplane von 1736 genannt wird, und lasse den Zauber dieses kleinen Raumes auf sich wirken. Besonders wenn am Vormittag die Sonne durch das südliche Fenster ihre Strahlen schießt und den Altarraum in helles Licht taucht, dann erstrahlt das alte Gold des Altars in wunderschönem Glanze. Am Freitag vor der Karwoche ist das Fest der schmerzhaften Mutter. Dann blüht es um den Altar. Hinter den silbernen Barockleuchtern reiht sich junges Grün zur Hecke. In die Symphonie von Wachs und Weihrauch bringt das Grün den Ton des Lebens. Dann ist das Kirchel besonders lebenswürdig, ein alter Baum, dessen Ehrwürde lieber angeschaut wird, wenn auf der grauen Haut der Aeste die Frühlingsknospen sich zeigen. Dieser Barockaltar ist ein Prachtstück. Man kennt die Schwächen des Barock, aber über die Zeit des unbedenklichen Verwerfens dieses Stils sind wir längst hinaus. (Ich verweise den Leser auf die Einleitung von Wilhelm Pinder zu dem Feste Deutscher Barock aus der Sammlung der Blauen Bücher, Langewiesche, Düsseldorf und Leipzig.)

Betrachten wir den Altar näher, so sehen wir zunächst in dessen Mitte das Gnadenbild der Mutter Gottes in einem Holzschrein hinter einer Glastür. Es stellt die Mutter Gottes mit dem Leichnam ihres Sohnes dar. Die Verhältnisse der Maße sind völlig unrichtig, wie es bei gotischen Skulpturen ja häufig der Fall ist. Aber welch bitteres Weh drückt sich in den Zügen der Mutter aus, wie hat der Künstler diese Gruppe beseelt, und wie himmelhoch steht dieses schlichte Bildnis über so manchen süßlich-schrecklichen Kunsthandwerklichen Erzeugnissen unserer Tage! Aus welcher Zeit unsere Pietà stammt, läßt sich schwer bestimmen. Umgeben ist dieser Holzschrein von einem prächt-

tigen geschnitten und reich vergoldeten Rankenwerk, aus dem weiße, gelbe und rote Rosen herauswachsen. Aus diesem Rankenwerk ragt ein großes braunes Holzkreuz ohne Corpus empor, von dessen Mitte nach allen Seiten goldene Strahlen schießen. Wolken ziehen sich um das Kreuz, auf denen pausbacige Putten die Marterwerkzeuge Christi im



Die St. Marienkirche in Waldburg.

Triumphe in den Himmel tragen. Raum eins ist vergessen. Wir finden da die Geißelsäule, eine Leiter, den Essigschwamm, die Dornenkrone, das Schweiß Tuch, Laterne, Stride, Hammer, Zange und andere.

Der Altar mag wohl aus der Zeit der Erbauung der heutigen Marienkirche stammen, also dem Beginne des 18.

Jahrhunderts. Aus derselben Zeit stammen die beiden Beichtstühle, die Kanzel und das Positiv, die kleine Orgel. Die Kanzel zieren zwei recht naive hübsche Holzreliefs, den guten Hirten und Johannes den Täufer darstellend; auf der Rückseite ist ein einfaches Gemälde auf Holz mit Aufschrift zu sehen. Dem Altare gegenüber steht auf der Empore die kleine alte Orgel mit ihren bleigrauen Zierpfeifen und den geschnitten vergoldeten Zieraten. Freilich ist das Werk jetzt völlig unbrauchbar und wird durch ein dahinter aufgestelltes Harmonium ersetzt, aber es ist doch außer dem Altar der schönste Schmuck des Kirchleins.

Bei der Renovation des Innern im Jahre 1912 haben mehrere Ölgemälde aus der alten Pfarrkirche hier ihren Platz gefunden, von denen einige bessere nach gründlicher Behandlung sich wieder schön aufgehellt haben. Eine barocke Holzfigur des auferstandenen Christus ist damals auf einem der Beichtstühle aufgestellt worden. Diese aus Schutt und Staub ans Tageslicht gebrachte Figur trägt durch ihre ganze Körperstellung, das Spiel der Muskeln, das flatternde Gewand alle Merkmale des Barock an sich. Lediglich als Merkwürdigkeit hat ein leider arg zerstörtes, sogenanntes Motivbild in der Sakristei seinen Platz gefunden. Es stammt aus dem Jahre 1712. Vor der Pietà kniet der Stifter des Bildes, dessen Namen Carolus Mohaupt eine Inschrift mit Jahreszahl erhalten hat. Unter den Bildern befindet sich eine hl. Anna mit der jugendlichen hl. Maria, einem reizenden blondgelockten Kinde. Merkwürdigerweise findet sich ein ganz ähnliches Bild in der so schön gelegenen Erlensbuscher Annakirche bei Charlottenbrunn als Altarbild vor. Nur sind bei diesem die Farben ungleich härter (was vielleicht von einer späteren Uebermalung herrühren kann). Welches von beiden Bildern das Original ist, mag schwer zu sagen sein. Oder sollten beide die Kopien eines dritten sein? Als gutes Bild möchte ich noch das der schmerzhaften Mutter mit den beiden Engeln hervorheben. Es hängt in einem schönen Rahmen an der Emporenbrüstung über der Sakristeithür.

Recht überrascht ist man, wenn beim Eintritt in die Kirche die flache Holzdecke gewahrt, denn man vermutet eher eine gewölbte Decke in dem Steinbau. Ueberrascht ist man aber auch über die staunenswerte Phantasie eines doch sicherlich schlichten Waldenburger Handwerksmeisters, der diese Decke geschaffen. Er hat es verstanden, deren über 100 quadratische Felder ganz einfach in schwarzen und roten

Farben mit reichen barocken Pflanzenornamenten zu schmücken. Mit welcher Liebe ging man damals an eine solche Arbeit! Nicht zwei Felder finden sich, die einander gleichen! Welcher Reichtum bei all der Schlichtheit! Und wie harmonisch fügt sich diese flache bemalte Holzdecke in das Bild des Gotteshauses ein! Unschön dagegen ist die später erfolgte blaue Bemalung der Altarwand. Der freundliche Chronos läßt sich allmählich verblässen, und damit tut er der Kirche einen Dienst. Ganz erklärlich ist das Vorkommen der flachen Holzdecken in den alten Holzkirchen unseres Waldenburger Gebirges. Ich erinnere nur an die leider sehr arg vernachlässigte Reimswaldbauer Kirche.

Eine Merkwürdigkeit befindet sich hinter dem Altar. Es ist die sagenumwobene Marienquelle, ein eingefaßter Schacht von etwa $1\frac{1}{2}$ Meter Tiefe. Heute gibt sie kein Wasser mehr, aber Ältere Leute wollen wissen, daß sie noch vor 40 Jahren mit Wasser gefüllt war. In weiteren Kreisen Waldenburgs dürfte die Sage bekannt sein, daß die Marienquelle und später das alte Holzkirchlein über ihr den Anlaß zur Gründung unserer Stadt gegeben haben. Diese Sage, so lieb sie uns auch sein mag, läßt sich freilich nicht halten, vielmehr wird von der alten Feste Waldburg aus, der heutigen Ruine Neuhaus bei Dittersbach, das Städtchen gegründet worden sein, und zwar vom heutigen Marktplatz aus. Die Marienkirche lag ja früher auch ganz an der Peripherie der Stadt.

Im Jahre 1914 konnte der jetzige Bau auf ein 200-jähriges Bestehen zurückblicken. Freilich wird in der chronologischen Darstellung des Bürgermeisters Jänisch im Jahre 1818 die Erbauung des heutigen Steinbaues ins Jahr 1720 gelegt, aber die Berechtigung zu meiner Annahme leite ich aus einer sich auf Steinbau beziehenden alten Kirchenrechnung her, die aus dem Jahre 1714 datiert ist und sich im hiesigen katholischen Pfarrarchiv befindet. Dort wird auch der Baumeister, der aus Liebichau stammt, mit Namen genannt. Außerdem fand sich auf dem Boden des Kirchleins eine Wetterfahne vor mit der Jahreszahl 1714. Diese Fahne ist also wahrscheinlich auf das Kropfstürmchen gesetzt worden, das den jetzigen Bau ursprünglich zierte. Später, als das Türmchen durch den heutigen Dachreiter ersetzt wurde, mag die Wetterfahne heruntergenommen und auf den Kirchboden gebracht worden sein. Das alte Kropfstürmchen ist auf einem Bilde zu sehen, das die Stadt Waldburg im Jahre 1750 zeigt. Dieses Bild findet man

in der Topographia oder Prodromus deliniatorum Dukalum Silesiae von J. B. Wernher um 1740, die sich in der Fürstener Bibliothek befindet. Eine Reproduktion dieses Bildes bringt Pflug, Chronik der Stadt Waldenburg in Schlesien. Auf dem Bilde ist die Marienkirche als Begräbniskirche bezeichnet. In der Tat ist das kleine Gotteshaus lange Zeit Begräbniskirche des alten Sandkirchhofes gewesen, der 1912 dem stattlichen Bau der katholischen Mädchenschule gewichen ist. Auf dem Boden der Kirche liegen noch halbvermoderte Totentränze, die als Andenken an die Verstorbenen die Wände des Kirchleins geschmückt haben werden.

Möchten diese schlichten Zeilen dazu beitragen, das Interesse der Waldenburger an ihrem alten Marienkirchlein, das jetzt, abgesehen vom Schloß Ober-Waldenburg, das älteste Gebäude unserer Stadt ist, zu wecken.

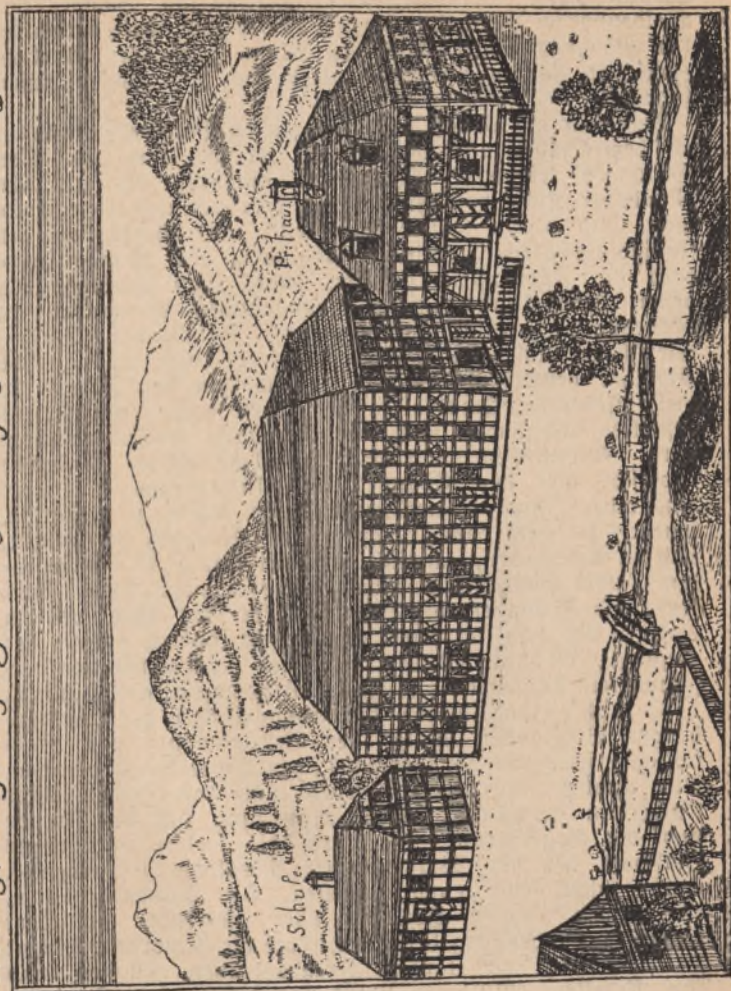
Vor etlichen Jahren ging das Gerücht umher, man beabsichtige das Marienkirchlein aus Verkehrsrücksichten abzureißen und einige Meter südwärts wieder aufzubauen — als ob man Patina zurückschaffen könnte! Die wenigen Zeugen der Vergangenheit Waldenburgs zu erhalten, zu denen auch die guten alten Bürgerhäuser wohlhabender Leinenkaufleute am Markte und das Haus Alberti in der Gottesberger Straße zu rechnen sind, sollte eine Ehrenpflicht der Stadt Waldenburg sein.

Die Bethauskirchen des Gräfllich Hochbergischen Patronates.

Von Pastor Johannes Zippel, Dittmannsdorf.

Der 10. Januar 1742 war für das Waldenburger Bergland ein großer Volkstag. Aus der ganzen Umgebung waren die evangelischen Einwohner schon in aller Frühe in großen Massen auf dem Ringe zu Waldenburg zusammengeströmt. Alles war in gespanntester Erwartung. Da, etwas nach 9 Uhr, kamen in feierlichem Zuge durch die Friedländer Straße vom Schloß Ober-Waldenburg her, wo sie sich versammelt hatten, die Rats- und Gerichtspersonen der Stadt Waldenburg und der dazugeschlagenen Ortshausen. Ihnen folgten in schwarzen Mänteln die Deputierten der Zünfte, die Gemeindevorsteher und das Ratkollegium von Waldenburg. Hinter ihnen kamen hoch zu

Giersdorf, vulgo Wüfste giersdorf, Fürstensteinischer Herrschaft.



Weihaus, Pfarrhaus und Schule bis zum Jahre 1764.

Noch die herrschaftlichen Bevollmächtigten, der Kgl. Amtsadvokat Klose, der Gerichtslanzleiaktuar Schöne, der Waldenburger Verwalter Apelt und der Wirtschaftsverwalter von Neuhaus Postel. Auf dem Ringe wurde der feierliche Zug mit Pauten und Trompeten und mit Völlerschüssen begrüßt.

Was war der Anlaß zu dieser großen Volksversammlung, zu dem Jubel und der großen Freude, die von allen Gesichtern leuchtete? Die Rede, die nun der gräfliche Mandatar Klose von Fürstenstein dem versammelten Volke hielt, gab davon Kunde: Er theilte eine Verfügung des Königs Friedrich II. mit, wonach dieser dem Grafen Hochberg auf Fürstenstein gestattet habe, „daß Selbiger bey denen Ihm Unthertänigen Evangelischen Gemeinden zu Gottesberg, Friedland, Waldenburg, Salzbrunn, (Wüste-) Gierschdorf und (Lang-) Waltersdorf so viel Coangelische Prediger bestellen, auch zur Information der Jugend so viel öffentliche Schulhalter annehmen möge, als Er es gestellten Umständen nach, der Nothdurft zu sein erachten wird. Allermäßen dann höchstgemeldete Seine Königliche Majestät alle den Evangelischen Unterthanen die freye Ausübung Ihres Gottesdienstes nicht allein zu gestatten, sondern sie auch dabey Kräftig und Königlich zu schützen, und zu handhaben, gänzlich gemeinet sind.“ Mit ungeheurem Jubel wurde die Botschaft aufgenommen. Unter Pauten- und Trompetenbegleitung wurde das Lied „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“ angestimmt, danach brauste der Gesang „Nun dancket alle Gott“ und das Liedeum von den versammelten Tausenden mit Inbrunst gesungen, gen Himmel.

88 Jahre lang waren die Evangelischen des Waldenburger Berglandes in Folge der Bestimmungen des Westfälischen Friedens ohne evangelischen Gottesdienst gewesen. Nun endlich sollten ihre Gebete und das Flehen ihrer Kinder in Erfüllung gehen. Man kann sich die Freude und die Begeisterung, die durch die soeben verkündigte Botschaft bei der Waldenburger Bevölkerung ausgelöst wurde, nicht groß genug vorstellen. Der Mandatar Klose, der seinem Grafen Hochberg über die Feier auf dem Ringe zu Waldenburg berichtete, fügte die Bemerkung hinzu: Es sind dabei viel tausend Freudentränen geflossen, und Ev. Erzellenz Millionen Dank vor die erzeigte Fürsorge abgestattet worden.

Die evangelische Beoölkerung des Waldenburger Berglandes hatte sich gleich nach der Besitzergreifung Schlesiens

durch Friedrich II. mit der Bitte um Erlaubnis zum Bau von evangelischen Kirchen und zur Anstellung von Geistlichen direkt an den König gewandt unter Uebergang des Grafen Hochberg. Das hatte dieser aber als einen Eingriff in die ihm zustehenden Patronatsrechte angesehen und verlangt, daß an ihn ein diesbezügliches Gesuch gerichtet werde. Daraus hin wandte er sich an den König, von dem er schon zuvor die Erlaubnis zur Anstellung eines evangelischen Predigers auf Fürstenstein erhalten hatte, mit der Bitte, dies auch für die ihm untertänigen obengenannten Orte tun zu dürfen. Jetzt nun mußten sich die Gemeinden auch verpflichten, ihn „in allen und jeden, den Unterhalt und Versorgung des evangelischen Predigers und Gottesdienst betreffenden Angelegenheiten vollkommen schadlos halten und ohne deroelben Beitrag das dem evangelischen Prediger versprochene jährliche Salarium geben und für dessen Unterhalt in Rechnung der übrigen Accidientien und Emolumenten sorgen werden“. Die Grundherrschaft wurde von der Königlichen Kammer nur dazu verpflichtet, beim Bau des ersten Bethauses Holz, Bretter usw. ohne Entgelt zu liefern.

Ähnlich wie in Waldburg wurde auch in Friedland am 14. Januar durch eine „hochreichsgräßliche Commission“ unter Führung des Mandatars Klose das königliche Dekret in feierlicher Form öffentlich bekanntgegeben. Nun ging man in allen sechs Gemeinden aufs eifrigste an die Errichtung der Bethäuser. In Wüstegiersdorf wurde bereits am 15. Januar der Bauplatz abgesteckt. Am Tage Johannes des Täufers, dem 24. Juni, konnte bereits die Einweihung erfolgen. Am selben Tage wurde auch schon das Bethaus zu Friedland feierlich eingeweiht. Etwas später, am 21. Mai, erfolgte die Grundsteinlegung in Langwalthersdorf. Die Einweihung fand am 22. Oktober statt. — Waldburg hatte zunächst in der großen Stube des Rathhauses einen Raum zur Abhaltung von Gottesdiensten, der sich aber bald als zu klein erwies. Dies drängte dann auch bald zum Bau des Bethauses, dessen Grundsteinlegung am 15. Juni stattfand. Am 12. August konnte schon in dem allerdings noch nicht völlig vollendeten Gotteshause der erste Gottesdienst gehalten werden; am 7. Oktober wurde es eingeweiht.

Die Bethäuser waren sämtlich Fachwerkbauten von Bindwerk mit Ziegeln ausgefüllt. In ihrem inneren Ausbau

ähnelten sie sich insofern alle, als der Altar in die Kirche hineingerückt und über ihm die Kanzel aufgebaut war. Das Bethaus von Friedland allein unterscheidet sich dadurch von den anderen, daß es in Kreuzform gebaut ist. Türme hatte keines der Gotteshäuser.

Es dauerte jedoch nicht allzulange, da zeigte sich, daß die in aller Eile aufgeführten Bauten nicht standhaft genug hergestellt waren. Das Salzbrunner Bethaus wurde schon nach acht Jahren schadhaft. 1852 mußte mit dem Bau einer massiven Kirche begonnen werden, die am ersten Advent des folgenden Jahres eingeweiht wurde. 1775 wurde in Gottesberg die noch heute stehende Hallenkirche als deutscher Barockbau aufgeführt und mit einem Schindeldach gedeckt. — Waldburg beschloß 1785 den Neubau einer massiven Kirche, wozu die Gemeinde in starker religiöser Begeisterung große Summen sammelte. Einzelne gaben bis zu 400 Talern. Graf Hochberg gewährte ein Darlehen von 2000 Talern. Aber erst am 24. November 1788 erfolgte die Einweihung. Bemerkenswert ist, daß unter dem Altar ein Taufstein eingemauert ist, der in den Zeiten der Verfolgung von den Bischpredigern benutzt worden war. — Dauerhafter waren die drei übrigen Bethäuser gebaut. Friedland brauchte sogar erst 1878 mit dem Neubau zu beginnen. Das Langwaltersdorfer Bethaus wurde anläßlich des 100. Kirchweihfestes massiv untermauert und 1888 um drei Meter erhöht. In Büstegiersdorf wurden 1854 die Ostseite und 1862 die drei anderen Seiten durch massive Mauern ersetzt. In dieser Kirche befindet sich seit ältester Zeit eine interessante Uhr, die außer den vier Zifferblättern am Turm noch ein fünftes im Innern des Gotteshauses an der Decke hat. Der schöne aus dem Jahr 1792 stammende Altar ist mit vier Engelsfiguren auf dem oberen Teile sowie mit den die Apostel Petrus und Paulus darstellenden Holzfiguren zu beiden Seiten geschmückt. Auf der Kanzeldecke thronen drei aus Holz geschnitzte Engelsfiguren, die Glaube, Liebe und Hoffnung verkörpern.

„Bethäuser“ wurden diese einfachen Gotteshäuser genannt. Sie können sich nicht mit großen Domen und Kathedralen messen. Aber selten sind wohl Gotteshäuser mit mehr Glaubenskraft und Begeisterung, Opferwilligkeit und Hingabe der ganzen Gemeinde gebaut worden als diese schlesischen Bethäuser.

Vom „Beth-Hause“ in Wüstewaltersdorf.

Von Pastor Werner Eberlein, Wüstewaltersdorf.

Ein seltener Tag war mit dem 26. August 1764 für die Bewohner der vier Ortschaften der Wüstewaltersdorfer Herrschaft, Wüstewaltersdorf selbst, Grund, Neugericht und Troschendorf, angebrochen. König Friedrich II. kam persönlich nach dem stillen Bergdorf, das „wie sein Name lautet: ein wüster und von seinen Inwohnern verlaffener Ort“ war. Vom 22. Juli 1762 bis 3. März 1763 war Wüstewaltersdorf von Kroaten besetzt, ausgeplündert und von Hunger und Seuchen heimgesucht worden. „Sr. Königl. Majestät kamen früh in Begleitung einer hohen Gesellschaft... in der 7. Stunde bey unserm Bethhause vorbey. Ich stand im Priesterornat in der Thüre der Kirche und hatte die Veranstaltung getroffen, daß unsere Schulkinder, so in gehöriger Ordnung und Reihen sich zeigten, ein dreimaliges: Es lebe unser König und Landesvater! unter Trompeten und Paukenschall riefen; welches Sr. Majestät gnädigst aufnahmen und uns kuldreich grüßten.“ Es wäre falsch, wollte man in diesen Worten, die der Magister Johann Friedrich Zeige eigenhändig in seinen Nachrichten am Anfang des alten Taufregisters schrieb, nichts anderes als die übliche Devotion gegenüber dem Landesherrn sehen, wollte man den echten Herzsichlag unauslöschlicher Dankbarkeit überhören. Und die lieben Wüstewaltersdorfer haben allen Grund, dem großen König dankbar zu sein. Es ist schon so, wie es auf dem Friesischen Adler steht, der am Orgelchor der Kirche noch heute hängt: Sub umbra alarum tuarum = unter deiner Flügel Schutz stand und steht Ort und Kirche. Der Ort blühte erst auf, als ihm der König allwöchentlich Dienstags einen öffentlichen Leinwand- und Garnmarkt verlieh; er wurde am 2. April 1765 zum erstenmal gehalten. Die Kirche aber verdankt dem König nicht nur den Namen, bis 1763 durften sie alle ja nur „Bethhäuser“ sich nennen, sondern auch ihre Wiedererstehung. Seit der 24. März 1654 nicht nur die beiden Kirchengebäude in Rudolphswaldau und Wüstewaltersdorf entrisen, sondern auch das evangelische Gemeindeleben an sich unterbunden hatte, war ein öffentlicher Gottesdienst nicht mehr möglich gewesen. Kaum hatte Friedrich der Große bei seinem Einmarsch in Schlesien 1740 grundsätzlich die Erlaubnis zum Bau „evangelischer Bethhäuser“ und zur Anstellung von „Predigern“ und Lehrern erteilt, als sich auch Herr Hein-

rich Wilhelm von Zedlitz und der Leipe mit seinen untertänigen vier Gemeinden besprach, „ob sie ein Bethaus verlangen, aufbauen und unterhalten wollten“. „Worauf männiglich ein jauchzend Ja-Wort ershallte.“ Es ist nicht zu verdenken, daß ursprünglich der Wunsch bestand, das verlorene Gotteshaus wiederzuerlangen, zumal dieses von Evangelischen 1548 erbaut worden war. Der Bitte wurde nicht entsprochen. So wurden denn am 4. November 1741 drei Männer, die späteren Kirchenvorsteher Gottfried Kramer, Gottfried Seiler, George Kieger, „wohlverdiente Handelsverwandte“ nach Breslau gesandt, die Genehmigung zur Einrichtung evangelischen Gottesdienstes auszuwirken. Am 27. November schon hielten sie das „Rescript zur Concession eines evangelischen Bethauses“ in Händen. Hierin heißt es: „Demnach Seine Königl. Majestät in Preußen Unser allernüchsigster Herr, mit Wieder Einräumung der Kirche in Wüstewaltersdorf jezo nicht willfahren können; So wird der Herrschaft und Gemeinde daselbst, freigestellt, ob sie ohne Nachtheil des Katholischen Pfarrers einen Evangelischen unterhalten und einen Bequemen Ort zur Haltung des Evangelischen Gottesdienstes erwählen wollen.“

Und sie wollten es gern, das freudige Ja war kein Strohhäuer gewesen: Schon am 3. Dezember, dem 1. Advent, fand — noch unter freiem Himmel — der erste Gottesdienst durch Pastor Sigismund Heinrich Selbstherr in Rößenbach statt. Schon am 6. Dezember 1741 wurde der Grund zu einem hölzernen Interims-Bethaus neben dem Schloß gelegt und am 3. Advent, dem 17. Dezember, stand der erste Pastor der sich bildenden Gemeinde, Jeremias Scholz, zu seiner Probepredigt auf der eben fertiggestellten Kanzel. Von vornherein aber war dieser Holzbau, der noch heute — jezt als Wohnhaus in Troschendorf — steht, dessen Altar noch heute in der Sakristei Benutzung findet, nur als Interimskirche gedacht. Man wollte ein steinernes, und das sollte heißen: ein großes, schönes, würdiges Bethaus haben. Die Genehmigung hierzu erteilte Friedrich am 14. Juni 1748 in einem Erlaß, den kein anderer als Herr C. F. von Benetendorff gegenzeichnete. Allerdings hatte der Eifer die Genehmigung gar nicht erst abgewartet! Schon am 13. Mai 1748 war der Grundstein zur „Kirche“ in feierlichster Form gelegt worden. Noch heute ragt er als Granitblock an der Nordwestecke der Kirche hervor. Und nun begann fast ein Kampf um das Recht, für das neue Bethaus etwas tun zu

können. Höchst charakteristisch sagt der Denkstein in der Eingangshalle unserer Kirche jedem Eintretenden, die Kirche sei „ohne geschickenen Beitrag der Einwohner, allein aus Geschenken wohlthätiger Herzen“ gebaut, d. h. der Herrschaft, wenn die Bewohner ausgeschlossen sind. Das trifft aber gar nicht zu. So hatte den Platz zum Kirchbau die Witwe Joh. Fr. Kramers geschenkt, so hatte den Platz für Pfarrhaus und Schule die „Bethaus-Casse“ dem Besitzer Gottfried Seiler abgetauft. Beidesmal hatte dann die Grundherrschaft den Platz der Kirche abgetauft, und ihn hernach ihr wieder zurückgeschenkt. Wenn die ausdrückliche Betonung des Denksteins den Verdacht aufkommen läßt, die Herrschaft habe den Ruhm für sich selbst behalten wollen, so bezeugt andererseits der Eifer und die Tatkraft, mit der Herr von Zedlitz von Anfang an die Errichtung des evangelischen Kirchenwesens betreibt, daß es ihm Herzenssache war. Jedenfalls ging der Bau vorwärts. Herr Joh. Carl Scholz aus Löwenberg war der Baumeister, Johann Clement, ein geschickter Tischler, fertigte Kanzel und Altar. 1751 war auch der innerliche Ausbau soweit vollendet, daß am 4. August vor einer „unglaublichen Menge von Zuhörern“ die feierliche Weihe der Kirche durch den Inspektor M. Hoyer gehalten werden konnte. Ganz im Stil jener gefühlsfreudigen Zeit, unter viel Tränen und großer Rührung hat Pastor Jeremias Scholz in das Kirchenbuch seinen Glückwunsch eingetragen:

„Mein Gott, laß dieses Haus befreit von Unglück stehn,
 Laß es nicht mit der Welt dereinst zugrunde gehn....
 Laß Wüstewaltersdorf, o Herr! im Segen stehn,
 Laß es demselben nicht wie es verdient ergehen.

Wirf weg den Namen „Wüst“
 So wird Wüstewaltersdorf mit grünen Fluren prangen,
 Und hier und anderwärts den besten Ruhm erlangen.“

Das so errichtete Bethaus ist ein weiter, hoher Bau, der für 2000 Personen und darüber Platz bietet. Im romanischen Stil, liegt es wie eine feste Trutzburg über den Häusern des Ortes, die sich in seinem Schatten und Schutz bergen. Doch ist der romanische Stil nicht rein durchgeführt: Die wundervollen Schnitzereien der Brüstungen, der Kanzel, des Altars und der Orgel sind barock. So ähnlich diese gold auf weiß gehaltenen Verzierungen sich ausnehmen, auch nicht eine einzige ist der anderen gleich. Welche Arbeit! Welch eine echte Kunst! Auf 8

gewaltigen Säulen, die übrigens nur aus Holz sind, ruht die hohe Decke wie der alles überspannende Himmel. Von ihm hängt, wie in manchen schlesischen Kirchen, der Taufengel herab, so daß es ist, als brächte er das Taufwasser von oben. Erst aus neuerer Zeit stammt das schöne Altarbild: der Herr Christus mit den beiden Emmausjüngern, von denen besonders die ideale Gestalt des jüngeren einen nicht losläßt. Das Eigentümliche an dem Altarbild ist seine heimatlliche Gestaltung: Die Riesengebirgslette schaut wie in Wirklichkeit von fern herüber; und auf dem Tisch liegt eine Decke, die nicht nur den Namen der heimatllichen Firma Webst, Hartmann und Wiesen trägt, sondern auch ein thpisches, gangbares Muster derselben ist. Im Oval des Schiffs, wie an die Säulen gelehnt, hängen 8 Tafeln der gefallenen Helden: diese sind dem Stil der Kirche so eingefügt, daß es ist, als gehörten sie von vornherein hinein. So ist die Gemeinde im Gottesdienst von ihren Toten umgeben. Es ist, als schauten sie auf die Lebenden von allen Seiten herab, es ist, als komme ihr Blut über sie. Tritt man durch die von der hiesigen Schützengilde gestiftete Tür, so liegt der Altar, mit der Kanzel über ihm, und den drei bunten Fenstern vor einem, die die Symbole des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes tragen: ein überraschend schöner Anblick. Klingt dann vielleicht noch leises Spiel der großen Orgel durch den Raum, dann fühlt jeder, der in die täglich geöffnete Kirche tritt: Wahrlich, das ist ein Bethaus.

Das Bethaus zu Dittmannsdorf.

Von Pastor Johannes Zippel, Dittmannsdorf.

Acht evangelische Bethäuser wurden in den Jahren 1742 und 1743 in unserem Kreise errichtet, außer den in den vorigen Aufsätzen genannten das zu Dittmannsdorf. Dieses ist auch das einzige, das heute noch in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten ist. Alle übrigen sind inzwischen entweder massiv untermauert oder durch ganz neue Kirchengebäude ersetzt worden. Die Dittmannsdorfer Kirche ist auch heute noch als Fachwerkbau erhalten. (Siehe Abbildung unter „Dorfchroniken“!)

Das Kirchspiel Dittmannsdorf, zu dem heute die Gemeinden Dittmannsdorf, Neufendorf, Bärzdorf, Rhnau, Schenkendorf und die beiden Orte im Schweidnitzer Kreise, Hohgiersdorf und Seifersdorf, gehören, hatte bis 1654

vier evangelische Kirchen gehabt, nämlich in Dittmannsdorf, Bärzdorf, Schentendorf und Hohgiersdorf. Es war nur zu natürlich, daß nach Einführung der freien Religionsübung durch Friedrich II. auch die Einwohner dieser Gemeinden nach einem eigenen Gotteshause verlangten. Wohl unter dem Eindruck des Waldenburger Festtages vom 10. Januar 1742 richteten die Gemeinden von Dittmannsdorf und Reußendorf am 13. Februar desselben Jahres ein dahin gehendes Gesuch an den König, das von Erfolg war. Mit nicht minderer Freude als anderwärts wurde die Erlaubnis zur Errichtung eines eigenen Gotteshauses aufgenommen. Auf eifrigste wurden die Anstalten zum Bau getroffen. Alt und jung wetteiferte miteinander. Beide Gemeinden schossen willig Geld zum Bau zusammen und der Ärmste arbeitete im Schweiße seines Angesichts um seinen Beitrag zu leisten oder um die Freude zu haben, mit am Bau tätig sein zu können. Die Sehnsucht nach dem langentbehrten evangelischen Gotteshause war aber so groß, daß man nicht bis zur Errichtung eines dauerhaften Gebäudes warten wollte. Man erbaute daher eine Interimskirche an dem Wege nach Seitendorf. Diese Interimskirche wurde aus Brettern flüchtig zusammengeschlagen und mit Brettern gedeckt. Schon am 9. Dezember desselben Jahres, dem zweiten Adventssonntag, konnte Pastor prim. Scharf aus Schweidnitz den ersten Gottesdienst in ihr halten. „Freilich war es keine gezierte Kirche,“ so berichtet der Chronist, „kein schöner Altar, keine schöne Kanzel, aber alles frohlockte schon, um öffentlichen Gottesdienst zu halten, und Freudentränen benetzten diese bretteerne Kirche. Noch waren fast keine Bänke darinnen, und doch frohlockte alles und hielt Gott ein frohes Dankfest stehend.“ Der kleine Altar dieser Interimskirche steht jetzt in der Sakristei der Kirche. Am nächsten Sonntage, dem dritten im Advent, hielt Herr David Gustav Flohr, Mittagsprediger bei der Hospitalkirche zu St. Hirononymi in Breslau, seine Probepredigt und wurde späterhin auch gewählt.

Für das eigentliche Bethaus kaufte man schon im November den Bauplatz. Das für den Bau nötige Geld wurde teils durch freiwillige Gaben, teils durch Vorschüsse zusammengebracht. Wann der Grundstein für das Gotteshaus gelegt worden ist und wann man mit dem Bau begonnen hat, ist nicht mehr festzustellen. Doch muß der Bau sehr schnell fortgeschritten sein, denn schon am

11. August desselben Jahres, das war der neunte Sonntag nach Trinitatis, konnte die Einweihung des Bethauses stattfinden. Außerlich war es durch ein kleines Türmchen auf dem Dache geziert, für das Frau von Krauß zu Neukendorf eine kleine Glocke schenkte. Diese befindet sich heute in Seifersdorf. Das Gotteshaus, das gegen 900 Sitzplätze faßte, erwies sich gar bald als zu klein. Da sich fortwährend Klagen wegen zu weniger Kirchstellen erhoben, so wurde, um den sich zur Kirche haltenden auswärtigen Gemeinden genügend Plätze verschaffen zu können, im Jahre 1793 die Kirche auf der Orgelseite um $8\frac{1}{2}$ Ellen verlängert, wodurch nahe an dreihundert Stellen gewonnen wurden. Anläßlich des 100 jährigen Jubiläums im Jahre 1842 wurde der Wunsch lebendig, die Kirche mit einem Turme zu versehen. Vollendet wurde er im Jahre 1844. Er steht auf der südlichen Längsseite des Bethauses, und zwar im schiefen Winkel zu ihm, weil zugleich geplant war, an ihn eine neue massive Kirche in anderer Richtung als das alte Bethaus anzubauen. Der Neubau der Kirche, deren Bild sich schon in dem Jubelbüchlein von 1842 befindet, ist allerdings bis heute nicht zustande gekommen. So wenig nun auch der Turm in seiner jetzigen Gestalt zu dem alten Bethause paßt, so dürfen wir doch nur froh sein, daß der Plan von 1842 nicht zur Ausführung gekommen ist. So ist uns das Innere des Bethauses in seiner ganzen Schönheit erhalten geblieben. In seinem weißen, mit Gold abgesetzten Gewande bietet es einen überaus freundlichen Anblick. Die vielen kleinen und großen Logen sind mit einfacher, aber reicher Holzschnitzerei verziert. Die große herrschaftliche Loge auf der Nordseite ist in altchlesischer Weise bunt ausgemalt, ebenso eine auf dem ersten Chore befindliche eigenartige Fleischerloge. Altar und Kanzel sind ein Stück heimatlicher Handwerkerkunst: der auf dem Altar kniende Engel trägt auf seinem Rücken die Kanzel, zu deren beiden Seiten als lebensgroße Holzfiguren Moses mit den Gesetzestafeln und Christus mit der Kreuzesfahne stehen. Besonderen Kunstwert besitzt die Decke des Bethauses. Hauptsächlich bleibt bei der Renovation der Kirche, die dringend notwendig ist, die Eigenart des alten Bethauses erhalten.





Innere der evang. Kirche Wistewaldersdorf.

(Phot. M. Otto)



Die heimatliche Erde und ihre Schätze.

Aus der erdgeschichtlichen Vergangenheit des Waldenburger Berglandes.

Von Bergschullehrer F. Zimmermann, Waldenburg.

Wer unser Waldenburger Bergland am Wanderstab durchmisst, dessen Auge ist entzückt von der Schönheit und Mannigfaltigkeit der Oberflächenformen. Sanft geschwungene Hügel geben dem munteren Reissbach das Geleit, ein Bild der Anmut und Lieblichkeit. Trostig und finster drohen die jäh abbrechenden Felswände des klammähnlich eingesägten Fürstensteiner Grundes auf den scheu emporblickenden Wanderer hinab, als wollte ihre Wucht ihn erdrücken. In majestätischer Ruhe thront gleich einer Sphinx der Hochwals über dem lauten Gewühl an seinem Fuße im weiten Waldenburger Talkessel, der nach Süden zu von einer Menge budliger Gefellen mit scharf ausgeprägten Profilen umlagert wird. Und jenseits dieser Kette gewahrt man vom Heibelberge aus zum Teil bereits in Böhmen liegende, behäbige, massige Tafelberge, die an den Königs- und Lilienstein im Elbsandsteingebirge erinnern.

So mannigfaltig wie die Formen sind auch die Bausteine, aus denen unsere Berge bestehen. Hell glitzern die Glimmerblättchen der Gneisgesteine an Feldwegen um Seitendorf und Sandberg im Licht der Sonne. Ueber Felsen aus fest verbackenen Geröllen (Konglomeraten) führt der

Berg zur Bogelskoppe empor, rötlicher Porphyr bildet den Hochwald und die Spitze des Gleisberges, dunkler Melaphyr steht der Abtragung des Storch- und Buchberges harten Widerstand entgegen, und um Waldenburg und Hermisdorf türmen sich als Zeugen unermüdlicher Arbeit schwieliger Hände gewaltige Halben von Sandsteinen und Schiefertönen, die in einer nach Hunderten von Metern zählenden Mächtigkeit unsere Mulde erfüllen und die wichtigsten Schätze unserer Heimat einschließen: die Kohlen.

Da regt sich in uns wohl die Frage: Sind die mannigfaltigen Formen unseres Berglandes einstmalig gleichsam wie aus einem Guß gleichzeitig entstanden, oder haben Kräfte während langer Zeiträume allmählich an dem Antlitz unserer Heimat geformt, getnetet, gemeißelt, bis endlich ihre jetzigen Züge, ihre Runzeln und Furchen herausgearbeitet worden sind?

Auch der Heimatboden hat wie die Geschlechter, die ihn bewohnen und bewohnten, seine Geschichte, hat Zeiten der Ruhe und Zeiten gewaltiger Umwälzungen erlebt. Ganze Geschlechter des Tier- und Pflanzenreiches, im Kampfe ums Dasein zugrunde gerichtet, bettete er in seinem kühlen Schoße, und wer diese Runen zu deuten vermag, dem entrollen sich gar wechselvolle Bilder der Geschichte unseres Heimatbodens.

Lenken wir unseren Blick in die Vergangenheit, so durch-eilen wir zunächst die kurze Spanne von wenigen Jahrtausenden, die der Mensch so stolz die „Weltgeschichte“ zu nennen pflegt, alsdann den viel längeren, nach Jahrhunderttausenden rechnenden Zeitraum der Vorgeschichte, in dem sich das Menschengeschlecht aus rohen Urzuständen allmählich zu Kultur und Gesittung entwickelte. Kein Lied, kein Heldenbuch meldet uns die Namen und Taten der Völker und ihrer Helden, die in dunkler Vorzeit Tagen Schlesien ihre Heimat nannten. Nur der Pflug des Landmanns, der Spaten des Forschers fördert zuweilen ein armseliges Stück alten Hausrats unserer Ureinwohner zutage, das uns einen Einblick gewährt in das Leben und Denken unserer Vorfahren. Dann erst bringen wir weiter rückschauend in die Vorzeit unserer Erde hinab und gelangen durch Zeiträume von unermesslicher Dauer bis an die Schwelle allen irdischen Lebens, ja selbst bis in die Zeit, in der es noch kein Leben auf unserm Planeten gab und geben konnte, in die Urzeit oder archaische Zeit.

I. Unsere Heimat in der Urzeit und im Altertum der Erdgeschichte.

1. Urzeit und frühes Altertum.*)

Unsere Erde hat denselben Ursprung wie die übrigen Planeten unseres Sonnensystems und die Sonne selbst. Aus einem ursprünglichen Gasball lösten sich die Planeten (nebst Monden) los, während aus der Hauptmasse unsere Sonne wurde. Durch allmähliche Abkühlung wurde unser Planet zu einer schmelzflüssigen, leuchtenden Kugel, die mit fortschreitender Abkühlung sich mit einer durch Zusammenschluß treibender Einzelschollen entstandenen Schmelzkruste umgab und dadurch ihr Leuchtvermögen einbüßte. Schmelzflüssige Massen durchbrachen vielfach die anfänglich noch dünne Erstarrungskruste und lagerten darüber eine starke Panzerbede ab. Beide zusammen umfassen als älteste Gesteinsbildungen der Erde die gewaltigsten aller am Aufbau der Erdrinde teilnehmenden Glieder, setzen wegen ihrer nach vielen Kilometern zählenden Gesamtmächtigkeit einen außerordentlich langen Bildungszeitraum voraus und umspannen — im Gegensatz zu späteren Ablagerungen — allein gleich einer Rußhale in großer Tiefe das ganze Erdenrund. Wegen der unzugänglichen Tieferlage sind ihre Gesteine unbekannt. Die ältesten bekannten Gesteine der Erde erinnern sehr an Granit und wurden wahrscheinlich erst aus den letzten Nachwehen jener urzeitlichen starken Ausbrüche glühender Schmelzflüsse geboren. Sie bestehen der Hauptsache nach aus Gneis, einem Gemenge von Feldspat, Quarz und Glimmer von schieferigem Gefüge, und Glimmerschiefer, bestehend aus Quarz und Glimmer. Diese Gesteine treten auf unserer Erde theils als breite, von jüngeren Ablagerungen entblößte geschlossene Massen — Scandinavien, Finnland, Kanada — theils als lange, schmale Zentralketten älterer und jüngerer Faltengebirge — Pyrenäen, Alpen, Himalaya — auf und entsprechen der bei der Gebirgsbildung am höchsten aufgedrückten Zone. Ursprünglich waren auch die Zentralketten solcher Gebirge von jüngeren Schichtgesteinen bedeckt; aber die nie rastende Tätigkeit des nagenden, fortspülenden Wassers wie des sprengenden und abhobelnden Eises entfernte allmählich die schützende Haube, so daß die kristallinen Gesteine der Tiefe kahl zur Lage traten.

*) Siehe die Tafel der erdgegeschichtlichen Zeitalter am Schluß dieser Arbeit. D. Verf.

Als den kristallinen Kern der Sudeten müssen wir das Riesengebirge, Culengebirge, Habelschwerdter und Adler-Gebirge, Reichensteiner und Altvater-Gebirge auffassen. Die Gneise und Glimmerschiefer dieser Gebirge hielt man früher sämtlich für archaischen Ursprungs. Aber größere Graphitvorkommen (Goldenstein, Sacrau) und besonders mächtige, oft langgestreckte Lager von Kaltsteinen, die nur organischen Ursprungs sein können (in den Glimmerschiefergebieten des südlichen Riesengebirges, des Reichensteiner und Altvater-Gebirges), verraten ein jüngeres als archaisches Alter. Aus ihrem urzeitliche Entstehung vortäuschenden Gewande blicken vielmehr altzeitliche Schichtgesteine hindurch, die erst in der Folgezeit durch hohe Wärme und hohen Druck, wie sie in größeren Tiefen herrschen, zu kristallinen Schiefen geworden sind. Solch ein kristallines Gebirge ist auch das uns am nächsten gelegene Culengebirge. Aber seine Gneise sind anders geartet als die der übrigen schlesischen Gebirge und einstmals sicherlich in wesentlich größerer Erbtiefe entstanden. Die Frage nach der Entstehungszeit der Culengneise ist gegenwärtig noch nicht gelöst. Manche Tatsachen sprechen für ein sehr hohes, manche wieder für ein minder hohes Alter.

Das Culengebirge erstreckt sich von Silberberg aus fast 40 Kilometer nach Nordwesten und erreicht bei Wüstenwaltersdorf seine größte Breite und Höhe. (Hohe Cule 1014 Meter.) Bis dahin reicht das eigentliche Culengebirge. Jedoch auch das östlich von Charlottenbrunn von der Weistritz quer durchfurchte, ungefähr 500 Meter hohe Hügelland sowie das zu immer sanfteren Bodenwellen sich verflachende Gelände von Dittmannsdorf, Seitendorf, Sandberg und Nieder-Salzbrunn gehört noch, erdgeschichtlich betrachtet, zum Culengebirge. Es endet erst, nur noch 500 Meter breit, in Nieder-Salzbrunn am Salzache, wo es von seinen beiden hier ineinander einmündenden Randverwerfungen abgeschnitten wird.

Dieser nordwestliche Ausläufer des Culengebirges gehört ganz dem Waldenburger Berglande an und bildet dessen ältestes Glied. Er besteht hauptsächlich aus Gneis mit dunklen Schüppchen von Magnesiaglimmer (Biotit), der danach Biotitgneis genannt wird. Aus diesem Gestein setzt sich der ganze Nordteil und außerdem die Ostseite des Culengebirges bis Försterei Lampersdorf zusammen. Nur kurz vor Nieder-Salzbrunn weist das Gestein eine andere Zusammensetzung auf, da sich zum Biotit

stärkere, silberweiße Blättchen von Kaliglimmer (Muskovit) gesellen. Diesen Zweiglimmergneis kann man in einem kleinen Steinbruche am Ende der Verbindungshaussee Sandberg — Nieder-Salzbrunn beobachten. Er herrscht im südlichen Teile des Culengebirges und greift an dessen Westabfall bis Tannhausen vor; aber sein unvermutet nochmaliges Auftreten am Salzbad bildet eine große Merkwürdigkeit.

Die Gneisgesteine der Heimat weisen durchweg sehr starke Lagerungsstörungen auf. Die einzelnen Schichten sind steil — bis 90° — aufgerichtet, oftmals bis ins kleinste gehend gefältert und außerdem von vielen Klüften durchsetzt. Bei dem ehrwürdigen Alter dieses Gesteins, das von vielen starken Umwälzungen der Erdrinde während Millionen von Jahren in Mitleidenschaft gezogen worden ist, darf uns das nicht wundernehmen. Auch der völlige Mangel an Gebirgscharakter im nordwestlichsten Gneisgebiet wird uns nicht befremden; ist er doch eine Folgeerscheinung äonenlanger Abtragungstätigkeit.

Den Gneisen eingelagert finden sich an vielen Stellen anders geartete Gesteine. Einzelnen oder in Schwärmen durchziehen Linien von grauschwarzen Hornblendegesteinen (Amphiboliten) und grünlichschwarzen Serpentin den Gneis. Ein 6 bis 8 Meter mächtiges Lager von zuckerlörnigem, vorwiegend aus Quarz und Feldspat bestehendem Granulit ist in einem Steinbruch bei Seidenborn aufgeschlossen. Unter den an Feldwegen zusammengetragenen Gesteinen fallen einzelne als Pegmatite bezeichnete Gesteine durch ihr grobkristallines Gemenge von Quarz, Feldspat, weißem Glimmer und schwarzem Turmalin auf; andere Blöcke bestehen nur aus splitterigem Milchquarz. Beide Gesteinsarten treten vielfach als Ausfüllungen von Spalten und Gängen innerhalb des Gneises auf und sind als Ausscheidungen wasserreicher, granitischer Magmareste aufzufassen. Die Vertreter der Erzgänge im Gneisgebiet des Culengebirges sind unbedeutende Quarz- und Schwerpat- (Baryt-) Gänge, die in geringen Mengen Bleiglanz und Kupferkies führen. Mehrfach unternommene Versuche, diese Erze bergmännisch abzubauen, mußten sehr bald als unlohnend wieder eingestellt werden. Einige derartige Vorkommen sind z. B. bei Breitenhain und Weistritz entdeckt worden, und dem im Mannsgrunde bei Silberberg auftretenden kleinen Erzgange, der neben erbsengroßen Körnern von Kupferkies bis walnußgroße

Buzen von Bleiglanz mit geringem Silbergehalte führte, verdankt diese Stadt ihren stolzen Namen.

Während des Altertums der Erdgeschichte ist unsere Heimat lange Zeit Meeresboden gewesen. Bunte Konglomerate und grobkörnige Sandsteine verraten im benachbarten Böhmen das Bestehen eines uralten, gebirgigen Festlandes, das schon während der algonkischen Zeit abgetragen und dann im folgenden Kambrium vom vordringenden Weltmeere erobert wurde. Mit ihm hielt eine bereits ziemlich hoch entwickelte Meeresstierwelt ihren Einzug bis in die Gegend von Prag und Pilsen. Wahrscheinlich flutete damals auch über weiten Gebieten des heutigen Sudetengebirges der Ocean, und aus seinen Sinksstoffen bildeten sich jene alten Schiefer, die von den Absätzen des nächst jüngeren Silurmeeres gleichförmig überlagert werden. Schließen bei uns diese gesamten Gesteinslagen ebenso prächtig erhaltene leitende Versteinerungen ein, wie wir sie aus Böhmen kennen, so wäre es ein leichtes, ihr Alter genau zu bestimmen. Aber fast alle diese Schichten sind während der Auffaltung unseres Gebirges in der Stein- kohlenzeit durch Gebirgsdruck oder Einwirkung empor- quellender glühender Granitmassen stark umgewandelt und infolge Neubildung von Mineralien hochkristallinisch geworden, so daß man Reste von Meeresstieren, die einstmalig sicherlich darin enthalten waren, heute nicht mehr in ihnen entdecken noch erwarten kann. Es sind eben die bereits erwähnten, zum kristallinischen Kern der Sudeten gehörenden Gneis- und Glimmerschiefergebiete. Wenn wir z. B. von dem alles überragenden Gipfel der Schneekoppe Umschau halten, so stehen wir auf dem höchsten Punkt des aus alten Meeresedimenten hervorgegangenen kristallinischen Rahmens, der den gewaltigen Granitdom des Riesens- und Isergebirges einschließt und durch ihn einstmalig seine heutige Gesteinsbeschaffenheit erhielt. Umfangreiche Teile dieser altzeitlichen Meeresedimente sind aber weniger stark umgewandelt worden, so die als „Phyllite“ bezeichneten alten Tonstiefer des Bober-Ratzbach-Gebirges, kleinere Reste sogar vollkommen unverändert geblieben, z. B. bei Herzogs- walde und Wiltzsch in der Grafschaft Glatz. Und hier wie auch bei Schönau an der Ratzbach fanden sich denn auch in Kiefelschiefeln noch deutlich erkennbare Reste von Lebewesen, die das Altersgeheimnis der betreffenden Gesteine verrieten. Es sind die für das Silur so bezeichnenden Graptolithen, Kolonien von kleinen, unscheinbaren Meeres-

tierchen, die in Form von zierlichen schwarzen oder silberglänzenden Sägen die Schichtflächen des Gesteins bedecken. Sie erwiesen sich auch hier als treffliche Führer bei der Altersbestimmung der gesamten Schichtenstöcke, indem die Graptolithen führenden Kieselchiefer dem Oberjilur zugewiesen werden konnten, während die noch tiefer liegenden möglicherweise dem älteren Silur angehören oder gar teilweise lambrischen Alters sind. — Der südöstlichste Ausläufer der im Bober-Raxbach-Gebirge so verbreiteten, weniger stark umgewandelten Schiefer — der Phyllite — reicht bis an die Stadt Freiburg heran, und so gehen wir wohl nicht fehl, die Entstehung der zwischen Freiburg, Hohenpetersdorf und Baumgarten uns am meisten benachbarten Tonstiefer in das frühe Alttertum der Erdgeschichte zu verlegen.

2. Die Devonzeit.

Mit Beginn der Devonzeit lichtet sich jedoch bereits etwas das Dunkel, das unser tastendes Forschen nach dem Schicksal unseres Heimatbodens in derartig fern zurückliegender Zeit so ungeheuer erschwert. Zwar können wir bei uns nicht wie in den östlichen Vorbergen des Altvatergebirges meilenweit über alten devonischen Meeresboden wandern. Denn nur inselartig treten Ablagerungen dieser Zeit im Waldenburger Berglande auf, und zwar nur in seinem nördlichsten Teile: in der näheren und weiteren Umgebung von Freiburg. Sie gehören sämtlich der jüngsten Stufe, dem Ober-Devon, an.

Die wichtigsten Devon-Vorkommen der Heimat sind kurz folgende. In stillem Waldtale südlich von Liebichau kann man in zwei kleinen, zum Zwecke der Kalkgewinnung angelegten Steinbrüchen eine große Anzahl Kalkkugeln von einigen Zentimeter Durchmesser auffammeln, die in ihrem Innern oftmals eine muschelähnliche Schale von Armsfüßern (Brachiopoden) oder auch ein Schneckengehäuse in prachtvoller Erhaltung einschließen. Daneben findet man auch größere, unregelmäßige Kalknollen mit Korallen. Diese entstammen einer Kalknollenbank, die zusammen mit einem glimmerreichen, zerquetschten Tonstiefer groben Konglomeratbänken eingeschaltet ist. Auch der am Südostende der Stadt Freiburg gelegene Kalkbruch, jetzt vollständig mit Wasser gefüllt, hat ehemals devonische Versteinerungen geliebert. Desgleichen beweist ein im Polsnigbett bei der

Conrad-Mühle anstehender, knolliger, roter Kalkstein durch seine — wenn auch nur spärlichen — Einschlüsse sein devonisches Alter. Die wichtigste und lehrreichste Devoninsel unserer engeren Heimat liegt im Nachbarkreise Schweidnitz: das Korallenriff von Ober-Kunzendorf, das ebenso wie der Clymenien führende Kalk von Ebersdorf zwischen Neurode und Silberberg schon lange bekannt ist. (S. Abb. „Daisy-See“). Außerdem geben auch die in jüngeren Schichten hauptsächlich bei Polzitz und Liebichau eingeschlossenen zahlreichen Kalkgerölle mit ihrem Inhalt an Tierresten Zeugnis von der ehemals größeren Verbreitung devonischer Ablagerungen in unserer Gegend. Selbst einige Schiefer bei Alt-Liebichau erwiesen sich durch Einschluß kleiner Muscheln als devonisch, und endlich gehören die westlich von Freiburg anstehenden Diabase, die sie begleitenden eigentümlichen Granite sowie Tonschiefer mit kristallinischen Kalken bei Fröhlichsdorf dieser Zeit an.

Da die Devoninseln unseres Berglandes die ältesten Ablagerungen mit wohl erhaltenen Versteinerungen vorstellen, mit deren Hilfe wir die Verhältnisse unserer Heimat zur damaligen Zeit erschließen können, so lohnt es sich wohl, etwas zu verweilen, um uns von diesen ehrwürdigen Zeugen Näheres über eine längst vergangene Zeit berichten zu lassen.

Damals rauchten über unserer Gegend die Wogen eines Ozeans ihr altes Lied. Dem Gebiet des Mittelmeeres gehörten wir an, das, lang und schmal von Osten nach Westen sich erstreckend, im Norden, Westen und Süden von breiten Landmassen umlagert wurde. Auch in jener Urzeit vereinigten sich alle die heute noch wirkenden Kräfte, um die Gebirge des Festlandes abzutragen, seine Mulden zuzuschütten, seine Küsten zu zernagen. Im tieferen Meere rieselten die feinen Sinkstoffe gleich Tropfen eines immerwährenden Sprühregens auf die stillen Gründe herab und häuften Schlammmassen an, die später zu Tonschiefern verhärten. An anderen Stellen wuchsen Kalksteinbänke empor, aufgebaut aus den verkitteten, klein zertrümmerten Gehäusen der verschiedensten Meeresbewohner. Denn eine reiche Tierwelt bevölkerte die Gründe des Meeres. Im Wasser auf- und niedersteigend, spähten die räuberischen Gradhörner (Orthoceren) nach Beute aus. Es waren Tintenfische, die in stabförmigen, getammerten Kalkschalen wohnten. Nahe Verwandte, die Clymenien, bewohnten flach scheibenförmig aufgerollte, handtellergroße getam-



Ehemaliger Kalksteinbruch Ober-Kunzendorf, Ober-Devon

Phot. Zimmermann.

merte Schalen und sind die Vorläufer der im Mittelalter der Erdgeschichte so verbreiteten Ammonshörner. Altertümlich gebaute, gepanzerte Krebse, die Ähnlichkeit mit unseren heutigen Affeln haben, krochen auf dem felsigen Meeresboden und nährten sich von der herabfallenden Beute. Nach der Dreiteilung ihres Körpers in Kopf-, Rumpf- und Schwanzschild werden sie Dreilappkrebse oder Trilobiten genannt. (S. Abb. „Trilobit“.) Ihre Augen waren aus einzelnen Lin sen oder Facetten zusammengesetzt, in ähnlicher Weise wie bei unserer Stubenfliege. Da die einzelnen Ringe des Rumpfschildes, an deren Unterseite je ein Paar Füße saß, nicht starr verbunden, sondern gegeneinander verschiebbar waren, so konnten sich die Trilobiten zum Schutze ihrer ungepanzerten Bauchseite nach Art unserer Igel zusammenfugeln. Zur Ablagerungszeit unserer heimischen Devonkalke hatten die Dreilappkrebse ihre Hauptblütezeit (Silur), in der wahre Riesen von $1\frac{1}{2}$ Meter Länge auftreten, bereits hinter sich. Sie sind nur noch von mittlerer Größe und verschwinden mit Schluß des Altertums vollständig vom Schauplatz der Welt.

Im Gegensatz zu dem beweglichen Volke der Trilobiten waren die Seelilien oder Crinoiden, den Seesternen und Seeigeln verwandte Stachelhäuter, am Meeresgrund festsetzende Tiere. Ihre vertalkten, blumenähnlichen Körper bestanden hauptsächlich aus einem fünfarmigen Kelch, der die Weichteile enthielt und auf einem aus vielen einzelnen trommelförmigen Kalkgliedern bestehenden Stiele sanft hin und her schwankte. Nach dem Absterben des Tieres zerfiel das Kalkgebäude in seine einzelnen Bausteine, von denen namentlich die Stielglieder in großer Zahl den Meeresboden bedeckten.

Eine bedeutende Rolle in der Tierwelt unseres Devonmeeres spielten wegen ihres zahlreichen Auftretens und Formenreichtums ihrer Schalen die Armfüßer (Brachio-poden), denen gegenüber die wenigen Muscheln sowie turm- und kegelförmigen Schnecken sehr zurücktreten. Die Armfüßer, obgleich nur niedrig stehende Würmer, schützten sich doch nach Art der höher entwickelten Muscheltiere durch zwei Schalen, eine größere, hochgewölbte Bauchklappe und eine kleinere, flache Rückenklappe. Es waren festsetzende Tiere, die sich durch einen muskulösen Stiel an felsigen Klippen vor Anker legten und hier ein stilles Dasein führten. In ihrem Inneren besaßen sie spiralig aufgerollte Arm-

gerüste, die ihnen zur Atmung und Nahrungszufuhr dienten und ihnen den Namen gegeben haben.

Als die wichtigsten gesteinsbildenden Tiere des damaligen Meeres lernen wir aus den Kalkfelsen des Steinbruches bei Ober-Kunzendorf die Korallen kennen. Durch die emsige Tätigkeit von Millionen dieser kleinen Polypentierchen erwuchs allmählich auf dem festen Meeresgrunde dieses Felsenriff, ein Dentmal früherer Lebenslust. Die kleinen Lebewesen fühlten sich wohl in ihren sicheren Kalkfeldchen, wenn ihnen die Brandung des klaren, salzreichen Meeres frischen Sauerstoff und neue Nahrung zuführte, und wetteiferten, immer nach dem Lichte strebend, im Aufbau neuer ästiger und massiger Korallenstöcke, während die alten verlassenen Bauten durch die chemische und physikalische Umbildungstätigkeit des Meerwassers in eine gleichförmige, oerhärtete Masse mit wenig erkennbaren Einzelheiten verwandelt wurde. Aber in der Borriffzone blühte weiter kräftiges Leben. Da naht ein schweres Verhängnis dem arbeitssamen Völkchen der kleinen Baumeister: Das Meer wird trübe und trüber und bedroht mit seinem Sand und Schlamm, den ärgsten Feinden der Riffkorallen, aufs schwerste das frisch pulsierende Leben. Nur wenige, besonders die ästigen Korallen, wehren sich noch durch ihr schnelleres Wachstum eine zeitlang gegen Erstickung und Nahrungsmangel; neue, fingerdicke Einzelkorallen, die sich auf schlammigen Gründen wohlfühlen, gesellen sich in größerer Zahl zu den verzweifelt um ihr Leben ringenden Riffkorallen. Aber ihr aller Schicksal ist besiegelt, das Verhängnis geht seinem Ende entgegen. Immer mehr lichten sich ihre Reihen, bis auch die letzten Ueberlebenden der ehemals blühenden Kolonie im Kampfe ums Dasein unterlegen sind.

Gleichalterige Korallenbauten finden wir am Berg bei Grund am Harz und vor allem im Gebiete der Ostalpen, wo sie eine Mächtigkeit von 700 Metern erreichen. Ein Vergleich mit den heutigen Lebensbedingungen und Verbreitungsgebieten der riffbildenden Korallen lehrt uns, daß es ein flaches Meer von nur 30 bis 40 Metern Tiefe mit einer Temperatur von ungefähr 20 Grad Wärme, ähnlich dem heutigen Roten oder Arabischen Meer, gewesen sein muß, in dem sich vor Millionen von Jahren dieser erbitterte Kampf ums Dasein abgespielt hat, und indem wir von der Wärme des Meerwassers auf die Luftwärme schließen, finden wir, daß zur Oberdevonzeit in unserer Heimat ein tropisches Klima geherrscht haben muß.

Forschen wir weiter nach den Gründen des Absterbens dieses Korallenriffes, so finden wir als Ursache der geschilderten Vorgänge eine Verschiebung der Höhenlage des oberdevonischen Meeresbodens. Aber diese Krustenbewegung ist verhältnismäßig nur schwach und lediglich ein Auslingen jener bedeutenderen Faltungsvorgänge, die im frühen und mittleren Devon das Grundgebirge der Heimat aufrichteten. Durch diese Hauptfaltung entstanden Risse und Spalten in der Erdkruste, und das feuerflüssige Erdinnere drang machtvoll in ihnen empor. Dunkelgrünliche Lavamassen, durch den Druck vulkanischer Gase in kleinste Stäubchen zerblasen und in die Luft gewirbelt, leiteten die vulkanischen Ausbrüche ein, fielen als Aschenregen wieder herab und schichteten Tufflager auf. Dann quoll dickflüssig und zähe ein Strom von Lava aus der Tiefe empor und erstarrte in Decken und domförmigen Aufwölbungen. Noch heute erzählen uns die Diabasfelsen bei Nieder-Adelsbach sowie die zwischen Freiburg und Baumgarten mit ihren randlichen Tuffgebieten von den ältesten vulkanischen Ausbrüchen im Bereich unseres Berglandes. Sie sind also älter als unsere an Tierresten so reichen oberdevonischen Meeresablagerungen.

Ueberblicken wir nun nochmals die Ereignisse der Devonzeit, so finden wir, daß in dem Maße, wie sie ihrem Ende zuneigt, eine wichtige Tatsache immer deutlicher hervortritt: Wir stehen an der Wende einer neuen Zeit, die auch für unsere Gegend neue Verhältnisse bringt. Langsam wird das Meer von dem Schutt der Festländer und Inseln zugefüllt, und diese Verlandung bildet die Einleitung eines weiteren bedeutsamen Vorganges. Wo einst die Meereswogen sich zu flüchtigem Gebirge geschart hatten, da redete sich nun ein Felsengebirge empor, mit seinen Faltenzügen weite, buchtenartige Niederungsmulden einschließend. Einer solchen gehörten auch wir an, und sie bildet daher den Schauplatz weiterer erdgeschichtlicher Ereignisse, deren Eigenart und Bedeutung für das Werden unseres Heimatantlitzes wir im folgenden näher ergründen wollen.

3. Die Karbon- oder Steinkohlenzeit.

Diese Zeit der allmählichen Verlandung unserer Heimat-
gend und mit ihr des größten Theiles von Mitteldeutsch-
land ist durch erstmaliges massenhaftes Auftreten von Land-
pflanzen gekennzeichnet, aus deren Resten die Steinkohlen

entstanden sind. Die Ablagerungen der Steinkohlen- oder Karbonzeit sind mit 5000 bis 6000 Metern Mächtigkeit am stärksten an dem Aufbau unseres Berglandes beteiligt. Dabei können wir nach Lagerung, Gesteinsbeschaffenheit und organischen Einschlüssen der Sedimente deutlich einen älteren, unter dem Einfluß des Meeres stehenden Abschnitt, die Kulm-Zeit, von einem jüngeren unterscheiden, in dem das Meer nicht unmittelbar gestaltend in die Entwicklung der heimatischen Oberflächensformen eingriff. Ist die Kulm-Zeit durch beginnende Entfaltung einer auf dem Lande lebenden, niedrig gearteten Pflanzenwelt gekennzeichnet, so erreicht diese im Oberkarbon ihre größte Blütezeit und führt zur Entstehung der Steinkohlenlager.

a) Die Kulmzeit.

Die untersten Kulm-Gesteine sind überaus grobe Konglomerate, bestehend aus den beiden im Culengebirge anstehenden Gneisarten. Sie beweisen uns, daß dieses Gebirge vor Beginn der Kulmzeit bereits emporgefaltet war und die abtragenden Kräfte soweit an der Voderung des starren Felsgerüsts gearbeitet hatten, daß grober Gesteinschutt die Hänge der Berge und die Talgründe bedeckte. Wilde Gieflbäche entführten ihn daraus und breiten ihn im Vorlande als ein wirres Durcheinander von eßigen Gesteinsblöcken, Kollsteinen und fein zerriebenem Gneißsand aus. Aber sollte nicht der Hauptsache nach noch eine weit wirksamere Kraft diese gewaltige Massenverlagerung zustandegebracht haben? Sinnend betrachten wir heute die Felswände des Fürstensteiner Grundes und staunen über die Gewalten, die Gneißblöcke von über 1 Meter Durchmesser zu wahren Zyklopenmauern übereinanderschichteten. Als Heimat dieser Gerölle erkennen wir unschwer die Gegend von Salzbrunn, Seitendorf und Seifersdorf, also die Nordwestspitze des Culengebirges.

Mit den gleichen, wenn auch nicht ebenso mächtigen Gneißkonglomeraten liegt der Kulm auch dem Süden des Culengebirges zwischen Silberberg und Hausdorf einerseits und dem Deoontal bei Ebersdorf andererseits auf, und hier erkennen wir deutlich, daß dieses Haufwerk grober Blöcke ein Werk der Meeresbrandung ist. Denn allmählich gehen die Gneißkonglomerate an ihrer oberen Grenze in ein 4 bis 5 Meter starkes Lager von

grauem Kalkstein über, der mit seinen zahlreichen Ver-
 steinerungen von Meeresstieren — Dreilappkreben, See-
 lilien und besonders Armsfüßern — uns berichtet, daß
 eine artenreiche Tierwelt ihren Einzug in diese Bucht
 hielt, nachdem sich das Meer etwas beruhigt hatte. Dieser
 ältere Kohlenkalkstein ist an der Chaussee von
 Kolonie Waldgrund bis zum Spitzberg südlich von Silber-
 berg in mehreren Steinbrüchen aufgeschlossen und wurde
 dort ehemals in größerem Umfange als heute als ge-
 schätzter Bau- und Dungkalk gewonnen. Am Nordrande
 des Culengebirges, also in unserem Berglande, ist der
 ältere Kohlenkalk nirgendz beobachtet worden und wahr-
 scheinlich auch gar nicht zum Absatz gelangt. Bemerkens-
 wert sind in den Gneiskonglomeraten noch einzelne grob-
 körnige, dunkle Gerölle von Gabbro, einem vulkanischen
 Tiefengestein, das in der Zobtengegend ansteht. Auch am
 Südennde des Culengebirges tritt es in denselben Konglo-
 meraten als Geröll auf, entstammt dort aber dem Gabbro-
 zuge westlich von Neurode (Buchau—Leppelt). Aus bei-
 den Vorkommen folgern wir, daß die Gabbrogesteine des
 Zobtens und der Neuroder Gegend in der älteren Kulmzeit
 bereits vorhanden waren. Schließlich sind die damals noch
 jungen, eben erst verfestigten Kalksteine des Oberdevons
 nach kurzer Ruhezeit zu Geröllern umgearbeitet worden.
 Sie finden sich in teilweise recht ansehnlichen Blöcken be-
 sonders in der Gegend von Polzitz und Alt-Liebichau den
 Gneiskonglomeraten eingelagert.

Diese selbst gehen an ihrer oberen Grenze in eine sehr
 mächtige Folge von grauen und braunen Konglo-
 meraten mit kleineren, besser gerundeten und geglätteten
 Geröllern über, die zuweilen vom Gebirgsdruck zerquetscht,
 zerschoben und dann nachträglich wieder durch Quarz ver-
 kittet worden sind. Mannigfaltig geartete, meistens ei-
 bis faustgroße Gerölle, aus den verschiedensten Gegenden
 stammend, sind in ein und derselben Konglomeratbank ver-
 einigt. Ton- und Kiefelschiefer des silurischen Schiefer-
 gebirges, Glimmerschiefer und Granite des Riesengebirges,
 Diabase und daraus entstandene Grünschiefer nebst Korallen
 führenden Kalkgeröllern der Devonzeit, ferner Milchquarz
 und, den anderen Geröllern gegenüber zurücktretend, Culen-
 gebirgsgneise und Gabbrostücke, die mit zunehmender Ent-
 fernung von ihrem Ursprungsort, d. h. nach Westen zu,
 immer spärlicher auftreten: sie alle sind auf zweiter Lager-
 stätte bunt durcheinandergewürfelt miteinander vergesell-

schaftet und durch klein zerriebene eigene Teilchen zu einer festen Bank verkittet worden. Sie zwingen uns zu dem Schluß, daß ihre Ursprungsgebiete schon damals nicht nur aufgefaltet, sondern bereits teilweise wieder in der Abtragung begriffen waren.

Eine von Ober-Salzbrunn über Adelsbach nach Alt-Reichenau streichende Zone ursprünglich grauer Konglomerate ist nachträglich durch Eisenoxyd dunkelrot gefärbt worden. Sie hebt sich besonders im Frühjahr nach Umackerung der Felder, von hoher Warte, etwa dem Wachtberge, aus gesehen, in der Gegend der „roten Höhe“ durch ihre auffallende Farbe aus der Umgegend deutlich heraus und erinnert sehr an die gleichfalls roten Konglomerate bei Langwaltersdorf, die jedoch einer jüngeren Zeit angehören.

Zwischen den Konglomeratbänken sind Grauwacken- und Sandsteinlagen eingeschaltet, die etwas ruhigeren Zeiten der Ablagerung entsprechen. Nur vereinzelt treten bei Alt-Reichenau dunkle Schiefertone mit Pflanzenresten — derben Stücken von Stämmen, Wurzeln und kräftigen Farnwedeln — auf und haben Anlaß zu einem allerdings erfolglos verlaufenen Bergbauversuch gegeben.

Die grauen Konglomerate trogen vielfach der Verwitterung und treten dann als Felsmauern (entblößte Schichtenköpfe), als Risse und Zinnen aus der Landschaft heraus. Besonders reich an solchen malerischen Felsgruppen ist das Gebiet zwischen Sattelwald und Alt-Reichenau, dessen schönste Punkte: Wasserstein, Hauenstein und Heidelberg, noch viel zu wenig von Freunden der Natur aufgesucht werden.

Die Schichten der oberen Pulmstufe überlagern in einem nach Süden geöffneten Bogen die grauen Konglomerate und sind zwischen Altwasser, Bad Salzbrunn, Liebersdorf und Gaabtau verbreitet. Sie bestehen aus Ton-schiefern, in der Landschaft vielfach als Einsenkungen kenntlich, und aus Konglomeraten, die als stattliche Bergrücken die Umgegend beherrschen. Solche sind die Bogelloppe, der Fuchsstein und der benachbarte Schwarze Berg bei Altwasser, der Wachtberg am Hans-Heinrich-Weg und der riffartige Felsen, auf dem der Annaturm in Bad Salzbrunn steht. Diese Konglomerate sind besonders durch ein leicht kenntliches Geröll gekennzeichnet, das den Namen Variolit*) führt. Der Variolit ist ein sehr hartes vulkanisches Gestein, in dessen hellgrüner bis grünlichgrauer Grundmasse zahlreiche feldspathaltige Ausscheidungen von

*) Richtiger: Epilosit.

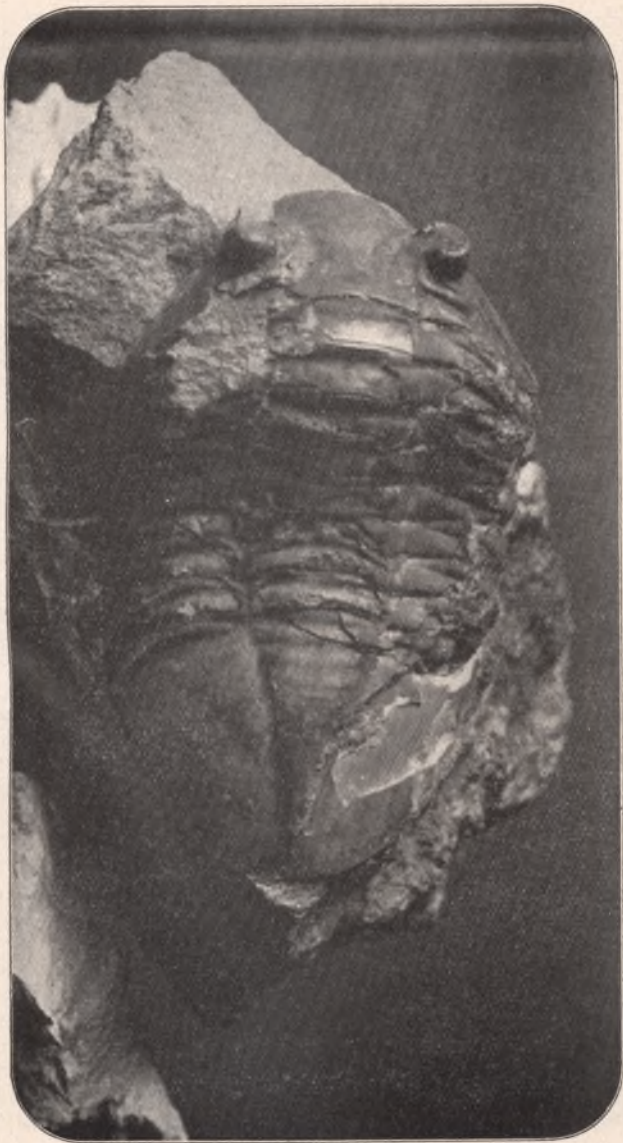
der Größe eines Griefflorns bis zu einer kleinen Erbse eingesprengt sind, durch deren Anwitterung der Stein hellgerupft erscheint oder gar löcherig-pockennarbig wird. Aus diesem Grunde führt er den Namen Pockenstein (Variolit). Seine Heimat ist unbekannt; da er jedoch nach dem Riesengebirge zu immer spärlicher auftritt, so haben wir seinen Ursprungsort mehr im Osten, vielleicht in der Nähe der erwähnten Diabasvorkommen zu suchen.

Die jüngsten Sedimente der Kulmzeit bestehen aus Tonschiefern, in denen der jüngere Kohlentalk eingeschaltet ist. Während der ältere nur am Südfuße des Culengebirges ausgebildet und in einem zusammenhängenden Zuge über 5 Kilometer lang im Gelände zu verfolgen ist, finden sich jüngere Kohlentalk von Rothwaltersdorf an längs dieses Gebirges bei Gläzisch-Hausdorf, Gläzisch-Falkenberg und nach einer Lücke wieder bei Altwasser und Konradsthal, ja sogar auf dem Culengebirge selbst bei Steintunzendorf, überall aber nur in kleinen linsenförmigen Vorkommen den Schiefern eingeschaltet. An allen diesen Orten sind in den Kalken und Schiefern Reste echter Meerestiere eingeschlossen, ein deutlicher Beweis dafür, daß der Ozean noch einmal kräftig bis in unsere Gegend vorstieß. Bei Gaablaw, wo er seine nördlichste Verbreitungsgrenze erreichte, sind Reste von mehr als 30 verschiedenen Tieren, meist Armsfüßern, Muscheln und Schnecken, den Schiefern eingebettet, die den eigentlichen Kohlentalk hier vertreten und grauen Konglomeratbänken eingelagert sind. Entsprechen diese mit ihren bis faustgroßen Rollstücken den Schottern reißender Ströme, die dem Kulmbeden zueilten, so haben wir in den versteinersführenden Tonschiefern die schlammigen Ablätze eines seichten Meeres vor uns, das mit seinen Lagunen stellenweise ins Festland eingriff, bald von neuen Schuttmassen verdrängt wurde, bald siegreich wieder vorrückte. Entsprechend dieser Eigenart der Lebensbedingungen sind auch manche Formen der tierischen Reste an dieser Stelle kleiner als gewöhnlich. — Im Eisenbahneinschnitt bei Konradsthal ist der Kohlentalk schon in Form kleiner Linsen und dünner Bänke vorhanden. Aber auch hier finden sich die Tierreste, unter denen vollständig erhaltene Trilobiten bemerkenswert sind, nur in den begleitenden Schiefern.

Das wichtigste Kohlentalkvorkommen der näheren Umgegend befindet sich am Südwestabhang der Bogelstoppe bei Altwasser und besteht aus zwei getrennten, wenige

Dezimeter starken Bänken eines grauen Kalksteins, der
 seinerzeit durch einen kleinen Stollen zu Abbauzwecken
 aufgeschlossen worden ist. Aber seine geringe Mächtigkeit
 machte die Hoffnung zunichte, in nächster Nähe Walden-
 burgs ein baumwürdiges Kallager zu besitzen. So gering
 aber die Bedeutung dieses Kalkvorkommens in technischer
 Hinsicht ist, so groß ist sie für die wissenschaftliche Er-
 forschung unserer heimatlichen Verhältnisse am Schlusse
 der Kuzmzeit geworden. Denn im Kalkstein selbst, mehr
 aber noch in den damit verbundenen Schieferen fand sich
 eine reiche Tierwelt von großer Artenfülle eingeschlossen.
 Das Meer muß geradezu gewimmelt haben von allerlei
 Gethier. Am meisten vertreten waren die Armsfüßer, unter
 denen viele eine stattliche Größe erreichten, allen voran
 aber der gewaltige *Productus giganeus*, der in dicken, bis
 20 Zentimeter großen Schalen wohnte, das größte aller
 Brachiopodentiere, das überhaupt jemals auf der Welt
 gelebt hat. Ihm gegenüber erscheinen die Muscheln und
 Schnecken nur unbedeutend. Doch auch Gradhörner sowie
 Kopffüßer in eingerollten, gekammerten Schalen durch-
 schwammen das Meer, und gerade ihre in manchen sehr
 feinkörnigen Schieferlagen fast papierdünnen Schalen er-
 bringen den Nachweis, daß es zeitweise eine ansehnliche
 Tiefe gehabt haben muß. An seinem Grunde bauten Korallen
 an ihren Kelchen und winzige Moostierchen an ihren
 netzartig gegitterten Fächerkolonien, Seelilien strudelten sich
 mit den Kelcharmen kleinste Lebewesen als Nahrung zu,
 und zierliche Trilobiten suchten die Gründe nach Beute ab.
 Gepräpige Seeigel hockten als gefürchtete Neulinge zwischen
 den Kiesein, und haiähnliche Knorpelfische durchschossen die
 Fluten. Reste aller dieser Tiere fand man auch vor einigen
 Jahren auf den Halben der Segen-Gottes-Grube, da die
 verfeinerungsführenden Schiefer beim Schachtabteufen und
 Treiben eines querschlägigen Richtortes in größerer Tiefe
 wieder durchfahren worden sind.

Nach ihrer oberen Grenze hin werden die Schiefer
 immer sandiger, und endlich stellen sich dünne Sandstein-
 bänke ein. Immer mehr treten die tierischen Reste zurück;
 dafür aber vereinigen sich die überall in den Schieferen
 vereinzelt eingeschwemmten Pflanzenteile nunmehr zu ganzen
 „Häpfel“lagen. Langsam rückt also die Küste näher,
 und das Meer wird wieder nach Südosten zurückgedrängt.
 Zum letzten Male hatten die Wogen des
 Weltmeeres über Waldenburg gerauscht. —



Asaphus expansus, ein Dreilappkrebs (Trilobit) der Silurzeit.
(Phot. Zimmermann.)

Auf Grund der heutigen Verbreitung der Kulmgesteine und der Heimat ihrer Gerölle können wir folgende Grenzen des damaligen Beckens festlegen. Im Westen wurde es von den kristallinen Schieferen des Riesengebirges abgeschlossen, dessen Gneise, Glimmer- und Quarzitschiefer sowie vereinzelt auch Granite als Gerölle auftreten. Im Norden bildeten die altzeitlichen Schiefferrücken des Bober-Ratzbach-Gebirges und seiner östlichen Fortsetzung zwischen Rudelsstadt und Freiburg eine ziemlich gradlinige Grenze. Diesem Gebirge entstammen die zahlreichen Gerölle von Ton-schiefern, Grünschiefern und Diabasen, und wenn es damals auch nur mäßig hoch war, so war es doch imstande, Ablagerungen während der ganzen Steinkohlenzeit in der nördlich davon gelegenen Mulde von Goldberg — Löwenberg — Bunzlau völlig zu verhindern. Die Ostgrenze des Kulmbeckens bildete anfangs das Culengebirge. Da es aber nur als niedriger Wall die Umgegend überragte, so verlor es in seinem heutigen Umfange bald die Bedeutung eines Küstenwalles, und am Schlusse der Kulmzeit gingen die Meeresstufen darüber hinweg. Das verraten uns die vorzugsweise von Korallen erfüllten oberen Kohlentalle von Steinkunzendorf im Culengebirge. Die uns ferner liegende Südwand des kulmischen Beckens wurde vom Adler- und Reichensteiner Gebirge nebst dem vorgelagerten silurischen Warthaer Gebirge gebildet, dessen Gesteine als Gerölle der angrenzenden Konglomerate eine Rolle spielen.

Das Meer und reißende Ströme und Gießbäche vereinigten ihre Kräfte, um dieses Kulmbecken zuzuschütten, und wenn wir bedenken, daß die Sedimente dieser Zeit bei uns eine Mächtigkeit von 3000 bis 4000 Meter erreichen, so müssen wir für ihre Ablagerung einen sehr langen Zeitraum voraussetzen.

In mehreren voneinander getrennten Gebieten tritt der Kulm in unserer Heimat an die Oberfläche. In größter Ausdehnung füllt er den nördlichsten Teil der Mulde zwischen dem Landeshuter Kamm und dem Ostrand der Sudeten bis Freiburg aus, dabei die Nordwestspitze des Culengebirges umlagernd. Als langes, schmales Band zieht er sich nach einer Lücke von Gl.-Fallenberg über Gl.-Hausdorf an dessen Südrande entlang bis Silberberg, wo er wieder zu größerer Ausdehnung anschwillt und bis Glas sich erstreckt. Außerdem kommt er auf dem Culengebirge selbst bei Wüstewaltersdorf und Steinkunzendorf als Auf-

lagerungen vor, und so müssen wir annehmen, daß er einstmals, wenn auch vielleicht nicht das ganze Gebirge, so doch sicher einen großen Teil davon überlagert hat, heute aber bis auf diese wenigen Reste wieder abgetragen ist. Aber auch unter jüngeren Schichten verborgen ist er in der Segen-Gottes-Grube in einer Tiefe von 400 Metern angetroffen, bezgleichen durch die Tiefbohrung im Müdenwinkel und bei Reimswaldau in über 1100 Meter Tiefe, so daß wir annehmen können, daß er überall den tieferen Untergrund unserer Mulde zusammensetzt.

Alle diese Schichten wurden am Schlusse der Kulmzeit durch die wieder erwachenden gebirgsbildenden Kräfte emporgefaltet. Das neu entstandene, zunächst noch niedrige unterkarbonische Gebirge, das erst in einer viel späteren Zeit zu Höhen wie der Vogelkoppe und dem Fuchstein herausgehoben wurde, bildete mit den schon früher aufgefalteten älteren Gebirgen im Hintergrunde die etwas engere Umwallung einer nunmehr völlig vom Meere abgeschlossenen Mulde, auf deren sinkendem Untergrunde die Steinkohlenwälder zu üppigem Dasein erwachten.

b) Die Oberkarbonzeit.

Wollen wir die Geschehnisse der Karbonzeit in bezug auf ihre Größe, ihre Zusammenhänge und Auswirkungen verstehen, so müssen wir aus dem engen Rahmen der Heimat hinaustreten und die damaligen Verhältnisse ganz Mitteleuropas ins Auge fassen. Wie bei uns, so gab es auch in den übrigen Teilen Mitteldeutschlands allmählich verlandende Sammelmulden, die bald früher, bald später während der langen Steinkohlenzeit in Hebungsgebiete verwandelt wurden. Langsam entstiegen ihnen sanfte, langgestreckte Bergrücken, deren junge, lose, oberflächliche Schichten jedoch sehr bald den abtragenden Kräften zum Opfer fielen. Aber immer stärker preßte ein aus Südosten kommender stetiger Druck die Faltenzüge empor; ältere, feste Gesteine tauchten auf und verliehen den Neubildungen ein festes Rückgrat. Alle diese einzelnen Faltenzüge ordneten sich zu einem zusammenhängenden Gebirge, dessen Sockel bis in die heutige Zeit in dem deutschen Mittelgebirge erhalten sind. Schwarzwald und Vogesen, Rheinisches Schiefergebirge mit Taunus und Hunsrück, Harz, Frankenwald und Erzgebirge sind als itzengebliebene Rumpfe des von Südwest nach Nordost streichenden „B a r i-

frischen Bogens“ dieser alten steinkohlenzeitlichen Alpen aufzufassen. Sie beginnen in Zentral-Frankreich, von wo aus noch ein weiterer Gebirgszug, der „Armorikanische Bogen“, nach Nordwesten über die Bretagne sowie den Süden Englands und Irlands zu verfolgen ist. Deftlich der Elbe schwenkt der varistische Bogen, eingeengt zwischen dem uralten böhmischen Festlandskern und dem Westrande des russischen Tafellandes, dessen Schichten schon von den ältesten Zeiten an bis heute in geheimnisvoller Ruhe beharrt haben, nach Südosten und später sogar nach Süden um. Diesen am weitesten nach Osten vorgeschobenen Vorposten der karbonischen Alpen gehören unsere Sudeten als Gebirge und das oberschlesische Becken als Vorland an.

Wenn wir heute dieses Faltengebirge mit dem stolzen Namen „Alpen“ bezeichnen, so wollen wir damit nur ausdrücken, daß es ein breites und langgestrecktes Gebirgssystem war, ohne jedoch damit den Begriff ganz besonderer Höhe zu verbinden. Ist doch ein nicht unbeträchtlicher Teil seiner Erhebungen während der Steinkohlenzeit selbst wieder abgetragen worden. Es bot während der Oberkarbonzeit vielmehr den Anblick eines von breiten Senken unterbrochenen Mittelgebirges, dessen vorgelagerte, ständig sinkende Niederungen vom Meere bespült, ja zeitweise von ihm überflutet wurden. Die Pflanzenwelt fand gerade in diesen Küstenniederungen außerordentlich günstige Lebensbedingungen — Feuchtigkeit, Wärme, Reichtum an Nährstoffen — und häufte ungeheure Lager von vermodernden Pflanzenresten auf. Daher finden wir heute in den Gebieten der ehemaligen Küstenebenen — Oberschlesien, Ruhrgebiet, England — die reichsten Kohlen-schätze Deutschlands und Europas. Unter weniger günstigen Daseinsbedingungen entfaltete sich die gleiche Pflanzenwelt in kleineren und größeren Senken innerhalb des Gebirges. Daher kann man von den in dieser Weise entstandenen Kohlenlagern — Saarbrücken, Zwickau, Waldburg — eine derartige Mächtigkeit der Kohlenablagerungen auch gar nicht erwarten.

Die am schönsten ausgebildete Mulde der letzten Art ist unsere „inner-sudetische Mulde“, die teilweise nach Böhmen hinübergreift und daher auch „Niederschlesisch-böhmisches Becken“ genannt wird. Als ein allseitig von Gebirgszügen umgebenes, sumpfiges Süßwasserbecken, das während der ganzen Oberkarbonzeit nicht vom Meere über-

flutet wurde, bildete es eine Sammelmulde für den Schutt der einschließenden Bergzüge. Da Gebirge immer Gegenden reicherer Niederschläge sind, so enteilten ihnen. ähnlich wie in der Kulmzeit, zahlreiche Rinnsale, Gießbäche und reißende Ströme und breiteten periodisch Sand und Kies in der abflußlosen Niederung aus, während in den Süßwassertümpeln feinste Schlammteilchen zum Abjaß gelangten und eine raschlebige Sumpfflora gedieh. Wollen wir kennenlernen, was im Laufe der Zeit aus diesen Sedimenten geworden ist, so wandern wir am besten zur Halbe der Segen-Gottes-Grube. Mächtige Blöcke eines Sandsteins, der im Gegensatz zu dem der Kulmzeit weißlich-grau aussieht, liegen an ihrem Fuße, dazwischen Blöcke von Konglomeraten, die fast nur aus weißem Milchquarz mit zwischengelagerten Geröllen von schwarzem Quarzschiefer bestehen. In großer Anzahl bedecken auch Blöcke von Schieferton, der sich mehr oder minder sandig anfühlt und nicht wie der Tonschiefer der Kulmzeit in dachschieferartigen Tafeln, sondern zu eckigen Brocken oder kleinen Schülfern zerfällt, die Abhänge der Halbe. Einige Schiefertone sind von unregelmäßig-knolligen, braunen Hartgebilden erfüllt, und aus derselben Masse bestehen auch größere kugelige Knollen, die man kaum von der Stelle bewegen kann. Ihr hohes Raumgewicht verrät sie als Erze, als tonige Spateisensteine (Sphärosiderite). Sie treten leider nicht überall in dem Maße und in der Güte auf, daß sich ihre Gewinnung lohnen würde. Auf dem Fürstl. Tiefbau werden sie besonders gefördert, an Ort und Stelle geröstet und wandern dann nach Oberschlesien zur Verhüttung. Früher wurde der tonige Spateisenstein auch auf der Emilie-Anna-Grube bei Gaablaw gefördert, wo er regelmäßig und fein verteilt eine Schiefertonbank erfüllt. Tritt er in dieser flözartigen Form auf, so führt er den Namen „Blackband“ und ist ähnlich entstanden, wie noch heute der Raseneisenstein sich bildet. — Als Seltenheit findet sich in der Segen-Gottes-Grube auch eine 8—16 Zentimeter dicke Bank von feuerfestem Ton, wie er weit mächtiger in zwei Flözen, von denen das eine bis zu 3 Meter Stärke anschwillt, in der Rubengrube bei Neurode abgebaut und zu feuerfestem Material verarbeitet wird. Er entspricht dort den feinsten, sandreichen Abschlammteilchen des Gabbro-Zuges, der zur Karbonzeit als niedriger Rücken inselartig den Sumpf überragte.

Aus einzelnen Sandsteinblöcken der Halde lösen sich kohligh umrindete, längsgerippte und quergegliederte Steinkerne heraus. Es sind die Ausfüllungen der im Innern hohlen karbonischen Schachtelhalme, der Calamiten. Manche Schiefertone sind ganz erfüllt von schmalen, bandartigen Wurzelanhängern, die von augenähnlichen Stellen einer Art Wurzelstock (Stigmaria) nach allen Seiten ausstrahlen. Diese Gesteine entsprechen also dem alten Waldboden, und in den pflanzlichen Resten haben wir die unterirdischen Teile von Schuppenbäumen (Lepidodendren) vor uns. Ihre gegabelten Zweigspitzen treten in anderen Schiefertonlagen zahlreich auf und haben große Ähnlichkeit mit den Sprossen des Bärlapps, der als zwerghafter naher Verwandter dieser riesigen Ahnen noch heute an schattigen, feuchten Stellen der Vogelskoppe gedeiht. Noch andere Schiefertone sind erfüllt von prachtvoll erhaltenen Abdrücken zierlicher Farne (Sphenopteris), deren Fiederchen als kohlige Häutchen die Gesteinsflächen bedecken. Die Schiefertone begleiten in der Tiefe als Unterlagen und Decken — als Liegendes und Hangendes — die Schichten reinsten Pflanzenstoffe: die Kohlenflöze. In ihrer gleichförmigen Masse sind einzelne Pflanzenteile nicht mehr ohne weiteres erkennbar.

Die in der Segen-Gottes-Grube geförderten Kohlen und die Gesteine der Halde entstanden während der frühen Oberkarbonzeit. Ihre Ablagerungen werden als „Waldenburger Liegendzug“ oder „Waldenburger Schichten“ bezeichnet und finden sich dem Gneis bei Reußendorf (Casar-Grube) und den randlichen Kulmgesteinen bei Altwasser (Segen-Gottes-Grube), Hartau, Konradsthal (David-Grube) und Kolonie Rothenbach ungleichförmig aufgelagert. Sie erreichen am Kulmvorsprunge bei Gaabtau, der den Nordflügel unseres Niederschlesischen Beckens in zwei Teilmulden, die Waldenburger und Landeshuter Bucht, gliedert, ihre Westgrenze und schließen einige 20 Flöze von 0,10 bis 1,7 Meter Stärke ein. Bei der Tiefbohrung im Müdenwinkel wurden die Waldenburger Schichten im Muldeninnern in 935 Meter Tiefe angetroffen. Sie bilden somit die auf den Kulm folgende nächst kleinere schüsselförmige Einlagerung unserer Mulde.

Auf die Waldenburger Schichten folgen als nächstjüngeres Glied die Weißsteiner Schichten, beginnend mit sehr groben Konglomeraten. Die Gerölle sind in den unteren Lagen bis kopfgroß, nach oben hin mittel- bis kleinstüdig

und bestehen aus Quarzschiefer, Glimmerschiefer, Grünschiefer und Graniten des Riesengebirges, aus Rieselschiefern und Diabasen des Niederschlesischen Schiefergebirges sowie Milchquarzgeröllen unbekannter Herkunft. Die Weißsteiner Schichten, auch als „flözleeres Zwischenmittel“ bezeichnet, schließen nur ausnahmsweise kleine Flözchen ein. Sie haben sich fast alle als nicht abbauwürdig erwiesen.

Die Weißsteiner Schichten streichen überall als bandförmige Zone an der Muldeninnenseite der Waldenburger Schichten zutage aus, unlagern außerdem wie diese halbmondförmig die Ostseite des Hochwaldmassivs und greifen weit nach Westen in die Landeshuter Bucht über. Wegen ihres härteren Materials heben sie sich als sanfte Geländestufe aus der Landschaft heraus. Beiderseits von Ober-Altwasser, auf der Halde des Bismard-Schachtes und in der Nähe des Bahnüberganges zwischen Nieder- und Ober-Hermesdorf fallen uns die Weißsteiner Schichten durch ihre groben Gerölle auf.

Was können wir aus der Beschaffenheit der Gesteine dieser Schichtenfolge und ihrer Einschlüsse für die Vergangenheit unserer Heimat herauslesen? Etwa folgendes: Die Weiterentwicklung der Pflanzenwelt, der wir die Flöze des Liegendzuges verdanken, wurde durch Einsetzen neuartiger Verhältnisse jäh unterbrochen. Eine Zeit bedeutender Niederschläge hob an, als deren Ursache wir erneute Aufwölbungen unter dem Einfluß gebirgsbildender Kräfte annehmen müssen. Reißende Ströme entführten den Randgebirgen Unmassen größter Gerölle und breiteten sie über dem sinkenden Moorboden unserer Gegend aus, die alten Wälder erstickend und begrabend. Die Zufuhr von Schutt ging so stürmisch und anhaltend vor sich, daß der Pflanzenwelt gar nicht Zeit gelassen wurde, sich von neuem anzusiedeln. Nur ausnahmsweise eroberte sie kleine geschütztere Stellen, was wir aus den wenigen Kohlenstücken und kleinen Flözchen dieser 300 Meter mächtigen Schichten herauslesen können. Aber allmählich erlahmte die Gewalt der Schutt verfrachtenden Kräfte: immer kleiner werden die Gerölle, immer zahlreicher die Pflanzenbeimengungen. Eine Pflanzenwelt mit teilweise ganz neuen Arten und Gattungen eroberte das Neuland und erstarkte zu nie dagewesener Kraft und Fülle. Dieser zweiten Blütezeit der Steinkohlenflora verdanken wir die mächtigeren Flöze in der Mitte unserer Mulde, besonders um Waldenburg,

Hermesdorf und Dittersbach. Mit den einschließenden Gesteinen, vielfach ausgezeichnet durch Gehalt an Feldspat, der den Gneisen der Eule und den Graniten des Riesengebirges entstammt, bilden sie den „Waldenburger Hangendzug“ oder die „Saarbrücker Schichten“. Eine braunrote Zone von Sandsteinen und Konglomeraten dieser Schichten ist in den beiden Steinbrüchen unterhalb des Gleisberges aufgeschlossen; sie liefern gute Bau- und Werksteine und sind besonders in letzter Zeit wieder viel zu Fundamentmauern und Böschungseinfassungen innerhalb Groß-Waldenburgs verarbeitet worden.

Wie mag es in der zweiten Blütezeit der Steinlohlenwälder in unserer Heimat ausgesehen haben? (S. Abb. „Steinlohlenlandschaft“.) Denken wir uns Jahrmillionen in der Zeit zurückversetzt und als Beobachter, ausgerüstet mit den Kenntnissen heutiger Zeit, unsere Gegend durchwandern. Ueber knirschenden Kies nähern wir uns einem ausgedehnten Waldmoore. Flache Rinnsale eilen ihm zu und wollen uns warnend den Weg versperren. Immer feuchter wird der Grund, immer tiefer sinkt unser Fuß ein. Nun schreiten wir über schwarzen, federnden Torfboden. Trübes Moorbwasser gluckst und gurgelt zu beiden Seiten und mahnt uns zu größerer Vorsicht. Wehe uns, wenn wir den Halt unter den Füßen verlören; rettungslos versänken wir in grundlosem, schwarzem Brei und müßten unsere Wißbegier mit dem Leben bezahlen! Doch mutig weiter vorwärts gedrungen! Nur wenn uns die Moorlandschaft allseitig umfängt, können wir ihre Eigenart und Rätsel ergründen. Aber immer mühsamer wird unser Beginnen. Gestürzte Baumstämme nötigen uns zum Klettern und blinkende Wasserflächen zu einem Umwege. Nun noch ein paar Schritte kühn vorwärts gedrungen zu jenen sanften Bulten, von denen wir Umschau halten wollen! Hier sind wir glücklich am Ziel; Wasserflächen umgeben uns auf drei Seiten. In ihrer Tiefe lauert der Tod. Weiteres Vordringen ist zur Unmöglichkeit geworden.

Eine milde, feuchte Luft umgibt uns. Sie hat dem nährstoffreichen Boden seltsame Gestalten des Pflanzenreiches entlockt, die auf uns einen fremdartigen und düsteren Eindruck machen. Betrachten wir die auffälligsten unter ihnen etwas näher! Vor uns steht ein stattlicher Baum mit hohem, geradem Stamme, der sich erst kurz unter der schirmförmigen Krone in steife Äste mehrfach ver-

gabelt und gar nichts von den knorrigen, malerischen Formen eines heutigen Eichbaums an sich hat. Doch welcher merkwürdigen Schmuck zeigt die Rinde! In Spiralförmigen umlaufen den Stamm fischschuppenähnliche Gebilde, die sich als Polster und Narben abgefallener Blätter erweisen. Denn neben uns liegt ein junger, abgebrochener Zweig dieses Schuppenbaumes, dessen schmale, lanzettliche Blättchen schon z. T. abgefallen sind und genau die gleichen Narben, nur bedeutend kleiner, hinterlassen haben. Genau wie bei unsern heutigen Bärlappsprossen endigen seine Spitzen in schuppige, keulensförmige Zapfen. In großer Zahl hängen sie droben am Baume an vielen Zweigenden. Ein Windstoß läßt sie erschüttern und entführt eine Wolke von feinstem Sporenstaub. Neue Riesen werden ihm erwachsen, bis auch sie einem Windstoß zum Opfer fallen wie der altersschwache Schuppenbaum, der geborsten, zerknickt und entwurzelt zu unsern Füßen liegt. Sperrig gegabelte, flach gedrückte Wurzeln, einstmals wegen ihrer Bedeutung als Stützen mehr wagerecht in die Breite als in die Tiefe gehend, streckt er in die Luft. An ihnen sitzt eine Unzahl bandförmiger Anhänger, mit denen er sich im Moorboden verankert hatte.

Jener kräftige Baum drüben hat große Ähnlichkeit mit einem Schuppenbaum; aber er ist weniger stark verzweigt. Auch seine Rinde besitzt den eigentümlichen Schmuck der Blattnarben. Aber sie sitzen in Längsreihen übereinander und erwecken den Eindruck, als wären sie durch Auspressen eines Siegels erzeugt worden. An diesem Siegelbaume fällt uns ferner die starke Verdickung des Stammes an seinem Fußende auf, eine Erscheinung, die wir auch von unseren heutigen Moorbäumen kennen.

Dort steht mitten im Wasser eine Gruppe kandelaberähnlicher, quirlig verästelter Bäume mit fast allzu starren Formen. Unschwer erkennen wir in ihnen die alten Schachtelhalm, die Calamiten. Ihre Stämme sind mit Längsrillen versehen und außerdem in kurzen Abständen durch Querböden, deren Lage äußerlich an Ringnähten kenntlich ist, in einzelne „Schachteln“ gegliedert. Ein alter, zersplitterter, verholzter Hohlstamm läßt diese Innengliederung deutlich erkennen, weniger gut ein junger, neben ihm abgeknickter Calamit, dessen Inneres ganz von Mark erfüllt ist.

Plötzlich rauscht etwas dicht an unserm Haupte vorbei. Erschrocken blicken wir empor. Wohl ein Vogel? Doch



Steinkohlenlandschaft.

Aus Potonié „Geschichte der Urwelt“, Preis 40 Pfg., Verlag der Gelehrten, Berlin 23. 35.

nein; eine riesige Libelle mit ungefähr 70 Zentimeter Flügelspannweite und walnußgroßem Kopf zieht als das größte und gefährlichste Raubtier der Luft auf Beute aus.

Der Schuppenbaum zu unserer Rechten, an dem ein Spinnentier langsam emporkriecht, ist von einem lianenartigen Kletterfarn eng umschlungen. Sein klein gefiedertes, fast überzartes Laub, das in einer weniger feuchten Luft sehr bald verdorren müßte, führt der Keilfarn auf diese Art dem Lichte zu. Doch auch jene Wedel, die schopfähnlich einem kurzen Stamm aufsitzen, sehen aus wie Farne. Aber ihre Vereinigung mit einem Stamme erinnert uns mehr an die Palmfarne; auch ihre nußähnlichen Früchte sagen uns, daß es keine echten Farne sind, die ja Sporen erzeugen. Vielmehr sind sie jenen im Hintergrunde stehenden, wohl 30 Meter hohen, langblättrigen Cordaiten-Bäumen verwandt, die als Vertreter nachtsamer Nadelhölzer die am höchsten entwickelten Pflanzen unseres Waldmoores vorstellen.

Hereinbrechende Dämmerung gemahnt uns, beizeiten den Rückweg anzutreten. Schwankender Moorboden läßt auch die Wasserflächen in leichten Wellen erzittern. Auf ihnen schaukeln sich kleine Blattsternchen nach Art unserer Wasserlinsen. Plötzlich huscht scheu ein molchähnliches Tier über unsern Pfad und sucht in einem hohlen Baumstamme einen Unterschlupf: das erste Luftatmende Wirbeltier, das wir angetroffen haben. Doch weiter zurück auf schwankendem Pfade dem festen Ufer zu! Noch einmal versperrt uns ein kurz abgeknidter Baumstamm den Weg. Sehen wir uns noch schnell sein Inneres an! Es besteht aus Holz. Aber etwas fehlt ihm, das die heutigen Holzgewächse unserer Breiten auszeichnet: die Jahresringe, Zeugen des Wechsels zwischen wärmeren und kühleren Jahreszeiten, zwischen Sommer und Winter. Also immer dieselbe gleichmäßig warme, feuchte Luft? Daher auch die verschwenderische Leppigkeit der Pflanzenwelt.

Glücklich sind wir den Gefahren des Moores entronnen. Laßt uns noch jenen kleinen Hügel ersteigen, um es nochmals zu überschauen. Müde hinter Dunstschleiern versinkt eben die Sonne im Westen. So weit wir blicken können, überall dehnt sich das Moor mit seinen hie und da aufblinkenden Wasserspiegeln und abenteuerlich gestalteten, düsteren Baumgruppen. Wie merkwürdig überhaupt diese altertümliche Welt des Urwaldes, die sich auf kühnem Streifzuge uns erschloß! Keine Blume hat uns durch

Farbenpracht und Blütenduft erfreut, kein bunter Schmetterling umgaukelte uns, kein Vogel sang uns ein schmetterndes Lied, kein Wild suchte fliehend vor uns das Weite. Vor vielen Millionen Jahren hatte die Erde eben ein anderes Angesicht, und andere Lebewesen, nicht so hoch entwickelt wie unsere heutigen, beherrschten damals unsere Heimat und verliehen ihr ein festes Gepräge. —

Wurde ein solches Waldmoor durch tonige, sandige und kiesige Massen verschüttet und ereilte die immer wieder von neuem auf jungfräulichem Boden erwachsenen Sumpfwälder dasselbe Schicksal, so entstand daraus im Laufe langer Zeiträume die Wechsellagerung von Kohlenflözen, Schiefertönen, Sandsteinen und Konglomeraten. 39 Flöze des Hangendzuges, 5 der Weißsteiner Schichten und 26 des Liegendzuges, zusammen also 70 Flöze hat man bei der Tiefbohrung im Müdenwinkel im Oberkarbon unserer Mulde bis 1188 Meter Tiefe angetroffen. Das bedeutet also: 70 mal sind hier die Steinkohlenwälder emporgeschossen und ebenso oft wieder verschüttet worden.

Die jüngsten steinkohlenzeitlichen Ablagerungen, die Ottweiler Schichten, die auf dem böhmischen Flügel als die flözführenden Schwadowitzer und Radowenzer Schichten bergmännische Bedeutung haben, sind in unserer Heimat in der Gegend von Neuhain, Althain und Steinau verbreitet und so gut wie flözleer. Aus der Armut an Pflanzenresten, die nur hin und wieder zu Flözspuren angehäuft sind, erkennen wir, daß die einstmal so günstigen Lebensbedingungen der mitteltkarbonischen Pflanzen sich gegen Ende der Karbonzeit bedeutend verschlechtert haben müssen. Worin mag das seine Ursache gehabt haben? Befragen wir die Gesteine dieser ungefähr 500 Meter mächtigen Schichtenfolge! Wieder finden wir die bekannte Wechsellagerung feldspathaltiger, grauweißer Sandsteine mit Konglomeraten und Schiefertönen. Aber dazwischen schieben sich, nach der oberen Grenze zu an Häufigkeit und Mächtigkeit ständig zunehmend, ebensolche Gesteinslagen, jedoch von rotbrauner Farbe, bis schließlich die rotbraunen Gesteine die grauen vollkommen verdrängen und damit die obere Grenze der Ottweiler Schichten erreicht ist. Welche Bedeutung hat nun diese auffallende Gesteinsfarbe für das Erkennen erdgeschichtlicher Verhältnisse? Sie entsteht — auch heute noch — nur in ausgeprägten Trockengebieten und beweist daher durch ihr immer häufigeres Auftreten in den jüngsten Karbonschichten,

daß das feuchtwarmer Klima allmählich von einem steppen- bis wüstenähnlichen verdrängt wurde. Das Weltmeer, das am Anfange des Oberkarbons noch zeitweise das oberschlesische Becken überflutet und dort Sintstoffe mit Resten echter Meerestiere abgelagert hatte, war weiter nach Osten zurückgewichen und mochte während der ganzen Oberkarbonzeit über Osteuropa. Durch das Zurückweichen der Küste nach Osten hin war unsere Gegend noch weiter als früher in das Innere des damaligen mitteleuropäischen Festlandes zurückverlegt worden, und diese veränderten Verhältnisse lassen vermuten, daß ihre Auswirkungen in der Folgezeit sich deutlich in unserer Heimat ausprägen und ihr ein anderes Gesicht verleihen werden.

4. Die Permzeit.

a) Die Rotliegendezeit.

Das Rotliegende nennt man mit einem alten Mansfelder Bergmannsausdruck alle die durch Eisenoxyd rotbraun gefärbten Sandsteine, Konglomerate und Schieferstone, die unmittelbar nach der Steinkohlenzeit abgelagert wurden. Die älteren rotliegenden Schichten können wir auf der Fahrt nach Neurode vom Bomnitztal an aus dem Zuge in vielen Bahneinschnitten beobachten. Im Süden unseres Berglandes finden wir sie in der Gegend von Donnerau, Reimswaldau, Langwaltersdorf und am Nordostabhang der Wildberge, die jüngeren dagegen in der Umgebung von Friedland (Pfeiferschanze), Neudorf und Göhlenau. Die rotliegenden Schichten der Heimat gehören dem großen Gebirgszug rotliegender Gesteine an, der, westlich und nördlich von Glas beginnend, sich nach NW über Neurode, Bünschelburg, Braunau und Friedland fast bis Landeshut hinzieht, hier in einem nach SO geöffneten Bogen umbiegt und über Schömburg bis Lewin weiter zu verfolgen ist. An der Ähnlichkeit mit dem zonenhaften Auftreten der den Außenrand bildenden karbonischen Schichten erkennen wir schon, daß dieser Gebirgsbogen den zutage austretenden Rand der nächst kleineren Gesteinschüssel unserer Mulde bedeutet.

Wie mag es zur Ablagerungszeit der rotliegenden Gesteine in unserer Heimat ausgesehen haben? Ein trodenes, wüstenartiges Klima hatte den Steinkohlenwäldern die Möglichkeit weiteren Fortbestehens genommen und aus

unserer Waldmoorgegend eine trostlose Einöde geschaffen. Sehen wir uns heute auf der Erde nach einer Landschaft um, in der als Wirkungen klimatischer Verhältnisse ebenso gewaltige Mengen rotbrauner Schuttmassen entstehen, so finden wir sie in dem Tarimbecken im abflußlosen Gebiet Hochasiens, das uns im großen ungefährr ein Bild unserer Heimat zur Rotliegendzeit gibt. Wie im Tarimbecken, so mögen auch in unsere Mulde Flüsse, die oftmals ihren Lauf veränderten, periodisch große Mengen von Sand und Kies verfrachtet haben und dann gleich dem Tarim selbst im Sande versiegt sein; und zwar müssen, nach der Korngröße zu urteilen, die nach Nordwesten hin beständig zunimmt, die Hauptschuttmengen aus dieser Richtung, also vom Riesengebirge her, unserm Wüstenbecken zugeführt worden sein. Sie und da wurde die leblose Sandwüste von grünenden Däsen unterbrochen, und dies waren die Stätten des Lebens. Hier grünten Pflanzen, verwandt mit den jüngsten der Steinkohlenzeit; Bäume, unsern heutigen Zimmertannen (Araucarien) verwandt, spendeten einigen Schatten; Muscheln und Fischlein bevölkerten die kleinen Seen, an deren Grund sich Kalk absetzte, und Lurche und Kriechtiere belebten die Ufer. Woher weiß man denn das alles? Darüber geben uns die einheimischen rotliegenden Schichten selbst Aufschluß. Die meisten unter ihnen sind für den Forscher tot; sie bergen weder Pflanzen- noch Tierreste und entsprechen den Riesen und Sanden der lebenslosen Wüste. Wo aber die Däsen mit ihren Pflanzen und Tieren eingebettet wurden, da entstanden schwarze, dünnblättrige Schiefertone, wie sie z. B. im Eisenbahneinschnitt zwischen Fellhammer und Langwaltersdorf nördlich des Tunnels anstehen. Sie enthalten Reste von Fischen, Farnen, altertümlichen Nadelhölzern und Früchten, andere dunkle Schiefertone der Neuroder Gegend auch Muscheln. In einem Steinbruch bei Neurode fand man vor einigen Jahren den Abdruck eines 90 Zentimeter großen Sauriers, der zu den ältesten Reptilien gehört. Ein Gipsabguß dieses Tieres wird im Rathause zu Neurode aufbewahrt. Von andern Sauriern sind uns im Schiefertone bei Beuthengrund (südlich Königswalde) und Albandorf (bei Wünschelburg) nur die Kriechspuren erhalten geblieben.

Aus den kalkigen Niederschlägen der kleinen Seen entstanden Kalklager, wie z. B. das südlich von Alt-Bäsig am kleinen Wildberge, oder auch Kalknollen, wie sie aus dem Hohlweg zwischen Zuderberg und Quargberg bekannt

sind. Der größte See der damaligen Zeit muß aber zwischen Neudorf, Wiesen, Ruppertsdorf und Braunau bestanden haben. Seine rötlich-grauen Kasse wurden früher auf böhmischer Seite an mehreren Orten gewonnen und enthalten Abdrücke von Molchen und besonders Fischen, deren Kopf mit einem starken Stachel bewehrt war. Aus den rötlichen Sandbergen, die als Wanderdünen die blühenden Däsen mit ihren Seen vergruben, wurden im Laufe der Zeit die rotbraunen Sandsteine, die besonders bei Neurode am Allerheiligenberge in großen Steinbrüchen als geschätzte Bausteine gewonnen werden.

b) Die Zechsteinzeit.

Die Rotliegendzeit mit ihren festländischen Bildungen fand durch erneuten Vorstoß des Weltmeeres ihren Abschluß. Das Zechsteinmeer überflutete ganz Norddeutschland und drang mit seinen Buchten bis tief in die Niederungen des karbonischen Rumpfgebirges ein. Am Grunde der grauen Zechsteinablagerungen tritt der bekannte schwarze Mansfelder Kupferschiefer auf, und die höheren Lagen enthalten die wertvollen Salzlager der Magdeburg-Halberstädter Mulde und des Gebietes zwischen Thüringerwald, Harz und Vogelsberg. Während also diese Überflutung besonders wegen der letztgenannten Bodenschätze für unser Vaterland von allergrößter Bedeutung geworden ist, hat sie in unserer Hauptmulde wegen ihrer ungünstigen Lage zu diesem Meere nur geringfügige Spuren hinterlassen; bis in die Waldburger Sondermulde ist sie gar nicht vorgebrungen. Wir müssen bis in die Steinbrüche von Trautliebersdorf wandern, um die dolomitischen, kalkig-sandigen Gesteine kennenzulernen, die wegen ihres Mangels an organischen Resten erst spät und vorzugsweise durch Vergleich mit den bedeutenderen Zechsteinbildungen der Böhmenberger Mulde als in dieser Zeit entstanden erkannt worden sind. Als flache, nur 15 bis 20 Meter starke, breit herausgewitterte Platte liegt der Zechstein z. B. zwischen Trautliebersdorf und Göhlenau den rotliegenden Schichten auf und bildet ihre Südwestgrenze.

Rotliegendes und Zechstein bilden zusammen die *Dyas* oder *Perm-Formation*. Mit ihr hat das Altertum der Erdgeschichte, dem unsere Heimat fast alle ihre Bausteine verdankt, sein Ende erreicht.

c) Die vulkanischen Ausbrüche des ausgehenden Altertums.

In das ausgehende Altertum — Oberkarbon- und Rotliegendzeit — fällt die zweite und zugleich auch gewaltigste der drei Hauptperioden vulkanischer Ausbrüche, von denen unser Vaterland und im besonderen unsere Heimat im Laufe der Erdgeschichte betroffen worden ist. Durch die Aufrichtung des karbonischen Faltengebirges wurde der Untergrund vielfach so gelockert, daß Herde glutflüssiger Massen aus der Tiefe in höhere Zonen des Gesteinsmantels aufstiegen, ohne jedoch sofort zum Ausbruch zu gelangen. Aber durch die starke Abtragung des Gebirges wurde die schützende Decke immer dünner; immer mehr wuchs die Spannung, bis schließlich ein Erschüttern der Erdrinde die Gase und Daven ausbrechen ließ. So erklärt es sich, daß nicht schon während, sondern erst nach der Hauptfaltung die vulkanischen Ausbrüche erfolgten. Die glutflüssigen Herde der Tiefe mögen zunächst Jahrtausende in Ruhe verharret haben; währenddessen trat jedoch eine Sonderung des Magmas nach dem spezifischen Gewicht ein: die leichteren, an Kieselsäure reicheren Teile stiegen auf, die schwereren, eisenreichen sammelten sich am Grunde an. Erstarrte solch ein Herd bereits völlig in der Tiefe und wurden die schützenden Gesteinsdecken späterhin abgetragen, dann traten die oberen Teile als Granit zutage. So tauchte einstmal's der Granitkern des Riesengebirges aus der Hülle altzeitlicher, stark umgewandelter Schiefer empor, desgleichen der Granit von Striegau-Zobten. Das schwere Magma größerer Tiefe erstarrte zu Gabbrogesteinen, die wir in ihrer Eigenschaft als Kulm-Gerölle, aus der Gegend des Zobtens und von Neurode stammend, bereits früher kennenlernten. Erfolgte aber ein Ausbruch der Magmamasse, bohrten die Gase einen Schlot durch die Oberflächengesteine, quoll glühendflüssiger Gesteinsbrei nach und breitete sich über der Oberfläche aus, so erstarrte er nicht langsam wie in der Tiefe zu richtungslos körnigen Granit- und Gabbrogesteinen, sondern schnell zu einer dichten oder feinkörnigen Grundmasse, in der die bereits entstandenen Mineralkörper — Quarz, Feldspat usw. — regellos eingebettet wurden. Aus granitischem Magma gingen als Ausbruchsgesteine die Porphyre, aus dem Magma tieferer Regionen die Melaphyre hervor, während der zu Boden fallende Aschenregen Auflager erzeugte.

Die Erzeugnisse vulkanischer Tätigkeit während der Rotliegendzeit sind im Süden unsers Berglandes so gewaltig und beherrschen derart das Landschaftsbild, daß die normalen Sedimentbildungen sehr an Bedeutung verlieren. Sehen wir uns die heimische Vulkanwelt etwas näher an! Der größte Vertreter, das Wahrzeichen Waldenburgs, ist der Hochwald mit seinen 850 Meter Meereshöhe. Nicht immer hat er seine Umgebung um den heutigen Betrag überragt. Er ist vielmehr aus den weichen karbonischen Gesteinen, die er durchbrochen und an seinen Rändern aufgerichtet hat, im Laufe langer Zeiträume als die heutige überragende Berggröße herausmodelliert worden. Seine (einschließlich der angegliederten Berge) $5\frac{1}{2}$ Quadratkilometer große Masse, die nach Süden einfällt, gliedert die Waldenburger Steinkohlenmulde, die nur eine mit karbonischen Sedimenten besonders reich bedachte Ausbuchtung der innerjüdetischen Hauptmulde darstellt, in die größere Hermisdorfer und kleinere Rothenbacher Teilmulde. Der Hochwald besteht aus einem rötlich- bis gelblichgrauen Porphyr mit feintörniger, gleichmäßig dichter (felsitischer) Grundmasse, in der häufig kleine Feldspäte, weniger oft Glimmerblättchen, selten dagegen Quarztörnchen eingesprengt sind. Man bezeichnet solch ein Gestein mit Felsitporphyr. Aus dieser Porphyrart bestehen auch der Hochberg und die Blitzenberge, die mit dem Hochwald durch Ausläufer (Apophysen) verbunden sind, desgleichen auch das Porphryrlager des Sommerberges südlich von Rothenbach.

Das Hochwaldmassiv durchsetzen am Hütten-, Plauzen- und Winklerberge (Bismardturm) einige Schwervspatgänge, wie sie auch nordwestlich davon im benachbarten Kulmgebiet von Gaablaue auftreten. Die Gangmasse führte ehemals Bleiglanz und daneben etwas Fahlerz und Blende in solcher Menge, daß sich zeitweise der Bergbau auf Blei und Silber gelohnt hat. Heute ist der Erzbergbau von Gottesberg, dem diese Stadt hauptsächlich ihre Entstehung verdankt, zum Erliegen gekommen. Nur der Schwervspat wird noch bei Rohlaue zu technischen Zwecken gewonnen.

Aus gleichartigem Felsitporphyr bestehen auch Kern und Gipfel des Sattelwaldes, aus ähnlichem die Spitze des Gleisberges zwischen Waldenburg und Altwasser. Dieses Gestein enthält aber schon Quarztörner in größerer Menge, so daß es zu den Quarzporphyren, also Porphyren mit reichem Gehalt an Quarztörnern, überleitet.

Ein größeres, zusammengehöriges altes Vulkangebiet, heute allerdings nur ruinenhaft erhalten, zieht sich von den Butterbergen östlich Ober-Waldenburg bis nach Donnerau hin. Einige der bekanntesten Höhen, der Dürre Berg und der Schwarze Berg bei Kesselgrund, der Mittelberg bei Lehmwasser und der Bergrücken zwischen Reimsbach und der Vogelheide, bestehen ebenfalls aus Felsitporphyr. In größerer Ausdehnung tritt aber hier der Porphyrtuff auf. Aus ihm sind z. B. die Butterberge aufgeschichtet, desgleichen die Bergrücken zwischen Bärengrund und Neufendorf, die beiden Ochsenköpfe, die Osthälfte des Raudersberges und der Winkelberg bei Lehmwasser. Die Größe der scharfgedigen, zerblasenen Lavateilchen, die zu verschiedenartigen Tuffgesteinen aufgeschichtet und verkittet sind, schwankt zwischen feinkörnigem Aschenstaub und nußgroßen Brocken. Oftmals prägt sich die Schichtung der Tuffe deutlich durch verschiedenfarbige Bänderung des Gesteins aus. Größere Porphyrstücke, sog. Bomben, sind den Tuffen ebenso eingelagert wie Quarzgerölle, die den karbonischen Konglomeraten in der Tiefe entrisen worden sind.

Wo aber sind die Krater, die einstmals diese beträchtlichen Tuffmengen ausgeworfen haben? Auch sie sind noch heute zum Teil nachweisbar. Kleinere und größere Schlote, deren Durchmesser zwischen 20 bis 30 und einigen Hundert Meter schwanken, haben die oberkarbonischen Schichten um Waldenburg durchbrochen und sind heute an ihren aus nachgequollener Lava erstarrten Porphyrstielen kenntlich. Solch einen Ausbruchsschlot, angefüllt mit Quarzporphyr, haben wir z. B. in dem südlichsten der drei Butterberge vor uns. Ihm entstammen die Tuffmassen dieser Berggruppe. Einen anderen Vulkanschlot kann man am Bahnhof Steingrund beobachten. An der Grenze des Porphyrs tritt hier auch das eigentümliche Porphyrriegelgestein als Breschenbildung auf. Es fällt durch seine grauschwarze Farbe auf und besteht aus einer sandig-tieseligen Masse mit vielen eingelagerten Quarzkörnern, Quarzgeröllen und Bruchstücken von Sandstein und Porphyr. Wohl das lehrreichste Beispiel für einen alten Vulkan bietet der Scholzenberg östlich Steingrund. Abgesondert von dem zusammenhängenden Vulkangebiet, ragt er aus den Saarbrücker Schichten heraus und vereinigt auf beschränktem Raume drei Ausdrucksformen vulkanischer Tätigkeit: einen alten Ausbruchskanal, südöstlich sich anlagernde Tuffmassen

und den Rest eines darüber ausgebreiteten Lavastromes. Größere Decken von Quarzporphyr sind am Längen Berg bei Heinrichsgrund und am Fürstenblick bei den Jägerbänken erhalten. Beim Abstieg von hier in den Dreßler-Grund durchquert man unterhalb des Gipfels und später bei der Försterei zwei der in diesem Gebiet seltener auftretenden Melaphyrdecken. Von den drei in nächster Nähe Waldenburgs gelegenen Melaphyrsundpunkten befindet sich einer, bekannt durch seinen Olivin-Melaphyr, östlich des Schäferberges am Wege von Nieder- nach Ober-Hermisdorf, ein anderer am Süabhäng des dritten Butterberges, der dritte, durch einen zum Zwecke der Strassenschotterergewinnung angelegten, weithin sichtbaren, großen Steinbruch aufgeschlossen, an der Westseite des Längen Berges nördlich des Ochsenkopf-Tunnels. Dieses gesamte zusammenhängende Vulkangebiet entstand in der mittleren Rotliegendzeit.

Gleichzeitig ereigneten sich in unserer Heimat noch weit bedeutendere vulkanische Ausbrüche. Die Nordhälfte der inner-subetischen Hauptmulde — nicht aber unsere Waldenburger Ausbuchtung — wurde geradezu überschwemmt von mehreren, einander überlagernden porphyrischen und melaphyrischen Lavaströmen. Sie überkruften in ungefähr 300 bis 400 Meter Gesamtmächtigkeit die unteren rotliegenden Schichten und verliehen der Landschaft das Gepräge eines großen Brandfeldes. Nachfolgende Bildungen von Sedimentgesteinen, in denen die neu entstandenen Ergußgesteine als Gerölle große Bedeutung gewinnen, überlagerten sie wieder, und so finden wir sie heute als Einlagerungen inmitten der Rotliegendeschichten in genau demselben Bogen wie diese zutage treten. Die untersten Lavadecken bestehen aus quarzfreien Gesteinen, nämlich aus feinkörnigem, grün- bis schwarzgrauem Melaphyr, der braun anwittert, und aus meist braunrotem Orthoklasporphyr, so benannt nach seinen zahlreichen Orthoklas-(Feldspat-) Einsprenglingen. Aus Melaphyr bestehen z. B. die Höhen beiderseits des Goldwassertales, ferner Langer Berg (901 Meter), Quarg-Berg (895 Meter), Zuckerberg (891 Meter), Buchberg (883 Meter) und der Gipfel des Storchberges, der von Norden gesehen fast den Eindruck eines Vulkankegels macht. Auch Teile der Wildberge bestehen aus Melaphyrdecken: der Birtberg, der Süabhäng des kleinen Wildberges und weiter nordwestlich der Spähnberg und Bogelsberg bei Alt-Lässig. Aus Orthoklaspor-

phyr besteht die höchste Erhebung unseres vulkanischen Berglandes, der Heidelberg (936 Meter), anschließend daran das Dürre Gebirge und Hohe Gebirge bis Kolonie Büttnergrund, ferner die Berge um Nieder-Langwaltersdorf und Schmidtsdorf (hier in dunkleren Porphyrit übergehend), bezgleichen auch Kleiner und Großer Wilbberg (836 Meter).

Die obersten Lavadecken sind zu Quarzporphyr erstarrt. Aus diesem Gestein bestehen die südlichsten Berge der Heimat längs der Landesgrenze bei Ober-Wüstegiersdorf, Freudenburg und Fuchswinkel, wo es z. B. den Görbersdorfer und Friedländer Reichmacher sowie die Fleischerberge aufbaut. Jenseits des Steinetales finden wir es wieder in dem wegen seiner prächtigen Rundsicht bekannten Spitzberg, in der Kleinen und Großen Heide und den nordwestlich sich anschließenden Höhen.

So verdanken wir also gerade der Rotliegendzeit mit ihrer regen vulkanischen Tätigkeit die eigentliche Höhengliederung unseres Berglandes und seine landschaftlich schönsten Punkte. Grüne Wiesentäler, von munteren, kristallklaren Bächen durchrauscht, in denen flinke Forellen pfeilschnell vor dem Wanderer davonschießen, harzig duftende, ernste Fichtenwälder und freundliche Buchenhaine: wer diese Schönheiten recht empfinden will, der wandere in unsere stille Bergwelt mit ihrer stürmischen Vergangenheit, da wird auch er seine Ruhe finden.

II. Unsere Heimat während des Mittelalters der Erdgeschichte.

1. Die Trias- und Jurazeit.

Zu Beginn des Mittelalters der Erdgeschichte herrschte nach dem Rückzuge des Zechsteinmeeres abermals in unserer Gegend ein Wüstenklima. Es ließ große Mengen von Sand entstehen, die als Wanderdünen die Zechsteinbildungen überschritten, sie unter einer bis 100 Meter dicken Decke vergruben und im Laufe der Zeit zu blaßrotem Sandstein verhärteten. Als Zeuge der Buntsandsteinzeit tritt er an der Muldeninnenseite des Zechsteins als schmale Zone zutage. Am besten kann man den Buntsandstein in den „Zwergstuben“ bei Rosenau beobachten. (S. Abb. „Zwergstuben“.) Er enthält keinerlei graue oder schwarze Schichten, die auf Pflanzenwuchs schließen ließen, nur ab und zu ein paar Gerölle oder Tonsteinlinsen und „Tongallen“.

Diese beiden entsprechen dem verhärteten Schlamm kleiner, ausgetrockneter Wasserlachen oder seinen vom Wind verwehten, klein zerplatteten Broden.

Nun folgt im Tagebuch unserer Mutter Erde eine große Lücke. Ueber die Zeit des Muschelfalles und Neupers, die zusammen mit dem Buntsandstein die Trias bilden, ebenso über die Jurazeit erfahren wir aus den Schichten der Heimat gar nichts. Sicherlich drangen die Meere dieser Zeiten nicht bis in unsere Mulde vor; andererseits muß aber damals das Festlandsklima so wenig eigenartige Ablagerungen geschaffen haben, daß wir sie heute nicht als den betreffenden Zeiten angehörig erkennen können.

2. Die Kreidezeit.

Erst in der mittleren Kreidezeit eroberte das Weltmeer von neuem unsere Hauptmulde. Die rotliegenden Schicht- und Ergußgesteine, die schon dem flachen Zechsteinmeer gegenüber als Schutzwall für die dahinter liegende, bereits zugeschüttete Waldburger Bucht gedient hatten, bewährten sich auch dem tieferen Kreidemeer gegenüber. So mußte es sich bei seinem Vorstoß nur mit der Muldenmitte begnügen und lagerte dort Massen von Seesand, zeitweise bei größerer Tiefe auch kalkigen Schlamm ab. Die nordwestlichen Vorposten kreidezeitlicher Sandsteine finden wir in der Gegend von Görtelsdorf (Teufelsstein), Klein-Hennersdorf und Grüssau. Sie überlagern hier den Buntsandstein, den Zechstein und greifen selbst bis auf das Rotliegende über. Sie führen an ihrem Grunde eine Sandsteinschicht mit Kohle Spuren, ein Zeichen dafür, daß der feuchte Hauch des herannahenden Meeres eine Pflanzenwelt ins Leben gerufen hatte. Ueber einer Schicht gut gerundeter Gerölle, als ein Erzeugnis der Brandung das Herannahen des Meeres verkündend, beginnen dann die eigentlichen Meeresablagerungen mit dem unteren Quader sandstein, so benannt wegen seiner Eigentümlichkeit, infolge senkrechter Sprünge und Anwitterung wagerechter Schichtenfugen sich in wollsackähnliche Quader aufzulösen. Er ist ein gelblich-brauner, aus spärlich verkitteten Quarzkörnchen bestehender, daher recht mürber Sandstein, der aber doch Steilwände bildet und in großen Blöcken die Abhänge bedeckt. So können wir ihn an der Buchenlehne bei Göhlenau längs der Landesgrenze beobachten. Abdrücke von Kamm-Muscheln, Aустern und Schwämmen lassen den

Sandstein als tatsächlichen Meeresniederschlag erkennen. Auch Treibholzstücke, in mürbe Kohle verwandelt, schließt er bei Trautliebersdorf ein.

Auf den unteren Quadersandstein legen sich als Decken die feinkörnigen Mergel- und schwach kalkigen Plänersandsteine, letztere reicher an tierischen Resten. Zur Entstehungszeit dieser beiden Gesteine — die heute infolge Verwitterung sehr bald in kleine Stücke zerfallen und daher keine schroffen Felsen bilden — hatte das Kreidemeer bei uns seine größte Tiefe erreicht.

Als Abfälle des wieder flacher gewordenen jüngeren Kreidemeeres haben wir den oberen, weißen Quadersandstein aufzufassen. Ursprünglich bildete er in der Mitte der Mulde eine langgestreckte, zusammenhängende dicke Sandsteintafel. Heute aber haben die abtragenden Kräfte den größten Teil wieder fortgeräumt, und so überragen nur noch einzelne tafelförmige „Zeugenberge“ die Umgegend, ähnlich wie Königs- und Lilienstein im gleichalterigen Elbsandsteingebirge. Wenn wir heute vom Heideberge aus forschend den Blick über den vorwiegend böhmischen Teil der Mulde schweifen lassen, so erkennen wir leicht diese Inselberge an ihrer eigentümlichen Form. Fern im Süden blaut der langgestreckte, flache Spiegelberg (915 Meter), wenig links davon die Heuscheuer, mit 919 Meter der höchste Punkt innerhalb der Mulde; rechts davon, also mehr nach Südwesten hin, erhebt sich der gedrungene Tafelberg des Bostaz (700 Meter), und endlich im Südwesten, kaum noch 2 Meilen von uns entfernt, das größte zusammenhängende Gebiet des oberen Quadersandsteins: die Felsen von Udersbach-Wefelsdorf. Sie bilden gleich der kleineren Heuscheuer ein sehr beliebtes Wanderziel vieler Waldenburger; aber auch aus der ganzen Welt strömen jährlich gegen 50 000 Menschen in dieses malerische Felsenlabyrinth, das in ähnlicher Großartigkeit nur noch einmal auf europäischem Boden bei Malaga in Südspanien seinesgleichen findet. Wie reich an immer neuen Bildern ist eine Wanderung durch diese wild zerfurchte Sandsteinplatte! Enge Felschluchten mit 60 Meter hohen Steilwänden, durch die man sich oftmals nur mit Mühe hindurchzwängt und deren Sohle stellenweise noch nie ein Sonnenstrahl beschienen hat, öffnen sich plötzlich zu einem geräumigen Felsentheater, in das kulissenartig hohe, schmale Wände, Pfeiler und kühne Felsnagen vorspringen, durch fließendes Wasser und Windgebläse zu vieldeutigen Einzel-

formen und Gruppen herausgewittert. An einer andern Stelle wieder umjängt uns eine weite, domähnliche Halle mit prachtvoller Klangwirkung, eine fast heilige Stätte, an der der Mensch Ehrfurcht empfindet vor dem großartigen, geheimnisvollen Walten der Natur. Denn dieses ist es, was hier und weiter auf Schritt und Tritt beim Durchwandern dieses Schluchten- und Felsgewirrs auf uns einen tiefen, nachhaltigen Eindruck macht. —

Die flach beckenförmig bis fast wagerecht gelagerten Gesteine der Kreideformation nehmen in einigen 100 Meter Mächtigkeit die gesamte Mitte der innerjüdetischen Mulde ein und bilden das jüngste aller an ihrem Aufbau beteiligten Glieder. Sie erfüllen die ganze Mitte der Grafschaft Glaz und greifen zwischen dem Habelschwerdter Gebirge und dem Schneeberg im Gebiet der oberen Neiße über Mittelwalde hinaus weit nach Süden in das alte Gneis- und Glimmerschiefergebirge ein. Bei Riecklingswalde in der Nähe von Habelschwerdt enthalten die Sandsteine eine reiche Tierwelt und vorzügliche Laubblattabdrücke kreidezeitlicher Pflanzen. Auch im benachbarten Böhmen, von wo das Meer bis in unsere Mulde eingedrungen ist, sind kreidezeitliche Gesteine in der Nordosthälfte beiderseits der oberen Elbe weit verbreitet, desgleichen in der Löwenberger Mulde, wo die obersten Schichten Lagen von Ton einschließen, der in den Bunzlauer Töpfereien verarbeitet wird.

Die weite Verbreitung der Abjäge des Kreidemeeres, besonders gerade innerhalb unserer Mulde, ist eine hochbedeutende Tatsache. Sie tritt um so deutlicher hervor, als die beiden älteren großen Meeresüberflutungen des Mittelalters zur Muschelkalk- und Jurazeit offenbar gar nicht bis in unsere Gegend vorgestoßen sind. Inzwischen müssen also Kräfte an der Arbeit gewesen sein, die zunächst einmal die Voraussetzung für die Ueberschwemmung unserer Mulde zur Kreidezeit schufen. Als ihre Ursache erkennen wir jüngere Gebirgsbewegungen, die Ende der Jurazeit einsetzten, während der Kreidezeit andauerten und bis in die nachfolgende Braunkohlen- oder Tertiärzeit wirksam waren. Wiederum müssen wir zur Aufklärung über die Eigenart dieser Faltungsvorgänge für kurze Zeit das enge Gebiet der Heimat verlassen und unser Augenmerk auf den Teil des Vaterlandes richten, in dem man diese Faltungen zuerst erkannt hat: die Gegend Niedersachsens, nach der die ganze Faltung die „saxonische“ genannt wird.

Die „Böhmische Masse“ sendet nach Nordwesten zwei alte Ausläufer aus: Franken- und Thüringerwald im Westen, den Flechtinger Höhenzug über Magdeburg hinaus im Osten; dazwischen liegt ein alter Horst der karbonischen Alpen: der Harz. Er gliedert das eingeschlossene Gebiet in zwei Becken, die zusammen mit dem nordwestlich von ihm gelegenen größeren niederdeutschen Becken den Hauptschauplatz der saxonischen Faltung bilden. Sie schuf hier eine Reihe von Sätteln und Mulden, die sämtlich dem nordwestlich gerichteten Rand der russischen Tafel parallel laufen.

Genau dasselbe Bild, nur um ein mehrfaches kleiner, wiederholt sich im nahen Bober-Natzbach-Gebirge. Von der südöstlichen Hauptmasse springen hier in gleicher Weise nach Nordwesten drei Horste vor, deren zwischengelagerte, grabenähnlich schmale Mulden sich zur breiten Löwenberger Kreidemulde vereinigen.

Auch in unsere innersudetische Mulde hat die saxonische Faltung Eingang gefunden. Sie wirkte, wenn auch in viel schwächerem Maße, so doch in gleichem Sinne wie die erste zur Karbonzeit: sie vertiefte das alte Becken noch mehr, so daß sich die Kreide als jüngstes Glied am Muldenbau beteiligen konnte.

Ihr Auftreten in beiden Mulden innerhalb des Gebirges, ihr völliges Fehlen dagegen im Sudetenvorlande verrät uns noch eine zweite sehr wichtige Tatsache. Wäre die ältere Annahme richtig, daß das Vorland einen an der sudetischen Oststrandlinie abgesunkenen Teil des Sudetengebirges darstelle, so müßten auch dort Gesteine der Kreidezeit vorhanden sein. Das trifft aber, wie wir gesehen haben, durchaus nicht zu. Vielmehr finden wir rückblickend auf den Verlauf der Erdgeschichte immer wieder dieselbe Tatsache bestätigt: Sudetengebirge und Sudetenvorland haben sich vom Alttertum an ganz verschieden zueinander verhalten. Die Granite beider Schollen sind verschieden geartet; der Diabas nordwestlich von Freiburg endet am Randbruch und taucht nirgends im Vorlande wieder auf; keine permischen Porphyre und Melaphyre, keine rotliegenden, karbonischen oder devonischen Ablagerungen überschreiten den Randbruch, obgleich sie seine Flanke bilden oder nahe an ihn herantreten. Nur das uralte Eulengebirge, das die Oststrandlinie am deutlichsten hervortreten läßt, setzt sich mit den gleichen Gneisen ins Vorland fort. Das verschiedene Ver-

halten beider Gebiete während des Altertums und Mittelalters, das sich auch in dem völligen Mangel an Lagerstätten aus der Tiefe stammender Erze im Bereich des Vorlandes ausspricht, zwingt uns zu der Annahme, daß es sich hier um zwei ganz verschiedene Schollen der Erdkruste handelt, und ferner, daß noch am Ende der Kreidezeit das Sudetengebirge als Ganzes tiefer lag als das heutige Vorland.

III. Unsere Heimat während der Neuzeit.

1. Die Tertiär- oder Braunkohlenzeit.

Erst am Anfange der Neuzeit, im Tertiär, ändern sich diese Verhältnisse. Ins Tertiär fällt die Faltungsperiode, der wir unsere heutigen höchsten Gebirge der Erde verdanken; schon durch die schroffen Formen verraten sie ihre Jugend. Alle hohen Kettengebirge des Mittelmeergebietes: der Atlas im Norden Afrikas, der sich über Sizilien in dem Apennin, über die untermeerische Barre von Gibraltar in dem Andalusischen Hochgebirge fortsetzt, die Pyrenäen, Alpen, Karpathen und der Balkan, ferner anschließend der Kaukasus und Himalaya gehören dem langen, zusammenhängenden Gürtel an, der ganz Eurasien im Süden und Osten umgibt. Wie gewaltig die Stauchung auf europäischem Boden gewesen sein muß, erkennen wir z. B. daran, daß in der Alpengegend ein Stück der Erdkruste mindestens auf den achten Teil der früheren Breite zusammengeschoben worden ist. Diese Umwälzungen machten sich in Mitteldeutschland nicht nur dadurch bemerkbar, daß Sprünge und Risse den felsigen Untergrund in viele Schollen zerlegten, sondern daß diese auch seitlich gegeneinander verlagert, teilweise an ihren Rändern überschoben oder gar aus der Umgebung hoch herausgehoben wurden. Auch unsere Heimat geriet mit hinein in den Bereich der tertiären Krustenbewegungen. Sie brachten die Umkehr der bisherigen Höhenverhältnisse: langsam wurde das Sudetengebirge unter Wahrung der gegenseitigen Höhenlage seiner Hauptteile längs des alten Ostrandbruches, der wichtigsten geologischen Linie Schlesiens, emporgepreßt, bis es das träge Vorland ungefähr um den heutigen Betrag überragte. Damit waren im wesentlichen die heute noch

vorhandenen Landschaftsformen festgelegt. Aber selbst bis in die neueste Zeit hinein sind die Schollenbewegungen noch nicht völlig zur Ruhe gekommen. Das lehren die sudetischen Erdbeben vom 31. Januar 1883, 11. Juni 1895 und 10. Januar 1901, die sämtlich im Heimatgebiet deutlich spürbar waren. Besonders die letzten beiden sind nach allen Beziehungen hin sehr genau erforscht worden. Auf Grund von Einzelberichten aus über 600 Orten konnte festgestellt werden, daß das Erdbeben vom Jahre 1895 in 25 Kreisen Schlesiens, in den angrenzenden Teilen Böhmens, Mährens und Oesterreichisch-Schlesiens mit einer Gesamtfläche von 6350 Quadratkilometer beobachtet worden war und hauptsächlich den mittleren Teil der Sudeten betroffen hatte. Stoßartige und wellenförmige Bewegungen, begleitet von donnerähnlichem Rollen, das dem Geräusch eines schwer beladenen, vorüberfahrenden Lastwagens glich, ließen Häuser in ihren Grundfesten erzittern und in ihren oberen Stockwerken schwanken. Infolge von Rissen und Sprüngen war in Gollschau (Kreis Nimptsch) ein Gebäude so stark beschädigt worden, daß es geräumt werden mußte. Aus unserm Berglande liegen 39 Berichte über dieses bei uns seltene Naturereignis von 30 verschiedenen Orten vor, darunter 5 aus Waldenburg und Altwasser. Danach äußerte sich das Beben am stärksten in Dittmannsdorf und Ober-Salzbrunn und dauerte ungefähr 5 Sekunden. Jüngere Bewegungen lassen sich auch innerhalb der inner-sudetischen Mulde erkennen. Sie ist seit ihrer Höherlagerung im Tertiär an ihren Längsseiten stark zusammengepreßt worden, und so erklärt sich die überraschende Tatsache, daß ihre Mitte, die doch eigentlich am tiefsten liegen mußte, heute in dem Heuscheuergebirge mit 919 Meter den höchsten Punkt darstellt, bis zu dem ihre Sedimentgesteine — und im besonderen Kreidestgesteine überhaupt in ganz Europa mit Ausnahme der Alpen — emporgepreßt worden sind. Noch heute sind die Heraushebungsbewegungen der Muldenmitte nicht vollkommen erloschen; ihre letzten Außerungen ragen bis in die jüngste Zeit hinein.

Wie der karbonischen Faltung, so folgte auch der tertiären Aufpressung der Gebirge eine Zeit bedeutender vulkanischer Ausbrüche. Bald bohrten glühende Gase in Gebieten geringer Festigkeit oder selbst durch starke Gesteinspanzer eine Anzahl Kanäle durch die Oberfläche, diese siebartig durchlöchernd wie die Schwäbische Alb oder die Hochfläche der Eifel; bald flossen breite Lavaströme über



Eiszeit: Jäger mit Mammut.

Aus Poroné „Geschichte der Umwelt“, Preis 40 Pf., Verlag der Feiertunden, Berlin W. 35.

Hochebenen und Bergabhänge hinweg, wie im Westerwald und unserm größten deutschen Vulkangebirge, dem Vogelsberg; bald quollen Massen zähflüssigen Gesteinsbreies empor und erstarrten zu zahlreichen einzeln gelegenen Bergkuppen, so in Hessen, in Nordböhmen am Fuße des Erzgebirges und in Schlesien. Ein grauschwarzes Gestein, das dem Melaphyr des Alttertums entspricht und die Eigentümlichkeit besitzt, oftmals in mehr oder weniger regelmäßigen Säulen zu zerklüften, nämlich der Basalt, setzt alle diese jüngsten Vulkanberge der Heimatprovinz zusammen. Als solche erkennen wir z. B. die Landeskrone bei Görlitz, den Gröbzigberg, den Probstthainer Spitzberg, den Kreuzberg und Breiten Berg bei Striegau und noch manche anderen Bergkuppen bei Rimplitz und Falkenberg. Unsere Heimat liegt abseits des Hauptzuges tertiärer Vulkanausbrüche, und so finden wir in nächster Nähe nur ein einziges, zwerghaftes Basaltvorkommen, das die dritte und zugleich letzte Hauptperiode vulkanischer Tätigkeiten nur eben noch andeutet: einen kurzen Basaltgang an der Ostseite des Quolzborjer Popelberges am linken Zeisbachufer. Als die letzten Anzeichen der erlöschenden vulkanischen Tätigkeit sind die zahlreichen kohlenstoffhaltigen Mineralquellen unsers Berglandes aufzufassen, wie auf dieselbe Ursache wahrscheinlich auch das Auftreten großer Mengen von Kohlenstoff besonders in den am Muldenrande gelegenen Gruben zurückzuführen ist, deren plötzliches Ausbrechen leider schon manchem getreuen Knappen das Leben gekostet hat.

An neuen Schichtgesteinen verdanke unsere Heimat der Tertiärzeit gar nichts; nirgends treten wenigstens solche zutage. Erst in der Ebene finden wir sie bei Saarau als nächstem Vorkommen. Sie schließen hier wertvolle Bodenschätze ein, die Braunkohlen, deren geringe Mächtigkeit aber, erklärbar aus nur einmaliger Zufüllung einer flachen Wanne des starren Grundgebirges, an diesem Orte wie überall im Sudetenvorlande den Abbau kaum lohnt. Erst im Gebirge, wo einsinkende Becken immer wieder neue Bildungsräume schufen, wie in Nordböhmen, Sachsen und der Lausitz, begegnen wir mächtigeren, abbauwürdigen Flözen, den Resten der tertiären Sumpfwälder. So finden wir eine neue Ähnlichkeit der Tertiärzeit mit dem ausklingenden Alttertum: zur Gebirgsfaltung und regen vulkanischen Tätigkeit gesellt sich als Drittes gesteigerter Pflanzenwuchs, der zur Bildung von Kohlen führt. Aber

Millionen von Jahren liegt die Steinkohlenzeit zurück; die Pflanzenwelt hat sich inzwischen weiter entwickelt, und so finden wir ganz vertraute Formen in den alten Braunkohlenlagern und ihren Nebengesteinen wieder, so gut erhalten, daß wir Holzart, Blätter und Früchte genau bestimmen können. Aus dem Anfang des Tertiärs, dem Eozän, stammen Braunkohlen in Deutschland nur vereinzelt. Damals bahnten sich erst die Verhältnisse an, die einem reicheren Pflanzenwuchse günstig waren. In dem folgenden Abschnitt, dem Oligozän, sind Braunkohlenlager schon in größerer Zahl und Mächtigkeit entstanden. Die daran beteiligten Pflanzen — Fächerpalmen, Zimtbäume, Feigenbäume, Magnolien und immergrüne Eichen — weisen auf ein fast tropisches Klima hin, wie es heute in Japan und im südlichen Nordamerika herrscht. Die halb tropischen Formen treten im folgenden Miozän mehr und mehr zurück. Die mächtigen Braunkohlenlager von Senftenberg in der Niederlausitz, denen das kleine bei Saarau gleichalterig ist, lieferten Reste von Sumpfpfropfen in Form mächtiger Stümpfe, an deren wohl erhaltenen Jahresringen wir heute noch die gewaltige Lebensdauer von 1000 bis 2000 Jahren feststellen können, ferner Reste von Mammutbäumen, Rußbäumen, Kastanien, Platanen, Weiden, Pappeln, Birken, Erlen, Buchen, Linden, Eichen, Ahornen und Ulmen, also lauter Formen, die auch jetzt noch mit wenigen Ausnahmen bei uns gedeihen. Palmen finden sich dagegen schon seltener. Sie fehlen bereits vollkommen in den kleineren und selteneren Braunkohlenlagern des jüngsten Abschnittes der Tertiärzeit, dem Pliozän. Dafür treten hier mehr Nadelhölzer — Kiefern, Fichten, Tannen und Lärchen — auf.

So erkennen wir also aus der Beobachtung der tertiären Pflanzenwelt, wie ihre Kraft und Fülle sich gegen die Mitte dieser Periode hin gewaltig steigern, wie dann aber die Lebenskräfte allmählich erlahmen, gleichzeitig wärmeliebende Bäume und Sträucher aussterben und genügsameren Formen eines gemäßigten Klimas Platz machen. Unverkennbar verschlechtern sich demnach die klimatischen Verhältnisse im Laufe der Tertiärzeit mehr und mehr und deuten ein Ereignis an, das den Höhepunkt dieser ganzen Entwicklung darstellt und weite Gebiete der nördlichen Halbkugel, unsere Heimat mit eingeschlossen, in starke Mitleidenschaft gezogen hat: die Vereisung während der herannahenden Diluvialzeit.

2. Die Eiszeit.

(S. Abb. „Gletscher mit Mammut“.)

Im Norden Europas gingen unaufhörlich große Schneemassen nieder; aber die locker aufgehäuften Schneekristalle tauten nicht wieder auf, sondern verwandelten sich allmählich zu körnigem Firn, aus dem durch Eisverkittung trübes Firneis und zuletzt grünblaues Gletschereis hervorging. Immer dicker wurde die Eistappe, die über Skandinavien und Finnland lagerte und schließlich das alte, damals noch bedeutend höhere kaledonische Gebirge ganz unter sich vergrub. Von seinem Rücken glitten die Eismassen in südlicher Richtung fächerförmig hinab, schoben sich durch das flache und daher kaum Widerstand bietende Becken der Ostsee und wandelten ganz Norddeutschland in eine Eiswüste um. Wie im heutigen Grönland, wo das Inlandeis in einer Stärke von annähernd 1000 Meter fast die ganze Insel ($1\frac{1}{2}$ Millionen Quadratkilometer) bedeckt, alle Oberflächenformen des darunter vergrabenen felsigen Berglandes verhüllend, so mag es zur Eiszeit auch in weiten Gebieten unseres Vaterlandes ausgesehen haben. Der kalte Hauch des herannahenden Eises hatte die Temperatur immer tiefer hinabgedrückt und das reiche Pflanzen- und Tierleben der ausklingenden Tertiärzeit zugrunde gerichtet. Verschwunden waren die dichten Wälder, verschwunden auch ihre Bewohner, darunter gewaltige Elefanten, Nashörner, riesige Hirsche und Bären. Dafür hatte in Gefolgschaft des Eises eine hochnordische Pflanzen- und Tierwelt, an rauhes Klima gewöhnt, ihren Einzug gehalten. Zwergbirke, Polarweide, Silberwurz sowie Flechten und Moose fristeten in einiger Entfernung vom Gletscherrande ihr kümmerliches Dasein und dienten den genügsamen Renttieren, Moschusochsen und Mammuten als lärgliche Nahrung.

Das Inlandeis nahm sowohl in seinem Ursprungsgebiet als auch in all den Gegenden, über die es sich hinwegschob, große Mengen von feinerem und gröberem Gesteinschutt, zuweilen sogar große zusammenhängende Schollen an seinem Grunde auf und führte sie als eingefrorene „Grundmoräne“ weit mit sich fort, dabei den felsigen Untergrund des überschrittenen Landes und die mitgeführten Geschiebe abschleifend und schrammend. Beim Abschmelzen des Eises mußte die Grundmoräne an Ort und Stelle zurückbleiben und bildete als stark kalkhaltiges Ge-

menge von Sand und Ton mit regellos eingebetteten kleineren Steinen und größeren Blöcken eine Geschiebemergelschicht. Man kennt in Norddeutschland drei durch anders geartete Zwischenlagen getrennte, einander überlagernde Geschiebemergelschichten, die also drei zeitlich verschiedenen Vereisungen entsprechen. In den beiden Zwischeneiszeiten herrschten wiederum günstigere Verhältnisse. Ein dem heutigen ähnliches Klima hatte die Gletscher weit nach Norden zurückgedrängt, und Pflanzen und Tiere wanderten vorübergehend in das vom Eise befreite Land ein. Ihre Reste sind in den damals entstandenen Torfmooren und Sandschichten erhalten geblieben.

Die bedeutendste der drei Vereisungen ist offenbar die zweite gewesen. Der Geschiebemergel der Hauptvereisung ist von England aus über Deutschland und Rußland bis weit jenseits des Urals nach Sibirien hinein zu verfolgen und überkrustet eine Fläche von $6\frac{1}{2}$ Millionen Quadratkilometer. In Deutschland reichte das Inlandeis bis an den Fuß der Mittelgebirge oder griff sogar zungenförmig in sie ein. Auch die eiszeitlichen Ablagerungen fast ganz Schlesiens entstammen der Hauptvergletscherung. Aber vergebens werden wir bei uns wie überall in den Gegenden Deutschlands, die die letzte Vereisung nicht mehr erreichte, nach den so bezeichnenden, eindeutigen Oberflächenformen suchen, die in den weiter nördlich gelegenen Ostseeprovinzen dem Kenner ohne weiteres ihre eiszeitliche Entstehung verraten. Keine bogigen Endmoränenwälle mit vorgelagerten, steinbestreuten Sandr-Flächen, keine kuppigen oder flachwelligen Grundmoränenlandschaften mit runden, ausgestrübten Söllen, keine langgestreckten Seen finden sich auf schlesischem Boden im Bereich der Hauptvereisung. Ihre Ablagerungen sind vielmehr während der letzten Zwischeneiszeit derartig stark eingeebnet worden, daß nur noch die eigentümliche Zusammensetzung des Bodens von diesem gewaltigen Ereignis Kunde gibt.

Die Eigenart der Bodenbestandteile mancher Gebiete der Heimatflur lehrt uns, daß auch unser Waldenburger Bergland teilweise vergletschert gewesen ist. Aber es besaß keinen eigenen, selbständigen Gletscher wie das benachbarte Riesengebirge, sondern alle unsere Grundmoränen, Riese, Sande und Beckentone verdanken wir den Vorposten des großen nordischen Inlandeises. Als gewaltige Mauer von mindestens noch 500 Meter Höhe rückte es den Sudeten

immer näher, vorwärts gedrängt von immer neuen Nachschüben des nordischen Nährgebietes. Schließlich griff es, die nach der Ebene ausmündenden Täler als natürliche Eingangspforten benutzend, zur Zeit seiner größten Ausdehnung auch ins Gebirge ein. Mehrere Eisströme eroberten von verschiedenen Richtungen her gleichzeitig unsere Gegend. Der größte rückte von Norden in den Tälern des Salzaches und Hellebaches vor, sehr bald auf die Einebnungen des Gebirges bei Liebichau, Seitendorf, Salzbrunn und Weißstein übergreifend. Bei Waldenburg sandte er eine Gletscherzunge das Leisetal aufwärts bis Dittersbach, eine andere bis Ober-Hermisdorf vor, die sich hier mit dem von Westen das Lässigtal aufwärts über Rothenbach, Alt-Lässig und Gottesberg vordringenden Gletscherstrom vereinigte. Ein weiterer Eisstrom drang das Weistrital aufwärts ins Gebirge vor und erreichte bei Behmwasser, Streingrund und Reußendorf seine Westgrenze, während die Südhälfte unseres Kreises unvereist blieb.

An all diesen Orten haben die Gletscherströme unverkennbare Spuren ihrer einstigen Anwesenheit hinterlassen. Größere zusammenhängende Flächen der alten steingespidten Grundmoräne, wie die im Gebiet der Ziegeleien bei Nieder-Salzbrunn und Nieder-Adelsbach, kleinere bei Reußendorf, Altwasser, Waldenburg, Weißstein, Gottesberg, Alt-Lässig und Rothenbach. Kleinste, verstreut liegende Felsen der Grundmoräne, wie die im Gebiet der Ziegeleien bei Nieder- und Ober-Hermisdorf, zeigen an, daß sie ehemals viel ausgedehnter verbreitet war, heute aber den abtragenden Kräften bis auf diese kleinen Reste zum Opfer gefallen ist. Aber selbst wo die ganze lehmig-sandige Moränendecke vollkommen entfernt worden ist, künden noch einzelne stattliche nordische Granit- und Gneisblöcke als gewichtige Zeugen die Ausdehnung der großen Vereisung an, so an den Abhängen des Sattelwaldes in fast 600 Meter Meereshöhe, der höchsten Stelle, die das Inlandeis in mitteldeutschen Gebirgen erreicht hat. Nirgends aber ist der felsige Untergrund der Heimat deutlich abgeschliffen oder geschrämmt wie am Rummelsberg bei Strehlen, bei Rüdersdorf südöstlich von Berlin oder an vielen Orten Sachsens.

Die eigenartige Zusammensetzung der heimischen Grundmoräne lernen wir am besten in den künstlichen Aufschlüssen der Ziegeleien kennen. In der Reußendorfer Ziegeleigrube steht zu unterst ein blaugrauer bis bräunlicher, gegen 3 Meter mächtiger fetter Ton an, der zwar braunkohlen-

ähnliche Hölzer, aber keine Geschiebe enthält und nach der Tiefe zu durch Einschaltung dünner Sandlagen in den Bänder- oder Blätterton übergeht. Er entspricht den feinsten Sinkstoffabsätzen der vor dem Rande des herannahenden Eises aufgestauten kleinen Schmelzwasserseen. Darüber lagert als Zeuge weiteren Gletschervorrückens die einige Meter starke, nachträglich entkalkte Grundmoräne. Sie besteht aus einer ungeschichteten, gelblich-grauen, sandig-lehmigen Masse, in der regellos eingestreut die verschiedenartigsten Geschiebe sitzen, von denen Feuersteine des baltischen Kreidegebietes sowie nordische Granite und Gneise, kenntlich an den rötlichen Feldspäten, am meisten auffallen. Zwei besonders mächtige, aus dieser Grube stammende Findlinge haben als wichtige Naturdenkmäler im Reußendorfer Parke Aufstellung gefunden.

Die Ziegeleigruben bei Altwasser und Ober-Waldenburg zeigen dasselbe Bild; nur sind hier die Beckentone weit mächtiger entwickelt. Sie werden, vermischt mit dem auch hier darüber lagernden Geschiebelehme, zu Ziegeln, Dachpfannen und Entwässerungsröhren verarbeitet. Unter den Geschieben sind neben nordischen Findlingen die Grünschiefer des Bober-Ratzbach-Gebirges nebst Striegauer Basalten und Graniten auffällig.

Die am höchsten gelegene Grundmoräne unseres Heimatgebietes und zugleich auch ganz Schlesiens ist in der Ziegeleigrube bei Ober-Hermsdorf aufgeschlossen. Die eiszzeitlichen Ablagerungen sind hier nur noch gut 1 Meter stark. Als Geschiebe treten wieder nordische Granite, Gneise, Feuersteinsplitter, Striegauer Granite und Basalte sowie ferner Gabbroblöcke der Zobtener Gegend neben viel einheimischem Geröll auf. Ein Vergleich der Höhe Lage dieser 560 Meter über dem Meere gelegenen Grundmoräne mit der ihrer bedeutend tiefer anstehenden Reste an der Nordgrenze unseres Berglandes verrät die wichtige Tatsache, daß das nordische Inlandeis bei uns im Gebirge noch eine ungefähre Stärke von 200 Meter gehabt haben muß.

Aus der Umarbeitung und Aufbereitung der Grundmoräne durch die Abschmelzwässer gingen die gelblichen Geschiebesande und Kiese hervor. In der Stadt Waldenburg selbst bilden sie im Gebiet der Kristerschen Porzellanfabrik, der Sandstraße — an der die deutlich geschichteten Sande in einer kleinen Grube aufgeschlossen

sind — ferner im Gelände der Gottesberger Straße und in der Umgebung der ev. Kirche den Untergrund. Gerade an letztgenannter Stelle sind die Sande besonders hoch aufgeschichtet. Sie erreichen hier eine Höhe von 10 bis 12 Meter und bilden nebst dem darunter liegenden Geschiebemergel und Beckenton mit 16 bis 18 Meter Gesamtmächtigkeit die stärkste eiszeitliche Ablagerung im Stadtgebiet.

Die größte eiszeitliche Sandablagerung unserer ganzen Heimat bildet der allbekannte Sandberg bei der gleichnamigen Kolonie. Es ist nicht Zufall, daß er gerade an der Stelle liegt, wo das Altwasserer Tal das höhere unterkarbonische Randgebirge verläßt und in das eingeebnete Gneisgebiet einmündet. In der nahen Spiegelhütte wird der Sand als gutes Schleifmittel verwendet.

Die lehrreichste Stelle sandiger und kiefiger Ablagerungen der Eiszeit ist die Sandgrube von Nieder-Runzendorf, eine wahre Mustersammlung nordischer Geschiebe. Sie liegt zwar schon außerhalb der engeren Heimat vor dem Sudetenrande, ist aber bequem erreichbar und für die Erkenntnis eiszeitlicher Wirkungen und Zustände von so großer Bedeutung, daß es sehr lohnend ist, sie aufzusuchen. Sie stellt eine besonders starke Anhäufung von verlagertem Moränenschutt dar, den die zwischen Gebirgsrand und Eisrand nordwestwärts dahinbrausenden Schmelzwässer hier abgelagert haben. Wohlgeschichtete Sande, die im nahen Freiburg zu Zementwaren verarbeitet werden, wechseln mit Lagen feiner und grober Kiese ab. Sie gehen zonenweise in wahre Blockpackungen über, die erkennen lassen, wie gewaltig zeitweilig die Stoßkraft der Wassermassen gewesen sein muß. Am oberen Rande werden die Sande stellenweise von lößartigem Lehm überlagert, aus dem merkwürdig zusammengeballte, schneeweiße Kalkausscheidungen, die „Lößfindel“, hervorleuchten. Die ganze Mitte der Grube wird von den zurzeit als unverwendbar ausgeschiedenen, stark gerundeten Geschiebeblöcken erfüllt. Aber gerade sie sind für die Zwecke der Belehrung besonders wichtig. Neben uns liegen gewaltige Granite und Gneise, die fern ihrer schwedischen und finnischen Heimat hier eine neue Ruhestätte gefunden haben. Ein großer nordischer Granitblock der benachbarten Zirlauer Sandgrube zeigt noch deutlich Gletscherschliff und Gletscherschrammen. „Einst zierte“ er, den Aether durchspähend, als Spitze des Urgebirgs Stock; Ruhm, Hoheit und

Stellung verschmähend, ward er zum erratischen Block.“ Ferner bemerken wir unter den Findlingen prachtvoll dunkelrote, gefleckte Porphyre und Porphyrite. Als ihre Heimat sind die Gegend am Dal-Elf und die Ålandsinseln bekannt. Dort liegt ein schneeweißer, stengeliger Skolithen-Sandstein. Er ist in den kambriischen Schichten Süd-schwedens verbreitet. Ein brauner, plattiger Kalk duftet beim Anschlagen stark nach Petroleum und enthält viele Kopf- und Schwanzschilder kleiner Trilobiten. Wir haben einen kambriischen Stinkkalk entdeckt und freuen uns dessen; bietet doch eine solche Riesgrube die einzige Möglichkeit, auf deutschem Boden kambriische Versteinerungen zu sammeln! Und dann die zahllosen, gewichtigen Silurkalk-Geschiebe! Ihre Heimat ist das baltische Silurgebiet zwischen Esthland, Desel, Gotland und Deland. Unter ihnen fallen besonders die an Gradhörnern und Dreilapptrebsen reichen Orthoceren-Kalke Esthlands und die bis kopfgroßen Korallenstöcke Gotlands auf. Geschiebe der Devon- und Zurazeit sind seltener, häufiger dagegen wieder die der Kreidezeit in Form von ansehnlichen Feuersteinknollen und Kalken mit Muscheln, Kieselchwämmen und Seeigeln des baltischen Kreidegebiets; auch vertiefelte Nadelhölzer der Tertiärzeit finden sich zuweilen unter den Geschieben. Viele Schichtgestein-Geschiebe sind außerdem von zierlichen, moosähnlichen Eisen- und Manganausscheidungen, den Dendriten, überzogen. — Hochbefriedigt verlassen wir wieder die Sandgrube. Sie ließ uns Einblick nehmen in die gewaltige, massenverlagernde Tätigkeit eiszeitlicher Schmelzwasserströme und zeigte uns an ihren Geschieben, aus welcher Richtung einstmal das Inlandeis bis in unsere Heimat vorgerückt ist.

Als die Sonne wieder wärmer zu scheinen begann, zog sich das Gletschereis weiter nach Norden zurück und gab das schuttüberstreute Gelände wieder frei. Besonders die ehemals vergletscherten Täler der Heimat waren mit Moränenschutt verstopft, so daß die Bäche und Flüsse sich von neuem ein Bett graben mußten, dabei viel Lehm, Sand und Geschiebe wieder fortführend. Zuweilen ließen sie auch Teile ihrer voreiszeitlichen, von Geschiebelehm erfüllten Täler unausgeräumt und sägten streckenweise vollkommen neue Betten in den felsigen Grund. Das großartigste Beispiel für die nacheiszeitliche Entstehung einer Felsenschlucht im Heimatgebiet ist das Schlesiertal, das neue Flußbett der Weistritz. Als ihr altes Tal erkennen

wir den flachen Sattel voller Geschiebelehm, auf dem der Ort Rynau liegt, während dem Rynsburgjelsen mit dem Kohlberg die Bedeutung einer zwischen dem alten und neuen Tal gelegenen Insel zukommt. — Als dann staubbeladene Steppenwinde über das Land brausten, lagerten sie den Löß ab und erzeugten glattgeschliffene Dreikauter, die besonders aus der Umgegend von Breslau bekannt sind. Aber noch einmal rückte das Inlandeis vor. Diesmal jedoch erreichte es unsere Heimat nicht mehr. An den wohlerhaltenen Endmoränenwällen der Grünberg-Lissa-Pleschener Gegend erkennen wir, daß es zwischen ihnen und dem Trebnitzer Raxengebirge seine Südgrenze gefunden hatte.

Mit dem endgültigen Abschmelzen des Inlandeises hatte die Diluvialzeit ihr Ende erreicht. Sie bedeutete auch für unsere Heimat eine ernste Schicksalsstunde, die aber dennoch ihr Gutes in sich barg. Dem fruchtbaren eiszeitlichen Boden vertraut heute der Landmann den Samen an, und die Industrie verwertet die Sande und Tone für technische Zwecke. Durchschnittlich 100 Meter betragen die Ablagerungen der Gletscher im Bereich ihres Bestreuungsfeldes, und um diese riesigen Beträge sind zur Eiszeit die nordischen Länder beraubt und erniedrigt worden.

3. Die Jetztzeit.

In der Folgezeit, dem Alluvium, bildete sich allmählich in unserm Vaterlande das heutige Klima heraus, und Pflanzen und Tiere wanderten in das Neuland ein. Einige unter ihnen sind wieder ausgestorben oder dem Aussterben nahe, wie Auerochse und Wisent, andere sind noch jetzt in der Einwanderung begriffen. Auch die heutigen Landschaftsformen stellen nur ein Augenblicksbild dar. Wenn wir beobachten, welche Sinkstoffmengen die Tageswässer unserm Berglande ständig entführen und an andern Stellen wieder ablagern, wie vor Talausgängen, z. B. dem des Salzbachs bei seinem Austritt aus dem Hochwaldgebiet, Schuttkegel sich angehäuft haben, wie ganze Felswände an der kleinen und großen Heide (Windlöcher!), dem großen Wildberg und besonders dem Hornschloßberge erst in erdgeschichtlich jüngster Zeit abgestürzt sind und ein wirres Durcheinander riesiger Blöcke erzeugt haben: dann erkennen wir, wie auch heute noch Kräfte an der Arbeit sind, das Antlitz der Heimat ständig zu verändern,

wie auch heute noch Werden und Vergehen stetig einander folgen.

Erst spät kam der Mensch in unsere Gegend. Während er in der Ebene schon von der Steinzeit an Siedlungen geschaffen hatte, mied er das unwegsame, urwaldbestandene Bergland, das nur wenige auf gelegentlichen Streifzügen kennengelernt hatten. Erst die fortschreitende Kultur befähigte und nötigte ihn, dauernd von unserer Heimatflur Besitz zu ergreifen, in deren Bodengestaltung, Pflanzen- und Tierwelt er seinen Zwecken entsprechend umformend eingriff und somit auch seinerseits dem Heimatantlitz manch neuen Zug verlieh.

Gar wechselvolle Schicksale sind es, die wir beim Durchblättern des uralten Schichtenbuches der Heimat aus den Aufzeichnungen der Mutter Erde entziffert haben. Sind auch manche Schriftzeichen längst wieder ausgetilgt oder rätselvoll verzerrt, fehlen auch ganze Seiten des ehrwürdigen Urkundenbuches, so konnten wir dennoch erkennen, wie sich die großen Weltgeschehnisse im engen Heimatgebiet widergespiegelt haben. Längst im Meere der Ewigkeit versunkene Zeiträume erstanden von neuem vor unserm geistigen Auge und offenbarten uns den allmählichen Werdegang des Waldburger Berglandes.

Literatur. Kayser: Lehrbuch der Geologie. 4 Bde. Walther: Lehrbuch der Geologie Deutschlands. Cloos: Der Gebirgsbau Schlesiens. Rinne: Gesteinskunde. Karten der geologischen Landesanstalt; Blatt: Waldburg, Freiburg, Friedland, Landeshut, Schömburg, Rudolfswaldau, Neurode.

Erdgeschichtliche Zeitalter.

V. Neuzeit.

3. Gegenwart. (Alluvium)
2. Eiszeit. (Diluvium.)
1. Tertiär.

IV. Mittelzeit.

3. Kreide.
2. Jura.
1. Trias. { Keuper.
Muschelkalk.
Buntsandstein.

III. Altzeit.

5. Perm. (Dyas.) { Zechstein
Rotliegendes.
4. Karbon. { Ober-Karbon.
Unter-Karbon (Ruhm
und Kohlenkalk.)
3. Devon.
2. Silur.
1. Cambrium.

II. Algonkium.

I. Urzeit.

Anmerkung: Die im Heimatgebiet durch Ablagerungen vertretenen Zeitalter sind durch Sperrdruck kenntlich gemacht; die Zeittafel ist von unten nach oben zu lesen.

Der niederschlesische Kohlenbergbau. *)

Von Dr. Ing. Gerke, Waldenburg.

A. Seine geschichtliche Entwicklung.

Auf dem Steinkohlenvorkommen von Waldenburg-Neurode wird seit Jahrhunderten ein reger Bergbau betrieben. Die ältesten urkundlichen Aufzeichnungen darüber stammen aus dem Jahre 1366, in welchem Bolko II., der Gebieter des Fürstentums Schweidnitz, einzelnen seiner Lehnsmanen das Erbstollenrecht in der Gemeinde Aldinwässer, dem heutigen Altwasser, verlieh. Schon die alten habsburgischen Kaiser, vor allem Rudolph II., zeigten reges Interesse für den Bergbau in Niederschlesien. Als Beweis dafür sei die für die Grafschaft Glatz in den Jahren 1577 und 1578 von Kaiser Rudolph II. erlassene Bergordnung genannt, die das Verfügungsrecht über die Steinkohle den Gutsherrschaften überließ.

Der eigentliche Aufschwung des niederschlesischen Bergbaues setzte schon bald nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen ein. Der spätere Leiter des Oberbergamtes in Breslau, der geniale Freiherr v. Reden, und der Staatsminister v. Heinich haben sich damals große Verdienste um die Hebung des Steinkohlenbergbaues erworben.

Durch Erlass der großzügigen Schlesischen Bergordnung, durch Ansiedlung von Bergleuten, durch Gewährung von Prämien für Umänderung von Feuerungsanlagen bei Kalk- und Ziegelbrennereien und Brauereien usw., durch Einrichtung von Steinkohlenfeuerungen in öffentlichen Gebäuden, durch Schaffung von Abfuhrwegen u. a. m. ermöglichte Reden dem Steinkohlenbergbau den Absatz seiner Erzeugnisse. Als besonders segensreich erwies sich die Verbesserung der Straßen und die Einrichtung des Umschlagplatzes in Maltzsch a. D.; hierdurch wurde es bereits damals möglich, Kohle bis nach Berlin auf der Oder zu verschicken. Von 21 266 Tonnen (zu 4 Zentnern) im Jahre 1779 stieg die Förderung dank dieser Maßnahmen bis auf 417 700 Tonnen im Jahre 1791.

Die erste Dampfmaschine fand auf dem Rothenbacher Tiefbau Aufstellung. Geraume Zeit darauf wurden auf anderen Gruben Dampfsgöpel in Betrieb genommen, die

*) Mit Erlaubnis des Verfassers und Verlags dem in der Monatschrift des Vereins deutscher Ingenieure „Technik und Wirtschaft“ (15. Jahrgang, Heft 6 und 7) erschienenen Aufsatz „Entwicklung des niederschlesischen Industriebezirkes“ von Berginspektor Dr. Ing. Gerke entnommen.

von der Rufferschen Maschinenbauanstalt in Breslau und dem königlichen Hüttenamt zu Gleiwitz erbaut waren. Schon damals bestanden also Beziehungen zwischen der Industrie Niederschlesiens und Oberschlesiens.

Die Hauptblütezeit fällt mit dem Aufschwung des Eisenbahnwesens zusammen, also etwa in die Jahre 1853 bis 1873, in denen durch die Bergräte Dr. Brade und Steiner, durch Männer wie Kramsta, Treutler, Kulmiz usw. die Grundlage zur Entwicklung der heutigen Steinkohlengruben gelegt wurde.

Der glückliche Ausgang der Kriege, welche die deutsche Einheit schufen, kam ebenfalls der Weiterentwicklung des niederschlesischen Reviers zugute. Der Steinkohlenbergbau nahm zunächst einen bedeutenden Aufschwung, dem allerdings nach den Gründerjahren eine Zeit des Stillstandes folgte.

Mitte der neunziger Jahre setzte die technische Verbesserung der Betriebe ein, die bis zum Kriege zu einem gewissen Abschluß gelangt war. Im Jahre 1903 wurde das Niederschlesische Kohlen Syndikat gegründet und damit auch der Verkauf der Erzeugnisse auf eine gesunde wirtschaftliche Grundlage gestellt.

B. Die geologischen Verhältnisse.

Das niederschlesische Revier umfaßt den preußischen Teil der Ablagerung des niederschlesisch-böhmischen Steinkohlenbeckens. Die Steinkohlenformation bildet hier eine flachschüsselförmige Mulde, die nach Südosten offen ist. Der Hauptteil der Ablagerung, die Mitte, ist von mächtigen Schichten jüngeren Alters bedeckt, während an den Rändern der Mulde die Steinkohle zutage tritt. Den Westflügel der Mulde bilden die Vorkommen, auf denen in Böhmen bei Schaplar u. a. D. seit langer Zeit Bergbau umgeht. Im Nordflügel, der teils auf böhmischem, teils auf preußischem Gebiet verläuft, sind bauwürdige Steinkohlenflöze nur ganz vereinzelt angetroffen. Der östliche Flügel der Mulde ist in sich wieder in die Spezialmulden von Landeshut und Waldenburg unterteilt, die durch den Vorsprung bei Waablau getrennt werden. Während in der Landeshuter Mulde die Schichten des flözführenden Steinkohlengebirges untergeordnet entwickelt sind, erreichen sie in der Waldenburger Mulde ihre größte Mächtigkeit. Im weiteren Verlauf der Ablagerung nach Südosten verschwinden die Flöze wieder und treten erst in der Gegend von Neurode wieder in bau-

würdiger Beschaffenheit auf. Der weitere Verlauf des Steinkohlengebirges ist unbekannt.

Das Innere der Mulde ist bis heute nur wenig erforscht. Bei Mittelsteine sind einige Aufschlüsse durch tiefe Bohrungen gemacht worden, die aber die jüngeren Schichten, die vor allem dem Rotliegenden angehören, trotz der bedeutenden Tiefe nicht durchsunken haben. Das Steinkohlengebirge wird hier in geringerer Tiefe als rund 1500 Meter kaum angetroffen werden. Es ist aber wahrscheinlich, daß Flöze vorhanden sind, und es ist deshalb vielleicht nicht richtig, wenn man die Lebensdauer des niederschlesischen Steinkohlenbergbaues nur auf zwei- bis dreihundert Jahre bemißt.

Die bisherigen Vorratzberechnungen stützen sich sämtlich nur auf die Aufschlüsse der Randzone, in die durch das schwankende Verhalten eines Teiles der Flöze allerdings eine gewisse Unsicherheit hineinkommt. Zieht man aber in Betracht, daß der bei weitem größte Teil der Ablagerung wegen der mächtigen Ueberlagerung noch unerforscht ist, so ist eine erheblich größere Lebensdauer des Steinkohlenbergbaues als durchaus wahrscheinlich anzunehmen. Allerdings dürfte der Aufschluß in technischer Hinsicht noch viele Schwierigkeiten bereiten, da voraussichtlich mächtige Schichten des Rotliegenden, unter Umständen auch Porphyrmassen, durch die Schächte zu durchteufen sind, ein Gebirge, das in gleicher Mächtigkeit bisher noch nirgends durchsunken ist. Aber schlimmer als die mächtigen Schwimmsandablagerungen, die der Steinkohlenbergbau am Niederrhein zu überwinden hat, werden auch diese Schichten kaum sein, wenn gleich im gegenwärtigen Augenblick in Folge der dauernden Steigerung der Ausgaben für Materialien und Löhne an einen Aufschluß, ja sogar nur an eine Untersuchung des Inneren der Mulde nicht gedacht werden kann.

Die Gestalt der Waldenburger Ablagerung ist durch den mächtigen Porphyrtegel des Hochwaldes bei seinem nach der Bildung der Flöze erfolgten Emporsteigen bestimmt worden. Der Hochwald ist von lauter Mulden eingerahmt, von denen die bedeutendsten die Rothenbacher und die Hermisdorfer Mulde sind. In der Rothenbacher Mulde bauen die Consolidierte Abendröthegrube und die Gustavgrube. In der Hermisdorfer Mulde geht der Abbau der Vereinigten Glückhils-Friedenshoffnunggrube, der Fuchz- und David-Grube, der Segen-Gottes-Grube, der Fürstensteiner Gruben und der Melchiorgrube um. Da ein Deck-

gebirge in der Randzone fehlt, so treten die Flöze unmittelbar zutage.

Insgesamt sind zwei Flözzüge aufgeschlossen, der „Hangende Zug“ und der „Liegende Zug“. Der Hangende Zug bildet den oberen Teil der Steinkohlenablagerung; er zeichnet sich durch Regelmäßigkeit der Ablagerung aus. Wenn diese Flözfolge auch gewissen Störungen unterliegt, so sind die Flöze in sich doch gleichmäßig und in verhältnismäßig befriedigender Mächtigkeit entwickelt. Der Hangendzug umfaßt insgesamt 20 Flöze.

Der Hangendzug wird von den Hartauer Schichten unterlagert, die nahezu flözleer sind und aus Sandsteinen, Schiefertonen und Konglomeraten bestehen. Unter den Hartauer Schichten lagert der Liegende Zug, in dem bis zu 20 Flöze nachgewiesen sind. Die Flöze dieser Gruppe sind leider weniger regelmäßig als die des Hangenden Zuges entwickelt. Wenigstens trifft das für die Tiefen zu, in denen jetzt der Abbau umgeht. Wie der Liegendzug in der Tiefe sich entwickeln wird, ist fraglich. Immerhin liegen gewisse Anzeichen dafür vor, daß in der Tiefe die Flöze regelmäßiger werden, und dies ist im Interesse der Lebensfähigkeit des niederschlesischen Bergbaues nur zu wünschen.

Bei Ludwigsdorf, Mölle und Neurode, wo die Wenceslausgrube und die Neuroder Kohlen- und Tonwerke arbeiten, treten wieder eine Anzahl Flöze auf, die dem Hangendzug angehören.

Das Verhalten der Flöze unterliegt in der Mächtigkeit und in der Beschaffenheit der Kohle großen Schwankungen. Leittflöze, die sich durch die ganze Ablagerung verfolgen lassen und in anderen Bergbaubezirken die Regel bilden, sind in Niederschlesien unbekannt. Infolge des starken Gebirgsdruckes liefert Niederschlesien weniger Stückkohle, dagegen mehr feinen Kohlenstaub, der auf einigen Gruben reichliche Mengen von leichtem und schwerem Kohlenwasserstoff enthält.

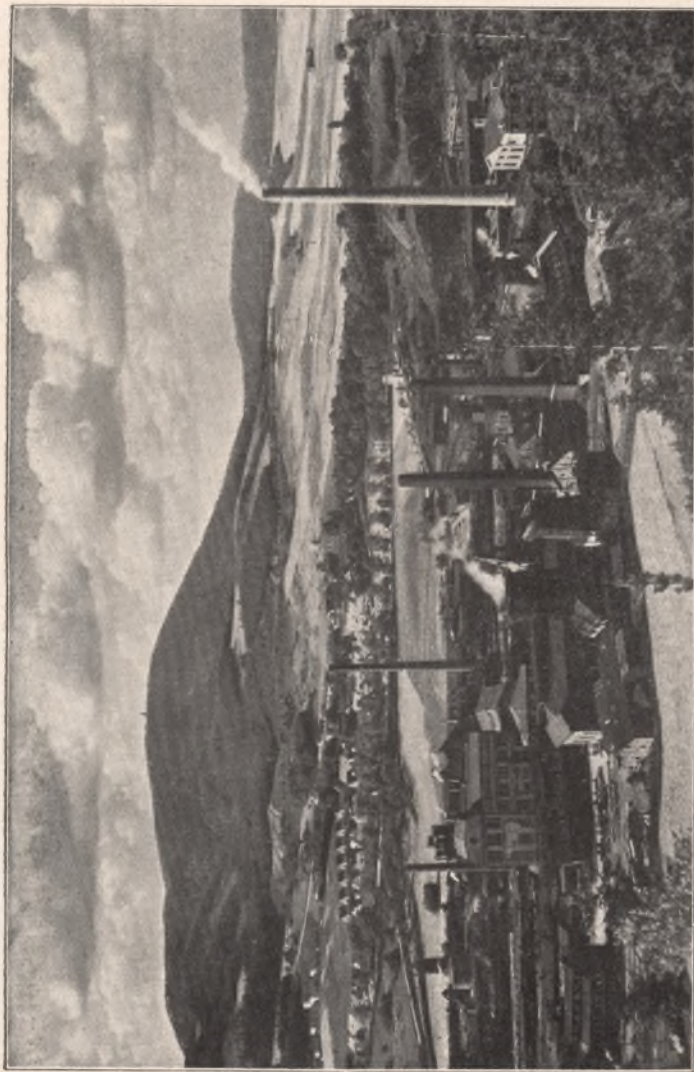
In der Hauptsache ist die Kohle eine vorzügliche Fettkohle. Sie eignet sich besonders gut zur Koksherstellung. Magerkohle kommt auch vor; sie findet sich besonders auf den Gruben in der Gegend von Neurode. Bedauerlicherweise ist das Verhalten der Fettkohle in einem und demselben Flöze nicht gleich. Es kommt vor, daß nicht nur in der Tiefe, sondern auch in der Längserstreckung die Verkokungsfähigkeit desselben Flözes Schwankungen unterliegt.

Im allgemeinen ist die Beobachtung gemacht worden, daß nach der Tiefe zu die Backfähigkeit der Kohle zunimmt.

Der Steintohlenbergbau geht, wie bereits erwähnt, auf dem Ausgehenden des flözführenden Steintohlengebirges um. Infolgedessen ist das Abteufen der Schächte nicht besonders schwierig gewesen, da mächtige Deckgebirgsschichten, wie z. B. in Westfalen oder am Niederrhein, in der Randzone nicht vorhanden sind. Das Fehlen eines Deckgebirges hat zur Folge, daß die Mehrzahl der Schächte nur zwischen 200 und 400 Meter tief ist. Die größte Tiefe, 517 Meter, hat der Eugen-Schacht des Steintohlenbergwerks v. Kulmiz. Ihm nahe kommt der 500 Meter tiefe Hans-Heinrich-Schacht der Fürstensteiner Gruben.

Das Fehlen einer Ueberlagerung durch jüngere Schichten bringt aber für den Betrieb auch schwerwiegende Nachteile mit sich. Einmal ist es den Wasserzuflüssen möglich, ungehindert in die Tiefe zu dringen, insolgedessen fließen bei länger andauernden Regengüssen den Gruben erhebliche Wassermengen zu. Unter dem Einfluß des Hochwaldburchebruchs und anderer geologischer Erscheinungen ist die Ablagerung der Steintohlenflöze stellenweise gestört. Der Abbau dieser Flözteile hat leicht Risse in den darüberliegenden Gebirgsschichten zur Folge, die das Eindringen von Wasser erleichtern. Diese Tatsachen haben dann auch zu wiederholten Malen zu Wassereinbrüchen geführt, die für die betroffenen Gruben von schweren Folgen begleitet waren. Auf kürzere oder längere Zeit mußte die Förderung eingestellt werden, bis die Sumpfung der Gruben gelungen war.

Das Nebengestein der Flöze wird vielfach von sehr geräuchtem Schieferton gebildet, während der für den Bergbau besonders günstige Sandstein oder Sandsteinschiefer nur bei einzelnen Flözen vorhanden ist. Tritt Luft mit diesem Schieferton in Berührung, so bläht er sich unter dem Einfluß der Luftfeuchtigkeit auf und löst sich von den benachbarten Schichten. Diese Erscheinung ist nun für den Bergbau besonders nachteilig, indem sich vielfach nicht nur Druck aus dem Hangenden, d. h. dem Dach des Flözes, bemerkbar macht, sondern auch aus der Sohle und von den Stößen. Ein derartiges Gebirge verlangt einen besonders sorgfältigen Ausbau, um das plötzliche Hereinbrechen der darüber befindlichen Schichten zu verhüten. Das wenig haltbare Nebengestein gab auch die Veranlassung zur Einführung des systematischen Holzausbaues im Abbaubetriebe, der in Niederschlesien zuerst angewendet wurde.



Glückhuf-riedenshoffnungsgrube mit rothem Schornstein des Riefes und der Hochwald.
(Phot. Anders.)

Das Vorhandensein dieser höchst ungünstigen Gebirgsschichten ist aber für die Führung des Betriebes und für die Wettbewerbsfähigkeit des Reviers von ausschlaggebender Bedeutung. Die Erfindung der mit Druckluft angetriebenen Schüttelrutsche hat bekanntlich in den letzten 15 Jahren zu einer Umwälzung der Abbautechnik geführt, die geradezu beispieelslos in der Geschichte des Steinkohlenbergbaues dasteht. Während früher der Bergmann bei einem flachliegenden Flöze gezwungen war, alle 10 Meter mindestens eine Strecke auszufahren, da die Kohle mit der Schaufel höchstens nur über diese Entfernung gefördert werden konnte, ohne daß zu viele Leute für das Weiterschaukeln erforderlich waren, hat die Schüttelrutsche die Möglichkeit gegeben, auf 100 Meter, ja sogar auf größere Entfernungen hin die Kohle leicht und billig zu befördern. Der heutige Abbau braucht bei 100 Meter Abbaufront nur zwei Strecken gegen früher rund 11. Von diesen Strecken dient die obere zur Abführung der verbrauchten Luft und für die Zufuhr der tauben Steine, welche die durch den Abbau entstandenen Hohlräume ausfüllen, während in der unteren Strecke die Förderwagen gefüllt und abgefördert werden können. Diese Vereinfachung kommt wirtschaftlich nicht nur durch den Fortfall der zahlreichen Strecken und unproduktiven Gesteinarbeiten zur Geltung, auch die Wetterführung wird erheblich verbessert, indem die Schlagwetter leicht abgeleitet werden können, die sich, durch die vielen Strecken bedingt, bei dem alten Verfahren unter Umständen ansammelten. Vor allem aber wurde es möglich, den Verhieb eines Flözabschnittes ganz erheblich zu beschleunigen. Es zeigte sich die bis dahin wenig bekannte Erscheinung, daß bei schnellem Fortschreiten des Verhiebes sehr günstige Einwirkungen auf das Deckgebirge erzielt werden. Die Schräms- und Schieferarbeiten konnten erheblich eingeschränkt werden, da bei richtigem Abstand zwischen Kohlenstoß und Bergeversatz sich im Dach des Flözes eine Druckwelle bildete, die die anstehende Kohle aus der Spannung befreite, und sie damit leicht mit der Reilhaue gewinnbar machte. Die Folge davon war, daß derartige Betriebspunkte im Tage bis zu 200 Wagen Kohle und mehr lieferten, und daß insofern das Baufeld in einem Flöz ganz erheblich schneller als früher abgebaut werden konnte. Die Strecken brauchen ebenfalls nur kürzere Zeit zu stehen und kommen nicht so in Druck, so daß viel weniger Holz für Zimmerung und Löhne für die Ausführung der Zimmerung verbraucht werden.

Diese großen Vorteile des Abbaues mit breitem Blick, wie der Bergmann dieses Abbauverfahren nennt, sind in Niederschlesien längst nicht in demselben Umfange wie in anderen Bergbaubezirken zu erreichen gewesen, und zwar wegen der Beschaffenheit des Nebengesteins, das durch sein Aufquellen unter der Einwirkung der feuchten Grubenluft die Entwicklung der Druckwelle unmöglich macht. Daraus ergeben sich die weiteren Nachteile, daß bedeutend mehr Zimmerung als anderwärts aufzuwenden ist, und daß die Leistung des einzelnen Hauerz erheblich niedriger ist (Leistung für einen Mann und eine Schicht unter Tage rund 0,60 bis 0,70 Tonnen gegen rund 1,00 Tonnen beispielsweise in Westfalen). Daraus folgt wieder, daß bei gleichen Kohlenpreisen die Wettbewerbsfähigkeit von Niederschlesien gegenüber den Revieren mit besserem Nebengestein (z. B. Westfalen, Saarbrücken) außerordentlich erschwert ist. Es ist daher verständlich, daß die Kohlenpreise in Niederschlesien höher als in anderen Bezirken sind, und daß dabei gleichwohl die Löhne nicht auf die Höhe anderer Bezirke gebracht werden können.

C. Die technischen Verhältnisse.

Ein besonderes Kennzeichen des niederschlesischen Steinkohlenbergbaues ist das plötzliche Auftreten von Kohlen-säureausbrüchen, das glücklicherweise auf einzelne Gruben beschränkt ist.

Die Ausbrüche von Kohlen-säure sind im Hangenden Zug und im Liegenden Zug beobachtet worden, und zwar in allen Kohlenarten. Das Auftreten der Kohlen-säure ist unberechenbar. Sie meldet sich nicht an und kann auch die verschiedensten Formen annehmen, als reines Gas, oder an Quellen gebunden (dann bilden diese Mineralwasser), oder in der Form von Schlamm-Massen, die durch den Ausbruch in die Grubenräume hineingewälzt werden. Nach dem Abtun von Sprengschüssen, bei der Ausführung der maschinellen Schrämarbeit, ja sogar bei dem Hacken mit der Reilhaue haben sich schon Kohlen-säureausbrüche gezeigt. Irgendwelche Abwehrmittel gibt es nicht, nur äußerste Vorsicht kann Schädigungen der Belegschaft verhindern.

Die Schlagwetterentwicklung ist im allgemeinen erfreulicherweise niedriger als in anderen Bergbaubezirken. Nur die mittlere Flözgruppe des Hangenden Zuges

der Waldburger Flözablagerung hat auf einigen Gruben unter Gasentwicklung zu leiden. Besonders werden hiervon die Gruben betroffen, die in größerer Tiefe arbeiten, da auf den oberen Sohlen infolge des Fehlens eines Deckgebirges eine weitgehende Entgasung stattgefunden hat. Gegen diese Gefahr stehen dem Bergmann aber Hilfsmittel zur Verfügung, die in Niederschlesien mit Sorgfalt angewendet werden.

Die Tagesanlagen der Bergwerke sind in der Umgestaltung begriffen, die leider durch den Krieg zeitweise zum Stillstand kam. Besondere Schwierigkeiten ergaben sich für die Verbesserung der Tagesanlagen daraus, daß das Waldburger Bergland eine ausgesprochene Gebirgslandschaft mit teilweise tief eingeschnittenen Tälern ist, die nur eine geringe Breite haben. Infolgedessen fehlt es den Tagesanlagen an Raum, und hieraus ergeben sich für die Tagesanlagen, für die zweckentsprechende Lagerung der erforderlichen Materialien und Grubenhölzer große Uebelstände, die mit in den Kauf genommen werden müssen.

Kennzeichnend für die Entwicklung des niederschlesischen Reviers ist die zur Kesselfeuerung schon früh in Aufnahme gekommene Verwendung minderwertiger Brennstoffe, wie Kohlen Schlamm, Staub, mit Hornschiefer durchwachsene Kohle, Koks löschte und ähnliche Stoffe. Die stündlich erzeugte Dampfmenge betrug vor dem Kriege 471 431 Kilogramm. Sie dürfte heute nicht unwesentlich höher sein.

Ein Teil der Gruben bezieht den zum Betriebe notwendigen elektrischen Strom von auswärts. Eine andere Gruppe von Gruben erzeugt teils selbst Strom, teils verwendet sie fremde Kraft. Die übrigen Gruben erzeugen ihren Strom ausschließlich selbst.

Druckluft wird in großem Umfange zum Antrieb von Arbeitsmaschinen verwandt. Von derartigen Maschinen seien hier genannt: Bohrhämmer, Bohr- und Schrämmaschinen, Schüttelrutchen, Förderhaspel, Sonderventilatoren, kleinere Pumpen u. a. m.

Für die Wasserhaltung sind, wie bereits hervorgehoben, die eigenartigen geologischen Verhältnisse Niederschlesiens in erster Linie bestimmend. Zur Wasserhaltung stehen mit Dampf betriebene und auch elektrisch angetriebene Wasserhaltungsmaschinen zur Verfügung. Die Zahl der Dampf-Wasserhaltungsmaschinen ist in stetem Rückgang begriffen.

Die Aufbereitung der an Staub und fremden Beimengungen reichen niederschlesischen Kohle wurde schon früh

als eine besonders wichtige Frage erkannt. Erst durch die weitgehende Aufbereitung der Kohle wurde ihre Veredlung in den Kokereien und damit die Wettbewerbsfähigkeit für einen großen Teil der Kohlengewinnung ermöglicht. Infolgedessen haben fast sämtliche Gruben nasse und trockene Aufbereitung. Man kann annehmen, daß rund 70 Prozent der gesamten Förderung von 0 bis 60 Millimeter Korngröße naß aufbereitet, d. h. gewaschen werden. Besondere Aufmerksamkeit wird der Aufbereitung der Feinkohle und des dabei gewonnenen Kohlenschlammes zugewandt, zweier Kohlenarten, deren Absatz in der sagenhaften Zeit, als es noch keinen Kohlenmangel gab, mit teilweise großen Schwierigkeiten verbunden war. Durch den Einbau von Filterpressen ist es möglich geworden, einen trockenen, zur Verfeuerung auf mechanisch bewegten Rosten geeigneten Schlamm herzustellen. Unter der Einwirkung des Kohlenmangels der letzten Jahre ist man dazu übergegangen, den Schlamm durch Briffettierung zu veredeln. Die so hergestellten Briffetts haben sich in der letzten Zeit einen ständig wachsenden Abnehmerkreis zu erringen vermocht.

Die Verkokung der niederschlesischen Steinkohle wurde zuerst im Jahre 1776 auf den Fürstensteiner Gruben mit Erfolg versucht. Hier war es wieder der Graf von Reden, der tatkräftige Förderer des schlesischen Berg- und Hüttenwesens, der die Bedeutung der Verkokung für die Hüttenindustrie erkannte und die Einrichtung der ersten Kokerei auf der Abendröthegrube bereits im Jahre 1797 durchführte. Mit dem Aufkommen der Eisenbahnen, die anfangs viel Koks verfeuerten, gingen immer mehr Gruben zur Verkokung der auffallenden Feinkohlen über. Im Jahre 1882 wurden in Niederschlesien die ersten Regenerativöfen auf den Schlesischen Kohlen- und Kokswerken in Betrieb genommen und damit die Leistungsfähigkeit der Ofen gegen früher, unter gleichzeitiger Verringerung der Garungszeit, erheblich verbessert. Die im niederschlesischen Bezirk zur Verkokung gelangenden Kohlen gehören in die Klasse der badenden Sintertkohle. Die aus diesen Kohlen erzeugten Koks sind von ganz hervorragender Beschaffenheit. Sie sind großstückig und fest und eignen sich infolgedessen hervorragend für hüttenmännische Zwecke. Ein großer Teil der niederschlesischen Erzeugung wird für Heizungszwecke und zur Herstellung von Generatorgas verwandt. Als Beweis für die Güte der Koks sei erwähnt, daß Hüttenwerke in Oberschlesien, welche aus Niederschlesien Koks beziehen, den

minderwertigen Koks ihrer eigenen Kokereien neuerdings verkaufen und dafür ihre Hochöfen nur mit niederschlesischen Koks feuern wollen.

Die im Jahre 1882 erbauten Regenerativöfen erhielten bereits eine Kondensationsanlage, in der Teer gewonnen wurde. Damit wurde in die Kokertechnik die Nebenproduktengewinnung eingeführt. Heute sind alle Kokereien mit Einrichtungen zur Gewinnung von Teer, Ammoniak und Benzol ausgerüstet. Eine von verschiedenen Gruben gemeinsam betriebene Benzolfabrik sorgt für die weitere Aufbereitung und Veredlung des gewonnenen Waschöles.

Auf einigen Gruben werden die mageren oder halbfetten Kohlen, die für die Vertofung nicht geeignet sind, unter Zusatz von Pech brifettiert.

Wenn auch die Brifettherstellung bisher nicht bedeutend ist, so ist doch damit die Möglichkeit des Absatzes der sonst nicht verkaufsfähigen Feinkohlen gegeben. Ein besonders guter Abnehmer für diese Brifetts ist die preussische Eisenbahnverwaltung, die mehr als 50 Prozent der Gesamterzeugung verbraucht.

Es bleibt nun noch übrig, auf einen Industriezweig hinzuweisen, der nur dem niederschlesischen Steinkohlenbergbau eigentümlich ist, nämlich die Gewinnung von feuerfestem Schieferton, der auf den Gruben in der Nachbarschaft von Neurode in mehreren Flözen unterhalb der Steinkohle gefunden wird. Die geförderten Mengen Schieferton werden über Tage zerkleinert und in Röstöfen geröstet, um ihm die für die weitere Verwertung ungeeigneten Bestandteile, vor allem die Kohlen säure, zu entziehen. Der so gewonnene Ton zeichnet sich durch hohen Tonerdegehalt und durch geringen Gehalt an Flußmitteln aus, und hat deshalb eine hohe Feuerfestigkeit. Die große Dichte und Härte ergibt beim Mahlen ein scharfes Korn mit geringer Staubbildung. Der Absatzbereich ist außerordentlich ausgedehnt. Nicht nur Deutschland, sondern auch die benachbarten Gebiete von Oesterreich-Ungarn, früher auch Rußland, sind regelmäßige Bezieher von Schieferton.

Als Begleiter der Kohle tritt in einzelnen Flözen Toneisenstein auf, der knollenförmig als sogenannter Sphärosiderit abgelagert ist. Leider ist die Ablagerung zu unregelmäßig, als daß eine planmäßige Gewinnung möglich wäre. Der Toneisenstein wird nebenbei bei dem Abbau ausgehalten und über Tage in besonderen Ofen oder Meilern geröstet. Wenn es sich auch nicht um bedeutende Mengen handelt, so

zeichnet sich der Toneisenstein doch im allgemeinen durch befriedigenden Eisengehalt neben geringen Rückständen aus und wird deshalb gern von den Eisenhütten gekauft.

D. Die Absatzverhältnisse.

Für die Beurteilung der Absatzverhältnisse sind neben der geographischen Lage die technischen und geologischen Verhältnisse bestimmend.

Die ungünstige Lage des Industriebezirkes zu seinen Absatzmärkten, die zum Teil ungünstigen Gebirgsverhältnisse und das Fehlen eines Wasserweges erschweren die Wettbewerbsfähigkeit außerordentlich. Unter diesen Verhältnissen ist es verständlich, daß der Herrschaftsbereich der niederschlesischen Steinkohle selbst in der unmittelbaren Umgebung von Waldenburg dauernd umstritten war. Vor dem Kriege war es zeitweise soweit gekommen, daß oberschlesische Kohle billiger als niederschlesische im Waldenburger Bezirk verkauft werden konnte.

Alle diese Umstände haben natürlich einschneidende Bedeutung für die Entwicklung der Steinkohlenförderung gehabt. Förderte beispielsweise Niederschlesien im Jahre 1822 ebensoviel wie Oberschlesien, so hat sich im Laufe der Jahre dieses Verhältnis immer mehr zuungunsten Niederschlesiens verschoben. Die Entwicklung der Förderung hat sich von jeher in ruhigen Bahnen bewegt. Erst der glückliche Ausgang des deutsch-französischen Krieges, der von so außerordentlich einschneidender Bedeutung für das gesamte deutsche Wirtschaftsleben wurde, hat auch auf den niederschlesischen Bergbau belebend eingewirkt. Von 1 570 227 Tonnen im Jahre 1870 ist die Förderung auf 5 528 000 Tonnen im Jahre 1913 und 4 482 187 Tonnen im Jahre 1920 gestiegen. Der Fortschritt, den das niederschlesische Revier in den letzten Jahrzehnten gemacht hat, beträgt also im ganzen 123 Prozent. Vergleicht man damit die Zunahme der Förderung in anderen Revieren (d. h. vor dem Kriege), z. B. 314,75 Prozent in Oberschlesien und 345,69 Prozent in Westfalen, so sieht man, in wie bescheidenen Grenzen sich der Aufschwung des Bergbaues bewegt hat. Etwas besser ist die Kokserzeugung gestiegen, die sich von 30 957 Tonnen im Jahre 1870 auf 902 854 Tonnen im Jahre 1913 und 760 472 Tonnen im Jahre 1920 erhöht hat.

Den Hauptteil der Kohlenförderung hat das Inland bekommen. Sehr beträchtliche Mengen gingen auch nach Oesterreich-Ungarn, das für niederschlesische Kohlen von jeher

ein guter Abnehmer gewesen ist. Die übrigen deutschen Bezirke nahmen mit Ausnahme von Berlin nur verhältnißmäßig geringe Kohlenmengen ab.

Günstiger liegen die Verhältnisse auf dem Koksmarkt. Da die Koks sehr tragfähig sind, so sind sie für Hochofenzwecke sehr geeignet. Die oberschlesische Eisenindustrie ist deshalb von jeher einer der Hauptabnehmer für niederschlesische Koks gewesen. Auch auf polnischen Eisenhütten wurde den niederschlesischen vor den Koks aus anderen Bezirken der Vorzug gegeben. Wenn die Eisenindustrie im Osten einigermaßen beschäftigt war, so war es möglich, die Kokszerzeugung ohne Schwierigkeiten abzusetzen; von der Kohle kann dies leider nicht behauptet werden.

Uebersieht man die Gesamtheit der Lebensbedingungen des niederschlesischen Steinkohlenbergbaues, so ist zu sagen, daß seine Entwicklung in zwangsläufiger Abhängigkeit von der Entwicklung des oberschlesischen Steinkohlenbergbaues vor sich gehen muß. Da der wirtschaftlich wertvollste Teil des oberschlesischen Steinkohlenbergbaues durch das Unrecht von Genf verloren gegangen ist, so liegt es auf der Hand, daß der hochwertigen niederschlesischen Kohle auf absehbare Zeit die Absatzmöglichkeit gegeben ist. Gelingt es aber, die sehr darniederliegende Förderung des deutsch bleibenden Theiles von Oberschlesien erheblich zu verstärken, dann würde Niederschlesien infolge seiner geographischen Lage und seiner ungünstigen Förderbedingungen wiederum mit den alten Absatzschwierigkeiten wie früher zu kämpfen haben. Nur weitgehende Vereblung der gewonnenen Roherzeugnisse, außerordentliche Sparsamkeit im Betriebe, zielbewußte Weiterentwicklung der vorhandenen Anlagen wird dann die Möglichkeit schaffen, den Wettbewerb mit den sonst übermächtigen Nachbarbezirken auszuhalten.

Die Weißsteiner Fuchsgrube im Jahre 1813.

Von Joseph Urban †, Breslau.

Keine andere Grube des Waldenburger Reviers darf sich solch stolzer Erinnerungen an „das eiserne Jahr“ rühmen, als die Weißsteiner Fuchsgrube. Nicht nur, daß sie bei der Bildung des Freirilligentrups wie der Landwehr, des Landsturmes ganz hervorragend beteiligt war,

und fünf Schächte nach den Freiheitskriegshelden Blücher, Yorck, Kleist, Bülow und Körner benannte; sie war vielmehr das Ziel einer großen Zahl berühmter und unberühmter Gäste, die hier gelegentlich eine Sehenswürdigkeit in Augenschein nehmen wollten, die auf dem Kontinente nicht ihresgleichen hatte: den schiffbaren Fuchsstollen.

Dieses bergmännische Unikum war auf Betreiben des damaligen Oberberghauptmanns, des verdienstvollen Grafen Neden, entstanden. Als der Stollen bereits 320 Lachter weit ins Feld getrieben worden war, regte die Bergbehörde an, durch Anspannung der Stollenwasser einen bequemen und nach ihrer Meinung billigen Förderweg zu schaffen. War doch die Fuchsgrube die ertragreichste im Reviere, hatte man doch beispielsweise 1792 eine Ausbeute von 16 986 Talern erzielt, „eine Summe, für die man ehemals sämtliche Gruben im Bergreviere Waldenburg zweimal hätte kaufen können.“ Und wie der große Soldatenkönig zuweilen kommandierte: „Der Kerl hat Geld, er muß bauen!“, so mußte auch die Bergbehörde die Weißsteiner Gewerken zum Bau des Stollens durch kluge Reden und sanften Zwang zu bewegen. In den Akten der Fuchsgrube befindet sich noch ein Schriftstück, in welchem für die Schiffbarmachung des Fuchsstollens gedacht wird; es trägt das Datum des 17. Dezembers 1791 und ist von folgenden Gewerken unterschrieben:

Joh. Gottlieb Seyler, Erb- und Gerichts-Scholz. Gottlieb Scharf. Jörg Friedrich Schmidt. Hanns Friedrich Walter. Gottlieb Gertitschke. George Friedrich Krause. Gottlieb Tschersich. David Bürger und Georg Friedrich Böhm.

Doch diese dankbare Stimmung hielt nicht an. Bald wurde gegen Nedens Projekt agitiert und Justizrat von Mutius (Altwasser) war die Seele derer, die gegen „die neuerungsfüchtige Partei“ vorgingen. Doch vergebens; bereits 1793 gab die Gewerkschaft zu Protokoll, daß sie sich zwar von den verheißenen Vorteilen nicht überzeugen könne, indessen aber gern glaube, daß man ihr Bestes beabsichtige.

Am 18. September 1794 wurde „die Schifffahrt“ feierlich eröffnet, und auf dem Wasserwege „die erste Beute aus dem Reviere des Berggeistes“ geholt. Bald aber wurde der schiffbare Fuchsstollen nicht nur wegen seines wirtschaftlichen Wertes geschätzt, sondern auch als Sehenswürdigkeit eigener Art von nah und fern besucht. Besonders aus dem benachbarten Badeorte Altwasser kamen viele Kurgäste, um

durch eigenes Erleben kennenzulernen, wie es „tief unter der Erde“ aussieht, und durch ihre begeisternden Schilderungen wurden wieder neue Gäste herbeigezogen. Schon sechs Jahre nach seiner Eröffnung wurde der schiffbare Stollen es für wert befunden, den königlichen Majestäten auf ihrer Rundreise durch Schlesien (August 1800) als „bergmännisches Unikum“ vorgeführt zu werden. Ein Korps von 500 Bergleuten in neuer Uniform empfing das Königspaar am „Navigationssassin“ mit einem fröhlichen „Glückauf“ und die Bergkapelle begleitete die Einfahrenden mit den Klängen feierlicher Choräle. Ein „reiches, schön geordnetes Frühstück“ wartete der königlichen Herrschaften in einer großen Grotte — 60 Taler kostete es, wie wir aus den Akten der Fuchsgrube ersehen — und die lebhaftere Königin versichert dem führenden Berghauptmann, daß es auch unter der Erde schön und prächtig sei, und daß sie die hier empfangenen Eindrücke nie vergessen werde. Aber auch des Königs und der Königin ist am Fuchsstollen noch lange gedacht worden, und pietätvoll hat man jenes Fremdenbuch gehütet, in das sich die berühmtesten Gäste des „navigablen Stollens“ eingetragen hatten.

Unter den zahlreichen Besuchern aus späterer Zeit interessieren uns im Jahre der Jahrhundertfeier der Freiheitskämpfe hauptsächlich zwei, der Staatsminister Freiherr vom und zum Stein, der als Dezerent der Bergwerke und Salinen 1806 hier einfuhr, und der Bergeliebe Theodor Körner aus Dresden, der 1809 auf einer geognostischen Ferienreise auch den berühmten Fuchsstollen kennenlernen wollte. Schon vier Jahre später ruhte er für immer in der Erde Mutterschoß!

Am Vorabende des Befreiungsjahres, am 9. September 1812, weilte Professor Henrik Steffens, der patriotische Streikrufer von 1813, mit seinem Schwager Carl von Raumer am Stollen.

Die stolzesten Erinnerungen aber knüpfen sich auch für die Fuchsgrube an das Jahr 1813. Im Mai war der Verkehr noch gering, ein Fährich und zwei Chirurgen fanden Muße zur Einfahrt. Als aber der Pläswitzer Waffenstillstand geschlossen war, das königliche Hauptquartier in Peterwaldbau und die Spitze der wichtigsten Staatsbehörden von Reichenbach bis Frankenstein aufgeschlagen waren, als überdies gar vom 14. Juni bis zum 10. August der russische General Graf Wittgenstein mit mehr als 20 Regimenten Kavallerie in der Stadt und im Kreise Quartier nahm,

da wuchs die Zahl der Stollengäste wie nie zuvor. Von den acht Generalen und 150 Offizieren, die damals in Waldburg wohnten, sind eine große Zahl im Stollen eingefahren. Allerdings sind nur einige Namen zu entziffern, so der des Oberbefehlshabers „Comte Wittgenstein“, der am 21. Juli mit seiner Gemahlin den Stollen besuchte, des Majors von Bött, Wittgensteins Adjutant, des Generals Milesinow, Befehlshaber einer Husaren-division, des Leutnants von Schack, der Adjutant des Generals d'Alubrah war, der Colonels Ignatieff, Timroth u. a. Viele Namen sind im Fremdenbuche des Fuchsstollens mit russischen Schriftzügen eingetragen, andere in einer auffallend wüsten und unordentlichen Art, so daß sie schwer lesbar sind. Russische Wirtschaft!

Mitten unter den Moskowitern, deren zehnwöchentlicher Aufenthalt von den Bewohnern des Kreises als arge Plage empfunden wurde, lesen wir, daß am 16. Juni Friedrich Wilhelm Ludwig, Prinz von Preußen, Friedrich Carl Alexander, Prinz von Preußen, und Friedrich Ludwig, Prinz von Preußen, in die Nacht des Fuchsstollens eindringen. Wer waren diese drei Hohenzollernsprossen? Die Prinzen Wilhelm und Carl waren die Söhne des Königspaares, das 13 Jahre zuvor die Schauer einer unterirdischen Fahrt genossen hatte, der spätere Kaiser Wilhelm I. und der spätere Vater des „roten Prinzen“; Prinz Friedrich (Wilhelm) Ludwig aber war der am 30. Oktober 1794 geborene Sohn des 1796 verstorbenen Prinzen Friedrich Ludwig Carl, der wie Friedrich Wilhelm III. ein Sohn aus der zweiten Ehe Friedrich Wilhelms II. war. Prinz Carl wurde von seinem Gouverneur Oberstleutnant von Minutoli, Prinz Wilhelm vom Gouverneur Oberst von Pirch begleitet.

Es muß den jungen Prinzen im Fuchsstollen wohl gefallen haben, denn am 4. Juli traf auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit dem Prinzen Friedrich von Oranien am Navigationsbassin ein. Im Gefolge waren General von Gaudi, Gouverneur des Kronprinzen, sowie der ehemalige Lehrer und Erzieher des geistreichen Königssohnes, Staatsrat Ancillon; endlich Oberstleutnant von Lud, Flügel-Adjutant des Königs. Was den gelehrten Ancillon im Bauche der Erde bewegte, verriet er in einem klassischen Zitate, das er, gleich seinem Namen, in überaus zierlicher, aber deutlicher Schrift in das Stollenbuch eintrug. Es sind die Verse 126 bis 129 aus dem sechsten Buche von Virgils „Aeneis“

„Facilis descensus Averni,
Noctes atque dies patet atri janua Ditis.
Sed revocare gradum, superasque evadere ad auras,
Hic labor, hoc opus est.“

Zu deutsch:

Leicht ist der Abstieg zum Avernus,
Tag und Nacht steht offen das Thor zum finstern Dis.
Aber zurückzufinden den Weg und wieder hinaufzu-
kommen ans Tageslicht,
Das ist Mühe und Arbeit.

Wenn man erwägt, daß der Avernus ein See in Unteritalien ist, in dessen Nähe sich der römischen Mythologie nach der Eingang zur Unterwelt, in das Reich des schwarzen Dis (= Pluto) befinden sollte, so ist's klar, was Ancillon sagen wollte. Ähnliche Gefühle haben auch andere Stollenbesucher erfüllt, keiner aber hat ihnen einen solch klassischen Ausdruck verliehen.

Ehe der Juli zu Ende ging, am 30., erschien noch eine große Gesellschaft preussischer Staatsmänner und ihrer Damen am Fuchsstollen. Das Fremdenbuch enthält die Autographien vom Staatskanzler Hardenberg und seinen Mitarbeitern von Beguelin, von Hippel, von Jordan, Zerbini di Spasetti u. a., sowie der Frauen Amalie von Beguelin, Henriette Jordan, Johanna von Hippel, geborene von Rosenberg, Dorothee von Schleinitz.

Amalie von Beguelin, die ebenso anmutige als geistvolle Gattin des Staatsrats Heinrich von Beguelin, erzählt darüber in ihren „Denkwürdigkeiten“ (Berlin 1892):

„Den 30. (Juli) fuhren wir, Hippels, Jordans u. a., erst nach Fürstenstein, dann nach Altwasser, dann bei Erleuchtung in die Fuchsgrube, wo wir eine hübsche Kollation fanden. In Altwasser brachte uns die Knappschaft eine Musik.

Am 31. früh ging es nach Charlottenbrunn. Voltenstern gab uns ein Dejeuner, abends gingen wir in Altwasser auf den Ball, den Graf Wittgenstein veranstaltete. Der Graf war sehr artig, herzlich, offen und voll gesellschaftlichen Verstandes. Ob er Feldherrntalent hat, weiß ich nicht. Wir sprachen über die politischen Verhältnisse viel zusammen. Ich tanzte mit ihm die erste Polonaise, nachher mit einer Menge Offiziere. Der Graf Wittgenstein führte mich zu Tisch und tanzte nach Tisch wieder zuerst mit mir. Die Gräfin unterhielt mich sehr artig und gemütlich und

wich nicht von meiner Seite. Sie scheint eine härtliche Frau und Mutter zu sein, hat 12 Kinder gehabt und ist noch hübsch."

Dagegen scheint der damals längere Zeit in Waldburg weilende Bruder des Königs, Prinz Heinrich (1781 bis 1846, gestorben als Großmeister des preußischen Johanner-Ordens), nicht im Fuchsstollen eingefahren zu sein. Das Fremdenbuch schweigt sich aus.

Noch ehe der Waffenstillstand sein Ende erreicht hatte, rückten die Russen zur Hauptarmee der Verbündeten nach Böhmen ab; General Graf Wittgenstein befehligte den rechten Flügel der preußisch-russischen Truppen unter dem Oberbefehlshaber Barclay de Tolly. Auch das Königliche Hauptquartier in Peterswaldau wurde aufgehoben, und der wilde Kriegezustand begann aufs neue. Eher als sonst, schon am 27. September, schließt das Fremdenbuch des Fuchsstollens.

Anmerkung: Vor etwa 60 Jahren mußte der schiffbare Fuchsstollen, den auch der 21jährige Karl v. Holtet (1818) und der Leutnant Helmut v. Moltke (1826) besichtigt haben, außer Betrieb gesetzt werden, weil sich das Wasser in tiefer liegende Sohlen verlor. Das Mundloch des Stollens befindet sich in der Nähe des heutigen Gasthauses „Zur Schifffahrt“.

M. K.

Wie der Bergmann seine Schicht verfährt.

Von Junglehrer Kurt Thiel, Dittersbach.

Schwere Schritte klappen in der frühesten Morgenstunde durch die Straße. Bergleute sind's, die ihren Weg zur Arbeit nehmen. Heut wollen wir ihnen nicht gedankenlos nachschauen, heut wollen wir ihnen Begleiter sein, um uns einmal bewußt zu werden, was das heißt: der Bergmann verfährt seine Schicht.

Der Grubenplan ist erreicht. An seinem Eingang erhält jeder Bergmann die Kontrollmarke. Im Baderaum kleiden sie sich um. Nachdem sie die Benzinsicherheitslampe in Empfang genommen haben, treten sie in den Borraum, der zum eigentlichen Schachte führt. Rechter Hand harren die Einfahrenden in Ordnung, bis die Reihe zur Einfahrt an sie kommt, denn nur 16 Mann finden jedesmal im Förderkorbe Platz. Auf der anderen Seite treten die heraus, die ihre Schicht hinter sich haben. Kleben bei ihnen Körper und Kleidung auch von Schweiß und nassem Schmutz, so zeigen ihre matten Gesichter doch ein frohes Lächeln, mit dem sie die frühe Sonne und die einfahrenden Kame-

raden begrüßen. Man merkt es ihnen an, wie schmerzlich sie da unten in Stunden schwerer Arbeit die reine Gottesnatur entbehrten. Durch die trüben Fenster nimmt mancher der Einfahrenden zögernd Abschied von den waldbefränzten Bergen, die sich im Frühsonnenschein baden. Nicht selten wird's ein Abschied für immer.

Die zur Einfahrt Bereiten treten in den eigentlichen Schachtraum. Brausend zieht eine stickige, feuchtwarme Luft herauf. Sie riecht nach Menschen; in ihren widerlichen Schweißdünsten wittert man unwillkürlich die Schwere der bergmännischen Arbeit. In dem von Gittern umzäunten Schacht sieht man bis zu einer gewissen Entfernung die Stahlseile, an denen die Förderkörbe oder „Förderschalen“ hängen. Schwarz und drohend gähnt der Schlund: eine furchtbare Warnung für den Neugierigen, nicht ungerufen in diese Geheimnisse der Erde einzudringen. Plötzlich taucht der aufwärtskommende Förderkorb aus dem Dunkel hervor, wie ein Ungeheuer aus einer anderen Welt. In seinem eisernen Leib stehen sechzehn Menschen eng zusammengepfercht. Sechzehn Menschenleben hängen an einem Faden. Reißt die Stahltrasse, so stürzt der Korb trotz einer selbsttätigen Bremsvorrichtung in den meisten Fällen in die grauenvolle Tiefe. Schrecklich ist der Tod, der da unten lauert. Den Bergmann beherrschen solch ängstliche Gedanken nicht. Mit federndem Ruck steht die heraufschwebende Förderschale. Das Aus- und Einsteigen geht flott vor sich. Sobald der letzte Mann den käfigartigen Korb betreten hat, sperrt ihn der Fahrmeister mit einem Gitter ab und gibt dem Maschinensführer das Glockensignal: „Fertig!“

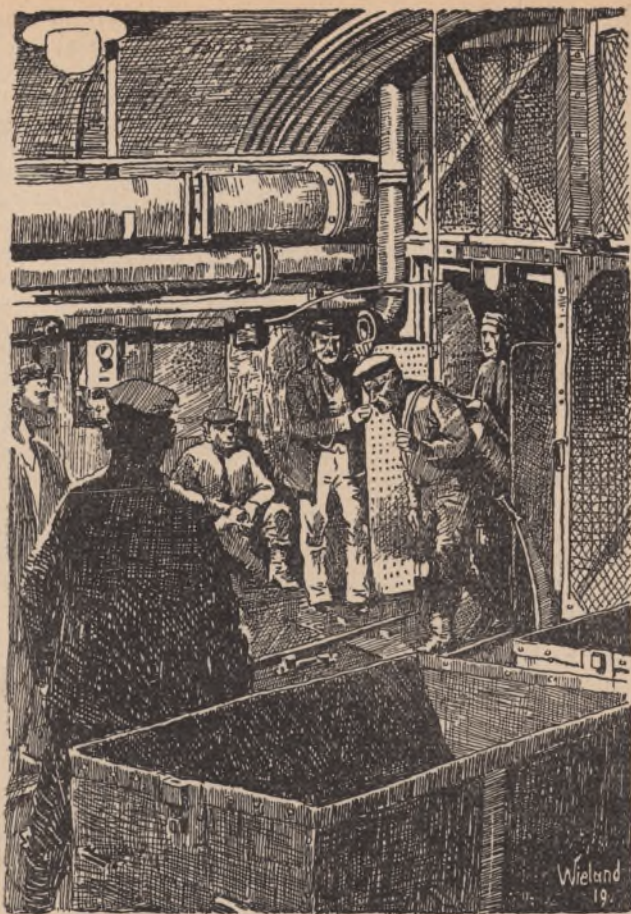
Der Korb gleitet abwärts, erst langsam, dann immer schneller, und in wenigen Sekunden umhüllt uns dichte Finsternis, die von den Lampen nur spärlich erhellt wird. Keiner der Bergleute spricht ein Wort. Das Rauschen der Luft und das monotone Plätschern der in den Schacht fallenden Grubentwasser erhöhen das Gefühl der Einsamkeit, obwohl man deutlich die zusammengedrängten Körper der Fahrtgenossen fühlt. Hin und wieder schlägt sich der Förderkorb an den rasend schnell entgleitenden schmierigen Führungslatten, die sein Seitwärtschwanken verhüten. Aus der Tiefe tönt hohl das Klappern des Gegenkorbes herauf. Ein Scherzwort eines seiner Insassen und ihr darauf folgendes Lachen echot schaurig im Schachte. Eine Sohle ist bereits passiert. Einem Geisterschatten gleich huscht der

Gegenkorb vorüber. Blißschnell verschwinden die Lichter seiner Besatzung in dem geheimnisvollen Dunkel. Nach etwa zwei Minuten Fahrtbauer*) verlangsamt der Korb seine Geschwindigkeit. Stimmengewirr bringt uns entgegen, taghelles Licht blendet die ans Dunkel gewöhnten Augen. Mit sanftem Ruck steht der Korb auf der vierten Sohle. Der Fahrmeister öffnet das Gitter, und wir betreten einen von elektrischen Lampen hell erleuchteten hallenartigen Raum, den „Schachtfüllort“. Hier ist das Herz der unterirdischen Grubenanlage. Hier münden die Wasserzu- und ableitungsröhre, die Stromkabel für Beleuchtung und Maschinen, sowie die Luftleitungen für die Preßluftmotoren. Man sieht ein verwirrendes Netz von Rohren und Drähten, die in organischer Ordnung die Kraft der Elemente in den Dienst der Arbeit zwingen. Den Boden bedecken zahlreiche Gleise und Weichen, auf denen die Kohlenwagen oder „Gefäße“ zum Schachte geleitet werden. Das Ganze gleicht einem kleinen Bahnhof. Auf den Schienen stehen volle und leere Kohlenwagen; auch Wagen zur Holzbeförderung, „Hunde“ genannt. Es bedarf beim Gehen der ganzen Aufmerksamkeit, um nicht anzurennen. Die Wände dieser Halle sind aus Ziegeln oder Beton aufgeführt und tragen auf kräftigen Eisenbögen das aus demselben Material gefertigte Deckengewölbe. Ueberall spürt man den mächtigen Druck des Gebirges. In den Wänden flassen mächtige Risse, und die Decke ist beängstigend zusammengedrückt; dennoch macht alles den Eindruck eines großartigen Denkmals menschlichen Geistes und Fleißes.

Das Gewölbe strahlt nach dem Innern tunnelartige Hauptwege oder Querschläge aus. Sie sind gewissermaßen die Hauptverkehrsadern, in die die kleineren Wege, die „Strecken“, einmünden. In langen Zügen werden die gefüllten Kohlenwagen durch Maschinen-, Pferde- oder Menschenkraft zum Schacht transportiert. Die leeren Wagen, die von draußen hereinkommen, werden von hier wieder den Arbeitsorten zugeteilt. Donnernd und polternd rollen die Wagen zu und ab, und die Lampen der Begleitmannschaften tanzen gleich Irrlichtern auf und nieder.

Das Bild ändert sich, sobald man in einen der Seitenwege abbiegt. Die elektrische Beleuchtung hört auf. Obwohl bedeutend enger als der Querschlag, wird die Strecke von

*) Die „Sellsfahrt“, wie die Menschenförderung genannt wird, hat eine Schnelligkeit von 7 m, die „Förderung“ (Kohlenförderung) eine solche von 12–15 m in der Sekunde.



Ans. Jüllort

Aus „Schlegel und Eisen“ (10 Postkarten).

Gedruckt und verlegt bei Rich. Blanksenstein, Waldenburg i. Schles.

der Benzinhandlampe nur spärlich erleuchtet. An Stelle der Beton- und Ziegelmauern stehen an den Seiten etwas schräg gestellte Baumstämme, die „Stempel“, auf denen je nach Größe des Druckes eiserne oder hölzerne Quer-

balten, die „Rappen“, lagern. An ihnen erkennt man deutlich, mit welcher unerhörten Kraft sich Mutter Erde gegen den Vorwitz des Menschen wendet. Die starken Stempel splintern und brechen wie Streichhölzer, und die eisernen Rappen, meistens Eisenbahnschienen, biegen sich unter der Last wie schwache Drähte. Viele der Hölzer sind mitten durchgebrochen und hängen, dem drückenden Gebirge noch zähen Widerstand leistend, tief in die Strecke hinab. Dem erfahrenen Bergmann ist das nichts Neues, den Neuling aber macht dieser Anblick fürchten. Mächtige Gebirgsblöcke brochen jeden Augenblick herabzustürzen, um alles unter sich zu zermahlen. Dazu diese unheimliche Stille hier unten. Immer verlorenener klingt das dumpfe Rollen der Wagen, nur hin und wieder stürzt ein Kohlenstück posternd von den Seiten herab. Der Schein der Lampe spiegelt sich glitzernd in den Kohlenwänden wieder. Bei jeder Bewegung hüpf das Schimmern und Gleißern wie die Funken eines lustigen Feuerwerkes auf und nieder. Wie nirgends im Leben kommt einem in dieser andachtsvollen Stille das geheimnisvolle, gewaltige Schaffen der Natur so stark zum Bewußtsein. Mit ahnungsvollem Schauer fühlen wir den göttlichen Geist, der uns durch die Größe und die Erhabenheit seines Seins überall von der Nichtigkeit des Menschlichen ehrfurchtgebietend überzeugt. Ein eigenartiges Gefühl der Gottesnähe 400 Meter unter der Erde!

Doch der Ernst der Arbeit stört bald die grüblerischen Gedanken: das in der Enge doppelt laute Getöse eines heranrollenden Kohlenwagens führt in die Wirklichkeit zurück. Wir treten rasch beiseite. Keuchend und schwitzend stolpert der den Wagen stoßende Schlepper vorüber, und bald umfängt uns wieder die alte Einsamkeit. Es fängt an heiß zu werden. Die schwere, fast überall feuchtwarme Luft treibt den Schweiß aus den Poren. Mitunter patst man in eine der widerlich schmutzigen Lachen, die sich in den Strecken ansammeln. Endlich hinter einer Biegung flimmert in der Ferne ein Licht. Erst dumpf, mit jedem Schritte lauter, dröhnt uns der Rhythmus der Arbeit entgegen. Friedlich lockt das Licht. Die Strecke erweitert sich etwas, und eine Weiche leitet von dem Hauptstrange eine zweite Gleisbahn ab, die weiter hinten wieder in den ersteren einmündet. Es ist ein sogenannter „Wechsel“, auf dem die Kohlenfahrer einander ausweichen können.

Eine größere Strecke zweigt sich hier steil ansteigend ab; diese Anlage heißt „Bremsweg“. Nach oben führen zwei



Föderung über einen Bremsberg

Aus „Schlegel und Essen“ (10 Postkarten).
 Gedruckt und verlegt bei Riß, Wankenstein, Waldburg i. Schief.

Schienenstränge, vor deren Betreten eine Tafel eindringlich warnt. Die Bergleute benutzen hier einen durch Seile abgegrenzten schmalen Pfad, den „Fahrtsschacht“, zum Aufstieg. Betäubender Lärm dringt herab, und nach mühseliger Wanderung erkennt man einen Lufthaspel als seine Ursache. Die durch Preßluft betriebene Maschine läßt an einem Seile die gefüllten Kohlenwagen in mäßiger Geschwindigkeit hinuntergleiten und zieht gleichzeitig auf dem Nebengleise die leeren Wagen herauf. Mit wütendem Fauchen und Zischen entweicht die Luft den Zylindern. Die Kolbenstangen drehen die Welle und wickeln die Seile auf und ab. Zitternd schwingen die von der Last gespannten Trossen. Wehe, wenn sie reißen! Mit unerhörter Wucht sausen die seillos gewordenen Wagen den Berg hinab und zerschmettern alles, was ihnen in den Weg kommt.

Die Maschine selbst ist in einen kammerartigen Raum eingebaut. Vor dem Haspel liegen große Eisenplatten, auf denen die Wagen leichter in der gewünschten Richtung gedreht werden können. Weichen und Wechsel münden in die Strecken, die zu den eigentlichen Kohlenorten führen. In gewissen Zeitabständen bringen Schlepper die gefüllten „Gefäße“ und fahren mit leeren wieder zurück. Ein dauern- des Kommen und Gehen! Jeder Mann hat seine bestimmte Arbeit. Der einzelne ist ein notwendiges Glied in der Kette, und die geringste Nachlässigkeit führt zu peinlichen Störungen, die leider nur zu oft den Verlust blühender Menschenleben im Gefolge haben. Die Arbeitseinteilung schafft einen bewundernswerten Organismus, der das Zusammengehörigkeitsgefühl hebt und die Arbeitszeit aufs äußerste ausnützt. Wir müssen Achtung haben vor diesen einfachen Menschen, die dauernd von Gefahren umgeben, in so selbstverständlicher Weise ihre Pflicht erfüllen. Wer ihre harte Arbeit kennt, vergibt ihnen die mitunter rauhe Ausdrucksweise.

Verfolgen wir nun eine der Strecken, die zu den eigentlichen Schatzgräbern führen. Sie sind meist niedriger als die Hauptstrecken. An der Decke hängen außer Luft- und Wasserleitungen mächtige Blechrohre, die „Wetterlütten“. Sie beherbergen einen Preßluftventilator, der unter sirenenhaftem Geleul die verbrauchte Luft von dem Arbeitsorte wegsaugt oder ihm frische zuführt. Der Raum ist äußerst beengt; gerade daß die Wagen noch hindurch können. Die Kohlenfahrer können sich in dem Lärm nur durch ihr Licht oder lautes Rufen bemerkbar machen. Das Kohlen-

flöz ist hier schräg zur Strecke gelagert; die abfallende Flözseite ist bereits abgebaut. Schlepper füllen den leeren Flözteil, „Berglosung“ genannt, mit an anderen Orten übrig gewordenen Gebirgsstrümmern aus. Die zahlreichen an den Seiten untergebrachten Hölzer und Handwerkstäfen deuten auf die Nähe eines Kohlenortes hin. Bald stehen wir auch vor einem stollenartigen niedrigen Gange, den wir emporkriechen. Der Weg ist recht beschwerlich, zumal lange, durch einen Preßluftmotor gerüttelte Blechrinnen, die „Schüttelrutschen“, seinen größten Teil ausfüllen. Sie schütteln die Kohlen in die untenstehenden Wagen. Nach zehn Minuten mühsamen Kletterns sind wir vor „Ort“. Es ist ein „strebender“, d. h. ansteigender Kohlenort oder Pfeiler; etwa 6 Meter breit und 3 Meter tief. Er ist wie die Strecken durch Stempel und Rappen, hier „Zimmer“ genannt, gesichert.

Zunächst ist es schwer, sich hier zurecht zu finden. Nebelhaft schimmern die Lichter der Bergleute. Gleich gigantischen Schatten tauchen ihre Gestalten auf und nieder. Das schütternde Geräusch der Schüttelrutschen, das scharfe Knattern des Bohrhammers, das dröhnende Gepuff der Schrämmaschine und das Pochen und Scharren der Hauen und Schaufeln vereinigt sich zu einem ohrenzerreißenden Lärm. Man ist im ersten Augenblick ganz betäubt, erst langsam unterscheidet man die Gestalten und Gegenstände. Da schaufeln Schlepper die losgelösten Kohlen in die Schüttelbleche. Eine dichte Staubschicht macht die Gesichter fast unkenntlich. Dampfender Schweiß rinnt über Gesicht und Körper, aber ununterbrochen fliegt die Schaufel zur Rinne. Ist ein Wagen voll, so steht letztere einen Augenblick still. In dieser Zeit werden Kohlen herzugeschaufelt, Holz wird herangeschleppt, kurz, es mangelt nie an Arbeit.

Weiter drüben arbeiten die Hauer. Knirschend dringt die Spitzhaue in die feste Kohlenbank. Der Mann muß seine ganze Kraft aufwenden, um die mitunter steinharten Kohlen auszubrechen. Daneben bedienen zwei Lehrhauer eine Schrämmaschine. Die durch eine Kurbelübersezung im Halbkreise gedrehte Maschine schlägt mit einer durch Preßluft hin und her geschleuderten Eisenstange die oberen Kohlen, „Schrämkohlen“, los. In jener Ecke ist die Kohlenwand zu fest; sie muß also aufgeschossen werden. Knatternd treibt der ebenfalls durch Preßluft betriebene Bohrer den Bohrer in die schwarze Mauer. Wie ein böser Geist schüttelt die Maschine die beiden Leute, die sie



Schraumbormaschine vor einem Streb.

Fr. Z. Wierland 1899.

Aus „Schlegel und Eisen“ (10 Postkarten).

Gedruckt und verlegt bei Rich. Blankenstein, Waldenburg i. Schlef.

mit größter Anstrengung gegen die harte Wand pressen. Nun ist das Bohrloch tief genug. Sämtliche Maschinen werden abgestellt. Der älteste Hauer holt aus dem Geschoßkasten Sprengstoff, Hütchen, Schnur und Zünder, und macht alles zum „Schusse“ fertig. Die Ladung wird mit Lehm gehörig versezt. Während dieser Arbeit begeben sich

die übrigen Kameraden hinunter in die Strecke. In sicherer Entfernung werden alle Zugänge abgesperrt. Nun erst wird die Zündschnur durch Abreißen des Zünders in Brand gesetzt. Zischend und rauchend frist sich der Funke in der Schnur weiter. Eiligst verläßt der Älteste den Ort und flüchtet mit dem Rufe: „Er brennt!“ zu den andern. — Einige Minuten hängen Schweigens — und dann ein dumpfer Knall. Blikartig zucken die Lampen zusammen. Kohlen- und Steinstücke poltern von den Wänden. Von oben hört man das Rauschen der fallenden Kohlen, der Schuß hat seine Arbeit getan. Nun ist's wieder still. Stinkender gelber Qualm zieht träge in der Strecke und in den Wetterlutton dem Schachte zu.

Man wartet einige Minuten, bis sich der Rauch etwas verzogen hat, dann geht's wieder hinauf, und die Arbeit singt ihr altes Lied, bis die Stunde der Erlösung schlägt. Jeder atmet auf bei dem Worte: „Schicht!“ Die müden Körper straffen sich, und in die abgespannten Gesichter tritt freudige Erwartung. Sicher ist's schön draußen! Da ist Luft, da ist Sonne. Fort ist all der Druck und Zwang. Lachend und plaudernd ziehen die Leute dem Schachte zu und können dort kaum die Ausfahrt erwarten.

Endlich begrüßt sie der sonnige Tag; die walbgrünen Berge schimmern herüber und verheißen wohlverdiente Ruhe und Erholung.

Zur Geschichte des Erzbergbaues in der Waldenburger Gegend.

Von Joseph Urban †, Breslau.

Schon in der frühesten Kulturepoche unserer reichen Heimatprovinz ist an verschiedenen Orten derselben Bergbau betrieben worden, und zwar, wenn wir alten Kunden Glauben schenken dürfen, mit hervorragendem Erfolge. Sollen doch allein die Goldberger Gruben eine Ausbeute von über fünfzig Pfund Gold wöchentlich geliefert haben. Dieser märchenhafte Erbsegen nahm mit dem Einfall der Mongolen im Jahre 1241, wobei sich bekanntlich auch die Goldberger Knappschaft ruhmvoll für Gott und Vaterland opferte, ein jähes Ende. Jedoch lieferten auch nachher noch die Gruben von Grunau bei Hirschberg, besonders aber die zu Reichenstein, namhafte Erträge

an Gold und Silber, die zu Rupperberg an Kupfer, und die Schmiedeberger an Eisen. Freilich wurde an vielen Orten den Schatzsuchern kein anderer Lohn als Enttäuschung. Auch in unserer engeren Heimat, dem Waldburger Berglande, war dem Erzbergbau nur ein vorübergehender Erfolg beschieden, obgleich es an hingebender Arbeit keineswegs gefehlt hat. „Der Mühe Preis“ erwuchs den unverdrossenen Gewerken und Knappen erst durch den Abbau der Steinkohlenschätze.

Wann man in unseren Bergen zu schürfen begonnen hat, steht nicht fest, die älteste urkundliche Erwähnung des Waldburger Bergbaues stammt aus dem Jahre 1366, allwo Herzog Bolko II. einigen verdienstvollen Edelleuten und ihren Gewerken das Recht verlieh,

„zu dem Aldin wassir den erbstollen und alle die recht, die ein erbstolle zu rechte haben sul, und by namen den stollen, der die fundgrube hehsit, erblich und ewiglich zu besizen.“

Welcher Art dieses Bergwerk zu Altwasser gewesen, wird uns weder in der vorliegenden, noch in einer späteren Urkunde verraten; jedenfalls war es von geringer Bedeutung, da es nie wieder erwähnt wird. Zweifellos aber war es ein Erzbergwerk, da Steinkohlenbergwerke in jener frühen Zeit noch gar nicht genannt werden. Vielleicht besteht ein Zusammenhang zwischen dieser Grube und den Schürfversuchen auf Erz, die vor reichlich 60 Jahren an der Vogelskoppe stattfanden und ohne Sang und Klang wieder eingestellt wurden.

Daß aber an mehreren Orten unserer Heimat Bergbau betrieben wurde, erhellt aus der Verpfändungsurkunde des Königs Wladislaw von Ungarn und Böhmen (d. d. Prag, 30. März 1497), in welcher Schloß Fürstenstein mit der Stadt Freiburg, darunter gelegen, den Dörfern Zirlau, Polsnitz und Salzborn, dem Hornsberg samt dem zerbrochenen Burgstall (der Ruine) darauf,

„mit allerhand bergwerken über und unter der erden, keins ausgeschloffen,“

an den obersten Kanzler Böhmens, Johann von Schellenberg, überging. Leider erfahren wir auch hier weder die Lage noch die Produkte der verliehenen Bergwerke, aber aus den außer den oben aufgeführten noch ferner als zur Herrschaft Fürstenstein gehörig genannten Orten: Weistritz, Breitenhain, Schenkendorf, Berthelsdorf (Bärsdorf), Giers-

dorf (Wüstegiersdorf), Donnerau und Reimswaldau; ferner Freudenburg mit Langwaltersdorf, Gusdorf (Görbersdorf), Schmidtsdorf, Ober- und Nieder-Friedland, Rosenau, Raspenau, Neudorf und Göhlenau ersieht man, daß es sich um Erzbergwerke handelte, jedenfalls um dieselben, die in einem 1548 erschienenen Verzeichnisse der im Fürstentume Schweidnitz neu angelegten Dörfer genannt werden; da heißt es, daß in Waltersdorf, Schlesierthal und Rudelswalde

„vor Zeiten bergwerk getrieben wurde, da noch viel alter verlegener Zechen vor Augen, die sich mit silbererzt beweisen.“

Dasselbe gilt von Giersdorf, Donnerau, Reimswalde, Waltersdorf, Gerbersdorf, Schindelsdorf, Göhlenau, Rosenau und Raspenau, wo

„an vielen Stellen verlegene bergwerke gefunden werden, auch zum Teil gebauet, aber noch keine gewinnhaftig.“

Von wirklicher Bedeutung war dagegen zu jener Zeit das Silberbergwerk zu Gottesberg. (Siehe auch unter „Gottesberg“!) Bereits am Anfange des 14. Jahrhunderts sollen am Plauzenberge reiche Silberadern, Blei- und Erzgänge entdeckt worden sein. Da das Silber damals einen hohen Wert hatte, so wurde es auch zutage gefördert und verhüttet, vermutlich von sächsischen Bergleuten, die sich in der nächsten Nähe ansiedelten und so den Grund zur Stadt Gottesberg legten, die nach einer nur in Abschrift vorhandenen Urkunde 1499 das Stadtrecht erhalten haben soll. Nach einer anderen Quelle wurde „der Gottesberg“ freilich erst 1529 zu bauen begonnen, was sich aber ebensowohl auf eine der fünf Gruben beziehen kann, die nach und nach dort entstanden und von denen nicht weniger als vier den Namen Gottes mit irgendeinem Zusatz führten: Segen Gottes-Grube (am Mohren- oder Hüttenberge), Reich Gottes-Grube (ebenda), Gottes Glücks-Grube (am Sonnenwirbel) und Wags mit Gott-Grube. Die älteste Grube am Plauzenberge führte den Namen Morgenstern.

Am 21. Juli 1532 erließ der Herr der Herrschaft Fürstenstein, Christoph I. von Hoberg, eine Bergordnung für das auf seinen

„gründen aufm Gottesberge“

entstandene Werk. In 12 Artikeln wurden die Rechte und

Pflichten der Gewerken und der Knappen festgesetzt, wobei oftmals an die Ordnung zu Joachimstal (im Erzgebirge) erinnert wird, die zuvor wie auch nachher als vorbildlich galt.

Danach sollte das erbaute Metall den Gewerken gehören, jedoch sollte es der Grundherr, wenn er es brauchte, zum regulären Preise kaufen dürfen. Ein vom Grundherrn ernannter Bergmeister sollte dem Werke vorstehen. Sehr wichtig war das im dritten Artikel versprochene Holz. Im Umkreise von einer Meile um das Bergwerk sollten die Gewerken freies Holz zu Häusern, Hütten, Stollen und Schächten aus des Grundherren Wäldern beziehen, nur das Holz zum Kochen sollten sie bezahlen. Zum Vierten sollten alle Gewerken und Bergleute „frei wohnen und sitzen ohne alle Beschwerde“; zum Fünften sollten sie auch von Steuern und allgemeinen Verpflichtungen befreit sein, ausgenommen, wenn es gälte, Leib und Gut ihrer Mitbürger gegen Raub und Brand zu verteidigen. Ferner sollten sie allerlei ehrliche Handwerke treiben, als brauen, schänken, schlachten, backen, laufen und verkaufen dürfen. Alle bergmännischen Streitigkeiten sollten durch ein eigenes Gericht, bestehend aus dem Bergmeister, den Richtern und den Geschworenen, entschieden werden; als Appellationsgericht sollte die Kammer zu Joachimsthal gelten.

Der Besitzer der Niederseite von Gottesberg, Ulrich von Czettitz „vom Rinsberge aufm Neuhaus geseßen“, gab für das auf seinem Grunde (auf der Niederseite) von „etlichen guten Leuten“ errichtete Bergwerk am Sonntag Judica 1533 eine fast gleichlautende Bergordnung und unterschrieb sich als „Erbherr auf der Niederzeche“ in Lössig.

Was Christoph von Hoberg in seiner Bergordnung im dritten Artikel versprochen, nämlich das zum Bergbau nötige Holz aus seinen Wäldern, wurde gar bald zum Gegenstand des Zankes und Streites zwischen den Gottesberger Gewerken und den Vormündern der Herrschaft Fürstenstein, denn Christoph von Hoberg hatte bereits 1535 das Zeitliche gesegnet.

Der bedauerliche Handel wurde schließlich durch die Breslauer Kammer dem Kaiser gemeldet, der am 7. August 1538 eine Befahrung des Bergwerks zu Gottesberg durch den obersten Münzmeister des Königreiches Böhmen anordnete. Obwohl wir keine urkundlichen Belege für die Ausführung und den Erfolg jener Befahrung besitzen, so dürfen



Gottesberg
(Abendstimmung)

Gez. v. L. Teuschler.

wir doch annehmen, daß sie erfolgt ist und gute Wirkungen gezeitigt hat, denn in jenen Jahren müssen die Gruben zu Gaablaun begonnen worden sein, von denen gleich die Rede sein wird; in jener Zeit müssen die Gottesberger Gruben erschöpfend ausgebeutet worden sein, soweit die Wasserverhältnisse es zuließen, denn 1560 wird bereits der Bau eines Stollens der Sonnentwirlgrube erwähnt.

Aber warum bestürmten die Gottesberger Gewerken in demselben Jahre 1555 den Kaiser mit einer Bittschrift? Ihr Inhalt ist uns leider nicht bekannt, aber vielleicht war es des Kaisers Bescheid darauf, als er (11. Juni) 1556 bestimmte, die Bergwerke sollten ihm, da sie noch gering und arm und großen Holzmangel hätten, von jeder Mark Silber (ein Gewicht von unterschiedlicher Schwere, im Durchschnitt etwa 220 Gramm) einen halben böhmischen Gulden oder 12 Weißgroschen, von jedem Lot (das ist $\frac{1}{16}$ Mk.) Gold aber 6 Weißgroschen entrichtet werden. Dieser, nach des Kaisers Meinung gewiß billige Zehnte sollte auf 8 Jahre zu $\frac{3}{4}$ den Gewerken und zu $\frac{1}{4}$ dem Grundherrn zufließen, außerdem sollten demselben „wegen der Dargebung des Holzes“ noch die „vier erbgußhus“ (Erbfluren) zustehen.

Diese kaiserliche Gnade scheint in Gottesberg ihren Zweck nicht erreicht zu haben, denn nach wie vor klagten die Gewerken über „allerlei bedrangnus“ durch die „Grundherren und sonst“, und wieder ersuchten die Bergwerke zu Gottesberg und Gabel vergeblich um eine Beihilfe vom Kaiser.

Bemerkenswert ist der überaus schleppende Geschäftsgang der kaiserlichen Regierung. Nachdem die schlesische Kammer wiederholt um eine amtliche Untersuchung der Bergwerke gebeten hatte, besonders auch des neuen zu Gabel, das „sich mit Silber reich erzeiget“, ordnete Erzherzog Ferdinand am 3. November 1559 an, daß Graf Schlick, die Seele des Joachimsthaler Betriebes, und Adam Huls aus Goldberg sofort nach Breslau abreisen und von dort aus eine Befahrung der Bergwerke vornehmen sollten. Sogar der Tag des Eintreffens in Breslau war genau bestimmt. Aber erst 1562, im August, erfolgte die längst erwartete Generalbefahrung. Der darüber erstattete Bericht sagt von den Gruben zu Gottesberg und Gaablaun, daß wenig darauf gearbeitet würde, sondern meistens ungebaut lägen. Als Ursache werden der alte Streit um das Holz und die Abneigung der Grundherren gegen die Bergwerke genannt.

Auf jenen sehr ausführlichen Bericht geschah von seiten des Kaisers aber rein nichts, so daß am 5. März 1564 der Bergmeister Scheuchel der Breslauer Kammer seine Not klagte. Dort, wo man zuvor „viel Silber daraus gemacht“, wäre der Bergbau der Wassernot halber stehen geblieben; darum hätte man mit großen Unkosten den Bau eines Erbstollens viele Lachter weit getrieben. Ohne Verleihung einer kaiserlichen Bergordnung sei es aber nicht möglich, die Bergwerke in Schwung zu bringen.

Es vergingen aber noch dreizehn Jahre, ehe die lang-ersehnte Bergordnung erschien, das Edikt Rudolf II. vom 5. Februar 1577. Welches waren ihre Grundzüge?

Zum Troste und Schutze der Bergleute und Gewerken, sowie zur Aufrechterhaltung der Ordnung sollte auf des Kaisers Kosten ein Oberbergmeister für Ober- und Niederschlesien amtieren, wozu Gregor Pardt ausersehen wurde. Er sollte die Bergwerke „bereiten“, „sich aller mangel und gebrechen erkündigen“ und die vorhandenen abzustellen trachten.

Jedermann sollte das Recht haben, wo es auch sei, auf Gold, Silber und andere Metalle zu schürfen, zu graben und zu bauen, und niemand, besonders auch nicht die Grundherren, dürften bei „straff und ungnad“ die Bergleute hindern oder gar mit Gewalt vertreiben. Zur Vermeidung jedes Unfugs sollte jeder erfolglose Schurf wieder eingeebnet werden, so daß dem Grundherrn kein unnötiger Schade entstünde.

Um zum Schürfen zu ermuntern, wurden Prämien ausgesetzt. Wer einen Goldgang entdeckte, sollte per Lot Gold 4 Taler, ein jeder, der einen neuen silberreichen Gang entblökte, für die ganze Mark Silber 10 Taler erhalten ußf. Damit keinerlei Betrug verübt würde, so sollten diese Belohnungen erst dann bewilligt werden, nachdem der Bergmeister und die Berggeschworenen das Gestein an Ort und Stelle selbst der Erde entnommen hatten.

Zur Treibung tiefer Erbstollen wurde Hilfe zugesagt. Alles Gold und Silber sollte an die Münze in Breslau abgeführt, Dawiderhandelnde aber hart gestraft werden. Für die Mark Brand Silber nach Breslauer Gewicht wurden 7 Taler, für das Lot Gold 5 Taler und ein Ort (d. i. $\frac{1}{4}$ Taler) bewilligt.

Zur Förderung des Bergbaues sollte den neuen Gruben der halbe Zehnte auf 10 Jahre, den alten aber der ganze Zehnte auf 6 Jahre erlassen werden.

Jeder Grundherr hatte von den Gewerken den Ertrag von vier Erbfugen, Kirchen, Schulen und Spitäler aber den von zwei Freifugen zu fordern; dafür war jeder Grundherr gehalten, das Holz zum Bergbau, wenn nicht umsonst, so doch um einen „leidentlichen“ und billigen Kauf abzulassen.

Bergleute sollten von Roboten und Diensten, von Zöllen und Lasten möglichst befreit bleiben, sie sollten auch frei zu- und abziehen dürfen.

Trotz dieser wohlgemeinten und nützlichen Bergordnung blieb alles beim alten. Bereits 1583 (7. Januar) wandten sich die bauenden Gewerken im Fürstentume Schweidnitz an die Kammer. Auf des Kaisers Zusage, zum Bau von Erbstollen Hilfe zu gewähren, hätten einige „mit schweren Unkosten“ Stollen auf Gold, Silber und anderes Erz getrieben, doch nur auf dem Dittmannsdorfer Werke habe der Kaiser den vierten Pfennig bewilligt. (Dieses „Furlehen“ betrug „30 Taler wöchentlich“.) Sie hätten aber geglaubt, des Kaisers Zusicherung gelte allen Gruben. Nun läge die zu Hohengiersdorf ganz stille, und auch die Stollen zu Ober-Weistritz würden verlassen. Dort werden vier Gruben erwähnt: Segen Gottes, Hilfe Gottes, St. Stephans Achterstollen und St. Bernhards tiefer Erbstollen; außerdem gab es noch zwei Stollen. Alle müßten aufgegeben werden, da sich das Vermögen der Gewerken ziemlich geschwächt habe. Auch dieser kräftige Appell verhallte ohne Erfolg.

Wann das hier erwähnte Dittmannsdorfer Bergwerk begonnen wurde, ist nicht festzustellen, jedenfalls geschah es erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, denn als der Kaiser 1547 die Herrschaft Kinsberg dem Mathias von Logau verpfändete, behielt er sich ausdrücklich die bergwerch von allerley metal sambt allen dem, was zur erbauung und erhaltung derselben die noturft erfordert.

Auf diese Bestimmung stützte sich die schlesische Regierung, als sie 1578 am 5. April von Georg von Logau die Erbauung einer Schmelzhütte zu Tannhausen und die Aufrichtung des Rohlhandels forderte, um das Dittmannsdorfer Bergwerk in größere Blüte zu bringen.

Was tat aber Logau? Er gab einfach gar keine Antwort, auch dann nicht, als ihm der Oberbergmeister Pardt den Befehl des Kaisers mündlich überbrachte. Die Kammer faßte ihn nun in einem neuen Schreiben vom 14. Juni etwas derber an. Als sich der Rinsberger auch hierauf nicht rührte, drohte ihm die Kammer — es war bereits der 26. August — mit der Melbung beim Kaiser und machte ihn auch für den Schaden verantwortlich, den das Dittmannsdorfer Werk und alle Beteiligten durch seinen Widerstand erleiden würden. Da endlich läßt sich der Ritter zu einer Antwort herbei, spricht von einer bereits erfolgten mündlichen Verantwortung (gegen Gregor Pardt?) und fährt dann fort:

„wann der herren mainung nach gelebet werden sollte, werden die t h l e i n e n w ä l d i c h e n bald durchgebracht“ werden.

Und er fügt hinzu, er wolle lieber den Rinsberg verlassen und sein (dem Kaiser geliehenes) Geld wieder nehmen, als nachgeben. Uebrigens werde er selber an den Kaiser berichten, worauf ihm die Kammer antwortete, er möge es noch vor Anbruch des Winters tun.

Sechs Wochen darauf forderte die Kammer in ziemlich erregtem Tone, Logau möge sich doch endlich klar aussprechen. Sie wolle die Herrschaft Rinsberg keineswegs des „Kleinods ihrer Wälder berauben“, er solle nur das zu Bauzwecken ungeeignete Holz hergeben.

Endlich, am 9. Januar 1579, meldete die Kammer unter Beilegung des Briefwechsels Logaus Ungehorsam dem Kaiser, daß er „Sr. Maj. Befehl stattzutun gänzlich verwidert.“ Nicht einmal um Geld wolle er das Holz hergeben. Um dieses Ungehorsams willen solle ihm der Pfandschilling (die Herrschaft Rhnsburg) entzogen und die dafür gegebene Pfandsumme als verfallen erklärt werden.

Aber weder in Wien noch in Prag war man so schnell bereit, einen Edelmann um Hab und Gut zu strafen. Vielmehr mußte nun Gregor Pardt, der Bergmeister, ein Gutachten abgeben, was dieser in überaus weitschweifiger Weise ausführte. Der langen Rede kurzer Sinn ist, Logau und sein Vater hätten jährlich für mehrere hundert Taler Holz verkauft; es liege also an seinem bösen Willen, wenn er für Bergwerkszwecke kein Holz hergebe. Wenn die Dittmannsdorfer Gewerken die Lust verlören, so sei Logau daran schuld, und die Anbrüche in den Gruben seien „nur

mächtig.“ Schließlich weist der wachere Beamte auch darauf hin, daß des Kaisers Ansehen leiden müsse, wenn solcher Ungehorsam ungestraft bliebe.

Am 9. Juni 1579 gab nun endlich Kaiser Rudolf dem ungehorsamen Ritter seinen Unwillen zu erkennen, nannte seine Entschuldigungen Ausflüchte und drohte ihm schwere Strafe und Ungnade an, wenn er seinen Befehlen auch ferner nicht nachkomme. Es ist aber sehr fraglich, ob auch dieser gemessene Befehl bei Logau Eindruck gemacht hat; jedenfalls ist er 1595 als Besitzer der Rhnsburg gestorben, eine Schmelzhütte aber hat Tannhausen nie gesehen. „Die kleinen Wäldchen“ hat Logau aber trotzdem „durchgebracht“, um die Schulden zu tilgen, die er zur Verschönerung seiner Burg gemacht hatte.

Dieser Holzstreit zeigt uns deutlich die üble Lage der bergbauenden Gewerken, die trotz aller persönlichen Opfer bei solchen Schwierigkeiten kapitulieren und den Bergbau aufgeben mußten. In Dittmannsdorf kam noch eine große Geldnot hinzu, gegen 12000 Taler hatten die Gewerken verbaut, und außer des Kaisers Beihilfe, die rund 1100 Taler betragen mochte, hatten sie noch andere Schulden, die schwer verzinst werden mußten. Nun hatten sie noch einen Richtschacht in der Fundgrube des „Segen Gottes“ zu treiben, der, 60 Klafter tief, nicht unter 1500 Taler herzustellen war. Darum baten die Gewerken am 14. August 1583 den Kaiser um Stundung der zurückzuzahlenden Stollenbeihilfe und um Erlaß des Zehnten. Ob dieser Bitte willfahren wurde, wissen wir nicht. Jedenfalls ersehen wir aus der Eingabe, mit welchen namhaften Kosten die Gewerken arbeiteten; ob sie dieselben jemals wieder eingebracht haben, ist zweifelhaft.

Bereits im letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts war der Bergbau fast allerorten wieder verlassen.

Auch der Gottesberger Bergbau konnte kein richtiges Leben mehr gewinnen. Nach Brauners Chronik ging er 1633 ein, wurde aber schon 1637 wieder aufgenommen, doch ohne großen Erfolg. 1654 wurden 1668 Gulden auf neue Schächte und Stollen verwandt. Unter Beifügung von guten Erzproben baten die Bergleute um Erneuerung ihrer in Vergessenheit geratenen Vorrechte, aber vergebens; 1681 hörte man wiederum auf zu bauen.

Als aber 1695 „viel Erz im Morgenstern“ gefunden wurde und tatsächlich einige Jahre hindurch anhielt, baten die Gottesberger Knappen abermals um die kaiserliche Er-

neuerung ihrer Rechte. Ueber 80 Zentner Silber seien von Alters her eingeliefert worden, und es sei kein Zweifel, daß auch künftighin „seine Posten Silber“ der Kaiserl. Kammer zugestellt werden würden. Selbst von den ganz geringen Erzen des Vorjahres seien 3 Mark Silber überantwortet worden. Und siehe da, dieser „Silberblick“ verfehlte Allerhöchsten Ortes nicht seine Wirkung, die alten Privilegien wurden den Gottesberger Bergleuten von neuem zugesprochen.

Anno 1701 fand eine neue Befahrung „der Gebirge beim Gottesberge“ statt, die recht gute Ergebnisse und von tiefer Sachkunde zeugende Vorschläge und Urtheile ergab. Es fand sich ein Erz, das 90 Pfund Blei und $\frac{1}{2}$ Mark Silber (pro Zentner) enthielt, Blenden, die 5—8 Lot, und ein „kleines sprießliches Erz“, das 6 Lot enthielt. Zur Abwältigung der Grubenwässer genüge ein für 30—40 Taler zu erbauendes Roßwerk. Die Poch- und Waschwerke genügten wohl für Zinn-, aber nicht für Silberwerke, ebenso wären die Schmelzhütten auf nur einerlei Art erbaut. Auch fehlten alle Pläne und Risse, auf denen Gebäude und Stollen genau zu sehen seien und die alle halben Jahre ergänzt würden. Denn sonst gehe alles von ungefähr und man müsse glauben, was etwa gesagt werde.

Das war wohl das erste, wirklich sachverständige Urtheil über den Gottesberger Grubenbetrieb, das auch ahnen läßt, warum die früheren Ergebnisse zuweilen kläglich waren als es die Verhältnisse rechtfertigten. Nur hätte der Berg-„Rat“ auch die rechten Leute an Ort und Stelle einsetzen mögen, damit ein wirklich bergmännischer Betrieb zustande käme. 1720 war kein einziger Fachmann im Bergamt. Man wurstelte also im alten Tempo weiter bis zur Zeit der Schlesischen Kriege. Die damit verknüpften Unruhen beeinträchtigten auch den Bergbau, so daß 1744 die Morgensterngrube nur noch mit einem Burschen belegt war, und auch dieses nur deshalb, damit die Privilegien nicht verloren gingen. Inzwischen hatten sich die Bewohner der Strumpffstrickerei zugewandt, so daß der Silberbergbau 1752 ohne Sang und Klang eingestellt wurde. Das Bergamt bestand noch bis zum Jahre 1755.

Im Jahre 1801 versuchte die Preussische Regierung ihr Glück mit dem Gottesberger Silberbau, aber von einem Gewinn war keine Rede, weshalb die Förderung nach vier Jahren wieder aufgegeben wurde. Und noch einmal erprobten 1855 Kommerzienrat Kramsta (Freiburg)

den Segen Gottes bei Gottesberg, Kaufmann Leupold (Freiburg) den bei Gaablaun und auch die verlassenen Stollen bei Dittmannsdorf und Weistritz fanden neue Liebhaber. Alles umsonst. An fünf Orten ließ Kramsta muten und fördern; die Scheidung der Erze erfolgte in Gottesberg und Kohlaun, die Verhüttung in Tharandt (Sachsen). Als der wagemutige Unternehmer aber sah, daß er nur sein schönes Geld zusehe, gab er den Silberbergbau zu Gottesberg im Jahre 1864 wieder auf. Die Produktionsverhältnisse hatten sich eben völlig verändert und der Silberwert war gegen früher gesunken. (Gerade in den 60er Jahren stieg die Silberproduktion der Erde auf das Fünffache und der Silberwert, der im Mittelalter sich zum Goldpreise wie 12:1 verhalten hatte, sank auf das Verhältnis 16:1 und bald darauf noch weit tiefer.)

Überschauen wir den Verlauf der Bergbauversuche auf Erz in unserer engeren Heimat, so machen wir die bestrebliche Entdeckung, daß mit wenigen löblichen Ausnahmen die Grundherren diesem Kulturzweige feindlich und hindernd gegenüberstanden, daß die kaiserliche Regierung trotz des Drängens der Schlesischen Kammer ihre Fürsorge nicht zur rechten Zeit und nicht mit dem rechten Ernst und Nachdruck der doch wahrlich nicht unwichtigen Sache zuwandte, und daß die Fördernden bei weitem nicht jene Fachkenntnis besaßen, die eine gedeihliche Entwicklung der Werke verbürgt hätte. Freundwilliges Entgegenkommen, auch mit reichen Geldmitteln, Klugheit und Ausdauer, diese drei wären die rechte Wunschelrute zur Hebung der edlen Bodenschätze gewesen. Und gerade diese Tugenden waren nie beisammen, und als sie vereint waren (Kramsta), war infolge der Zeitverhältnisse der Silberbergbau in unserer Heimat unlohnend geworden.

Quellen: 1. Codex diplomaticus Silesiae, Bd. XX u. XXI, Schlesiens Bergbau und Hüttenwesen, herausgegeben von H. Butte. 2. Alten und Urkunden zur Geschichte des Schlef. Bergwesens, gesammelt und herausgegeben von Zivier. 3. Kerber, Geschichte des Schlosses und der freien Standesherrschaft Züstenstein. 4. Johannes Brauner, Chronik der Stadt Gottesberg. 5. Emil Steinbeck, Geschichte des schlesischen Bergbaues, wo Band 2, S. 34 ff. sehr Ausführliches über den Gaablauer, Gottesberger und Weistritzer Bergbau zu lesen ist.

Nachtrag: Wie im „Neuen Tageblatt“ vom 7. November 1924 zu lesen ist, wurde im 16. Jahrhundert bei Tannhausen fleißig nach Kupfererzen gegraben. Ein für damalige Verhältnisse größeres Bergwerk kam 1536 unter Bergmeister Christoph Glauche in Betrieb und

soll schönes Kupfer enthalten haben. Die Belegschaft bestand vornehmlich aus bereits in den Jahren vorher aus Meissen eingewanderten Bergleuten, die von Kaiser Karl V. die Erlaubnis zum Bau einer Kapelle erhielten. In dieser versammelten sich die Bergleute vor der Einfahrt in den Kupfererzschacht zum gemeinsamen Gebet. Im Jahre 1593 wurde anstatt der Kapelle, die für gottesdienstliche Zwecke nicht mehr ausreichte, das heute noch stehende Erlensbuscher Bergkirchlein errichtet. In der Nähe dieses Kirchleins muß sich der erste Kupfererzschacht befunden haben. Wie lange er im Betriebe war, steht nicht fest. Nachdem der Kupfererzbau in hiesiger Gegend längst eingeschlafen und vergessen war, ging man 1898 daran, am Abhange des Kirchberges in Richtung des Charlottenbrunner Neukretschamberges neue Versuche anzustellen. Zu diesem Zwecke erwarben die Unternehmer, die sich zur „Bergwerksgesellschaft Tannhausen“ zusammenschlossen, das sog. Altergut. Die Einfahrtsstelle der Grube befand sich am Teiche unterhalb des zwischen Charlottenbrunn und Erlensbusch auf freiem Felde stehenden früheren Vogelgutes. Statt des Kupfererzes wurde jedoch nur allein Schwerspat, der vornehmlich in chemischen Werken Verwendung findet, gefördert. Wohl entdeckte man Kupferadern, doch waren diese von so geringem Ausmaße, daß der Abbau sich von vornherein als aussichtslos und unlohnend erwies. Im Betriebe war die Grube bis zum 31. Oktober 1914. In den 16 Jahren wurden viele tausend Zentner Schwerspat gefördert, die vornehmlich nach den Oberschleisischen Farbwerken in Idawehle und weiter nach Rußland und Oesterreich gingen. Ob aber das Unternehmen, das infolge des Krieges zum Stillstand kam, seinen Betrieb noch einmal aufnehmen wird, gilt gegenwärtig als recht unwahrscheinlich. M. K.

Die geschichtliche Entwicklung der Waldenburger Landwirtschaft.

Von Diplom-Landwirt Gottfried Richter, Breslau.

Der Kreis Waldenburg teilt mit anderen schlesischen Kreisen das Schicksal, daß über seine landwirtschaftliche Geschichte, und zwar für die ältesten wie für die neueren Zeiten nur sehr spärliche Kunde vorliegt. Sogar das, was bekannt ist,

erscheint noch vielfach sehr unsicher. Das trifft jedoch für den Kreis wahrscheinlich wegen seines bergländischen Charakters noch in weit höherem Maße als für die übrigen schlesischen Gegenden zu.

Der völlige Mangel an sicheren Nachweisen einer Besiedlung unseres Landes in der vorgeschichtlichen Zeit verbietet irgendwelche landwirtschaftliche Tätigkeit für jene Periode anzunehmen.

Obwohl es feststeht, daß ungefähr 100 n. Chr. der Grenzzug zwischen West- und Ostgermanen unweit des Kreises verlief und ihn wahrscheinlich dem Gebiete der letzteren zuteilte, liegt über der Verbreitung und der wirtschaftlichen Kultur der hier sitzenden Lugier und Silinger völliges Dunkel.

Die Völkerwanderung führte die Germanen hinweg, und die darauf insbesondere seit dem 6. Jahrhundert von Osten her nach Schlesien einrückenden Slaven mieden das Gebirgsland, also auch das Waldenburger Gebiet, denn ein nicht ebener Boden sagte ihnen zur Ackerkultur nur wenig zu. Im Grenzwalde (slav. proseca) zwischen den schlesischen und böhmischen Slaven, welcher das heutige Waldenburger Land völlig bedeckte und in erster Linie militärische, nicht aber wirtschaftliche Bedeutung hatte, tat eine geringe Zahl slavischer Grenz- und Waldwächter Dienst, denen einzelne kleinere, vorwiegend wohl der Viehhaltung dienende Meiereien neben eifrig betriebener Jagd Unterhalt brachten. Sie wurden mit ackerbaulichen Erzeugnissen von der von ihnen beschirmten schlesischen Ebene versorgt.

Erst als die deutsche Kolonisation des Waldenburger Landes einsetzt, welche hier nicht mehr erörtert werden soll, also vom Beginne des 13. Jahrhunderts an, ist von den Anfängen einer Landwirtschaft zu sprechen. Nunmehr erst weicht die militärisch-politische Bedeutung der Gegend vollkommen hinter der wirtschaftlichen Nutzung zurück. Das Land tritt mit dem Fallen des Urwaldes in den Entwicklungsgang ein, welchen die landwirtschaftliche Kultur im Gebirge einzuschlagen pflegt. Ebenso leitet sich der Obst- und Gartenbau, wie auch anderenorts ein Ergebnis deutscher Kultur, seit dieser Zeit her.

Sowohl über die agrarverfassungsmäßige als auch über die technische Seite der Siedlung ist nur wenig bekannt. Der Unwirtlichkeit des gebirgigen Gebietes wurde jedenfalls durch Verleihung von größeren Siedlungsflächen an die Kolonisten und durch deren längere Befreiung von Ab-

gaben als in siedlungsgünstigeren Landesteilen Rechnung getragen. Die Zahl der abgabefreien Jahre zur Urbarmachung des schlesischen Waldgebirges wird auf 10 bis 12 angesetzt. Die in waldbreichen, gebirgigen Gegenden Schlesiens damals wie üblich verliehenen 70 bis 150 preußische Morgen großen fränkischen Waldhufen („Königshufen“) sind in der Umgebung des Klosters Grüssau und im Norden des Kreises bei Polznitz und Reichenau urkundlich festgestellt.

Die damals getroffene Abgrenzung des Kolonistenlandes hat sich, wie der bekannte schlesische Kameralist Meißner berichtet, vielfach dadurch bis auf den heutigen Tag erhalten, daß der Bauer, der den Urwald rodete, bei der Reinigung seiner Wiesen und seines Ackergrundes die Steine an den Rändern der Feldmark zusammenwarf. So entstanden allmählich Steindämme mit einer ihnen eigentümlichen Flora von Hagebutten, Brombeeren, Weißdorn, Schlehen, auch oft Ebereschen und Erlen und bilden die dem Auge des Wanderers noch heute bemerkbaren, langhingestreckten Streifen, die allmählich vom Tale aufsteigen, sich in ziemlich gleicher Breite schräg an der Berglehne in die Höhe winden und deren Grenzen scheinbar ununterbrochen weit verfolgt werden können. Eine Karte der Flur zeigt noch heute den ursprünglichen Plan der Anlage und seine Zweckmäßigkeit. Im Tale längs des Baches erhielten die Gehöfte in weitsäufiger Reihe auf den Uferhöhen ihren Platz, hinter jedes Gehöft aber wurde Acker, Wiese und Wald in einem einzigen, mäßig breiten Streifen abgesteckt, der über Höhen und Tiefen bis zur äußersten Grenze der Flur überall möglichst so verlief, daß ein Weg ohne allzusteuile Steigungen oder gefährliche Wasserübergänge auf ihm weitergeführt werden konnte. An die Grenzen schlossen sich die Streifen der Nachbargemeinde ebenso an.

Die auf dem steinigen Gebirgsboden mögliche, oben dargestellte feste Abgrenzung der Acker diente sowohl der mit den deutschen Siedlern hierher überkommenen, unter dem Flurzwange betriebenen Dreifelderwirtschaft*) als auch der Feldgraswirtschaft. Dieses System — ein periodischer Wechsel zwischen Acker- und Grasland — findet sich schon in früheren Zeiten genau wie jene unter dem Flurzwange

*) Die Fruchtfolge der alten Dreifelderwirtschaft lautet: „Schwarzbrache, Winterung, Sommerung“. Seit der landw. Neuzeit wird die Schwarzbrache mit Brachfrucht: Hackfrüchten, Futterpflanzen, Handelsgewächsen bebaut; so entstand die heutige hier übliche „Verbesserte Dreifelderwirtschaft“.

stehend hier wie auch allenthalben in den deutschen Mittelgebirgen. Sie ist überall dort bodenständig, wo Gräser und Futterpflanzen eine ausreichende Menge gut verteilter Niederschläge und ein lockeres, möglichst kalkhaltiges Erdreich vorfinden. Unsere an Ort und Stelle historisch gewachsene Feldgraswirtschaft ist weder mit der wilden Gras- oder der Weidewirtschaft der vor den Deutschen in Schlesien sitzenden Slaven, doch auch nicht mit der außerordentlich anspruchsvollen und pflegebedürftigen, aber sehr produktionsstarken Klee-graswirtschaft der Schweiz zu verwechseln.

Die auf den ersten Schritt des Siedlungswerkes im 14. Jahrhundert einsetzende Bevölkerungszunahme war, da von einem sehr ins Gewicht fallenden, nichtländlichen Wirtschaftszweige damals noch nicht die Rede sein konnte, zuerst nur auf die Landwirtschaft zurückzuführen, welche den daraus entstehenden Mehrbedarf in erster Linie selbst befriedigte. Auch die Anfänge des Bergbaues, welche auf das Eintreffen deutscher Bergleute zugleich mit der Kolonisation in das 13. Jahrhundert zurückgehen und die Ausbildung von Gewerbezentren in den drei Städten des Landes — Friedland 1350, Waldenburg 1426 und Gottesberg 1499 urkundlich nachgewiesen — bleiben zunächst noch ohne große Auswirkung auf Charakter und Leben der landwirtschaftlichen Betriebe. Die damals noch zum größten Teile bestehende geschlossene Hauswirtschaft, in welcher die ländlichen Erzeugnisse meist im eigenen Betriebe verbraucht oder von Hof zu Hof getauscht wurden, konnte von den Preisen, welche bekanntlich wohl das wichtigste treibende Moment der landwirtschaftlichen Produktion sind, noch nicht beeinflusst werden.

Allmählich befestigen und vervollkommen sich nun die gesamten ländlichen Wirtschaftsverhältnisse als Folge der Vermehrung der Landbevölkerung. Die landwirtschaftliche Technik schritt unter diesen Verhältnissen gleichfalls weiter. Der von den deutschen Siedlern mitgebrachte deutsche Pflug bürgerte sich ein. Neben ihm wurde aber der bei den benachbarten Böhmen gebräuchliche Haken wegen seiner einfachen Handhabung noch Jahrhunderte lang auch von den Deutschen im Waldenburger Gebirgslande angewandt. Ein Verwandter jenes Trautenauer (böhmisch-mährischen) Schwinghakens ist unser aus einer Fichtenwurzel hergestellter, äußerst primitiver Ruhrhaken, der in den Waldenburger- und Culengebirgsdörfern, z. B. in Reimswaldau und

Rudolfswaldau, heute noch in Gebrauch ist. Seine Stammform ist nach Ansicht des Kulturhistorikers Braungart von den ersten hier und in Böhmen ansässigen oder durchziehenden Germanen eingeführt worden. Die mit der Dreifelderwirtschaft hierher überkommenen vier Getreidearten Roggen, Weizen, Gerste und Hafer konnten auf den besten Lagen des Berglandes, welche zuerst reichlich zur Verfügung standen, später jedoch bei steigender Siedlungsdichte immer spärlicher wurden, Fuß fassen. Ihr Anbau scheint ohne Zweifel schon damals durch die Eigenart der Landesnatur insofern eingeschränkt worden zu sein, als in ungünstigeren Lagen das Grasland der Feldgraswirtschaft einen immer größeren Anteil an der landwirtschaftlich genutzten Fläche erhielt.

Schließlich nahm auch die Agrarverfassung immer festere Formen an, die bis ins 19. Jahrhundert hinein, nur zuletzt in manchem neuzeitlicher gestaltet, bestehen blieben.

Von den argen Schädigungen der Hussitenkriege und den ihnen folgenden inneren Zwistigkeiten und räuberischen Unternehmungen eines entarteten Rittertumes erholte sich die Landwirtschaft bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Auch sie wurde durch den zu jener Zeit einsetzenden Ausbau der gesamten Wirtschaftsorganisation des Waldenburger Landes gefördert. Zur Bedürfnisbefriedigung aller Erwerbszweige hatte sich in den einheimischen und benachbarten Städten das Marktwesen immer mehr ausgebildet und wurde von den Preisen regiert. Ein unter diesen Umständen einsetzender Handel brachte den landwirtschaftlichen Organismus in die bisher fehlende Wechselwirkung mit der Nichtlandwirtschaft und machte es ihm schließlich möglich, von dem gleichmäßigen Steigen der Getreidepreise, welches um 1450 am Breslauer Markte begann, Nutzen zu ziehen.

In der Krisenzeit des 16. und 17. Jahrhunderts bis zum 30 jährigen Kriege, welche durch Vermehrung der Zahlungsmittel infolge von Edelmetallimport aus den neu entdeckten Erdteilen und durch die Erschließung schlesischer und sächsischer Silbergruben hervorgerufen wurde, hatte zunächst die Waldenburger Landwirtschaft einen Gewinn von den sprunghaft steigenden Lebensmittelpreisen. Als dann aber im Verlaufe der bekannten Preisrevolution des 16. und 17. Jahrhunderts die landwirtschaftlichen Produkte ebenso schnell im Preise fielen, als sie gestiegen waren, wurde die ländliche Siedlung auf sonst unrentablen Flächen am schärfsten betroffen. Mancher Siedler, besonders auf

dürftiger Scholle ließ Haus und Hof im Stich und zog nach der Ebene ab. Eine weitere Folge jenes wirtschaftlichen Umschwunges waren auch im Waldburger Teile des damaligen Fürstentumes Schweidnitz Bauernrevolten, welche wohl durch zu starke steuerliche Belastung hervorgerufen sein mochten.

Wie verheerend der 30 jährige Krieg auch auf unsere Landwirtschaft wirkte, geht aus den erhaltenen Urkunden und den Berichten damaliger und heutiger Chronisten wie z. B. aus Pflugs „Chronik der Stadt Waldburg“ genügend hervor. Trotzdem erlag die Waldburger Landwirtschaft, welche hier weit mehr als in anderen schlesischen Gegenden mit feindlichen Naturkräften zu kämpfen hat, dem Wüten des Glaubenskrieges nicht, sondern ihr Wiederaufbau war mit Beginn der preußisch-österreichischen Kriege beendet.

Entsprechend der Wiederbelebung der Landwirtschaft wurden auch die Schäden des Gewerbes, der Industrie und des Handels allmählich geheilt. Zudem begann auch der Steinkohlenbergbau aus Kleinem heraus anzuwachsen, und noch größere Fortschritte als dieser Erwerbszweig machte das zur Industrie sich durchbildende Leinengewerbe. Das alles wirkte seinerseits wieder befruchtend und erstarkend auf die gesamte Landwirtschaft, die nun immer mehr den Bedürfnissen des Marktes zu entsprechen sucht. Besonders nimmt der dem Nachfragezentrum so benachbarte Flachsbau zu. Die Wiesen werden nicht mehr nur zur Gras- und Heunutzung verwendet, sondern dienen auch der Bleicherei.

Eine gleich starke Entwicklung setzte auch nach der Beendigung der schlesischen und des 7 jährigen Krieges ein, die unsere Landwirtschaft ebenso wie das ganze Land in Mitleidenschaft gezogen hatten.

Die zu neuem Leben auf neuer Grundlage nötige Durchbrechung der alten Agrarverfassung war zunächst wie im übrigen Preußen weder den Grundherren noch den Untertanen lieb. Die Folge des Oktoberediktes von 1807, in dem zum ersten Male die Bauernbefreiung gesetzlich sanktioniert wurde, war einerseits ein Zusammenschluß der Grundherren zu dem sog. „Kreisstränzchen“ unter dem Vorsteher des Grafen Hochberg-Fürstenstein, um ihre Forderung gegenüber der Regierung u. a. im Jahre 1811 in Form einer Entschädigung von 50 Millionen Talern für das erzwungene Zurücktreten von ihren altüberkom-

menen Rechten durchzusetzen. Andererseits machte sich ein Widerstand auch auf seiten der Bauern bemerkbar, dessen Ausdruck oft wiederkehrende Unruhen, Erntestreiks oder Verweigerung des Grundzinses und der Fronden waren. Schon während der Durchführung aller jener Reformen begann aber eine allmähliche Annäherung der Landwirtschaft an einen gewissen Wohlstand, der sich innerhalb des Kreises allgemein in einer Betriebsverbesserung, Hand in Hand damit in der Verschönerung der Gutshäuser und in einer höheren Entlohnung und besseren Beföstigung des Gesindes bei den Bauern offenbarte. In gewissem Gegensatz dazu steht eine damals schon beträchtliche Abwanderung landwirtschaftlicher Volksteile zu der immer mehr erstarkenden Leinenindustrie und zum Kohlenbergbau. Ebenso pflegte während und kurz nach den Feldzügen von 1806/07 und 1813 die ländliche Gebirgsbevölkerung für längere Zeit oder auch nur zu vorübergehender Erntearbeit die streckenweise von ihren Bewohnern stark entblößte schlesische Ebene aufzusuchen.

Es wird nun immer klarer, daß die Landwirtschaft die stetig anwachsende Gesamtbevölkerung nicht mehr ernähren kann. Schon von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an wird nachgewiesen, daß der Kreis Waldenburg tatsächlich ein Einfuhrgebiet gewesen ist. Hiermit stimmt auch überein, daß Friedrich der Große zur Hebung und Sicherung der mächtig aufstrebenden Leinenindustrie im Kreise ohne Zweifel von der Ebene zu füllende Getreidemagazine anzulegen geplant hatte. Gegenüber der vom Ende des 18. Jahrhunderts datierenden, großartigen Entwicklung der Nichtlandwirtschaft — und zwar entfaltete sich zunächst im Gegensatz zu später die Leinenindustrie, mehr als der sich erst durchsetzende Bergbau — zeigt die Landwirtschaft zum ersten Male eine Unterlegenheit.

Die Neuzeit der Waldenburger Landwirtschaft setzt mit der ersten Selbständigkeit des heutigen Kreises Waldenburg im Jahre 1818 ein, wird durch jenen seit 1807 geschaffenen, neuen Geist gekennzeichnet und schließlich auch durch die junge, von Mbr. Thaer begründete Landwirtschaftslehre befruchtet. Eine Neuerscheinung war auch die Auflösung, Parzellierung und Verpachtung fast sämtlicher — außer den noch heute bestehenden — Gutsbetriebe, welche nach Aufhebung des Gesindezwangsdienstes und nach Wegfall auch der aus anderen Erwerbszweigen fließenden, gutherrlichen Zinseinnahmen bald unrentabel geworden waren. Von weit-

tragender Bedeutung war die neue Ausdehnung des Verkehrs durch den Bau der Bahn Breslau—Freiburg—Waldburg—Görlitz und die Vervollkommenung und Erweiterung der Straßen und Wege. Die Textilindustrie erreichte um 1840 ihren Tiefstand und trat damit auch in den Zeiten späterer Erholung ihren ersten Platz an den mächtig aufstrebenden Bergbau ab, an welchen sich nun auch mannigfache Nebenindustrien anzugliedern begannen. Von nun an herrscht vom landwirtschaftlichen Standpunkte aus eine starke Uebervölkerung im Kreisgebiete, die schon um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert auf 380 Einwohner je Quadratkilometer steigt.

Unter solchen Verhältnissen wurde die Landwirtschaft zwar in den ihr von der Natur gezogenen Grenzen zur Erzeugung von Lebensmitteln ungemein angeregt, kann aber je länger um so weniger das Verlangen nach allen diesen Dingen befriedigen. Solches wird schon von den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts gemeldet.

Ein aus dem Jahre 1823 stammender Bericht über die Waldburger Landwirtschaft zeigt bei einem Vergleich der damaligen mit den noch vor wenigen Jahren hier allgemein herrschenden Betriebsverhältnissen, wie langsam im Vergleich zur Ebene die hiesige landwirtschaftliche Kultur fortgeschritten ist. Der Erzähler lobt die Waldburger Bauern als gute Viehpfleger und Obstgärtner, besonders die von Reimsbach und Donnerau.

Unnatürlich hohe, z. T. gekünstelte Getreidepreise, welche in den ersten vier Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts auf dem Markte Freiburg eben als Folge starker industrieller und bergbaulicher Nachfrage gezahlt wurden, verführten die Waldburger Landwirte dazu, auf unrationelle Weise die Getreideanbaufläche durch Abholzen mageren Walderlandes und Umbruch natürlicher Wiesen zu vermehren. Schon eine geringe Senkung und ein weiteres Fallen der Getreidepreise veranlaßte dazu, den begangenen Fehler wiedergutzumachen und das Hauptaugenmerk in der Wirtschaftsführung auf die Erzeugung von Viehfutter zu legen. Das zeigt sich in einem seit damals erst nennenswerten Anbau von Runkelrüben und in dem Bestreben, den Klee samen in größerer Menge selbst zu ziehen.

Nun erst war der Weg für eine Bewegung frei, die zu unseren heutigen Tagen herüberführt: Es ist eine volkswirtschaftliche Tatsache, daß, je entwickelter ein Industriegebiet ist, um so größer der Bedarf an Viehprodukten, ins-

besondere an Frischmilch, Fleisch und Fett ist, und daß um so mehr die benachbarte Landwirtschaft ihre Wirtschaftsart darauf einzustellen hat. Jede, auch die unbedeutendste Landwirtschaft ist im Sinne dieser Produktionsrichtung für die Industrie unentbehrlich, denn die besonders als Nahrung so wichtige Frischmilch erfordert, wenn sie von weiter her importiert werden muß, wegen ihrer leichten Verderblichkeit hohe Transportkosten und verschlingt dabei volkswirtschaftliches Vermögen.

Zur Aufgabe der Milchproduktion für die Industrie ist die Waldenburger Landwirtschaft durch die natürliche Graswüchsigkeit ihres Kulturbodens geradezu vorbestimmt, und mit vollem Recht hat daher in den letzten Jahren die neuzeitliche Grünlandbewegung zur Förderung der Rindviehzucht hier eingesezt.

Literatur. v. Below: Probleme der deutschen Wirtschaftsgeschichte, Tübingen 1920. — Braungart: Die Urheimat der Landwirtschaft, Heidelberg 1912. — Elsner: Landwirtschaftliche Reise durch Schlessen I, 1, Breslau 1824. — v. d. Goltz: Geschichte der deutschen Landwirtschaft I, II, Berlin 1902. — Grünhagen: Der schlesische Grenzwald. Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens XII, 1. — Meitzen: Siedlung und Agrarwesen der West- und Ostgermanen, I—III, Berlin 1896. — Derselbe: Ueber die Kulturstände der Slaven in Schlessen, Abhandlung der Schlesischen Gesellsch. für vaterländische Kultur, Philos.-histor. Abt. 2, 1884. — Partsch: Schlessen I, II, Breslau 1911. — Richter: Die Landwirtschaft des schles. Gebirgskreises Waldenburg, ein agrargeogr. Versuch, Diss., Breslau 1924. — Treblin: Beiträge zur Siedlungskunde im ehemaligen Fürstentume Schweidnitz, Darst. und Quellen zur schles. Gesch., VI, Breslau 1908. — Zieturisch: 100 Jahre schlesische Agrargeschichte, Breslau 1908.

Die Landwirtschaft des Kreises Waldenburg.

Von E. Rummel, Ober-Waldenburg,
Geschäftsführer des Kreislandbundes, Waldenburg.

Im Kreise Waldenburg wird die Landwirtschaft in ihrer ganzen Gestaltung durch die Ausdehnung der Industrie einerseits und durch Naturgewalten andererseits beeinflusst. Unter dem Eindruck des besseren Absatzes verschiedener Produkte und durch das Bestreben, auf eigener Scholle den gesamten Lebensunterhalt zu erzeugen, ist man vielfach zu weit in der Ackerntzung für Getreide und Hackfrucht gegangen. Man hat hierbei gegen die Natur gearbeitet, was sich teilweise schwer rächt. Die hiesigen klimatischen und Bodenverhältnisse setzen diesem Vorgehen von selbst ein Ziel.

Die letzte Statistik weist an landwirtschaftlich genutzter Fläche einschließlich Haus- und Kleingärten rund 21 000 ha*) auf. Hiervon entfallen auf die Betriebe bis zu

5 ha rund	800	mit etwa 9 %	der Gesamtfläche
6 bis 25 ha rund	1150	" "	70 % " "
25 " 100 ha	100	" "	16 % " "
über 100 ha	nur 4	" "	5 % " "

Vorstehende Darstellung ergibt sich nach den Betriebsgrößen, wie sie bewirtschaftet werden; nicht, wie sie sich im Besitz befinden. Nach Besitzverteilung weisen die größeren Betriebe einen größeren Anteil an der Gesamtfläche auf, der aber zum größten Teil parzellenweise und als bäuerliche Pachtungen verpachtet ist.

Die Ackerlage des Kreises erhebt sich von 350 Metern im Norden bis 850 Meter im Süden. Die höheren Lagen kommen infolge ihrer kurzen Vegetationszeit fast ausschließlich nur noch für Feldgraswirtschaft in Frage. Hier hat falsche Einstellung zur Bedeutung des Absatzgebietes den Getreide- und Hackfruchtbau wider die Natur zu hoch hinaufgetragen. Auch die Nichtanwendbarkeit aller neueren wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel, sowie der allzugroße Aufwand an Werbungskosten lassen Reinerträge in diesen Berglagen kaum noch erzielen. Nur durch die bewunderungswürdige Zähigkeit und Arbeitsenergie, verbunden mit ihrer persönlichen Bedürfnislosigkeit, vermögen sich diese Gebirgsbauern noch auf ihrer Scholle zu halten.

Nach der Grundsteuerbonitierung, die 8 Klassen umfaßt, hat der hiesige Kreis fast ausschließlich die Klassen 4 bis 8 aufzuweisen; nach den Reichsvermögenssteuerwerten, die 5 Klassen aufweisen, die Klassen 3 bis 5. Deswegen kann Weizen nur wenig und Zuckerrüben können gar nicht gebaut werden. Während der niedere Nordteil des Kreises nach wie vor den eingeschränkten Getreide- und Hackfruchtbau lohnen wird, muß in der Mittellage und namentlich in den höheren Teilen vermehrt zur Grünlandwirtschaft übergegangen werden. Dort schafft die Natur auch durch häufigere Niederschläge und längere Taulagerung die natürliche Voraussetzung für den Futterwuchs, während Sommergetreide (namentlich Hafer) vielfach nicht reif wird und zuweilen erst mit dem Schlitten geborgen werden kann.

So unsicher die Erträge fast im größten Teil des Kreises sind, hat sich jedoch die Landwirtschaft namentlich in

*) 1 ha = rund 4 preuß. Morgen.

den letzten Jahren bemüht, durch Saat- und Sortenwechsel sowie durch zweckmäßige Anwendung von Kunstdünger das möglichste aus dem Acker herauszuholen. Dürre und Unwetter-schäden fügten ihr jedoch wiederholt erhebliche Verluste zu.

Auch auf dem Gebiete der Tierzucht ist in den letzten Jahren Grundlegendes geleistet worden. In der Erkenntnis, daß nicht der Großbesitz, sondern gerade der kleine Landwirt der geschaffenste Tierzüchter und -pfleger sein kann, weil er selbst das Vieh besorgt, hat eine Bewegung für planmäßige Tierzucht Platz gegriffen. In Zuchtgenossenschaften wurden große Teile des bäuerlichen Besitzes zusammengefaßt, und gemeinschaftlich angekaufte, edle Vattertiere aus besten Blutlinien finden bei den eigenen besten, sowie angekauften Muttertieren Verwendung. Das Zuchtziel ist: Gesundheit, gute Futterverwertung, Frohwüchsigkeit, Masse und Leistung. Besonders erhöhte Milchleistung ist für hiesiges Gebiet von größter Bedeutung. Mit der Hebung der Tierzucht geht gleichzeitig die Vermehrung und Verbesserung der Futterflächen Hand in Hand, ein Erfordernis, das gleichzeitig durch die Natur selbst in diesen Tagen gefördert wird. Die Grünland- und Tierzuchtbestrebnungen können aber, da zum Teil Wirtschaftsumstellungen damit verbunden sind, nur schrittweise vorgetragen werden. Das Bestreben geht dahin, mit den andern dem Riesengebirge vorgelagerten Kreisen ein einheitliches Zuchtgebiet zu schaffen, weil überall fast gleichmäßig die Voraussetzungen für Aufzucht eines gesunden, leistungsfähigen, bodenständigen Schlages gegeben sind. Die Gründer der seit einer Reihe von Jahren bereits bestehenden Waldenburger Weidegenossenschaft hatten damals schon richtig erkannt, daß gesunde Tiere für die Dauer nur in der freien Natur gedeihen können, und daß Böden, die den Getreideanbau nicht mehr entsprechend lohnen, als Weideflächen insolge der natürlichen Futterwüchsigkeit meist noch lohnende Erträge abwerfen.

Ein bestehender Pferdezuchtverein sorgt für Züchtung eines kräftigen, aber doch gängigen Pferdes für den bäuerlichen Betrieb durch Kreuzung der vorhandenen Landrasse und auch reinrassig warmblütiger Muttertiere mit Oldenburger Vattertieren. Auch die im Kreise stationierten staatlichen Hengste sind Oldenburger.

Die Schweinezucht ist noch nicht in einheitliche Bahnen geleitet, doch sind sehr gute Vater- und Muttertiere aufzuweisen.

Die Ziegenzucht, die weniger in der Landwirtschaft selbst, vielmehr in Handwerker- und Arbeiterkreisen betrieben wird, ist in Ziegenzüchtervereinen zusammengefaßt und hat gute Erfolge zu verzeichnen.

Trotz aller Anstrengungen wird die hiesige Landwirtschaft durch die unaufhaltsam vordringende Industrie zurückgedrängt und in ihren wirtschaftlichen Maßnahmen eingeengt. Vor etwa 40 Jahren betrug der Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung des Kreises (einschl. Stadtkreis) 15 Prozent, heute noch etwa 5 Prozent. Trotzdem schreitet sie vorwärts, unter Anpassung an alle gegebenen Verhältnisse dem Boden die höchstmöglichen Erträge abzurufen. Mögen ihr in dem ungleichen Ringen gegen Wirtschafts- und Naturgewalten weitere Erfolge beschieden sein.

Kleingartenbau und Kleintierzucht.

Von Mag Kleinwächter, Waldburg.

Das Düstere, Herbe eines Kohlen- und Industriebezirks wird im niederschlesischen Revier erfreulicherweise durch die freundlichen Landschaftsbilder und den frischen Luftzug, der allenthalben von den Bergen streicht und keine trägen Rauchschwaden leidet, stark gemildert. Dazu ist man bei uns schon seit Jahrzehnten bemüht, das „tote Land“ der Bergwerke neu zu erwecken. Das Beleben der grauen, öden Grubenhalben durch Anpflanzung der genügsamen Birke schreitet allerdings nur langsam vorwärts; eifriger ist man bemüht, durch Anlegung von Arbeitergärten das zwischen den Werken liegende Gelände freundlich zu gestalten. Wenn schon die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Kleingärten im Gesamtbilde unseres Gruben- und Industriebezirks ausgleichend wirken, so liegt doch ihre Hauptbedeutung auf einem anderen Gebiet.

Die Kleingartenfürsorge, die neuerdings auch der Staat in die Hand genommen, muß heute als ein wesentlicher Teil des Wohnungsproblems betrachtet werden. Die Gartenfrage geht mit der Wohnungsfrage Hand in Hand; der Garten soll das ergänzen, was der Wohnung an hygienischer Vollkommenheit fehlt. Bei uns muß ein großer Teil der Bevölkerung sein Brot in engen Werkstätten, in Fabriken und Kontoren, ja tief unten im Schoß der Erde

verdienen. Sie alle sind dadurch von Licht und Luft bedenklich ferngehalten, und es ist erklärlich, daß sie nach getaner Arbeit ein unbezwingbares Verlangen nach diesen Lebenselementen fühlen. Wohl dienen die öffentlichen Anlagen unserer Städte, Bäder und größeren Ortschaften diesem Bedürfnis in hohem Maße, den eigenen Garten aber können sie niemals ersetzen. Wer in der dicken Atmosphäre der Arbeitsstube oder Werkstatt, wer bei dem Getöse, dem nerventötenden Surren und Stampfen der Maschinen, wer in der Nacht des Stollens gearbeitet hat, der sehnt sich nach einem behaglichen Plätzchen, wo er wenig oder gar nicht beobachtet, ungezwungen in ländlicher Ruhe und Abgeschlossenheit bei leichter körperlicher Betätigung neue Lebensenergie suchen kann. Das bietet ihm der Garten. Hier findet er sich mit seiner Familie zu vielen gemeinsamen Stunden der Erholung zusammen; hier erfreut er sich an dem Sprießen und Blühen einer von ihm gehegten und gepflegten, kleinen aber eigenen Welt, von hier trägt er die duftenden Sonnenkinder in sein Heim.

Neben dieser hohen gesundheitlichen und sittlichen Bedeutung der Familiengärten ist ihre praktische nicht geringer anzuschlagen. Der Kleingarten versetzt seinen Besitzer in die angenehme Lage, die Bedürfnisse der Küche billiger und meist auch besser zu befriedigen, als es der Markt vermag; dazu ermöglicht ihm der Garten noch die Kleinviehhaltung.

Aus all diesen Gründen waren während und ganz besonders nach dem Weltkriege die Behörden und Körperschaften bemüht, der Bevölkerung unseres Kreises möglichst viel Gelände als Gartenland zu erschließen. Vor dem Kriege war der „Arbeiterwohlverein“*) der eifrigste Förderer des Kleingartenwesens im hiesigen Kreise — er hatte bis Ende 1914 2410 Gärten eingerichtet —; im und nach dem Weltkriege waren mit ihm Behörden und Körperschaften bemüht, der Bevölkerung unseres Kreises möglichst viel Gelände als Gartenland zu erschließen. Allen Orten voran ging dabei die Stadt Waldenburg, die das Rittergut Altwasser erwarb und davon 322 000 Quadratmeter an die Kleingartenbauvereine Waldenburg-Altstadt, Waldenburg-Neustadt, Altwasser und noch verschiedene andere Vereine für die Anlegung von Kleingärten pacht-

*) „Verein zur Förderung des Wohls der arbeitenden Massen im Kreise Waldenburg“; gegr. 1878.

weise zur Verfügung stellte und einen Teil der durchschnittlich 250—300 Quadratmeter großen Gärten mit Wasserleitung, Lauben und Zäunen versah.

Mit Bienenfleiß gingen die Empfänger neuen Gartenlandes, das oftmals nichts anderes als ein Stück Unland darstellte, ans Werk, um in zäher, harter Arbeit Kulturland zu schaffen. Auch auf solchem hat der Gartenbauer unseres Berglandes noch mit mancherlei Mischlichkeiten zu kämpfen. Den größten Widerstand findet er in den klimatischen Verhältnissen unseres Berglandes. Gegen das flache Land bleibt er mit seinen Ernten stets 4—6 Wochen im Rückstande. Der Mangel an Kuhdünger und die Verwendung des stark mit Sägespänen durchsetzten Pferdedünges führen ebenfalls zu mancherlei Aergerlichkeiten. Zunächst werden durch ihn die Eier und Larven schädlicher Insekten in den Boden gebracht. Ferner ist er ein Lieblingsherd der Kohlhernie, eines schwer auszottbaren Pilzes, der die Kohlpflanzen befällt und an ihren Wurzeln krebsartige, faulende, knollige Wucherungen verursacht, die zu einer Verkümmernng des oberirdischen Teils dieser Gemüse führen. Deshalb verzichten viele unserer Kleingärtner auf den Anbau der Kohlarten. Sie wagen es höchstens mit Grünkohl, der sich diesem tückischen Feinde in der Erde noch am widerstandsfähigsten erzeigt. Nicht minder gefürchtet sind bei uns die Gewittergüsse, die so manches auf abschüssigem Gelände mühevoll angelegte Beet zerreißen oder die dünne Humusschicht wegschwemmen.

Dennoch erschließt die eigene Scholle unseren Kleingärtnern eine Fülle von Segen und stiller Freuden. Mit Rat und Tat stehen ihnen die Fachvereine zur Seite. Ein Kleingartenverband schließt die Mehrzahl der im Kreise Waldenburg bestehenden Kleingartenvereine zusammen, wodurch die Kleingartenbewegung in einheitlicher und nachdrücklicher Weise gefördert wird.

*

Wie schon oben angedeutet, ermöglicht der Kleingarten seinem Besitzer das Halten von Kleinvieh; und wer einen Blick in die Kleingärten des Kreises tut, wird sehen, in welcher umfangreicher Weise von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht wird. Auch hierin hat der „Arbeiterwohlverein“ vor dem Kriege bahnbrechend gewirkt. Vor allem ließ er sich die Förderung der Kaninchen-, Ziegen- und Schafhaltung angelegen sein. Er ist es gewesen, der in unserem

Industriebezirk die hornlose Langensalzaer Ziege und das ostfriesische Milchschaf eingeführt und mit der Errichtung von Kaninchen- und Ziegenbockstationen begonnen hat. Nach dem Kriege nahmen Ziegenzüchtervereine die weitere Ausgestaltung der Ziegenzucht in die Hand. Sie stellten es sich gleichfalls zur Aufgabe, rassereine Ziegen zu züchten und die Milchwirtschaft zu heben. Zu diesem Zwecke wurden vom Kreisverbände Waldburg aus Hessen deutsche hornlose Edelziegen in großer Zahl bezogen und die bestehenden Bockstationen ausgebaut. In welchem Maße das Interesse unserer Bevölkerung an der Ziegenzucht gewachsen ist, beweist die Tatsache, daß 1923 im Kreise rund 12 000 Ziegen vorhanden waren gegen 600—700 Stück im Jahre 1911. In Waldburg-Altwasser allein werden 1500 Muttertiere und 18 Zuchtböcke gehalten. Im Jahre 1923 konnten vom Ziegenzüchterverein Waldburg 200 000 Liter Milch an die Bürgerschaft abgegeben werden. Das Bemühen der an 20 Orten des Kreises Waldburg bestehenden Ziegenzüchtervereine geht dahin, den Milchertrag zu verdreifachen. Dabei ist es jedoch nötig, daß den Ziegenzüchtern von seiten der Behörden und Verwaltungen mehr als bisher Acker und Wiesenland bei mäßigem Pachtzins zugewiesen wird. Auch in der Landwirtschaft unseres Kreises findet die Ziege als Milchtier immer mehr Beachtung.

Als ein Stalltier, dessen Wert ganz besonders im Kriege erkannt wurde, ist noch das Kaninchen zu nennen. Fast in jedem Orte des Kreises besteht ein Kaninchenzüchterverein, was für die große Verbreitung dieses Kleintieres in unserem Berglande spricht. Fast durchweg werden Rassetiere, wie der Blaue Wiener, das Hermelin, der Schwarzloß, das Silberkaninchen und das Angorakaninchen, gezüchtet. Dabei legt man auf Erzielung eines reichen Fleischertrages und eines guten Felles den Hauptwert.

Die Geflügelzucht beschränkt sich in unserem Berglande hauptsächlich auf die Haltung von Hühnern und Tauben. Nicht alle Hühnerrassen können in unserem rauhen Klima mit Erfolg gehalten werden. Am besten haben sich bei uns Bhandottes, Plymouth Rocks, Rhodeländer und Orpingtons bewährt, weil sie bei sachgemäßer Haltung alle Gefahren unserer harten, langen Winter gut überstehen und als Lege- wie Fleischhühner sehr beliebt geworden sind. Auch Reichshühner, Brakel, Möven und Hamburger leisten bei großem Auslauf in unserer Gegend

ganz Erstaunliches. Die Zucht von Wassergeflügel kommt in unserem Kreise infolge seiner Armut an natürlichen Gewässern kaum in Frage. Ebenso ist die Zucht der Puten (Truthühner) unbedeutend. Dagegen wird der Taubenzucht, in erster Linie der Brieftaubenzucht, großes Interesse entgegengebracht.

Die drei im Waldburger Kreise bestehenden Geflügelzüchtervereine Waldburg, Gottesberg und Dittersbach bemühen sich, das Verständnis für die wirtschaftliche Bedeutung der Geflügelzucht in immer weitere Kreise zu tragen. Besondere Verdienste um die Entwicklung der Geflügelzucht im Waldburger Kreise hat sich Kantor U h s e in Dittersbach erworben.

*

Kleingartenbau und Kleinviehzucht sind somit in unserem Berglande schon auf eine bedeutsame Stufe gebracht. Doch wäre auch hier Rasten gleichbedeutend mit Kosten. Es gilt noch manches zu bessern, manche Erfahrung auszunützen, manchen sachmännischen Rat zu befolgen. Hier heißt es, die bestehenden Fachorganisationen, die sich in ihren Zielen auf die Verhältnisse unseres Berglandes einstellen, zu hören, um so die Erfolge zu erringen, die das Schaffen in Garten, Stall und Hof zur Freude werden lassen.

Die Forstwirtschaft im Kreise Waldburg.

Nach Angaben des Fürstlichen Forstamtes.

Von der 377,63 Quadratkilometer großen Fläche des Kreises sind etwa 13200 Hektar Wald; hiervon gehören rund 8700 Hektar zur Herrschaft Fürstenstein, 215 Hektar zum Rittergut Adelsbach (Besitzer Kaufmann Aufrecht), 165 Hektar der Stadt Waldburg (zum Rittergut Altwasser gehörig), 150 Hektar zum Rittergut Altlässig (Besitzer Forstrat Laschke), 105 Hektar zum Rittergut Neulässig (Besitzerin Fräulein von Treutler), 220 Hektar zum Rittergut Neußendorf (Besitzer Fideikommiß von Dielsch), 120 Hektar zum Rittergut Seitendorf (Besitzer von Ezztrich und Neuhaus), 200 Hektar zum Rittergut Tannhausen (Besitzer Böhm), 500 Hektar zur Herrschaft Rhnau (Be-

fizer Freiherr von Zedlitz-Neukirch). Der Rest verteilt sich auf Gemeinde- und Bauernwaldungen.

Die Forstwirtschaft hat sich weniger den geologischen als den geographischen und klimatischen Verhältnissen angepaßt; lediglich in den Revieren um Wüstegiersdorf und Görbersdorf, sowie am Storchberge finden sich noch reine Buchenbestände in kleinem Umfange vor, weil dort die Bodenbeschaffenheit (verwitterter Melaphyr) deren Wachstum begünstigt. Die Fichte ist die bei weitem vorherrschende Holzart. Ihr Gedeihen wird durch die geographischen und klimatischen Verhältnisse außerordentlich begünstigt. Die mittleren und höheren Gebirgslagen, namentlich aber die im Gneisgebiet liegenden Reviere Nieder-Wüstegiersdorf und Gule liefern erstklassige Hölzer. Lärche, Kiefer, Tanne und Laubhölzer, namentlich Buche, finden sich nur als Mischholz, kleinere geschlossene Kiefernbestände auch in weniger frischen Lagen vor.

Die Weißtanne dürfte aus den hiesigen Wäldern mit der Zeit ganz verschwinden, da sie sehr empfindlich gegen Rauchschäden ist. In den in unmittelbarer Nähe der Industrieorte gelegenen Wäldern ist selbst an den Fichten bereits erhebliche Rauchbeschädigung festzustellen. Hier ist es außer Laubhölzern nur noch die Kiefer, deren Anbau für die Zukunft noch einigen Erfolg verspricht.

Der Abtrieb der Kadelholzbestände erfolgt in der Regel nach 100 Jahren.

Eis- und Windbruch sind infolge der hohen Lage eine stets wiederkehrende Erscheinung. Ihr Umfang überschreitet jedoch selten das in allen Gebirgsforsten zu beobachtende Durchschnittsmaß.

Die Wiederaufforstung der steilen Hänge ist naturgemäß eine recht schwierige; namentlich die steinigten, trockenen Südhänge erfordern kostspielige Nachbesserungen. Eine Gefahr für die jungen Kulturen bilden auch die vielen Beerensucher, deren Zahl mit der Ausdehnung der hiesigen Industrieorte von Jahr zu Jahr zunimmt. Aufgestellte Verbotstafeln werden zumeist nicht beachtet und die jungen Pflanzen oft in rücksichtsloser Weise zertreten.

Der Wildbestand ist während der Kriegsjahre stark zurückgegangen; Seuchen sowie strenge, anhaltende Winter haben große Verluste hervorgerufen. Rotwild ist als Standwild wenig vorhanden. Es wechselt aus den Nachbarforsten nach den Grenzrevieren der Oberförsterei Wüstegiersdorf und Langwaltersdorf ein. Der Rehwildstand hat sich in

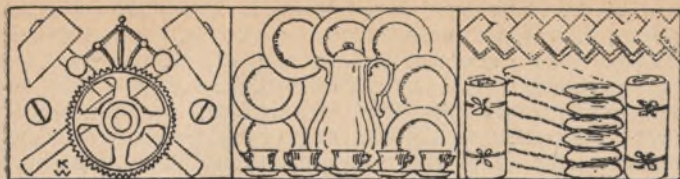
den letzten Jahren dank ausreichender Winterfütterung und guter Wildpflege wieder etwas gehoben. Die ständige Zunahme der hiesigen Bevölkerung ist, da sie eine stets sich steigende Zahl von Waldbesuchern stellt und auch die entlegendsten Waldteile beunruhigt, der Entwicklung des Wildstandes hinderlich, und es ist damit zu rechnen, daß derselbe trotz aller aufgewendeten Mühe nicht mehr den hohen Stand früherer Jahre erreichen wird. Auffällig ist das fast völlige Verschwinden der wilden Kaninchen, die vor dem Kriege namentlich in den Rehgartenrevieren derartig überhand genommen hatten, daß sie zur Plage wurden und für deren Vernichtung erhebliche Kosten aufgewendet werden mußten.

Von Federwild ist nur das Rebhuhn, wenn auch in kaum nennenswerter Menge, vorhanden. Fasanen werden in den Fasanerien des Rehgartens künstlich aufgezogen. Wenn in früheren Jahren solche ab und zu in den dem Rehgarten benachbarten Revieren erlegt wurden, so entstammten diese sicherlich den Fürstensteiner Aufzügen.

Auch beim Raubwild ist eine starke Abnahme festzustellen. Der Baummarder ist fast gänzlich ausgestorben, und auch der Steinmarder und der Dachs gehören zu den Seltenheiten.

Im Fürstensteiner Rehgarten wurde vor einigen Jahren Muffelwild (Mufflons = eine Schafart) versuchsweise ausgesetzt. Das Wild hat sich gut erhalten und vermehrt.





IX. Vom Pulsschlag der Kultur.

Die Industrie im Kreise Waldburg.

Von Gewerberat Koch, Waldburg.

Wer zum ersten Male eine Karte der Bevölkerungsdichtigkeit Deutschlands aufschlägt, wird überrascht sein, außerhalb der bekannten Industriegebiete im Rheinland, in Westfalen, in Sachsen und in Oberschlesien noch einen Fleck als Gegend mit besonders hoher Bevölkerungsdichtigkeit ausgezeichnet zu finden: den Kreis Waldburg, der auf einer Fläche von 380 Quadratkilometer rund 170 000 Einwohner beherbergt, d. h. fast 450 auf den Quadratkilometer.*)

Diese Zusammenballung seiner Einwohnerschaft verdankt der Kreis natürlich in erster Linie dem Steinkohlenbergbau, daneben aber einer ausgedehnten Industrie, die sich hier wie auch anderwärts bei der Kohle angesiedelt hat. Genaue Zahlen über den Umfang des industriellen Lebens sind schwer zu erhalten; die letzte Gewerbebeziehung ist noch nicht ausgewertet. Dem Gewerbeaufsichtsamt Waldburg, dessen Bezirk den Stadt- und den Landkreis Waldburg umfaßt, unterstehen etwa 800 gewerbliche Betriebe (Fabriken und ihnen gesetzlich gleichstehende Anlagen) mit rund 18 000 Arbeitern. Ein großer Teil des Kleinhandwerks sowie die recht erhebliche Zahl der Bauarbeiter sind hierin nicht mit erfaßt.

*) Wenn im folgenden vom „Kreis Waldburg“ gesprochen wird, so sind darunter die Stadt und der Landkreis Waldburg, die bei Abfassung dieser Zeilen noch vereint waren, zu verstehen.

Den Bewohner der Stadt Waldenburg wird es vielleicht überraschen, zu erfahren, daß nicht die ihm am nächsten liegende Porzellanindustrie, sondern die Textilindustrie bei weitem vorherrscht. Sind in letzterer doch — je nach der Geschäftslage — 6000 bis 7000 Arbeiter beschäftigt. Ganz deutlich sind innerhalb des Kreises zwei räumlich und in gewissem Sinne auch in technischer Hinsicht getrennte Gebiete zu bemerken: die Stadt Friedland einerseits und das Weistritztal mit seinen Nebentälern andererseits.

In der Stadt Friedland ist vor allem die Leinen- und Halbleinenweberei konzentriert. Dort laufen rund 1450 Webstühle, von denen über zwei Fünftel allein in der Weberei von Julius Bendix Söhne stehen. Von sonstigen Textilbetrieben findet sich in Friedland ferner eine große, erst im Kriege entstandene Flachsaufbereitungsanstalt, in welcher der auf Wiesen geröstete Flachspinnfähig gemacht wird.

Das andere Gebiet, das Weistritztal, bietet das echte Bild einer Industriegegend. Von Dörnhau und Ober-Wüstegiersdorf bis Hausdorf und in das Tal des Wilden Wassers oder Gulebachs hinein bis Wüstewaltersdorf zieht sich fast ohne jede Unterbrechung eine Kette von Dörfern hin, und in jedem von ihnen finden sich eine oder mehrere größere Textilfabriken. Hier ist im Gegensatz zu der Stadt Friedland vor allem die Baumwolle zu Hause; auch eine Rammwollspinnerei und eine Wollweberei sind vertreten.

Das größte Fabrikunternehmen des Weistritztales ist die Meher Kauffmann Textilwerke A.-G., die in Blumenau und Wüstegiersdorf zwei Webereien mit zusammen fast 1300 Webstühlen unterhält. Die eine ist eine sogenannte Baumwoll-Buntweberei, die Schürzenstoffe, Blusenstoffe, Inletts und ähnliches herstellt, während die andere vorwiegend Wolle verarbeitet und namentlich Damenkleiderstoffe anfertigt. Die nächstgrößeren Webereien sind diejenigen der jetzt ebenfalls zur Aktiengesellschaft umgewandelten Firma Webst, Hartmann & Wiesen in Wüstewaltersdorf, die allerdings wieder mehr Leinen und Halbleinen herstellt und sich besonders in der Anfertigung feinsten Tischwäsche eines wohlbegründeten Rufes — auch im Auslande — erfreut.

Insgesamt sind im Kreise Waldenburg 28 Webereien mit annähernd 4300 Webstühlen vorhanden. Außerdem

befinden sich im Kreise noch drei große Flachsgarnspinnereien mit zusammen etwa 23 000 Feinspinnspindeln, und zwar je eine in Ober-Waldenburg, in Sandberg und in Blumenau. Die letztere, seit einigen Jahren ebenfalls der Firma Webst, Hartmann & Wiesen A.-G., gehörig, ist dadurch bemerkenswert, daß sie als einzige in Deutschland Garne bis zu einer Feinheit von Nr. 80 (engl.) spinnt. Noch größere Feinheiten — wie etwa in England — zu erreichen, scheitert neben anderen Ursachen auch an dem Klima, das in England in diesem Sinne günstiger ist als bei uns.

Zu der Textilindustrie gehören schließlich auch noch jene Fabriken, welche der fertig gewebten Ware durch verschiedene Kunstgriffe ein schöneres Aussehen verleihen und sie dadurch dem Geschmack des Publikums näher bringen, die sogenannten Appretur- und Veredelungsanstalten. Die größeren Webereien nehmen diese Verschönerungsarbeiten selbst vor; andere dagegen sind auf die „Ausrüstung“ ihrer Ware durch die erwähnten besonderen Anstalten angewiesen, die denn auch in verschiedenster Größe auf den ganzen Kreis verstreut sind, sich aber namentlich ebenfalls im Weistritztale und seiner näheren Umgebung finden. Hier sind auch die Garnbleichen zu erwähnen, die nicht das fertige Gewebe, sondern das rohe Garn bleichen. Die größte von ihnen, in Dittersbach gelegen, ist gleichzeitig eine der größten Leinengarnhandlungen im Osten Deutschlands.

Eines Zweiges der Textilindustrie ist noch zu gedenken, der allerdings im Kreise Waldenburg bereits ausstirbt, das ist die nach der Neuroder Grenze zu, aber auch an anderen Orten (z. B. in Dittmannsdorf) noch ansässige Handweberei. Das schlesische Hausweberleinen hat immer einen guten Ruf gehabt, ist aber allmählich durch die mechanische Weberei erst hart bedrängt, dann nahezu verdrängt worden. Die Arbeitsverhältnisse der Hausweber passen, wenn sie auch längst nicht mehr so traurig sind, wie sie von Gerhart Hauptmann in seinen „Webern“ geschildert werden, doch nicht mehr ganz in den modernen Produktionsprozeß. Die alte Generation der Hausweber stirbt aus, und Nachwuchs ist — wenigstens in unserem Kreise — nicht mehr vorhanden. Es wird zwar neuerdings von einer Firma in Wüstewaltersdorf versucht, der Hausweberei neues Leben dadurch einzusflößen, daß sie den Hauswebern elektrisch betriebene Webstühle zur Verfügung stellt,

wodurch deren Leistungsfähigkeit und Verdienst erheblich gesteigert werden; ob dadurch aber das Aussterben der Weber selbst aufzuhalten sein wird, steht noch dahin.

Daß eine so ausgedehnte Industrie wie die Textilindustrie auch zahlreiche Hilfsbetriebe benötigt, die sich möglichst in ihrer Nähe austun, kann nicht wunder nehmen. Die größte derartige Fabrik in unserem Kreise ist die Spinnspulensabrik in Donnerau, die überhaupt einer der leistungsfähigsten Betriebe dieser Art in Deutschland ist. Sie hat sich erst im Jahre 1922 erheblich vergrößert und beschäftigt jetzt gegen 200 Arbeiter.

Die zweitgrößte Industrie des Kreises ist, wie schon erwähnt, die Porzellanindustrie, die neben einigen kleinen Porzellanmalereien durch fünf Fabriken mit zusammen 3400 Arbeitern vertreten ist: je zwei davon liegen in Waldenburg und in Nieder-Salzbrunn, und eine in Sophienau bei Charlottenbrunn. Während die ersteren vier ausschließlich Gebrauchsgeschirr (Teller, Tassen, Pannen, Terrinen usw.) herstellen, fabriziert die letztere außerdem — zeitweise sogar vorwiegend — Porzellan für elektrotechnische Zwecke, namentlich Isolatoren, und besitzt ein eigenes elektrisches Prüffeld, das Spannungen bis zu 200 000 Volt zu erzeugen und die Isolatoren sogar in künstlichem Regen zu prüfen gestattet. Die eine der beiden Nieder-Salzbrunner Fabriken zeichnet sich durch besondere Feinheit ihres Porzellans und Schönheit ihrer Dekore aus, während wieder von der Fabrik von C. Tielsch & Co., N.-G., in dem jetzt eingemeindeten Waldenburger Stadtteil Neu-Weißstein ein wichtiger technischer Fortschritt seinen Ausgang genommen hat: hier ist zum ersten Male der sogenannte Tunnelofen im praktischen Betriebe ausprobt worden, der — ähnlich wie die Ringöfen der Ziegeleien — ein kontinuierliches Arbeiten gestattet, während die Ofen alter Bauart, die auch heute noch die üblichen sind, nach jedem Brande abkühlen und dann wieder neu angeheizt werden müssen.

Auch zu den Porzellanengeschirrfabriken gehört eine eigenartige Hilfsindustrie: der größte Teil der farbigen Dekore auf dem Geschirr ist nicht, wie der Laie vielleicht meint, durch Handmalerei, sondern mit Hilfe von Abziehbildern hergestellt, die natürlich für diesen Zweck eigens angefertigt sein und besonderen Ansprüchen genügen müssen. Wir haben im Kreise Waldenburg mehrere derartige Abziehbilderfabriken und die dem Bahnhof Walden-

burg-Altwasser gegenüberliegende ist vielleicht eine der größten auf dem ganzen europäischen Kontinent.

Um gleich bei der keramischen Industrie zu bleiben, seien zunächst die beiden Glashütten des Kreises erwähnt: die sogenannte Spiegelhütte in Sandberg und die Flaschenfabrik in Weißstein am Fuße des Hochwalbes. Die Bezeichnung „Spiegelhütte“ ist irreführend; es werden dort nicht etwa Spiegel hergestellt, sondern es wird lediglich Spiegelglas erzeugt, und zwar nach einem Gußverfahren, das von dem der meisten anderen Tafelglashütten abweicht; daneben wird auch weißes und farbiges Drahtglas sowie Ornamentglas verschiedener Art hergestellt.

Zur Vervollständigung des Bildes der keramischen Industrie mag auch noch der über den ganzen Kreis verstreuten Ziegeleien gedacht sein. Bei Beginn des Krieges waren es noch 18; im Laufe des Krieges und unter seinen Nachwirkungen sind sechs abgebrochen, und zwar zwei in Langwaltersdorf und je eine in Steinau, in Ober-Salzbrunn, in Fellschammer und in Waldenburg (am Salzbrunner Weg), so daß jetzt nur noch 12 vorhanden sind. Zwei von ihnen, nämlich die Fürstlich Pleßische Ziegelei im früheren Gutsbezirk Neuhaus und die von der Stadt Waldenburg auf lange Jahre gepachtete Ziegelei in Rynau, sind durch Schaffung künstlicher Trockenanlagen befähigt, ihren Betrieb auch den Winter hindurch fortzusetzen.

Auch über zwei nicht unbedeutende Maschinenfabriken, die mehr als 1350 Arbeitern Beschäftigung gaben, verfügte der Kreis Waldenburg bis vor kurzer Zeit: die Carlshütte in Waldenburg-Altwasser und die Wilhelmshütte in Kolonie Sandberg. Mit Beginn des Jahres 1924 sind beide Fabriken von der Deutschen Maschinenfabrik A.-G. („Demag“) in Duisburg übernommen worden und werden von dieser als ein einheitliches Unternehmen in etwa demselben Umfange weitergeführt. Ihre Erzeugnisse dienen vor allem dem Bergbau; doch werden auch andere Fabrikate — Dampfmaschinen, Hebezeuge usw. — hergestellt.

Wieder einem anderen Gewerbebezweige gehören die Papierfabrik bei Friedland und die Pappfabrik in Tannhausen an, während die Nahrungsmittelindustrie zunächst durch zwei Bierbrauereien in Waldenburg und Gottesberg vertreten ist; einige kleinere Brauereien (in Ober-Wüstegiersdorf, in Hartau, in Nieder-Salzbrunn und an anderen Orten) haben den gerade im Brauerei-

gewerbe besonders ausgesprochenen Konzentrationsbestrebungen weichen müssen. Ferner sind in diesem Zusammenhange noch die fünf Ziegeleifabriken der Stadt Waldburg sowie einige kleinere Betriebe dieser Art außerhalb des Stadtkreises zu nennen, deren Erzeugnisse nicht nur in der Umgebung, sondern zum großen Teil weit darüber hinaus geschickt und — vertilgt werden.

Wenn noch die Baugeschäfte genannt werden, von denen einige von recht erheblichem Umfange sind und mit eigenen Ziegeleien und Bautischlereien arbeiten, so dürfte damit das Bild des industriellen Lebens im Kreise Waldburg ziemlich erschöpft sein. Es wäre aber unvollständig, wenn nicht noch zweier Anlagen gedacht würde, die manchem der vorstehend genannten Betriebe erst Leben einhauchen: der Erzeugungsstätten für Gas und für elektrischen Strom.

Die Niederschlesische Elektrizitäts- und Kleinbahn-A.-G. — im Volksmunde nach ihrer Telegrammanschrift kurz „Neufag“ genannt — ist erst 1898 in Betrieb gekommen. Noch in den ersten Jahren des Krieges bildete sie in ihren maschinellen Einrichtungen geradezu ein Museum der verschiedenartigsten Dampfmaschinen und Stromerzeuger. In den letzten Jahren hat eine nach der anderen dieser veralteten Maschinen weichen müssen, und die Zentrale an der Weißsteiner Straße, die seit dem 1. Januar 1924 von dem Elektrizitätswerk Schlesien, Aktiengesellschaft, betrieben wird, ist jetzt ein modernes Werk, dessen Hochleistungskessel und Turbogeneratoren allen berechtigten Ansprüchen genügen. Sein Versorgungsgebiet erstreckt sich auf die Kreise Waldburg, Landeshut und Volkenhain und auf Teile der Kreise Schweidnitz und Striegau. Oft genug muß es aber noch die Werke der Bobertalsperre bei Mauer und der Queistalsperre bei Marklissa unterstützen, wenn diese infolge Wassermangels ihre Abnehmer nicht befriedigen können. Die Neufag ist m. W. das einzige Werk, das ein unterirdisches Kabel für 30 000 Volt Drehstrom verlegt hat.

Auch die Gas erzeugung des Kreises Waldburg ist in einer Weise zentralisiert, wie man sie noch nicht häufig findet. Es wird vielleicht nicht allgemein bekannt sein, daß der gesamte Leuchtgasbedarf des Kreises in der Kokerei des Juliuszschachtes der Cons. Fuchagrube hergestellt und gereinigt wird. Von hier geht das Gas nach zwei Verteilungsstellen: die Stadt Waldburg erhält ihr Gas durch

Vermittlung des ehemaligen Gaswerks an der Cochiusstraße, während der Kreis von der Gaszentrale Niederschlesien in Waldenburg-Altwasser versorgt wird, die in Hausdorf und Bad Salzbrunn je eine Unterstation und in der Ohmeschen Gasanstalt in Nieder-Salzbrunn noch einen Unterabnehmer hat. Darüber hinaus beliefert sie aber mittels besonderer Hochdruckleitungen noch die Städte Freiburg und Schweidnitz.

Man sieht: auch außerhalb der großen und weltbekannten Industriezentren kann sich gewerbliches Leben — mit all seinen erfreulichen und unerfreulichen Begleiterscheinungen — geltend machen; unser dicht bevölkerter Waldburger Kreis ist ein sprechendes Beispiel dafür.

Die Meyer-Kauffmann-Textilwerke.

Von Mag Kleinwächter. *)

Wüstegiersdorf und Tannhausen waren schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts namhafte Textilplätze. Zu ihrer heutigen Bedeutung wurden sie im Laufe von 100 Jahren durch das Geschlecht der Kauffmanns gebracht. Der Stammherr dieses Geschlechts, der junge Meyer Kauffmann begann am 6. Januar 1824 in Schweidnitz nur mit einem Weißwaren- und Kurzhandel; er fand aber bald seinen Weg ins Weistritztal, wo er eine Sengerei und Rauherei errichtete. Nach englischem Muster erbaute er 1852 in Tannhausen eine mechanische Weberei und eilte durch diese Kulturtat einem sehr großen Teil der deutschen Konkurrenz um Jahrzehnte voraus. Nun schritt die Entwicklung des Meyer Kauffmannschen Unternehmens gewaltig fort: die vier Söhne des Begründers führten das Werk von dem Beginn als eigentlicher Fabrikbetrieb bis zur Größe eines führenden Unternehmens der deutschen Industrie hinauf. Heute umfassen die Meyer-Kauffmann-Textilwerke zur Verarbeitung von Baumwolle Webereien in Tannhausen, Beerberg bei Marklissa und Rengersdorf bei Glas mit rund 2000 Stühlen, eine Färberei, Bleicherei und Druckerei baumwollener Garne aller Aufmachungen, eine Mangel und Rauherei in Tannhausen, ferner drei

*) Die geschichtlichen Angaben sind der aus Anlaß des 100-jährigen Bestehens des Hauses Meyer Kauffmann herausgegebenen Festschrift entnommen.

Spinnereien mit etwa 40 000 Spindeln und einer Jahresproduktion von 800 000 Kilogramm Garn. Die Wollabteilung der Werke umfaßt u. a. eine Damenkleiderstoffweberei von etwa 600 Webstühlen und eine Streichgarnspinnerei von 4110 Spindeln, die für eine Jahresproduktion von 200 000 Kilogramm Garn eingerichtet sind.

Nur durch eine der genannten Anlagen, die Baunwollenweberei, Färberei und Ausrüstung in Tannhausen, wollen wir einen Gang machen.

Schon beim Betreten des Fabrikhofes merken wir an den ausgedehnten Neuanlagen, daß bei den Meher Kauffmann Textilwerken auch nach dem Heimgang der vier großen Söhne des schlichten Stammherrn des Hauses ihr aufwärtsstrebender Geist kraftvoll weiter waltet; noch mehr werden wir uns dessen in den Fabrikräumen bewußt.

Wir betreten den Spulsaal, wo das Garn von den sog. Tops auf die Spulen gebracht wird. Die Spulmaschinen besorgen dieses Geschäft mit größter Genauigkeit und Schnelligkeit und wickeln den Faden je nach Wunsch fest oder lose, einfach oder gekreuzt auf.

Nun gilt es, die Kette oder den Zettel, d. i. das Fadensystem, welches längs durch das Gewebe geht, zu schaffen. Das geschieht in der Zettellei durch die Zettel- und Schermaschinen. In jeder Maschine werden von 500 bis 600 Spulen zugleich die Fäden parallel nebeneinander liegend auf eine Walze, den Scherbaum, gebracht. Mit ungemeiner Schnelligkeit arbeitet auch diese Maschine und steht sofort still, wenn ein Faden reißt. Welche Strecke ergäbe sich wohl, wenn wir alle Fäden einer Kette aneinander knüpften? Bei der gewöhnlichen Kettenlänge von 6000 Meter kommen wir zu dem erstaunlichen Ergebnis von 3000 Kilometer, d. i. ein Drittel der Strecke, die das deutsche Zeppelin-Luftschiff auf seiner Amerikafahrt zurückgelegt hat.

Die gescherte Kette wird in der Schlichtmaschine wieder abgebäumt, durch Leim, dann durch heiße Luft über Haspeln geführt und auf die für den Webstuhl bestimmte Walze, den Kettenbaum, aufgewickelt. Meter auf Meter der geleimten und dadurch widerstandsfähig gemachten Kette rollt sich in eilender Hast auf die Webebäume, die dann in die mechanischen Webstühle eingesetzt werden.

Ein ohrenbetäubendes Rattern empfängt uns beim Betreten der Weberei. In einer weiten, von Oberlicht

erhellten Halle geben sich 300 Webstühle die vergebliche Mühe, im Takt übereinzukommen; 130- bis 170 mal in der Minute wird jedes Schiffchen, das den Schußfaden führt, mit scharfem Schlag durch die Kette getrieben. Das gibt eine „Musik“, die in dieser wild hastenden, nervenzerschneidenden Art nur der Textilindustrie eigen ist. Wo bist du geblieben, alter, gemütlicher Handwebstuhl? In dem Rennen um das Viel-in-kürzester-Zeit ist dir dein überlegener Bruder weit, weit vorausgestürmt, und nur noch in einzelnen vergessenen Hütten unseres Berglandes hinkst du in schleppendem Gange sterbend nach! Für zwei bis vier mechanische Webstühle bedarf es nur immer einer Aufsichtsperson, auch dann nur, wenn Gewebe mit verschiedenfarbigem Schuß hergestellt werden. Die 2600 Webstühle der Firma Meyer-Kauffmann können im ganzen etwa 16 000 000 Meter Gewebe im Jahre erzeugen.

In der großen Färberei geschieht die Buntfärbung der Garne. Hier wird das geweihte, das gespulte, ja selbst aufgebäumte Garn gefärbt. Ob es sich nun um die Behandlung des Garnes mit echten oder unechten Farben handelt, immer muß das Hauptgewicht auf eine einheitliche, klare Farbentönung des Fadens gelegt werden. Aus diesem Grunde wird bei dem aufgespulten und aufgebäumten Garn die flüssige Farbe in großen Bottichen mit Hilfe einer sinnreichen Vorrichtung von außen nach innen durch das Garn gesaugt. Nach einem Wasserbade schleudern Zentrifugen aus dem aufgespulten und aufgebäumten Garn das Wasser wieder heraus, und nur die Farbe verbleibt in dem Faden.

Nach diesem Abstecher in ein hochinteressantes Gebiet praktisch angewandter Physik und Chemie wenden wir uns dem aus dem Webstuhl kommenden Gewebe zu, das, um verkaufsfertig zu werden, erst in den Appreturräumen eine Veredelung an sich vornehmen lassen muß. Büchen, Schürzenstoffe, Zephir kommen in Plättmaschinen und unter eine riesige Mangel. Dadurch erhalten sie erst den rechten Glanz. Bei Kleiderstoffen muß der Kalandrier, eine Kollglättmaschine, die Verschönerungsarbeit vornehmen. Flanelle werden durch Raubmaschinen so lange bearbeitet, bis aus dem anfänglich ganz glatten Gewebe ein innig weicher, molliger Stoff wird.

In hohen und ausgedehnten Lageräumen schauen wir fein säuberlich gepackte Ballen und Pakete fertiger Ware: buntgewebte baumwollene Bettstoffe, Blumenstoffe,

Hemdenstoffe, Schürzenstoffe und Hosenzeuge, sowie Ausführartikel mannigfacher Art und wollene und halbwollene Damenkleiderstoffe, wie Cheviot, Gabardine, Lüster u. ä. In steifsten Kisten sind Stoffe für alle Weltteile, selbst grellfarbene Tücher für Indianer und bunte Schals für die Neger verpackt.

In den Meyer Kauffmann Textilwerken sind etwa 3400 Arbeiter und Angestellte beschäftigt, für die von der Gesellschaft etwa 800 Wohnungen gestellt und eine Reihe sozialer Einrichtungen geschaffen worden sind, z. B. Mädchen- und Männerheime, 350 Schreber-, Haus- und Kindergärten, Badeanstalten, Speisesäle, Fabrikantinen, Verkaufsstellen für Lebensmittel und Bekleidungsgegenstände, eine Arbeiterbibliothek. Alle Fabriken besitzen aufs modernste eingerichtete Feuerwehren.

So weht auch heute noch in den Meyer Kauffmann Werken der Geist Salomon Kauffmanns, des ältesten Sohnes des Begründers, der folgende Briefzeilen schrieb: „Dem Menschen ist die Riesenaufgabe geworden, uns selbst und das, was uns umgibt, die Natur, immer mehr zu erforschen und jedem einzelnen die Pflicht, nach seinen Kräften, so groß oder so klein dieselben sein mögen, an dem Glück seiner Mitmenschen mitzuarbeiten und aller selbsttätigen Gefühle Herr zu werden.“

Dhme-Porzellan.

Von Rektor Georg Teubner, Waldburg-Altwasser.

„Heute, 3 Uhr nachmittags, Besichtigung der Dhmeschen Porzellanfabrik in Nieder-Salzbrunn!“ mahnt soeben mein Wochenkalender.

Halbdrei! Notizblock . . . Bleistift . . . Zeitungen . . . fort zur Straßenbahn! —

10 Sekunden zu spät! Dort fährt sie. Natürlich! — Sieben Minuten warten. Armer, moderner Mensch, mit Wochenkalender, Taschenuhr, Straßenbahn, Notizblock und Blei!

Sieben lange Minuten mit mir allein . . . fürchterlich! Langsam tastet die Vernunft sich durch und zwingt den unnützen Kraftsturm wieder zu zweckvollem Tun: Was willst du denn eigentlich?

Wie die Frage hineinzuckt in den Wirrwarr des Unmuts!

Klar wird's vor meinem Blick: In die Porzellanfabrik will ich heute, deren dicke Rauchfahnen sich bis in meine Jungenzeit verringeln. Wie oft bin ich einflenz mit neugiergroßen Augen an ihr vorbeigegrübelt . . . mit hundert Fragen; vorbeigefahren; vorbeigehastet . . .

Heute . . . ! . . . Und ich sitze in der Straßenbahn. Die Hand greift . . . wie immer . . . nach den Zeitungen. Seltsam! Die Augen bleiben hängen . . . am Sonnenschein draußen. Wie der hereintanzet, über die Gesichter tuscht! In die Ohren summt der Strom, stoßen die Räder. Ich spüre das Auf-und-ab der Fahrt wie einst, da ich am Beben des Wagens erkannte, wo eben ich fuhr.

Vergessen sind Wochentalender und Zeitungen, Notizblock und Blei. Ich lebe, er-lebe! —

Derbe Fäuste in derbem —. „Herr Nachbar, bitte, was wollen Sie da wegkarren?“ „Grauton.“ „Danke.“

„Der hat schon eine weite Reise hinter sich,“ unterstützt mich unser freundlicher Führer. „Im Bruch gestochen, vielleicht in der Nähe von Halle; verladen; verfrachtet.“

„Und daraus wird . . .?“ „Ja, wird der schöne, leichte, reinweiße, durchscheinende Scherben. Den macht Ohme so leicht niemand nach. Nur Qualitätsporzellan. Unsere Fabrik gehört auch in die beste Gruppe: Klasse 4. Hier einige Rohstoffvorräte! Quarz — gemahlen. — Wie der glizert und kühl durch die Finger gleitet! — „Feldspat!“ — „Hier Kalk! Das sind die unplastischen Körper in der Masse. Sie dienen einerseits als Fluß- oder Schmelzmittel und andererseits als Verminderungsmittel einer zu großen Plastizität. Hier — der Kaolin!“ Blendendes Weiß durchlichtet die Augen; über meinen Handrücken rieselt's fein und hastet darauf wie Puder. — „Kao . . . lin?“ „Ursprünglich chinesisch: Kao-ling.“ Wie meine Gedanken fliegen, während der Führer weiter berichtet: „Um 1518 soll der portugiesische Konsul Porzella die ersten chinesischen und japanischen Erdenwaren nach Europa gebracht haben. Seitdem hat man immer und immer wieder versucht, Porzellan herzustellen. Alle Versuche scheiterten, weil man den wichtigsten Stoff, den Kaolin, noch nicht kannte, bis nach 1700 ein Zufall . . .“

Betäubendes Rattern, Surren, Summen, Patschen zerreißt die letzten Worte. Menschen, Maschinen, Bottiche. — Wir stehen in der Mischwerkstatt. Das Schauspiel der Porzellanentwicklung beginnt!

Kaolin-, Feldspat-, Quarz- und Kalkteilchen wirbeln im Wasser des „Quirls“ durcheinander, fließen durch Wasserabsatzbehälter in Rührbottiche und werden durch Membranpumpen in Filterpressen gedrückt. Die „Ruchen“ wandern in den „Massekeller“. Durch mehrmonatiges Lagern, das sogenannte Faulen, gewinnt die Masse an Plastizität, entwickelt sich zu einer Bildsamkeit, die jede Form und die zartesten Eindrücke annimmt und beibehält. Vor der Verwendung wird die abgelagerte Masse nochmals durch Masseschlagmaschinen gründlich „homogenisiert“ (durchmischt) und von Luftblasen befreit.

„Nun,“ erläutert unser Führer, — Noch jagen die Eindrücke aus der Mischwerkstatt durch Herz und Hirn. Just wie im Leben, denke ich: Die Erbmasse teilchen in uns tollten durcheinander, werden durchrührt, gedrückt, gepreßt, bildsam gemacht für außer uns liegende Zwecke. — „wird die Masse geformt.“

Muster für deine Formen sinnen sie hier, bildsamer Kaolin! Mit Block und Blei, schauenden Auges; mit Maß und Zahl, die Schwindung der Masse beachtend, findige Köpfe. Geschickte Finger gestalten „Modelle“ für Flach- und Hohlgeschirr, für Platten, Figuren und Vasen mit allerlei Zierat. —

Maschinen schüttern, Drehscheiben kreisen, Massehubel tanzen. Sichere Hände führen gleichmäßigen Druck nach den Wandungen hin. Schablonen schälen . . . hier Teller, da Rundschaalen, dort Tassen. „Hoffentlich verziehn se sich nich!“ mischt sich der Dreher in mein sichtlich Verwundern.

Gießstatt an Gießstatt — Platten, Langschüsseln und Krüge erstarren in langen Reihen. —

„Hier sind die Trockenräume,“ erklärt der Führer.

Rechts und links hohe Gestelle, voll von rohem Geschirr. Stück neben Stück, schön gerichtet . . . in bedrückender Stille. — Armer Kaolin, träumst deine Jugend aus! Deine Bildsamkeit vertrocknet . . . in edler Form.

„Ueber 400 Arbeitskräfte schaffen in der Fabrik,“ höre ich weiter. „Sie ist 1881 gegründet worden. Hermann Ohme hat in zähem Kampfe in Amerika, England, Holland, Italien, Schweden und in der Schweiz seiner Fabrik Ausfuhrgebiete erobert.“

„Weltruf!“ male ich mir aus. —

„Hier wird das rohe Geschirr glasiert. Die „verglühte“ Ware wird in Glasurmasse getaucht. — Und hier wird

verpußt.“ Wie die Putzmesserchen schaben, die Unbesserpinself unbedeckte Stellen mit Glasur austreichen! — —

Acht Brennöfen! — Sorgsam stellen Einfüller und Einfüllerinnen das Brenngut für den Garbrand in Kapseln. Kapselsäule ragt neben Kapselsäule im Ofen hoch. Fest wird er verschlossen. Der schwierigste Teil der Porzellantchnik, das Brennen, hebt an.

„Voll bitterer Enttäuschung stehen wir oft vor der gebrannten Ware,“ seufzt der Brennmeister. —

Im Sortierraum wird der „Gutbrand“ gründlich auf seine Güte geprüft und gesondert: 1. Wahl, 2. Wahl, 3. Wahl — Ausschuß; dann geschliffen und poliert. —

Hell und breit flutet das Licht in die geräumigen Malsäle. Emsige Hände zaubern mit Abziehbildern, Stempeln, Schablonen und Ränderscheiben Blüten, Früchte, Ranten, Schriften, Stilmuster — in feingetönten Farben auf beste „Scherben“. Ueberall Schwung und Leichtigkeit, peinlichstes Genausein, wohlthuende Sauberkeit.

„Einige Besonderheiten unserer Fabrik,“ weist uns der Führer, „Kobaltgeschirr mit Aetzungen.“ —

Kunstabteilung: Blühweiße, hauchzarte Täßchen, Dosen und Vasen — handgemalt — Form, Farbe und Güte in höchster Vollendung. — —

Nun bist du ein schöngeschmücktes Porzellanpersönchen . . . starr und pflichtbeflissen. Und die gedankenlose Gewohnheit prunkt und prahlt mit dir, armer Kaolin! — Ade! —

In der Spiegelhütte.

Von Max Kleinwächter.

Wie viele von denen, die gleich mir mit der „Elektrischen“ am Sandberg vorbeigefahren sind und dabei die ausgedehnten Baulichkeiten der Spiegelhütte vorüberziehen sahen, werden mit mir einen großen Irrtum geteilt haben, nämlich den, daß sich der Sand des Sandberges in den qualmenden Glasöfen der „Schlesischen Spiegelglas-Manufaktur Carl Zielsch, G. m. b. H.“ in die großen Schauenssterscheiben unserer Geschäftsläden wandelt. Diese gewichtige Rolle spielt der Kies des Sandberges, nachdem dieser Ortsteil von Ober-Salzbrunn seinen Namen hat, nicht; er reißt sich nicht als erstes, sondern als eines der letzten

Glieder in die lange Kette von Berrichtungen, die die Herstellung des Spiegelglases erheischt, ein. Wir wollen darob nicht mit weniger Achtung auf dieses Plätzchen Waldenburger Heimaterde schauen, das als ehemaliger Gletschertopf ein einzigartiges Naturdenkmal unseres Kreises darstellt und weitblickende Unternehmer anlockte, hier vor 60 Jahren eine Industriestätte zu errichten, die in Ostdeutschland in ihrer Art einzig dasteht.

Etwa 600 Arbeiter sind hier Tag und Nacht tätig, und doch ist es nur einer, der die Bestandteile, die des Feuers wohlthätige Macht zum klaren Glaskristall zusammenschmelzen soll, in den Gemengeräumen wägt und mischt. Innig feinen Quarzsand aus der Oberlausitz, Glaubersalz und kohlen sauren Kalk, in ihrem Gewichtsverhältnis genau bestimmt, läßt er in der Mischmaschine durcheinander wirbeln. In den Schmelzöfen finden wir das Gemenge wieder.

Die hohe Gießhalle umfängt uns. Zeitweilige Glutströme streichen uns um Gesicht und Hände und gemahnen uns daran, daß wir Vulkans Reich betreten haben; sie kommen von den Schmelzöfen her, deren Eingänge nur lose mit großen Chamotteplatten versehen sind. Unser lebenswürdiger Führer ermutigt uns, durch eines der offenen Beobachtungslöcher einen Blick in einen der acht Höllenschächte zu tun, und stülpt über meinen Kopf eine Schutzmaske. Fürsichtig trete ich heran und gewahre durch die blauen Augengläser das in Weißglut zitternde Innere des Ofens. In 16 großen, kübelförmigen Gefäßen aus feuerfestem Ton, den Glashäfen, wird die Mischung bei etwa $+ 1500^{\circ} \text{C}$ gar. Brennendes Kohlengas, das aus dem Generator der Hütte in die Ofen gepreßt wird, erzeugt diese gewaltige Hitze.

Räder rollen! „Achtung!“ Männer bringen die Hasenzange herangefahren. Ein Griff, und der Verschluß eines Glasofens hebt sich. Obwohl ich etwa 5 Meter davon entfernt stehe, pralle ich vor der dem Ofen entweichenden Glutwelle zurück. Lächelnd bemerken's die „feuerfesten“ Arbeiter und gehen ans Werk. Wie die Klauen einer Riesenspinne ergreift die von harten Fäusten in den Ofen gestoßene Zange einen der weißglühenden Häfen, hebt ihn hoch und zieht ihn heraus, um ihn an anderer Stelle einem Laufkran zu reichen, der ihn wie einen Spielball leicht schaukelnd in der Schwebe hält. Indessen schwingen zwei der Arbeiter in Wasser getauchte langstielige Bürsten, um den Glashafen äußerlich auf das sorgfältigste zu reini-

gen. Dabei sprühen zischend glühende Glasflümpchen zu Boden.

Nun schwebt der Hafen zum eisernen Gießtisch, der vor einem der 30 Röhrlöfen steht. Er ist 29 Quadratmeter groß und von einer Kante umsäumt, deren Höhe die Dicke der zu gießenden Spiegelscheibe bestimmt. Mit einem Ruck wird der Hafen umgekippt, und zäh und träg ergießt sich die Glasmasse auf den Tisch. Eine eiserne Walze glättet sie aus. Was etwa über den Tischrand hinausquillt, wird mit den langen Stoßmessern abgetrennt. Das alles ist ein Werk von wenigen Sekunden.

Schon erstarrt die 23 Quadratmeter große Glascheibe, und mit gewandten Griffen wird sie in den Röhrlöfen geschoben. Dieser hat Backofenform und faßt zwei solcher Scheiben. Ein Kohlenfeuer hat ihn auf eine Temperatur von $+ 300-900^{\circ} \text{C}$ gebracht. Sind die beiden Scheiben eingelegt, dann werden die Kohlenreste entfernt, und jede Oeffnung des Ofens wird mit Backsteinen und Lehm dicht verschlossen. Nach und nach wird der Ofen aber wieder geöffnet, so daß nach 48 Stunden der Abkühlungsprozeß der Spiegelscheiben beendet ist. Nur auf diesem Wege kann das Glas vor den vielgefürchteten Sprüngen bewahrt werden.

Ehe wir den Werdegang der Spiegelscheiben weiter verfolgen, nahmen wir noch die Herstellung anderer Gußgläser — der Ornament- und Drahtgläser — in Augenschein. Für sie wird das Rohmaterial nicht in Glashäfen, sondern in sogenannten Wannenöfen geschmolzen. Je nach Bedarf schöpft man aus ihnen die Glasmasse mit großen eisernen Kellen und gießt sie in die Glaswalzmaschinen, deren eiserne Walzen das dickflüssige Glas nicht bloß zu Scheiben von bestimmter Länge und Breite formen, sondern ihm auch allerlei ornamentale Muster aufpressen. Eine Gleitvorrichtung läßt die Scheiben in einen langgestreckten Röhrlöfen, Streckofen genannt, wandern und gibt sie nach 3 Stunden in abgeköhltem Zustande heraus. In den Walzmaschinen läßt sich den Glascheiben auch ein Drahtnetz einfügen. Dadurch erhält man das sehr haltbare Drahtglas, das als Dachglas Verwendung findet. Diese Gläser wie auch die in allen Farben angefertigten bunten Tafelgläser gehen zumeist über das Meer, nach Südamerika, China und Japan.

Nun wieder zurück zu den Spiegelscheiben, die wir an hohen Gestellen lehrend im Rohglaslager wiederfinden. Die Scheiben haben noch eine völlig rauhe Oberfläche

und sind deshalb nur durchscheinend, aber nicht durchsichtig. Darum wartet ihrer noch der Schliff.

Ein unter dem Deckengebälk dahingleitender Kran naht, ergreift mit starken Zangen eine der 700 Kilogramm schweren Scheiben und trägt sie in die Schleiferei, wo er sie auf einen kreisrunden Tisch von 7 Meter Durchmesser legt. Menschenhände fitten die Scheibe mit Gips auf dem Tisch fest. Dann wird dieser in die Schleifmaschine geschoben. Eine Dampfmaschine von 150 PS läßt den Tisch einen wahnsinnig schnellen Tanz um seinen Mittelpunkt ausführen, und zwei auf dem Tisch ruhende schwere Eisenträder rotieren in gleichem Tempo nach der entgegengesetzten Richtung. Wasser schwemmt Sand herbei, der sich knirschend zwischen die Schleifräder und die Scheibe zwängt. Dieser in sechs Stärken sortierte Schleifsand ist dem eingangs erwähnten Sandberg entnommen und hat die Aufgabe, alle Unebenheiten und Unreinheiten der Spiegelscheibe abzuschleifen.

Obgleich jede Seite der Scheibe $1\frac{1}{4}$ Stunde lang geschliffen wird, ist sie immer noch nicht völlig durchsichtig. Diese letzte Arbeit übernimmt die Poliermaschine. Sie läßt auf der Scheibe eine Anzahl eiserne, mit Filz überzogene Teller kreisen. Diesen führt Wasser das fein pulverisierte Polierrot zu, und nun wird das Glas solange poliert, bis kaum noch etwas das prüfende Auge stört. Zeigen sich auf einer Scheibe doch noch Fehler, die so tiefgehender Natur sind, daß sie selbst der Poliermaschine nicht weichen, so wird sie in Stücke geschnitten; die fehlerhaften Abschnitte werden zerschlagen und eingeschmolzen. Die fehlerlosen Gläser werden nach ihrer Güte sortiert und die besten den Spiegelbelegereien und Facettglasschleifereien überwiesen.

Langwierig ist also der Werdegang einer Schaufenster- oder Spiegelscheibe, von vielen widrigen Zufälligkeiten ist ihr Gelingen bedroht, und größte Sorgfalt ist bei ihr vom ersten bis zum letzten Handgriff nötig. Als wir nach dem dreistündigen, hochinteressanten Besuch die Spiegelhütte verließen, erfüllte uns höchste Achtung vor dem rastlos fortstrebenden Menschengeste, der sich nie mit dem begnügt, was erreicht ist, der immer Neues, immer Besseres zu finden und zu schaffen bestrebt ist. Auch auf dem Gebiet der Spiegelglasfabrikation ist noch lange nicht das Endziel erreicht. „Rüstig voran!“ Das ist der gesunde Herzschlag der „Schlesischen Spiegelglas-Manufaktur“.

Die Carlschütte und ihre Erzeugnisse.

Von Max Kleinwächter.

Wer Gelegenheit hat, die Betriebsanlagen der Gruben- und Industriewerke unseres Bezirks zu durchschreiten, dem wird an vielen Stellen das in Eisen gegossene schlichte Schild „Carlschütte“ begegnen, womit ihm gesagt wird, daß gerade dieses Werk hervorragenden Anteil an dem Aufstieg unserer heimischen Industrie hat. Und mit diesem Aufstieg wuchs seine eigene Leistungsfähigkeit.

Kommerzienrat Karl Georg Treutler in Altwasser hatte die Carlschütte im Jahre 1820 aus der dortigen Niedermühle entstehen lassen. Mit 8 PS Wasserkraft kam sie in Betrieb und begnügte sich mit dem Gießen eiserner Töpfe. Nach 16 Jahren schritt das kleine Werk zum Bau von Maschinen für Mühlen und Porzellanfabriken und von Kastenmangeln für Tuchfabriken. Als der Bergbau die maschinelle Förderung einführte, nahm das Werk den Bau von Dampfmaschinen, Wasserhaltungsmaschinen und Dampfkesseln auf. Noch im Jahre 1876 bestand das Konstruktionsbureau nur aus einem Techniker und die Belegschaft aus 42 Mann. Aber schon 1890 hatte sich das Werk auf das Fünffache vergrößert. Immer neue Produktionszweige wurden aufgenommen, und bahnbrechende Patente machten die Carlschütte zur Hauptlieferantin von Aufbereitungsanlagen in Schlesien. 1923 wurde das in Altwasser gelegene Werk der Wilhelmschütte erworben und damit das Bauprogramm der Carlschütte noch mehr erweitert. Heute beschäftigt die Carlschütte in beiden Werken 1450 Angestellte und Arbeiter.

Wenn wir in den weit ausgedehnten Anlagen der Hütte einmal das Werden eines Werkstückes verfolgen wollen, müssen wir uns zuerst in die große Modelltischlerei begeben. Hier fertigen erfahrene Tischler nach den Zeichnungen des Konstruktionsbureaus die Formen für die Gußteile aus Holz an. In einem Nebenraum, der Kernmacherei, werden die Modelle für Hohlräume aus Formsand gefertigt. In der Gießerei wird mit Hilfe dieser Modelle die Form des Werkstückes in Formsand eingestrichen, ein Verfahren, das viel Geschicklichkeit und Sorgfalt erfordert. In mehreren Kupolöfen wird das Eisen geschmolzen und nach erfolgtem Abstich von Arbeitern in Gußkübeln zu den einzelnen Formen geschafft. Zischend läuft der glühende Strom in das Gießloch, wobei die in der Form

enthaltene Luft durch die „Pfeife“ entweicht. Ist das Gußstück ausgekühlt, so wird es aus der Form herausgeschlagen und in die Puzerei gebracht. Dort wird es von der sog. Gußhaut befreit, die dadurch entstanden ist, daß sich die Oberfläche des Körpers mit dem Sauerstoff der Luft verbunden hat und außerdem stark mit festgesintertem Formsand verunreinigt ist. Außerdem wird noch der Eingußtrichter und die Windpfeife entfernt. Das so gereinigte Werkstück finden wir in der Dreherei wieder. Dort wird es mit Schruppstählen vorgedreht oder vorgehobelt. Erst dann beginnt die feinere Bearbeitung auf den Präzisionsdrehbänken. Gerade Flächen werden von Hobelbänken, Stoßmaschinen oder von den schnellen Chapingbänken bearbeitet. Die letzte und feinste Arbeit ist das Schleifen, das gleichfalls von besonderen Maschinen ausgeführt wird. Sind auf diesem Wege die vielen Einzelteile einer Maschine fertiggestellt, so werden sie mit Elektrokarren oder besonders schwere mittels eines starken Lauftranes in die mächtige Montagehalle gebracht, wo sie zusammengesetzt werden. Einen ungeheuren Lärm verursachen hier die vielen mit Preßluft betätigten Nietämmer. Hoch über dem Ganzen fährt unermüdlieh der Lauftran hin und her und trägt die schweren Stücke an ihren vorgesehenen Platz. Ist die Maschine fertiggestellt, so kommt sie auf den Prüfstand, wo sie auf ihre Leistungsfähigkeit untersucht wird. Ist sie als einwandfrei befunden worden, dann tritt sie ihren Bestimmungsweg an. Bei einem Werkstück aus Schmiedeeisen werden die der Gießerei entsprechenden Vorarbeiten in der Schmiede geleistet. Große Stücke, besonders Kurbelwellen, werden dabei auf dem Dampfhammer oder der Presse bearbeitet. Als wichtiger Nebenbetrieb ist noch die Werkzeugmacherei zu nennen, in der die verschiedenen Bearbeitungsstähle für die Werkzeugmaschinen geschmiedet, gehärtet und geschliffen werden. Bei dem ganzen Produktionsgange ist in der Carlshütte ein großer Wert darauf gelegt, daß die Wanderung des Arbeitsstückes durch die einzelnen Maschinen ein kontinuierlicher ist, d. h. daß das Stück ohne Zeitverlust von einer Werkstatt zur andern gelangt.

Lassen wir uns nun einmal kurz sagen, welche Haupterzeugnisse aus der Carlshütte hervorgehen.

Zunächst gibt sie dem Bergbau die mannigfaltigsten Maschinen und Anlagen, die er benötigt, um die Kohle aus

Tageslicht zu fördern. So die hohen, lustigen oder geschlossenen Fördertürme, in deren Seilscheibenbühnen sich die Räder munter drehen. Türme in einer Höhe von 25 bis 52 Meter und einer Seiltragfähigkeit von 40 000 bis 213 000 Kilogramm baute die Hütte für das nieder- und oberschlesische Revier und die Braunkohlenreviere Deutschlands. Dem Schutze der Bergarbeiter dienen die von der Hütte konstruierten selbsttätigen Schachttürverschlüsse und Fangvorrichtungen für Förderkörbe. Auch elektrische Fördermaschinen, die in der Stunde eine Nutzlast von 100 000 Kilogramm fördern, werden von ihr gebaut.

Das Arbeitsgebiet der Carlshütte umfaßt ferner die Herstellung von Dampfmaschinen. Bisher sind von ihr 700 solcher Maschinen für die verschiedensten Zwecke gebaut worden. Einen hohen Ruf genießen die neuzeitlichen Heißdampfmaschinen und Dampf- und Gaskompressoren der Carlshütte. Seit einer langen Reihe von Jahren werden auch Kolben- und Kreispumpen von ihr gebaut. Mehr als 2500 Pumpen, mit Leistungen bis 100 000 Liter in der Minute und Förderhöhen bis 1000 Meter, gingen aus der Carlshütte hervor.

Eine hervorragende Schöpfung der Hütte sind die Kranschaufler. (Siehe Abbildung!) Ihre Heimat ist Amerika. Sie wurden dort zuerst beim Bau des Panamakanals verwendet, da Eimerkettenbagger in dem festen, oft felsigen Boden versagten. Bis zum Jahre 1907 erfolgte der Antrieb der Kranschaufler durch Dampf. Die Carlshütte war es, die den ersten Schaufler mit elektrischem Antrieb baute. Dieser Schaufler vermag den festesten Ton, mürben Fels und schieferartig gelagertes Gestein zu schaufeln und bewährt sich in der Hochbaggerung besser, als der Kettenbagger. Am vorteilhaftesten läßt er sich verwenden bei Bahn-, Straßen- und Kanalbauten zum Abtragen von Hügeln und für Einschnittsarbeiten in Steinkohlen- und Kaligruben zum Gewinnen von Verschuttmaterial, zum Beladen von gestapelter Kohle oder Koks usw. Vor allem finden sich die Kranschaufler der Carlshütte überall dort, wo Braunkohle gefördert wird. Ein Kranschaufler gräbt bei einem Schaufelinhalt von zwei Kubikmeter in der Stunde 120 bis 180 Kubikmeter ab und schafft damit eine Leistung, für die etwa 40 Arbeiter nötig wären.

Die Carlshütte hat vor ungefähr 40 Jahren den Bau von Aufbereitungsanlagen aufgenommen und in

dieser Zeit etwa 85 Prozent der schlesischen Kohlenaufbereitungsanlagen ausgeführt. Der Zweck der Kohlenaufbereitung ist, die Kohle zu einem technisch gut verwertbaren Erzeugnis zu machen. Man unterscheidet trockene und nasse Aufbereitung, je nachdem man die Ausscheidung der Berge auf trockenem Wege oder mit Hilfe von Wasser vornimmt. Die Trennung der Kohle von dem Schiefer und den Zwischenprodukten findet in der Weise statt, daß das auf einem Sieb lagernde Waschgut durch Wasserdruck gehoben wird und dann zurückfällt, wodurch sich infolge der verschiedenen Fallgeschwindigkeiten eine untere Schiefer- und eine obere Kohlen-schicht bildet. In Separationsapparaten werden die Kohlen durch die Rätter in die einzelnen Kohlen-sorten, wie Würfel, Nuß, Erbs, Gruß, Staub, getrennt. Mit dem Rätter, Bauart Schmidtal*), können die Kohlen bis in sieben Sorten geschieden werden. Die Leistung der Steinkohlen-separation beträgt 280 Tonnen je Stunde, die der Wäsche 200 Tonnen. Zum Entleeren der Grubenwagen baut die Hütte Kreiselwipper, für selbsttätigen Wagen-umlauf Kettenbahnen, für die Koks-bereitung Koks-kohlentransportanlagen und Koks-kohlen-stampfm-schinen, für die Berge Halde-aufschütt-apparate und noch vieles andere mehr.

Zur sicheren und schnellen Fortbewegung von Baustoffen, Maschinenteilen und Massengütern baut die Carlshütte Kleinhebezeuge (Flaschenzüge, Lauf-taken zu Flaschen-zügen, Kabelwinden, Wandwinden) mit einer Tragkraft von 700 bis 29 000 Kilogramm, Lauf- und Drehkrane bis zu einer Tragkraft von 100 Tonnen.

Nur ein mattes Bild konnte hier von der Leistung der Carlshütte gegeben werden, und doch zeigt es uns, welche gewaltige Kraft von ihr ausgeht und fördernd in fast alle Industrien Schlesiens und weit darüber hinaus eingreift. Groß sind noch die Pläne für den Ausbau dieses Werkes; an die bestehenden Gebäude werden sich bald noch andere große Hallen schließen, in denen Maschine und Faust, Kopf und Hand rastlos schaffen werden, um der deutschen Industrie wieder Klang und Ansehen zu geben und so zum Aufbau unseres lieben Vaterlandes beizutragen.

*) Dr. ing. h. c. Georg Schmidtal war 48 Jahre lang Leiter des Hüttenwerkes.

Der Werdegang des Zündhölzchens.

Von Max Kleinwächter.

„Ich bitte um Feuer!“

Man greift mechanisch nach der in der Tiefe der Tasche ruhenden Streichholzschachtel, öffnet sie ebenso mechanisch und läßt einen der braunköpfigen Gesellen aufflammen. Nachdem er seine Bestimmung erfüllt, endet er sein kurzes Dasein im Aschenbecher. Wohl sehen wir in einem letzten Aufglimmen sein Vergehen, denken aber nicht an sein Entstehen. Und doch ist dieses so interessant. Davon wurde ich überzeugt, als mir ein Besuch der Zündholzfabrik von Gadamers & Jäger in Dittersbach erwünschte Gelegenheit gab, dem Werdegang der Streichhölzer zu folgen.

Als ich auf dem Fabrikhofe einen der dort aufgestapelten Espenstämme betrachtete, hätte ich mir gar nicht träumen lassen, welche Prozeduren der arme Kerl durchmachen muß, ehe er sich in ungezählte Mengen von Streichhölzern und Schachteln verwandelt hat.

Tschschschsch! Ich stehe in der Sägemühle. Kreischend fährt das merkwürdig gezahnte Stahlband in das weiche Holz und zerlegt den Stamm in 40 cm lange Klöße. Diese wandern in die Schälmaschine, wo sie zu langen Bändern in der Stärke der Zündhölzchen abgerollt (geschält) werden. Mit großer Fixigkeit führen die Hände jugendlicher Arbeiter die Bänder auf eine Bank, um sie dort in etwa 2 m lange Stücke zu trennen. Einen Schritt weiter, und ich sehe aus einer andern Maschine einen dichten Regen von Hölzchen herausspringen. Ich stehe vor der Abschlagmaschine, die mit jedem Hieb von etwa 120 übereinandergelegten Holzbändern 500 Hölzchen abschlägt und in der Minute 120—130 Schläge ausführt. Eine solche Maschine kann täglich bis 20 Millionen Hölzer liefern. Die Hölzchen sind feucht und müssen in einem warmen Raume getrocknet werden. Auch dann sind sie noch nicht einwandfrei. Ihnen haften noch viele Unebenheiten an, die ihrer weiteren Verarbeitung schaden und unseren zarten Fingern unbequem werden könnten. Die Putzmaschine macht sie alle glatt und sauber.

Nun heißt es, Ordnung in die wüßt durcheinanderliegenden tausend und abertausend Hölzchen zu bringen. Eine Rüttelmaschine besorgt dies prompt und schnell. Wenige Augenblicke genügen, um die kleine Gesellschaft in die kästchen-

förmigen Vertiefungen eines Kastens dieser Maschine zu bringen und durch eine Wendung viele Tausende von Hölzchen in parallelen Kolonnen aufzuschichten. Nun müssen die Hölzchen geeinzelt in geschmolzenes Paraffin, dann in die Bündmasse getunkt und schließlich wieder getrocknet werden. Dies alles übernimmt die Kompletmaschine. Darauf beginnt die Füllmaschine ihre Arbeit. Ehe ich diese in Augenschein nehmen durfte, wurde ich in die Schachtelabteilung geführt.

War mir bisher schon genügend Gelegenheit geboten worden, in den bereits betrachteten Maschinen die Erfindungsgabe des menschlichen Geistes zu bewundern, so wurde ich auch hier in hohes Staunen versetzt. Da bog eine Maschine die gleichfalls in einer Schälmaschine geschnittenen sehr dünnen Holzspäne zu Hülzen. Zwanzig Nebemaschinen besorgen das Beflehen und Etikettieren der Schachteln mittels des bereits vorbereiteten Spans und eines auf Rollen sich bewegenden Papierstreifens. 80 000 Stück fertiger Hülzen wirft dieses Wunderwerk der Technik in untergestellte Körbe. Eine zweite Maschine fertigt täglich 50—60 000 Stück Schübe, und eine dritte steckt die Schübe in die Hülzen. Die menschliche Hand ist also bis auf die Bedienung der Maschinen ganz ausgeschaltet.

Auch bei dem Füllen der Schachteln ist sie entbehrlich. Eine sinnreich konstruierte Maschine öffnet täglich etwa 50 000 Schachteln, füllt jede mit etwa 60 Hölzern und schließt sie wieder. Nachdem noch die gefüllten Schachteln in der Streichmaschine mit den Bündflächen versehen und darauf getrocknet worden sind, erfolgt der Schlußakt: je 10 Schachteln werden fein säuberlich in Papier eingeschlagen, verklebt und etikettiert. Natürlich hat auch hier die Technik die langsame Menschenhand überflüssig gemacht. 28 000 Pakete können täglich aus der Packmaschine herauswandern.

Nach einem Blick ins Laboratorium verließ ich, meinem freundlichen Führer bestens dankend, die Stätte, wo täglich Millionenheere von Bündhölzern geboren werden und sich in ihren niedlichen Kasernen zusammenfinden. Vor zehn Jahren noch waren die Maschinen nur in der Lage, die Hälfte der heutigen Menge herzustellen; und wiederum zehn Jahre, dann wird es vielleicht das Doppelte von heute sein. Ein guter Erfindergedanke, eine einzige Verbesserung an dieser oder jener Maschine, und all die großen Zahlen, die heut an uns vorüberzogen, müssen noch gewaltigeren weichen. Auch hier Fortgang, kein Stillstand.

Rings um den Gleisberg.

Von Max Kleinwächter.

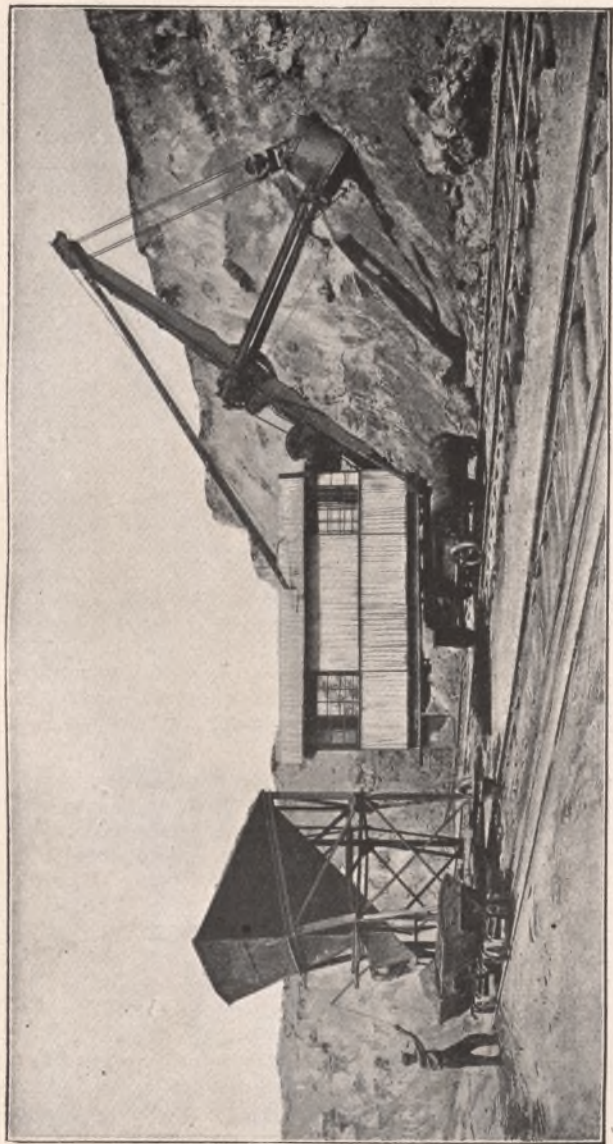
Der Gleisberg, jene nordwärts an die wohlbekannte Schillerhöhe bei Waldburg sich anschließende Kuppe, ist wieder zu Ehren gekommen. Sie war früher schon einmal gern besucht. Auf halber Höhe gen Altwasser befand sich hier in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Bierauschank. Des Sonntags war der Gleisberg das Ziel vieler Ausflügler, die sich an dem vortrefflichen Rundblick auf seinem Gipfel ergözten. *) Wohl dadurch, daß der aufstrebende Wald nach und nach den Ausblick unmöglich machte, geriet die ehemals so viel besuchte Höhe in jahrzehntelange Vergessenheit, bis sie durch die Umgestaltung des Gleiswaldes zum städtischen Parke wieder in Erinnerung gebracht wurde.

Die Spitze des Berges ist heute weniger das Ziel der vielen Besucher unserer Anlagen, sondern der um ihn gelegte Adolf-von-Menzel-Weg. Gar manches macht diesen Weg so beschreitenswert. Hier ist man nah und doch wieder so abgeschieden vom Industriegetriebe, — nah, wenn man bei den prächtigen Ausblicken stillhält — abgeschieden, wenn man zwischen den Baumreihen dahinwandelt. Das ist ein Weg, so recht zum stummen Selbstgespräch geschaffen: an seinem Rain liegt tausendfältiger Unterhaltungsstoff.

Wie wäre es mit einer Rast am alten Steinbruch? Hier können wir mit uns und dem vor uns liegenden Landschafts- und Industriebild lange Zwiesprach halten.

Drüben über dem jähem Abgrund des Porphyrbruchs hält uns das still dreinschauende Knappschaftslazarett eine ernste Predigt. Aus der Gebäudeanlage heben sich das große Hauptgebäude und das Verwaltungsgebäude des Niederschlesischen Knappschaftsvereins, beide in vornehmerem Barockstil gehalten, heraus. Zur Lazarettanlage gehören noch ein Infektionshaus, ein Wirtschaftsgebäude, ein Kesselhaus und eine Leichenhalle. Im Lazarett, das für 165 bis 200 Betten vorgesehen ist, wachen ein leitender Arzt, dem auch die chirurgische Abteilung untersteht, sein Stellvertreter, der Leiter der Abteilung für innere Krankheiten, und mehrere Assistenzärzte. Die Wartung der Kranken wird durch Schwestern aus dem Diaconissen-Mutterhause Mertschütz und einige männliche Pfleger ausgeübt. Wer würde

*) Eine alte Karte von Obermarktscheider Georg Klose hält den Rundblick fest.



Ein Kranhaufler der „Carlschütte“.

bei dem Anblick dieser ernstesten Stätte nicht an all die Leiden und Tränen gemahnt, die der Bergmannsberuf den Knappen und ihren Angehörigen jäh bereiten kann!

Doch fort mit den trüben Gedanken, wir schauen ja ins Tal des Lebens! Wie leicht und flott dort die elektrische Bahn die Weißsteiner Straße hinaufklimmt! Eben kam sie an der Quelle ihrer alle Schwierigkeiten des Berggeländes überwindenden Kraft vorbei. Zwei Riesenessen verraten die hinter Baumwerk verborgene Kraftzentrale des Elektrizitätswerks Schlesien, Abteilung Waldburg. Dieses Werk, das zu den größten Schlesiens gehört, versieht in sechs Kreisen — Waldburg, Landeshut, Striegau, Schweidnitz, Jauer, Vollenhain — 11 Städte, 155 Dorfgemeinden und 20 Gutsbezirke mit Licht und Kraft. Sechzehn Kessel mit 4754 Quadratmeter Heizfläche liefern riesigen Maschinen und Turbinen Dampf, dessen ungeheure Kraft in den Riesendynamos zu elektrischer Energie umgewandelt wird. Zum Zwecke der gegenseitigen Stromlieferung ist das Waldburger Werk noch mit den Elektrizitätswerken der Steinkohlenbergwerke Konsolidierte Fuchsgrube Weißstein, Melchiorgrube Dittersbach und Glückhils-Friedenshoffnungsgrube Hermisdorf verbunden. Mit den Wasserkraftzentralen in Marklissa und Mauer hat unser Werk gleichfalls Verträge gegenseitiger Unterstützung abgeschlossen. Bei Wasserüberfluß geben ihm die genannten Zentralen Strom ab; bei Wassermangel werden diese von Waldburg aus mit Strom beliefert. Auch die Wasserkraftzentrale der Weistritztalsperre erfährt bei Wassermangel die Hilfe des Waldburger Werkes. Die vom Bierhäuserplatz strahlenförmig ausgehenden Schienenwege der elektrischen Bahn haben eine Gesamtlänge von 19 Kilometer. Vor dem Kriege wurden auf ihnen jährlich bis 10 Millionen Menschen befördert. In der Zeit nach dem Kriege ist diese Zahl erheblich zurückgegangen.

Vollkommen unseren Blicken freigegeben ist eine andere Werkanlage, die wie ein mächtiges Symbol deutscher Schaffenskraft aus der Erde hervorstach: der Weißsteiner Juliusacht. Seine aufragenden Werkgebäude, Fördertürme, Schöte, Wasserkühler und eisernen Dome bilden zwar einen großen Gegensatz zu dem dahinter aufsteigenden Hochwaldbergzug, doch dieser Gegensatz, ausgeprägt durch die zwanglos auf- und abwärts geführte Mäanderlinie der Werkanlage, belebt das Landschaftsbild außerordentlich. Ein

Kraftvoller Pulsschlag der Arbeit geht von hier aus. Ueber 50 Maschinen aller Art mit mehr als 30 000 Pferdekraften leisten den 4000 Bergknappen und -arbeitern Hilfe im Fördern des kostbarsten aller Minerale. Etwa 700 000 Tonnen Kohlen werden hier im Jahre nach einem jahrtausendelangen Schlaf dem Blick der Sonne wiedergegeben. In 90 Dejen wandelt sich unter des Feuers Flamme der abgeschlämmte Kohlenstaub zu dem wertvollen Koks, der täglich in Hunderten von Zentnern ausgestoßen wird. Bei der Koksengewinnung werden als Nebenprodukte Leuchtgas, Teer, Teeröle, Ammoniumsälze, Benzol u. a. frei. Ein Teil des entstandenen Leuchtgases wird zur Beheizung der Koksöfentammern verwandt, der andere größere Teil des Gases füllt nach seiner Reinigung den aus der Werkanlage herausragenden und in seiner modernen technischen Einrichtung in Ostdeutschland bis jetzt einzig dastehenden Gasbehälter.

In dem Gaswerk des Juliuschachtes erblicken wir das Herz der Koksöfengas-Fernversorgung der Gaszentrale Niederschlesien, welche die zweitgrößte Gasfernleitung Deutschlands darstellt. Den Gasbedarf der Stadt Waldenburg liefert die Kokerei durch eine kurze Hochdruckleitung in die Behälter des stillgelegten städtischen Gaswerks, während eine 3½ Kilometer lange Leitung zu der bisherigen eigentlichen Gasförderungsanlage und Behälterstation in Altwasser führt, von wo aus dieser Stadtteil versorgt wird. Hochdruckgebläse fördern das Gas in die Ferngebiete, einerseits nach Bad Salzbrunn, Neu-Salzbrunn, Weißstein und Hartau, andererseits nach Nieder-Salzbrunn, Liebichau, Schloß Fürstenstein, Freiburg, Schweidnitz, drittens nach Seitendorf, Dittmannsdorf, Reußendorf, Rhnau, Hausdorf, Wüstewaltersdorf, Erlensbusch, Tannhausen, Blumenau, Wüstegierdorf, Sophienau und Charlottenbrunn, viertens über Hermisdorf nach Gottesberg. Während die deutschen Gaswerke bei weitem noch nicht die Gasmengen erzeugen können, die für die Versorgung der Bevölkerung unbedingt erforderlich sind, ist die Gaszentrale Niederschlesien in der Lage, einen Ueberschuß von etwa 10 Millionen Kubikmeter Gas jährlich zur Verfügung zu stellen, die in der Hauptsache der Industrie zu Heiz- und Kraftzwecken zugeführt werden sollen.

Nun aber wollen wir vom Juliuschacht Abschied nehmen. Die Rauchwolke einer seiner gigantischen Öfen trägt unsere Blicke zum Hochwald hinauf.

Was wäre unser Bergland ohne diesen trutzigen Wächter? Was denen im Riesengebirge die steinerstarre Schneetoppe ist, das ist uns der laubgrüne Hochwald. Noch keinen hat's gereut, der ihn erstieg. So viel des Schönen und Fesselnden sieht man selten von einem Berge. An seinem Fuße vermählen sich Kultur und Natur — Industrie und Landschaftsreiz; über das waldgrüne Wellenreich lieblicher Bergrücken gleitet das Auge hinauf bis zum Riesengebirgskamme; aber auch in die unermessliche Ebene kann der Blick schweifen und die altehrwürdigen Türme der schlesischen Hauptstadt suchen. Das ist der Hochwald, unser Hochwald, den seine treuen Freunde im Jahre ungezählte Male besuchen.

Wer hätte nicht seine helle Freude an der markanten Gebirgssilhouette, deren höchste Kurve der Hochwald und deren niedrigste der Alte Berg ist? Auf dem glattgeschorenen Winklerberg hält die schlanke Bismarcksäule, ein Geschenk des Gottesberger Riesengebirgsvereins, einsame Wacht. Sie ist gleich dem Turm auf dem Hochwald und dem Ueberrest der holländischen Windmühle auf dem Alten Berg eine charakteristische Landmark unseres Kreises.

Fliegt dort nicht ein Wölkchen am Fuße der Hochwaldsilhouette entlang? — Ein Personenzug der Strecke Nieder-Salzbrenn-Halbstadt sucht eilends sein Ziel. Mit ihm scheint auf der Breslau-Görlitzer Strecke nahe vor uns ein anderer mit vieler Anstrengung den Wettlauf aufzunehmen. Ein voller Güter- und Kohlenzug ist es, der gar bald den ungleichen Kampf aufgeben muß und nur noch prustend und stampfend die steilen Kurven nach Dittersbach hinaufklimmt. Dank dir, du unermüdlicher Helfer in unserem Industriebezirk! Wenn heute bei uns der Rauch aus hundert Essen steigt, so haben gerade die mühevoll geschaffenen Eisenbahnwege ihren Teil daran.

Nie zufrieden mit dem Erreichten, weckt und nützt der Menscheng Geist immer neue Kräfte, und das eilende Dampf- wölkchen dort am Hochwald wird immer seltener. Zur Dampflokomotive hat sich der elektrische Triebwagen gesellt. Darum haben sich zu den ein Landschaftsbild nicht gerade zierenden Telegraphenstangen und Hochspannungsleitungen an unseren Bahnstrecken noch eine unzählige Menge der eisernen Leitungsmafen gefunden, die mit ihrem starren Gebierr rücksichtslos die wohlgeschwungenen Linien der Bodenwellen und -erhebungen durchschneiden. Als Freund des Schönen kann man in der Elektrifizierung

der Eisenbahn eine neue Verschandelung des Landschaftsbildes erblicken; aber vom hygienischen und praktischen Standpunkt aus muß diese Umgestaltung des Eisenbahnbetriebes als ein großer Fortschritt angesehen werden. Rauch- und fast geräuschlos eilen die elektrischen Züge dahin. Weitere Vorteile der elektrischen Beförderung sind: leichtere Bedienung der Maschinen, schnelleres Anfahren, und vor allem große Kohlenersparnis. Trotzdem ist für die Dampflokomotive nicht zu befürchten, daß sie wie dereinst die Postkutsche ganz aus dem Landschaftsbilde verschwinden wird; sie wird immer zur Stelle sein müssen, wenn eine Betriebsstörung die elektrischen Züge zum Stillstand bringt.



Auf dem Gange um den Gleisberg kommen wir am „Fürstensteiner Eck“ zu neuem Betrachten.

Die zerzausten, mit ihren wenigen Ästen nach Osten zeigenden Fichtenkronen verraten, daß hier aus dem Wetterwinkel am Hochwald manch böser Wind pfeift. Heut meint er's gut und läßt uns unbehelligt den lieblichen Gang zur Hartauer Höhe hinaufschauen. Das Grün der Fluren und Waldungen unterbrechen nur die von ferne mit ihren weißen Giebeln und roten Dächern freundlich herüberwinkenden Häuser Konradsthal's, das als das „Werder“ unseres Berglandes gepriesen wird, und die mit ihrem Dachwerk aus einer Talmulde hervorlugende katholische Kirche Weißsteins. Ihre romanische Turmkuppel grüßt zu der altehrwürdigen Friedhofskapelle von Konradsthal hinüber. Das vornehm-schmucke Weißstein aber versteckt sich in unangebrachter Bescheidenheit hinter der vor uns liegenden Saatenlehne.

Den östlichen Abschluß dieses malerischen Bildes bildet jene Erhebung, die ehemals schlechtweg Spittelberg hieß, aber seit 1823 den Namen *Wilhelms Höhe* führt. Dr. Zemplin, der weitblickende Förderer des Bades Salzbrunn, schuf diesen bei Fremden und Einheimischen gleich beliebten Ausflugsort. Wer den mittelalterlichen Turm über die Baumkronen hinwegragen sieht, wird nicht ahnen, daß sein Urbild der Tangermünder Torturm in Stendal ist.

In raschem Wechsel gleiten wir aus der alten Zeit in die neueste, wenn wir etwas östlicher schauen. In drei Terrassen steigt da die aus etwa 40 Häusern bestehende *Hartebusch-Siedlung* auf. Der Baumeister hatte

es nicht leicht, das abschüssige Gelände seinem Plane dienstbar zu machen; doch es blieb ihm bei dem Mangel an grubensicherem Gelände keine andere Wahl. Heute ist das Werk gediehen. Die freundlichen Häuser, die gesunde Wohnstätten für Bergleute geworden sind, gruppieren sich zu einem einheitlichen Gesamtbilde, das sich harmonisch in den Rahmen der Landschaft stellt.

Gen Norden streift das Auge ein Tal entlang, das mit den angerückten Häuserreihen der Tielsch'schen Porzellanmanufaktur beginnt und bei den zwei brüderlich nebeneinander stehenden Kirchtürmen Nieder-Salzbrunn's endet. Doreinst war dieses Tal der Wohnsitz der Nixen. Sie hielten ihre schützenden Hände über acht Quellen, deren geheime Kräfte der leidenden Menschheit Heilung brachten und noch heute bringen würden, wenn die nach dem schwarzen Diamant wühlende Hand des Menschen sich nicht stärker erwiesen hätte, als die Macht der Nymphen: die Heilbrunnen sind dem Grubenbau zum Opfer gefallen. Damit ist dem Waldenburger Ortsteil Ullersdorf die segensreiche Bedeutung als Bad geraubt worden. Wäre dies nicht geschehen, so läge heute dieses Tal in einem ganz anderen Gewand vor uns. Sicherlich würden sich jetzt nicht Rauch- und Rußwolken des Bergwerks und der Fabriken in ihm entlang wälzen. An Stelle der schmucklosen Mietkasernen würden stilvolle Landhäuser von der Sohle des Tales bis zu den Höhen hinaufsteigen. Nicht das Puffen und Stampfen der Fördermaschinen, sondern prickelnde Kurmusik würde sich zu uns heraufschwingen. Kurz, wohin das Auge blickte, wäre eitel Schönheit. Heute ist das ehemals viel gerühmte „Aqua antiqua“ eine Industriestätte, deren Hauptbetrieb schon seit 80 Jahren die Firma Karl Tielsch ist. Mehr als 1100 Arbeiter und Arbeiterinnen schaffen hier schlesisches Porzellan, das in 19 Rund- und vier kontinuierlichen Ruffelöfen gebrannt wird.

Wenn sich in frommer Sonntagsstille die grauen Schwaden der Essen verzogen haben, dann läßt auch heute noch das Tal des Laisbaches manch reizvollen Punkt entdecken, und die am fernen Horizont in die Himmelsbläue stehenden Türme Fürstenstein's verraten uns, zu welcher Märchenwelt dieses Tal der Arbeit führt.



Der Rundgang lenkt uns weiter; an der Stiegsprungschanze vorbei kommen wir zu einem neuen Ruhesitz, der

nach Osten schauen läßt. Wie ein Riesenschachbrett lehnen sich die vielen von Arbeitern bestellten viereckigen Kartoffeläcker an den Hang der Vogelkuppe. In den Fenstern ihrer vielbesuchten Baude spielt das Sonnenlicht, und auf dem neuerrichteten Aussichtsturm flattert lustig eine Fahne. Dort oben erwacht der Frohsinn wanderlustiger Menschen, drunten in der uns zu Füßen liegenden Segen-Gottes-Grube aber wohnt die schweigende, ernste Arbeit. Und wieder ein Gegensatz: unten grau und schwer eine riesige Grubenhalde, darüber das bäuerlich-ländliche Bild der in Obstbäume eingebetteten „Drei Rosen“ und der „Elisenhöf“. Stimmungsvoll fügt sich die spitztürmige katholische Kirche mit dem dahinterliegenden Friedhof in die idyllische Landschaft ein.

Horch, welch seltsam Tongemisch! Hier das Rattern der Dampfmaschine, dort der helle Büchsenknall der Altwasserer Schützen, am „Bergschlößchen“ die Leierkastienmelodie eines Karussells und drüben, wo Hügel an Hügel sich reiht, der letzte Choral für einen entschlafenen Erdenpilger! Arbeit und Ruhe, Freude und Leid: des Lebens buntes Wechselspiel in einem Rahmen!

Gut ist's, daß bei diesen Gedanken über die irdische Unrast uns der Weg in die Ruhe hoher Fichten und Buchen führt, wo Fink und Drossel zu uns sprechen, bis wir hinaus vor gänzlich neue Bilder treten.



Wir schauen hinab zum Waldburger Stadion. Von dem 130 Ar großen Sportplatz steigt es hinunter zum halb so großen Freibad. Um solches zu schaffen, mußte man dem Gleisberg ein Jahr lang mit Geschloß und Spitzhacke zuleibe gehen, und noch ist das Werk nicht vollendet. Der fertige obere Plan soll zwei Uebungspätze stellen, die darunter liegende Terrasse wird ein 100 Ar großer Kampfplatz sein, und zum Wasserbad wird sich noch ein Sonnenbad gesellen. Waldburger Jugend, nun liegt es an dir, das zu nützen, was deine Stadt dir unter schweren Opfern gab und noch geben wird!

Umrahmt von einem Kranz üppig sprießender Kleingärten liegt in frischen Farben und gefälligen Formen die Waldburger Neustadt vor uns. Vor 20 Jahren breiteten sich hier die Felder des Rittergutes Altwasser aus, die nur von der Charlottenbrunner Chaussee durchschnitten wurden. Sie ist als Hermannstraße zur Haupt-

Straße des Stadtteils geworden. Rechts und links von ihr hat ein großzügiger Bebauungsplan teilweise Verwirklichung gefunden. Schräge, rote Flachwerkdächer bringen eine frische Bewegung in die Straßenzüge. Kein schwarzes flaches Dach stört hier unseren von „oben herab“ geschickten Blick. Das schräge Dach ist das Dach des Gebirges, denn es wirkt hier nicht nur architektonisch angenehmer, sondern hält auch den häufigen Stürmen und reichen Niederschlägen besser stand als das Flachdach.

Fauchender Dampf und das laute Singen einer Kreissäge weisen unseren Augen und Gedanken eine andere Richtung. Dort, wo im Förderturm die Räder spielen, ist der Hermannschacht, die Kreuzgrube. Schon seit 50 Jahren wandern die Bergleute zu ihr hinauf, um dann im Arbeitskittel, die Erkennungsmarke auf der Brust und die Sicherheitslampe in der Hand, in die Fahrschächte einzusteigen, die versteckt im Gleisbusche liegen.

Auch dort drüben in die drei lieblichen Butterberge — einstmals Buttlerberge genannt — schlagen die Knappen des Hermannschachtes ihre Stollen. Während in lichter Höhe der Naturfreund seinen Busen mit neuem Lebensodem und sein Herz mit neuer Lebensfreude füllt, schürft tief unten im Atem des dräuenden Todes der Bergmann den schwarzen Edelstein. Und fragst du ihn, ob er mit dir wohl tauschen möchte, dann schüttelt er sein Haupt: ihm ist der Schoß der Erde eine liebgewordene Schaffensstätte, die er mit einem stolzen „Glück auf!“ betritt und verläßt. Wer von uns nur ein einziges Mal in die Nacht des Bergwerks hinabgestiegen ist, kann die festgewurzelte Berufsliebe des braven Knappen schwer begreifen. Freilich gilt sein Gruß auch dem nach schwerer Arbeit wiedergewonnenen Sonnenlicht. Dann hält er auf seinem Weg zum Zechenhaus, vielleicht auf dem Orte, wo ich jetzt stehe, still und erquickt sein Auge an der weiten Sicht nach der Hohen Eule, dessen Granitmonument, der wuchtige Bismarckturm, eben im prallen Schein der Sonne gleißt und glänzt.

Das ist unsere Heimat, das ist das Waldenburger Berg- und Arbeitsland, froh und ernst; und wer es schnell einmal überschauen und stets von neuem lieben will, der gehe um den Gleisberg!

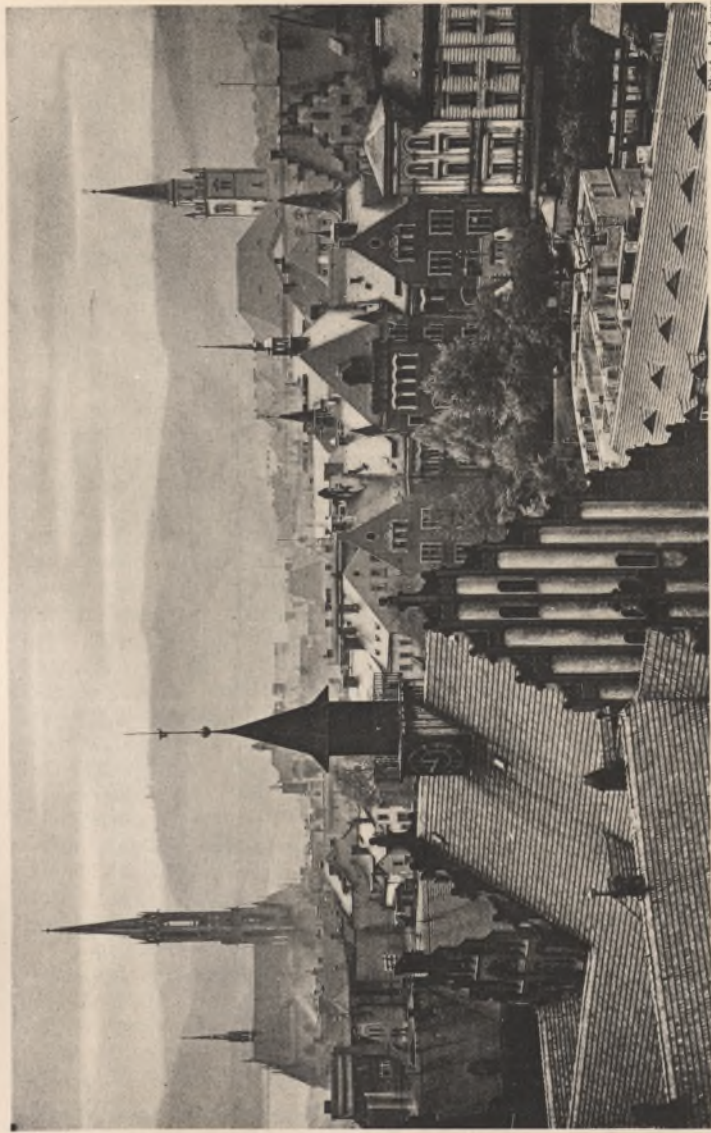
Die Waldenburger Wasserleitung.

Von Max Kleinwächter.

An einem schönen Herbsttage des Jahres 1923 führte mich ein Spaziergang an das neue städtische Freibad in der Neustadt. Hier wurde ich Zeuge eines Geschehnisses, das wohl verdiente, mit großen Lettern in die Geschichte der Stadt Waldenburg eingetragen zu werden. Aus einer Steinfassung flutete zum erstenmal in das 7000 Kubikmeter fassende Bett des Bades Waldenburger Leitungswasser, um es nach und nach zu füllen. Diese gewaltige Leistung des Wasserwerkes stand in einem schier unfassbaren Gegensatz zu dem fast unerträglichen Wassermangel, den viele unserer älteren Bürger dermaleinst in unserer Stadt erlebt haben. Wie oft und lange versagten früher die Leitungsständer und Brunnen Waldenburgs. Man wanderte in die umliegenden Ortschaften nach Trinkwasser oder ließ es mit der Eisenbahn herbeischaffen, so vor allem in den Jahren 1886 und 1893.

Welcher Umsicht, Mühe und Zähigkeit es bedurfte, für Waldenburg und den gesamten Gruben- und Industriebezirk eine so leistungsfähige Wasserversorgung zu schaffen, wie sie heute besteht, soll im folgenden dargestellt werden.

Die Wasserversorgung Waldenburgs vollzog sich nach Pflugs „Chronik der Stadt Waldenburg“ bis 1886 aus drei Leitungen: 1. durch die alte Dörsenbrunnenleitung (auch Wiesenleitung genannt), die von dem Sammelwasser des Stadtförstes und der Leuschnerwiese gespeist wurde; 2. durch die Hainflüßchen- und Luderwiesenleitung unter dem Namen Forstleitung; 3. durch eine neue Leitung aus dem Heinrichs- und Bärengrunde (Amalienquelle) unter dem Namen Grundleitung. Versiegen der Quellen und Rohrbrüche infolge des Bergbaues, Reiken des Filtrierbassins auf der Friedländer Chaussee, die allmähliche Verstopfung der zu eng gewählten Rohrleitung u. a. m. führten dazu, daß am 1. Januar 1886 die Trinkwasserleitung völlig versagte. Mit einem Kostenaufwande von 23 458 Mark wurde die gesamte Wasserleitung repariert und ausgebaut. In der kommenden Zeit gefährdete der fortschreitende Kohlenabbau der Fürstensteiner Gruben und des Melchiorsschachtes die Wasserleitung auf das ernsteste. Die Stadt zog den hervorragenden Geologen und Hydrologen Hgl. Baurat Thiem aus Leipzig zu Rate. Die von diesem vorgenommenen Bohrungen führten zu der Er-



Phot. Anders.

Waldenburg

kenntnis, daß es in unserem Berglande an einem natürlichen Gefäß zur Sammlung der Grund- und Quellwässer fehle und die Niederschlagsgebiete zu klein seien, um die Bevölkerung Waldenburgs vor allem in der Zukunft ausreichend mit Wasser versorgen zu können. Dro- und topographisch hielt Thiem die Gegend von Liebau, Kreis Landeshut, in erster Linie für günstig und einer Untersuchung wert.

Die Stadtverordneten bewilligten 10 000 Mark für die Untersuchungen, welche im Herbst 1895 erfolgten. Mit den örtlichen Arbeiten wurde von Baurat Thiem der Diplomingenieur Lummert beauftragt, der nach erfolgreichem Abschluß der Arbeiten später auch den Bau der Wasserleitung im Auftrage Thiems leitete und nach Fertigstellung Direktor des Wasserwerkes wurde. Das Bobertal bei Liebau, wo die Untersuchungen begannen, wurde bald als unbrauchbar erkannt. Man versuchte es dann in den Tälern der Zuflüßbäche des Bobers, ferner des Lässigbaches, der Steine und des Dilubiums bei Nieder-Salzbrunn; nebenher wurden zahlreiche Quellen gemessen und alles nur irgend in Betracht kommende Gelände besichtigt. Als das Jahr 1895 zu Ende ging, waren die bewilligten Mittel verbraucht und ein hinreichender Erfolg nicht erzielt. Nun sollten neue Mittel bewilligt werden, um die Arbeiten im nächsten Jahr fortsetzen zu können. Dies war der bedenklichste Augenblick in der Entwicklung unserer Wasserversorgung, denn bei vielen war Mutlosigkeit eingetreten und bei den städtischen Behörden wurden Stimmen laut, die in Anbetracht der hohen Kosten für die Versuchsbohrungen und den schließlichen Bau des Wasserwerkes dafür eintraten, die Wasserversorgung Waldenburgs einer Gesellschaft zu übertragen.

Da war es der damalige Dezernent der Wasserversorgung, Stadtrat Weinrich,^{*)} der sich in hervorragender Weise dafür einsetzte, daß die Stadt die Schaffung einer Wasserleitung in der eigenen Hand behielt. Er fand dabei die wirksamste Unterstützung durch das damalige Stadtoberhaupt Bürgermeister Mießner, den stellvertretenden Stadtverordnetenvorsitzenden Schael^{*)} und den Stadtv. Rechtsanwalt Golinsh.

Die Untersuchungen, für die man nochmals 10 000 Mark bewilligte, wurden fortgesetzt und zunächst am Abhange

^{*)} Nach diesen um unsere Stadt hochverdienten Bürgern sind die Charlottenbrunner Straße und die äußere Gartenstraße „Weinrichstraße“ und „Schaelstraße“ benannt worden.

des Gebirges zwischen Schweidnitz und Freiburg und dann im Bobertal bei Ruhbank, Vogelsdorf und Merzdorf vorgenommen. Hier waren die Arbeiten mit Erfolg gekrönt. Es wurde Grundwasser von solcher Mächtigkeit erschoten, daß man nicht nur eine Wasserversorgung der Stadt, sondern auch des ganzen Kohlenreviers erhoffen durfte. Bei Vogelsdorf sprudelte z. B. aus 19,6 Meter Tiefe ein 4 Meter hoher Strahl 50,5 Sekundenliter Wasser. Die weit verbreitete Befürchtung, man würde auf der dortigen Wiese nur Boberwasser finden, war dadurch geschlagen.

In der Stadtverordnetenversammlung vom 8. November 1898 wurde die Erbauung eines eigenen Wasserwerkes in Ober-Merzdorf nach dem Plan des Baurats Thiem und die Aufnahme einer Anleihe zur Deckung der Kosten in Höhe von 1 500 000 Mark beschlossen. Im nächsten Frühjahr konnte man mit dem Bau des Wasserwerks beginnen. Zwei Jahre nahm der Bau des Wasserwerks in Anspruch. Nebenher waren langwierige Verhandlungen mit Behörden und Privaten wegen der Berechtigung zum Bau und der Lagerung der Leitung erforderlich, deren Länge bis zur Stadt Waldenburg 20 Kilometer beträgt.

Die Leitung geht vom Zentralwerk Ober-Merzdorf auf einer Eisenkonstruktionsbrücke über den Bober, begleitet dann die Eisenbahnstrecke Dittersbach—Hirschberg bis hinter den Bahnhof Ruhbank, steigt dann in 542 Meter Höhe über den Abhang des Ziegenrückens und erreicht bei Schwarzwaldau wieder den Bahnstrang, den sie abermals bis Gottesberg begleitet. Unterführungen durch den Lässigbach und Ueberführungen über die Bahngleise wurden wiederholt nötig. Viel Sorgfalt erforderte die Führung der Röhren über das in der Gottesberger Gegend beginnende Grubengelände. So wurden von Rothenbach bis Gottesberg und von dem später zu erwähnenden Hochbehälter in Hermsdorf bis Waldenburg nach einer Konstruktion des Baurats Thiem zwischen den Röhren bewegliche Gummidichtungen in Verbindung mit gußeisernen normalen Muffenrohren verwendet. Diese Art der Rohrverbindungen hat sich ausgezeichnet bewährt. Bei Reparatur der Rohrleitung an einer besonders beweglichen Stelle des Geländes bei Rothenbach fand man durch Senkungen und seitliche Verschiebungen des Erdreichs herbeigeführte Knickungen der Leitungen, deren größte 62,7 Zentimeter von der ursprünglichen Lage abwich. Dabei war die Rohrleitung ununter-

brochen im Betriebe und der Zeitpunkt der Reparatur ein freiwillig gewählter.

Nach 15 Kilometer langer Röhrenleitung tritt das Wasser unweit des Schützenhauses zu Gottesberg in einen 828 Meter langen Tunnel und fließt nach dem 1660 Kubikmeter fassenden Hochbehälter I am Waisenhause in Nieder-Hermisdorf.

Bei Inbetriebsetzung des Wasserwerks am 1. August 1900 saugten vier Dampfmaschinen — eine Doppelmaschine zu 150 PS und drei einfache zu je 75 PS — das Wasser aus einem Wasserschacht, in den neun Brunnen mündeten, und drückten es auf den Ramm des Ziegenrückens hinauf. Das immer größer werdende Bedürfnis an Wasser veranlaßte die Stadt, noch mehr Quellen zu erschließen. Nach den Plänen des Wasserwerksdirektors Dr. Lummert, dessen Name mit der großangelegten Ausgestaltung unserer heutigen Wasserversorgung sich immer inniger verknüpft, entstanden weitere Wassergewinnungsanlagen in Vogelsdorf, Ruhbank und Wernersdorf.

Für das eisenhaltige Wasser der im oberen Stockwerk des Vogelsdorfer und Merzdorfer Geländes liegenden Quellen ist 1905 eine Enteisungsanlage geschaffen worden. Die Enteisung geschieht mittels Durchlüftung des regnartig herabtröpfelnden und über Backsteine rieselnden Wassers, sowie durch Filtrieren desselben in einem Riesfilter.

In hygienischer Beziehung bewährte sich die Wasserleitung glänzend, und in wenigen Jahren hatten die Förderer unserer neuen Wasserversorgung das stolze Bewußtsein, den Grundstein zu einem Kulturwerk gelegt zu haben, das seinen Segen weit über die Mauern Waldenburgs ausstrahlen werde. Von Gemeinden, Industriewerken und Kohlengruben wurden Anschlüsse nachgesucht, so daß bald an eine Erweiterung des Wasserwerkes gedacht werden mußte. Die tägliche Förderung von 5000 Kubikmeter Wasser reichte bald nicht mehr hin, um die wachsende Zahl der Abnehmer zu befriedigen. Es wurde erforderlich, neue Wassermengen aufzufinden und zu erschließen, neue Behälter, Pumpwerke zu erbauen und das großartige Verteilungsnetz außerhalb der Stadt anzulegen. Alle diese Aufgaben wurden durch Direktor Dr. Lummert gelöst.

Die umfangreichste Ausgestaltung erfährt das Ober-Merzdorfer Wasserwerk in den letzten Jahren durch Schaffung einer neuen Reservefassung, bestehend aus vier Zubringer-

pumpwerken, eines neuen Betriebsgebäudes für zwei Pumpenaggregaten und eine neue Enteisungsanlage. Dadurch ist heute die Tagesleistung der Wasserwerke auf das Vierfache der ersten Anlage, also auf 20 000 Kubikmeter gestiegen.

Alle größeren Nachbargemeinden werden ganz oder zum Teil mit Waldenburger Wasser versorgt, ebenso die Bahnhöfe in unserer Gegend, die Kohlengruben und viele Industriewerke. Die Unentbehrlichkeit unserer Wasserleitung zeigt sich bei kurzen Betriebsstörungen, welche durch Rohrbrüche, die wegen des Bergbaues unvermeidlich sind, hervorgerufen werden. Dann wird einem jeden inne, was ihm der sprudelnde Wasserhahn an der Wand ist.

Ohne unsere leistungsfähige Wasserleitung wäre auch die Schaffung einer, vom hygienischen und ästhetischen Standpunkte durchaus notwendigen Kanalisation in unserem reichbevölkerten Industriebezirk unmöglich gewesen. So läßt sich in der Waldenburger Wasserversorgung, wie sie heute ausschaut, ein Werk erkennen, das ein Ehrenblatt in der Geschichte unserer Stadt darstellt. Möge die kristallklare Flut des Waldenburger Leitungswassers nie versiegen, möge sie fließen als eine starke Ader der wirtschaftlichen Wiedererstarkung Waldenburgs, als ein Gesundbrunnen unserer gesamten Bevölkerung!

Die Weistritztalsperre im Schlesiertal.

Von Lehrer Paul Heingelmann, Rynau.

Seitdem die Weistritztalbahn zwischen Schweidnitz und Charlottenbrunn im Jahre 1904 dem Verkehr übergeben wurde, ist eine der von Fremden besuchtesten Gegenden unseres Waldenburger Kreises dessen Nordostecke, wo die romantische Rynsburg hinabgrüßt in prächtige Täler. Deren schönstes war wohl das ehemalige Schlesiertal mit seinen bald schroff, bald sanft ansteigenden Höhen, den anmutigen Wiesen und sauberen Häuschen.

Noch erheblich zugenommen hat aber der Fremdenverkehr dorthin, nachdem man dieses weitbekannte Tal durch den Bau einer Talsperre in einen gewaltigen Gebirgssee umwandelte, dessen Fluten zwischen der Konradmühle in Rynau und der Sperrmauer bei Breitenhain eine Gesamthodenfläche von 55 Hektar bedecken und beim Höchststau eine

Wassermenge von 8 000 000 Kubikmeter umfassen. Durch den ausgedehnten Wasserspiegel des Stausees hat diese Gegend neue Reize erhalten, und weitere landschaftliche Schönheiten sind dadurch erschlossen worden, daß an Stelle des ehemaligen Talweges, den jetzt die Wassermassen decken, eine neue, 4,9 Kilometer lange *Chaussee* längs der Staulinie angelegt wurde. An der Konradmühle zweigt sie von der Hauptchaussee Charlottenbrunn-Schweidnitz ab und erreicht diese wieder dicht unterhalb der Sperrmauer im Orte Breitenhain. Immer wieder neue, an landschaftlichen Schönheiten reiche Bilder zeigen sich von ihr aus dem Wanderer. Die früher im Tale gelegenen netten Häuschen und Wirtschaften sind nach ihrem Abbruch unter den Fluten des Sees verschwunden, auch die in Touristenkreisen bekannte Schankwirtschaft „Zur Talmühle“. An einer anmutigen Stelle der neuen Chaussee, gegenüber der Sperrmauer errichtete man dafür die neue „Schlesiertalbaude“, von wo aus man jetzt Bootsfahrten auf den See unternehmen kann. An der sanft ansteigenden Wiesenlehne zwischen Burgberg und Kohlberg gegenüber der Einmündung des Mühlbaches in den Stausee entwickelte sich in den letzten Jahren immer lebhafter werdender Badebetrieb, und in fischreichen Jahren sind die Ufer von geduldigen Anglern umsäumt, die als reiche Beute meist Schleien und Forellen mit heimnehmen.

Den Abschluß des großen Stausees am unteren Teile des Tales bildet die an der engsten Stelle zwischen Elflinden- und Hahnberg errichtete mächtige *Sperrmauer*, die sich als riesiges Wehr in talaufwärts gekrümmter Form den Wassermassen entgegenstemmt. Allein die Mauerungsarbeiten an ihr dauerten zwei Jahre und wurden im September 1914 beendet. Mehrere hundert Arbeiter waren beschäftigt, um im Verein mit den modernsten technischen Hilfsmitteln dieses kolossale Bauwerk aufzuführen. Die zum Bau notwendigen Mauersteine wurden in mehreren Steinbrüchen im Schlesiertal selbst gewonnen und mit Kleinbahnzügen zur Baustelle gebracht. Da die Mauer einen Rauminhalt von 93 000 Kubikmeter umfaßt, waren ungeheure Gesteinsmengen dazu erforderlich. Zur Erleichterung der Anfuhr des übrigen Materials hatte man an der großen Eisenbahnbrücke am Hemmstein einige Abstellgleise für die Staatsbahn angelegt, von wo aus dasselbe wiederum mit einer Kleinbahn zur Arbeitsstätte befördert wurde. Allein an Bindematerial wurden hier ausgeladen: 210 000 Sack Zement, 8000 Sack Traß und 860 Kubikmeter Fettkalk.

Die Standsicherheit der Sperrmauer ist durch Gründung auf Fels mit einer zwei Meter starken Betonsohle gewährleistet. Im Grundriß gekrümmt, ist sie auch in den festen Fels der seitlichen Hänge einbindend angeordnet. Am Grunde mit einer Länge von 81 Meter beginnend, erreicht die Mauer an der Krone etwa 230 Meter in dieser Ausdehnung. Ihre Breite dagegen beginnt unten mit 29 Meter und verjüngt sich allmählich bis zur Krone auf 3,5 Meter. Die Gesamthöhe beträgt 46 Meter, wovon etwa 6 bis 8 Meter auf den Grund abgerechnet werden. In Höhe des 8 000 000-Stauspiegels ist die Mauerkrone in ihrem mittleren Teil durch 10 gewölbte Ueberfälle als Hochwasserüberlauf ausgebildet. Dieser dient zur Entlastung des Staubeckens, falls außer den dort zurückgehaltenen Hochwassermassen wider Erwarten weitere Wassermengen aus dem 148 Quadratkilometer umfassenden Niederschlagsgebiet hinzuschießen sollten. Um einen dauernden Hochwasserschutz von 2 000 000 Kubikmeter zu gewähren, den Wasserstand also auch nach eingetretenem Hochwasser möglichst schnell wieder auf nur 6 000 000 Kubikmeter zu bringen, sind in halber Höhe in der Mauer vier verschließbare Notablässe angebracht. Die aus ihren und dem Ueberlauf abgeführten Wassermassen sammeln sich in dem am Fuße der Mauer befindlichen Sturzbecken, aus dem sie beruhigt ins alte Weistritzflußbett abgeleitet werden. In das Sturzbecken münden auch zwei durch die Mauer führende starke Rohre, die als Grundablässe eine vollständige Entleerung des Stausees ermöglichen.

Das nutzbringende Wasser wird durch ein unterirdisches Eisenrohr von 1,80 Meter Durchmesser und 1 Kilometer Länge bis zum Elektrizitätswerk in Breitenhain geleitet, woselbst drei Turbinen betrieben werden, die eine Kraft von 1200 Kilowattstunden oder 1600 Pferdestärken erzeugen.

Welchen bedeutenden Nutzen dieses gewaltige technische Kunstwerk aber auch sonst noch hat, wissen am besten die Weistritzanwohner unterhalb der Talsperre. Schaden bringende Hochfluten werden durch sie aufgehalten, und in Zeiten des Regen- und Wassermangels läßt man das aufgestaute Wasser wieder allmählich entfließen, so daß Fabriken, Mühlen und Sägewerke auch in diesen Zeiten durch Wasserkraft betrieben werden können.

Die Siedelungen im Kreise Waldburg.

Von Max Kleinwächter.

Wer kennt sie nicht all die freundlichen Häuschen, die als Kinder der durch den Krieg und die Revolution geschaffenen neuen Zeit in größeren und kleineren Gruppen sich den großen Industrieorten unseres Berglandes angliedern oder als selbständige Kolonien dort, wo vordem Wald oder Ackerland war, wie die Pilze hervorgewachsen sind? Wohl niemand geht interesselos an ihnen vorüber. Daß sie geschaffen worden sind, um der entsetzlichen Wohnungsnot zu steuern, weiß wohl ein jeder, aber viele möchten auch hören, woher in unserer geldarmen Zeit die Mittel dazu kamen oder warum denn gerade so und nicht anders diese oder jene Siedelung angelegt worden ist. Diese Fragen beantwortet uns nicht ein superkluger Alleswissender oder galliger Rörgler sach- und sachgemäß, sondern jene, die die Schöpfer dieser Kulturwerke sind. Von ihnen holte ich mir meine Informationen, sie wollen wir an dieser Stelle sprechen lassen.

Bei den meisten Siedelungen unseres Kreises handelt es sich um Wohnungen für Arbeiter und Angestellte des Bergbaus. Die Baumittel stammen aus der Kohlentonnenabgabe, die gesetzmäßig dazu angeordnet war, um in sämtlichen Kohlenrevieren eine Vermehrung der Belegschaften zu ermöglichen. Zu diesem Zwecke sind in den einzelnen Revieren Treuhandgesellschaften gegründet worden, die die Verwaltung und Verteilung der Mittel unter sich haben. Es wurde aber auch mit der Beteiligung der Siedler an den Baukosten gerechnet. Sie sollten ungefähr 10 Prozent der Herstellungskosten tragen. Durch die rapid fortschreitende Geldentwertung schrumpften aber die Ersparnisse dieser Leute so zusammen, daß sie sich nur unwesentlich an den Baukosten beteiligen konnten. Dagegen wurden von einzelnen Gemeinden, besonders von der Stadt Waldburg, erhebliche Mittel aufgebracht, um durch Siedelungsbauten Wohnungen für alle Berufsstände zu schaffen.

Bei der Wahl der Bauweise waren die Witterungs- und Geländebeziehungen unseres Berglandes zu berücksichtigen. Im Gegensatz zu anderen, von nachteiliger Witterung wenig bedrohten Gegenden hat man bei uns von der Spar- und Ersatzbauweise im allgemeinen Abstand genommen und solide Massivbauten errichtet. Die geschlossene Bauweise (Reihenhausbebauung), die erheblich wirtschaft-

licher gewesen wäre, konnte des gebirgigen Geländes wegen nur in wenigen Fällen angewendet werden. Den einzelnen Siedelungen ist vor allem da, wo man der Treuhandgesellschaft in der Wahl des Baustils freie Hand ließ, durch Zuziehung von Privatarchitekten ein typischer Charakter aufgeprägt worden, und es läßt sich wohl sagen, daß bis auf ganz geringe Ausnahmen die Siedelungen unserer landschaftlich schönen Gegend nicht zum Nachteil gereichen. Obgleich die Siedelungen in unmittelbarer Nähe der Werke liegen, werden sie dank ihrer wohlberechneten Anlage durch Rauch nicht belästigt.

Man hat aus gesundheitlichen und sozialen Gründen Wert darauf gelegt, in einem Hause möglichst wenig Familien zusammenzubringen. So sind von der Treuhandgesellschaft in den Kreisen Waldenburg, Landeshut und Neurode 611 Einfamilien-, 563 Zweifamilien- und nur 478 Mehrfamilienhäuser errichtet worden. Jede Wohnung besteht fast durchweg aus einer Wohnküche und zwei bis drei Stuben und ist mit Wasserleitung, elektrischem Licht und Anschluß an die Kanalisation versehen. Jeder Wohnung sind eine Stallung, Nebengelass für Kleinviehhaltung und ein mindestens 200 Quadratmeter großer Garten zugeteilt.

Die größte Siedlung ist die Waldenburger Stadtparkkolonie mit 240 Wohnungen und einem großen modernen Schulgebäude. Eine kleine Stadt für sich ist diese in den Wald gebettete Siedlung geworden. Auf eigenem Baugelände, aber mit Unterstützung der Treuhandgesellschaft hat die Stadt die ansehnliche Gartenbuschsiedlung errichtet. Das stark ansteigende Gelände brachte bedeutende Schwierigkeiten, die jedoch glücklich überwunden wurden. 120 Wohnungen sind hier in Einzelhäusern von 2 bis 9 Wohnungen geschaffen worden. Im Nordteil der Siedlung ist noch Gelände für 40 Doppelhäuser und eine Schule vorhanden. Außer diesen Kolonien entstand innerhalb der Stadt Waldenburg eine große Anzahl in sich abgeschlossener Siedlungsbauten.

Durch ihre kreisförmige Anlage hervorstechend ist die 100 Wohnungen fassende Siedlung am Melchiorsschacht in Dittersbach. Gleichviel Wohnungen bieten die Weißsteiner Siedelungen. Sehr schwierige Geländeverhältnisse mußten bei Errichtung der Nieder-Hermesdorfer Siedlung überwunden werden, und doch hat man gerade hier die Aufgabe sehr geschickt gelöst und in der Gesamtanlage der Häuschen ein malerisches Gesamt-



Spermauer der Talsperre bei Spinau.

(Phot. Anders.)

bild erzielt. Das Gegenstück dazu bilden infolge des Starrsinns der Siedler die „Kaffeemühlen“ in Hartau in einem gänzlich verunglückten Bebauungsplan. Recht nett nimmt sich der Siedelungsstraßenzug in Ober-Salzbrenn aus, der von der Treuhandgesellschaft, der Schlesischen Heimstätte und der Gemeinde für Berg- und Industriearbeiter geschaffen worden ist und 154 Wohnungen aufweist. Architektonisch wirksam sind auch die Häuschen der Konradsthaler Siedelung. Bei der Kolonie in Alt-Bässig ist eine kombinierte Holzbaumweise aufgenommen worden. Siedelungen der Treuhandgesellschaft begegnet man u. a. noch in Gottesberg, Lehmwasser, Tannhausen, Steingrund, Adelsbach, Reußendorf und Ober-Hausdorf. Insgesamt hat die Treuhandgesellschaft im Kreise Waldenburg durch die Siedelungsbauten bis 1924 1170 Wohnungen geschaffen.

Leider kann der groß angelegte Siedelungsplan zugunsten der Bergleute nicht mehr weiter durchgeführt werden, weil die Mittel der Kohlentonnenabgabe seit dem 1. April 1924 nicht mehr fließen. Es soll aber versucht werden, aus den auf den Grundstücken eingetragenen Hypotheken noch einige neue Wohnungen zu errichten. Eines dürfte durch die Siedelungsbaumweise herbeigeführt worden sein, das Ende des Mietkasernenwesens, das eine hohe gesundheitliche und sittliche Gefahr für das arbeitende Volk bedeutet. In seinem Siedelungshäuschen erfreut sich der Arbeiter einer wohlthuenden Bewegungsfreiheit, die sich auf ihn und all die Seinen, Glück, Zufriedenheit und Seßhaftigkeit bringend, auswirken wird. Das ist die hohe vaterländische Bedeutung unserer Siedelungen.





X. Ueber Berg und Tal.

Hinauf zum Hochwald.

Von F. Hartwig, Weistheln.

„Wo der Hochwald stolz sein Haupt
 Von des Waldes Grün umlaubt,
 Wo der schwarze Diamant
 Kommt an's Licht durch Bergmannshand:
 Da bist du, mein Schlesiervland.“

So sang einst unser Heimsänger Becher, so klingt es aus viel tausend Herzen wieder und wird immerdar erklingen, wenn Heimatsfreunde zusammenkommen.

Der Hochwald, ein stattlicher Porphyrfegel von 834 Meter Höhe, ist so recht das eigentliche Wahrzeichen des Waldenburger Berglandes; von allen seinen vielen schönen Kuppen die am meisten besuchteste. Ueberall ist seine wuchtige, dabei schönlinige Gestalt mit der Berggrüne, einer vom Besitzer, dem Fürsten von Pleß, erbauten Gastwirtschaft mit Aussichtsturm, sichtbar. Kommt man aus der schlesischen Ebene in das Waldenburger Gebirge herauf, so grüßt zuerst der Hochwald, den kein anderer als unser großer Heimatdichter Paul Keller in seinem köstlichen „Bergtrach“ verewigt hat. „Der Huchwald“, der sich zu benahma weeiß, weil a vu a Salzburner Kurgästa Plüh und Bildung gelernt hot, und dem „der flobige Zutaberg“ vorhält, „daß a eene Liebschoft mit dar Gule hot“.

Er erfreut sich als Wetterprophet eines guten Rufes. Und das mit Recht! Kann er doch wirklich mit manchem Wetteranzeiger in Wettbewerb treten. Wenn er „benebel“ ist, oder — wie man hierzulande häufig hört — eine „Roappe“ oder Mühe aufhat, so ist das ein ungünstiges Zeichen. Dagegen darf man bei unsicherem oder auch regnerischem Wetter auf Besserung hoffen, sofern der Prophet seinen ihn einhüllenden Nebelschleier lüftet und wieder barhäuptig dasteht. Nach einem alten Sprichworte führen viele Wege nach Rom. So ist es auch mit dem Hochwald. Von Gottesberg und Hermsdorf, von Konradsthal und Weißstein aus läßt er sich auf bequemen und steilen Wegen besteigen, auch Fahrwege und Autostraße führen hinauf. Wählen wir den von letztgenanntem Orte ausgehenden Weg. Er beginnt am schönen Marktplatz Weißstein mit seinem stattlichen Amtsgebäude, seiner im gotischen Stile erbauten evangelischen Kirche, an deren Südwestseite der Weißsteiner Turnverein seinen im Völkerrriege gefallenen Mitgliedern einen einfachen aber gefälligen Gedenkstein errichtet hat, der ansehnlichen evangelischen Schule, der leider ein hübsches Dach fehlt, und dem altehrwürdigen Gerichtskreisscham, dem ältesten Hause des großen Industrieortes. Am „albus lapis“, einem an der Straßengabelung liegenden großen weißen, mit eisernem Ringe versehenen Steine, den die Gemeinde auch in ihrem Wappen führt, weil sie nach ihm, der einst vor langer Zeit den Weg von Waldenburg nach Landeshut wies,*) ihren Namen hat, zweigt vom Marktplatz die in westlicher Richtung sich hinziehende Hochwaldstraße ab. In kurzer Zeit erreichen wir die Glashüttenkolonie Königswalde, die sich fast ausschließlich mit der Herstellung von Flaschen beschäftigt. Sie wurde im Jahre 1804 von einem gewissen Hilgert, dessen Nachkommen heute noch in Weißstein leben, erbaut. Er war aus Königswalde in der Grafschaft Glas hergekommen und sie soll, wie man sich erzählt, deshalb ihren Namen führen. Dem Genannten war das Gelände von dem damaligen Besitzer Grafen Hochberg in Erbpacht gegeben worden, um „den Kohlenabsatz zu fördern“ — es war seinerzeit dort an der nach Landeshut um den Hochwald führenden Straße ein Kohlensticht — „und für Salzbrunn die Flaschen zu liefern“. Die Glashütte, deren jetziger Besitzer Hermann Weihrauch sie 1889 erwarb, ist von diesem bedeutend erweitert worden. In

*) Urkundlich wird Weißstein in einem Einnahmeregister des Breslauer Bistums aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts erstmalig als Weißenstein erwähnt.

neuerer Zeit ist man auch hier zum maschinellen Betriebe übergegangen und beträgt das Jahreskontingent 3 600 000 Flaschen.

Wir schreiten weiter, das geschäftige, geräuschvolle Hasten und Treiben der Welt hinter uns lassend. Waldesfrieden und -stille umfängt uns. Bald gabelt sich der Weg. Rechts abbiegend führt er an der Waldheimstättenanlage vorbei, wo 90 Kinder wochenlang Erholung finden, und führt zum „Bidsackweg“, auf dem man am schnellsten den Gipfel erreicht. Wir aber halten uns links, gehen ein Stück schönen Waldweges, überschreiten die „schwarze Brücke“, die die Eisenbahnlinie Nieder-Salzbrunn—Halbstadt überquert, und folgen der vom Waldburger Gebirgsverband angebrachten Markierung weiß-rot, die uns zum „Klappertal“ führt. Ein Wässerlein, das uns ein Stück begleitet, ist einer der Zuflüsse des Salzaches, der durch Weißstein, Salzbrunn und Nieder-Salzbrunn fließend, sich — nachdem er den schönen romantischen, aber für den Verkehr gesperrten Salzgrund durchflossen — im Dorfe Polznitz mit dem von Dittersbach und Waldburg kommenden Hellebach — meist Leisebach genannt — vereinigt und dann als Polznitz seinen Weg zur Weißritz sucht.

Würzige Waldesluft läßt uns tiefer „Atem holen“, läßt uns spüren wunderbare Heilkraft. Es gilt nun eine hübsche Steigung auf steinfreiem schattigen Waldwege zu überwinden; dann sind wir auf der „Ladestatt“,*) einer schönen sonnigen Bergwiese mit Schutzhütte, angelangt. Nach kurzer Rast geht der Aufstieg auf steinigem Wege weiter. Bald lohnt die erste Fernsicht unsere Mühe. Wer sich den letzten Teil des zum Gipfel führenden, nicht gerade allzu angenehmen Weges schenken will, dem sei warm empfohlen, den weniger bekannten rechts abbiegenden schmälern Husarenweg zu benutzen, der als schöner promenadenartiger Aussichtsweg ohne merkliche Steigung sich um die letzte Höhe des Hochwaldes am Ostabhange herumzieht und nur an seinem Ende an wenigen nicht anstrengenden Serpentinien zum Gipfel führt. Eine schöne große Baude mit geräumiger Veranda ladet zur Rast und Ruhe ein.

Wer aber mehr als das Bewußtsein haben will, auf dem Hochwald getreten zu sein, der besteige dann den 16 Meter hohen, gemauerten Aussichtsturm. Wir sind überrascht von dem umfassenden Panorama, das sich hier vor unseren

*) Sie führt ihren Namen deshalb, weil sie früher Sammelplatz des von der Forstverwaltung geschlagenen Holzes war, das dort aufgeladen wurde.

Augen entfastet, und entzückt von der weiten Fernsicht — man kann bis Breslau sehen —, die wir bei klarem Wetter haben, wie sie uns besonders schöne Herbsttage bescheren! Tief drunten sehen wir die großen industriereichen Orte, erfüllt von dröhnender Arbeit und rastlosem Verkehr. Freundlich heben sich mit ihren hellroten Dächern vor allem die Siedelungen ab, wie sie gerade im engeren Industriebezirk in großzügiger Weise geschaffen worden sind, dem Wohnungselend abzuhelpen und an ihrem Teile mit zur Gesundung des Volkes und Förderung des Heimatgefühls und der Heimatliebe beizutragen.

Die kreisfreie Stadt Waldenburg ist der Mittelpunkt der Kohlenwelt. Ueberall erheben sich riesige Schornsteine und mächtige Fördertürme. Der Bergbau und die mit ihm eng verbundene reiche Fabrikttätigkeit sind die Seele des Erwerbslebens eines Bezirkes, der durch die gewaltsame Abtrennung anderer wichtiger Kohlen- und Industriegebiete an Bedeutung für unser Wirtschaftsleben so außerordentlich gewonnen hat. Viel tausende von Arbeitern und Arbeiterinnen finden Beschäftigung in den großen Werken mit ihren auf den Welthandel eingerichteten Anlagen, deren Erzeugnisse auch jenseits des Ozeans von heimischer Tüchtigkeit und deutschem Fleiße kunden. Sie geben dem von der Eisenbahn so vielfach durchzogenen Berglande ein Eigengepräge!

Wir stehen auf Bergeshöh'. Unten aber schaffst tief in der Erde mit Lebensgefahr der wackere Bergknappe im finsternen Kohlenreiche, um den „schwarzen Diamanten“ ans goldene Licht der Sonne zu fördern. Doch blicken wir weiter um uns. In stetem Wechsel Berg und Tal! Zurtele ihrer Art sind die weitbekannten Badeorte Salzbrunn, Charlottenbrunn und Görbersdorf, welch letztere beiden, dem Auge allerdings verborgen, hinter schützenden Bergen eingebettet liegen. Waldige Höhen und sonnige Täler! Schlösser und Burgruinen grüßen zu uns herauf. Nach Norden überschauen wir weit die schlesische Ebene mit ihrem fruchtbaren Gelände und ihren anmutigen Städten. In blauer Ferne liegt im Westen der mächtige Kamm des Riesengebirges mit der Schneekoppe vor uns. Bei guter Fernsicht sind die Bauden und die Wetterwarte auf ihr erkennbar. Von Osten her sendet, die Waldenburger Berge überragend, das Culengebirge mit seinem Aussichtsturm auf der Hohen Gule seinen Gruß herüber. Im Süden schauen wir das Heidelgebirge mit seinen Kuppen und darüber die Berge

der Tschechoslowakei. So mancher, der hier oben weilte, sah wohl Erhabeneres und Geraltigeres! Doch auch er wird mit neuem Gefühl der Freude und Befriedigung über seine schlesische „Heimte“ erfüllt werden.

Wem es aber vergönnt ist, auf dem Turme zu weilen, wenn der letzte Strahl der scheidenden Sonne die Gipfel der Berge küßt und sie mit des Abendrotes Gold übergießt, wenn dunkle Schatten sich über die Täler herabsenken und ein strahlender Sternenhimmel im unvergleichlichen Glanze sich über ihm wölbt, dem bietet sich, einen letzten Blick hinabsenkend, ein einzigartig schönes Bild. Licht an Licht flammt da unten in der Tiefe auf, sich zu einem großen Lichtermeer vereinigend! Feuersprühende Schöte der Kohlen- und Roßwerke geben Kunde von nimmermüdem Ringen und Kämpfen der Erdenbewohner mit dem unterirdischen Berggeiste, der seiner alten langbehüteten Schätze beraubt werden muß, Tag um Tag und Nacht um Nacht, zur Menschheit Nutzen! Noch einen letzten Abschiedsblick vom Hochwald, zu dem aus dem tiefliegenden Walde die Schläge der Art heraustönen, und zufriedenen Herzens steigen wir zu Tale... O Heimat, wie bist du doch so schön!

Der schon genannte „Zickzackweg“ am steilabfallenden Nordrande des Bergfelds bringt uns am schnellsten nach unten. Doch ist dieser Weg schon arg mitgenommen. Wir wählen einen anderen, gehen von der Südseite des Gipfels durch den Wald zunächst wieder zur Ladestatt hinab, nun aber nicht den zum Aufstieg benutzten Weg durch das Klappertal, sondern einen sehr schönen angenehmen und bequemen Weg, der vom vorgenannten rechts abbiegend um den Plaukenkamm in sanften Windungen hinabführt und Gelegenheit zum Ausblick bietet. In der Nähe der eingangs genannten Brücke treffen wir mit dem Aufstiegswege zusammen, wenn wir es nicht vorziehen, rechts abzubiegen, am Bahndamm entlang auf den sogenannten Sonnenwirbelweg zustrebend, der die schönste Verbindung zwischen Weißstein und Gottesberg darstellt und ein selten schöner Waldweg ist. Wir aber durchschreiten das Tunnel des Bahndammes und gehen nun auf breitem Wege auf die evangelische Kirche von Weißstein zu.

Kurz nach dem Verlassen des Tunnels kommen wir dabei an dem neuen, zur Zeit noch im Bau begriffenen Hochwaldschacht vorbei, der Zeugnis davon ablegt, daß es bei der Technik keinen Stillstand, sondern nur bewundernswerten Fortschritt gibt, denn er erhebt

sich auf einem Gelände, dessen Betreten lange Jahre wegen seiner Brüche, weil gefährlich, verboten war. Durch neue Versahverfahren ist es wieder tragbar geworden. Heute entfaltet sich unter dem Bruchgelände neues Arbeiten, um die seinerzeit noch liegengelassenen Erbschätze für das Volkswohl dienstbar zu machen. An der mit Birken bestandenen Bergehalde des Hans-Heinrich-Schachtes vorbeikommend, erreichen wir Weißstein wieder am Marktplatz, woselbst der Ausgangspunkt unserer Bergwanderung war. Die elektrische Straßenbahn vermittelt für müde Wanderer den Anschluß nach allen Richtungen. Sicherlich werden viele das Empfinden haben: „Warum in die Ferne schweifen, sieh', das Schöne liegt so nah!“

Ein Ausflug nach dem Sattelwald.

Von Lehrer Konrad Heymann, Ober-Salzbrunn.

„Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ In diese jubelnde Frage unseres schlesischen Heimatdichters möchten wir einstimmen, wenn wir den Berg besteigen, der neben unserem Waldenburger Hochwald als nachbarlicher Bruder bekannt ist, der ob seiner in sanften Linien eigenartig gezeichneten Form den Namen Sattelwald — kurz Sattel — erhalten hat. Und doch als Wanderziel begegnet er häufig keiner rechten Wertschätzung; nicht etwa, weil er — gegen das Riesengebirge am meisten vorgeschoben —, oft von heftigen Stürmen umbraust wird, die den Dörflern am Westabhange keinen Obstbau gestatten, oder weil er oft noch von Nebeln umhüllt ist, wenn alles schon klar ist; nein, weil der Weg zu ihm zu sonnig und beschwerlich ist. Das liegt jedoch daran, daß die meisten Wanderer den Gang nicht in der richtigen Weise unternehmen. Wer von der Schweizerei Salzbrunn ausgeht, den Autoweg kurze Zeit benützt, dann scharf nach Norden den schönen Steig durch die Bahnunterführung einschlägt, in Ober-Adelsbach den grünenden Sachsberg, dann links den ummauerten Obstgarten des Gutshofes umschreitet, endlich von der mit alten Linden umschatteten Kunststraße nach Altreichenau links in die Kirschallee einbiegt, der gelangt, ohne viel von der Sonne belästigt worden zu sein, in die herrlichen Wäldungen des Sattels.

Da dieser Aufstieg bequem und leicht ist, braucht man nicht wesentlich mehr Zeit, als wenn man den steilen Sonnenweg durch Lieberzdorf emporflimmt. Diesen wählt man vielmehr zum Abstieg, da er einen prächtigen Ausblick in die freundliche Ebene nach Norden und besonders in das anmutige Waldenburger Ländchen gewährt.

Eine Wanderung nach dem Sattelwalbe hat für unsere Gegend nun aber den besonderen Vorzug, daß keine Fabrik oder Bergwerkzanlage das Auge im reinen Genuß der Natur stört, daß nirgends die Luft von Rauchdunst erfüllt ist. Haben wir viel Zeit, so können wir allmählich am Waldwasser hin höher gelangen. Wir können diesen bequemen Weg in angenehmer Weise hinaufspazieren. Er gewinnt je länger, je mehr an Reiz, sei es durch das immer munterer uns entgegenspringende Bächlein, sei es durch immer neue Blicke in unseren einzigartigen gemischten Wald mit prachtvoll ausgebildeten Baumkronen oder die auch den Naturkenner überraschenden selteneren, farbenfrohen Blumen um uns her, und die wechselvollen Bilder der Bergesgruppen. Uebernfalls überschreiten wir das Wasser auf einer nach Norden umbiegenden Stelle und gehen den breiten, wohlgepflegten Fahrweg hinauf. Machen wir in unserem Aufstiege beim sogenannten Kirschbaum, da wo mehrere Holzwege zusammenstoßen, halt, so gewahren wir vor uns nach Südosten eine gewaltige, mußenartige Schlucht, die von den Leuten der Umgegend als das „Kiepaluch“ bezeichnet wird, weil in ihm ein Wässerlein, die Kiepe, entspringt. Hier soll sich vor etwa 30 Jahren ein viereckiger umzäunter Platz befunden haben, der jetzt von Brombeergesträuch und dichtem Farngestrüpp verwachsen ist, hier soll „Zoadhons“ gebannt gewesen sein. „Sie gieht's im, und die Pilz- und Beerentreiber hoot's hie schun ufte gescheecht. Sie oa dar huhen Berglähne wächst nämlich der schinste Himpel.“ Und wenn die Weiber ihre Kannen mit den saftigen Beeren zu füllen begannen, so wurden sie oft durch ein gellendes Lachen oder einen von unsichtbarer Hand geschleuderten Stein erschreckt. Eines Tages ging die Ulbrichtochter mit Sichel und Grastuch dorthin nach Futter. Da sie lange ausblieb und auch am späten Abend noch nicht heimkehrte, schickte man Boten nach ihr aus und fand sie schier leblos an der Bannstelle liegen. Daheim kam sie wieder zu sich und erzählte, daß aus dem hohen Grase plötzlich eine wilde Gestalt emporgestiegen und bald wieder verschwunden sei. Da sei sie vor Schreck ohnmächtig zusammengebrochen.

Zoadhans hat in Alt-Reichenau in der Brauergasse gewohnt. Sein eigentlicher Name ist Strizke gewesen, der im Dienste der Klosterleute als Hilfsjäger sich meist auf dem Felde und im Walde aufhielt. Er war ein gar wilder Geselle, der seinen eigenen Bruder erschlagen und in seinem Keller begraben haben soll. Die Leute haben sich vor ihm gefürchtet, denn er ist ihnen oft mit verhängtem Kopfe auf einem alten Schimmel begegnet, wenn sie von weither in einsamer finsterner Nacht ihre Abgaben auf der Radwer ins Kloster schafften. Am Kreuze zwischen Reichenau und Giesmannsdorf hat er sich meist aufgehalten. Dort tauchte er an einem späten Abend plötzlich vor einem Manne, namens Deuan auf, der wollte am nächsten Tage heiraten und hatte sich Branntwein zur Hochzeit geholt. Seine Mutter hatte ihm noch geraten, sich ja nicht zu lange aufzuhalten; er hatte sich aber doch ein bißchen länger verweilt und sich auch einen angetrunken. Da kennt er keine Furcht vor dem Zoadhans, der noch dazu eine dumpfe Trommel schlägt. Er schimpft und lärmt hinter diesem her. Da gelangen sie bis zur Kirchhofsmauer, wo Zoadhans — im Freundschaftsbunde mit dem Totengräber — mit brennenden Lichtern erhellte Schädel aufgestellt hat. Da fuhr dem Manne der Schreck in die Glieder, still ging er nach Hause, wich den Fragen seiner Mutter zuerst ängstlich aus, und erzählte ihr erst nach und nach, was ihm begegnet sei. Der Hochzeitmorgen kam, die Zeit, da man zur Kirche fahren wollte, rückte näher, aber Deuan konnte nicht aufstehen, am dritten Tage starb er. Auch der Zoadhans starb später und wurde auf dem Kirchhofe begraben. Aber er fand auch jetzt keine Ruhe und ist immer wiedergekommen. War er doch ein trefflicherer Teufelschütze, der einst die geweihte Hostie beim Abendmahle nicht gegessen, sondern sie in seinem Wamse versteckt und dann im Walde nach ihr geschossen hatte. Die Leute baten den Pfarrer, den Zoadhans für alle Zeiten zu bannen. Dieser ging mit dem Glöckner auf den Kirchhof und trug ihm auf, den Turm zu besteigen und die Glocken zu läuten. Gleichzeitig beschwor er den Geist des Zoadhans, dem Rüste zuvorkommen. Zoadhans kletterte von außen am Turme empor, als er aber bis an das überragende Dach gelangt, hebt schon der Ton der Glocke zu erklingen an, da stürzt Zoadhans herab, wird in einem Gefäß versiegelt, auf einen Wagen geladen und von vier Pferden ins Riepenloch gefahren. An der Nordseite die Ritze im Rufe des Turmes rühren davon her.

Ja, hufeisenförmige Stellen sind gesehen worden; denn Joadhans hatte drei Hufeisen. Hätte er deren vier gehabt, so wäre es nicht mehr möglich gewesen, ihn zu bannen. Nach anderer Erzählung ist es erst möglich geworden, ihn im Bierglase zu „fangen“.

Etwa 100 Meter vom Kirschbaume aus nach oben lockt rechtsseitig den rüstigen Bergsteiger ein steilerer Stög, der sogenannte „Assessorreg“, der nach der bewährten Kraxlerregel „Lang den Schritt und krumm das Knie, kommst du rauf, du weißt nicht wie“ am schnellsten auf den Gipfel führt. Die aufgewendete Mühe wird aber schon nach wenigen Minuten belohnt, indem man bald nach Osten, bald nach Norden in eine lachende, reich besiedelte Landschaft lugen kann. Und nun haben wir die 779 Meter hohe Spitze des dreigipfeligen Rückens des Sattelwaldes erflommen. „Er steht“, wie Professor Partsch in seinem „Schlesien“ sagt, „schon mitten in den Kulmbildungen, in die er die Aeste seiner Ausbruchszweigungen hineintreibt, gehört also schon dem äußeren Rahmen des Waldenburger Berglandes an“. Das zu einem feinkörnigen, rötlich-weißen, dem sogenannten Porphyr, erstarrte, bereinst emporgehobene Gestein bildet den Hauptbestandteil des Gebirgstocks, während an den verschiedensten Stellen des langgestreckten Zuges jene schwarze von einem stahlharten Bindemittel gleichsam zusammengebackene kleine und große glattrunde Steine einschließende Masse — der Kulm — sich findet. Er verwittert sehr langsam und bildet am Nordende des Sattelwaldes merkwürdige Gestaltungen: den wie ein Haus hoch oben emporragenden Hauenstein, den vom Schwarzen Graben durchsägt erscheinenden 25 Meter hohen und 200 Meter langen Wasserstein, und den mit seinen geraltigen Felsmauern, Zinnen und mehrere Stock hohen Türmen wie die Ruine einer weiten, uralten Felsenburg anmutenden Heidelberg. Er gewährt bei klarem Wetter eine erstaunliche Fernsicht bis an die Höhenzüge des rechten Oberufers.

Steigen wir nun auf den Turm des Sattelwaldes, so genießt man einen unvergleichlichen Blick in das düstere, im Süden aufsteigende Rabengebirge, während im Westen die nahe, himmelanstürmende Schneekoppe mit ihren flankierenden Riesengebirgskämmen den Gesichtskreis begrenzt. Nach Norden zu erblicken wir den Bogen des Bober-Rabbachgebirges, die gesegneten Gefilde der schlesischen Kornkammer, blühende Dörfer in der Nähe, schimmernde Städte in der Ferne;

dort gemahnt uns die Siegeshöhe von Hohenfriedberg, dessen zu gedenken, der unsere Heimat dem Deutschtum sicherte. Aus dem waldigen „Grunde“ erhebt sich weiterhin die trohige Burg Fürstenstein, das liebliche Bad Salzbrunn mit seinen freundlichen Siedlungen, und nun enden wir mit der Hohen Eule und den Waldenburger Bergen, die in ihrer neckischen Verschiebung unser Auge ergöhen.

Auch während unseres ganzen Abstieges nach Liebersdorf erfreuen wir uns des vor uns ausgebreiteten Waldenburger Ländchens mit den Zeugen, daß hier Tag und Nacht rastlos schwer gearbeitet wird. Wenn wir in Liebersdorf am Wegweiser nach Gaabiau vorbeikommen, bedenken wir, daß dort am Südbahange des Sattelwaldes einst lohnender Bergbau auf Silber und Blei getrieben wurde. Die Erläuterungen der Geologischen Karte von Schlesien weisen auch auf Spuren ehemaliger Vereisung — sogenannte Findlinge oder erratische Blöcke — hin, die aus nordischem Granit oder Gneis bestehen und nördlich des Heidelberg in Höhe von 500 und 510 Meter, auch im Schwarzen Graben und im Waldwasser liegen. Ein Pflänzchen aus der Familie der Edelweißgewächse mit weißbehaarten Blättern und brauner unscheinbarer Blüte, das etwa 20 Zentimeter hohe Norwegische Ruhrkraut verdankt sein hiesiges Vorkommen — nach Angabe des tüchtigen Kenners schlesischer Gebirgsflora, Lehrer Winkler in Schreiberhau — ebenfalls der Eiszeit, indem seine in den Schollen eingefroren getresenen Samen noch keimfähig waren, als sie austauten.

Wir sind nun in das in langer Bergesfurche eingebettete Liebersdorf abgestiegen. Der allzeit bereitwillige Küster öffnet uns gern die neben seinem Hause stehende Holzkirche, auf der ein langer, spitzer Turm nach oben weist. Ueber das Innere des kleinen Gotteshauses erzählt uns der weiter unten im Dorfe wohnende ehrbare Tischler Kolbe, daß dies ehemals nur eine Kapelle von kaum halber Flächengröße war. Die Kanzel stammt aus der Zeit des 30jährigen Krieges und ist wegen ihrer merkwürdigen Malereien und echt vergoldeten Säulen von Sachverständigen photographiert und der Regierung in Breslau eingereicht worden. Von reichem Werte ist aber der in besonderem Raume aufgestellte Taufstein; er wird von Engeln getragen, deren abgeschlagene Köpfe bezeugen, wie wenig die Kunst zeitweilig geachtet wird. Die fünf Ecken des oberen



Kirche in Stebersdorf.

Teiles werden durch fein gearbeitete Bildsäulen der vier Evangelisten und ihres Herrn ausgefüllt, die Räume dazwischen zeigen, wunderbar in Sandstein gemeißelt, Geschichten, die Beziehung zur Taufe haben: den Sündenfall, die Sintflut, das Wasser aus dem Felsen, die Taufe Jesu, den großen Kinderfreund. Ein aus Lindenholz geschnitztes Marienbild mit dem Kinde soll 400 Jahre alt sein; wir bemerken noch eine alte Kirchkassette und eine andere Truhe aus Holz und betrachten dann noch die kleine Orgel im Hauptraume; sie hat dereinst dem Präparandenbildner in Kaltwasser gebient. Seitlich des Altars fällt uns ein bunter, schön mit Wappen gezielter Grabstein auf. Seine Inschrift „Sterbend gab ich Leben“ besagt, daß die Frau des Besitzers von Seherr-Thoß dort begraben liegt; sie bereitete ihrem Gemahl bei der Geburt des ersten Kindes den Schmerz, die überaus glückliche Ehe durch ihren Heim-

gang jäh zu zerreißen. Hingewiesen sei auch auf das sogenannte „Bild“, eine im nordwestlichen Gebiet des Sattelwalbes aufgestellte Marienbildsäule, wohin die Giesmannsdorfer Gläubigen alljährlich noch wallfahrten, um Gott zu danken, der seinerzeit das Dorf aus Pestgefahr errettete. Nach anderem Berichte soll das Denkmal vom Abt von Grüssau dafür gestiftet worden sein, daß er auf der Flucht vor dem Burgherrn der Reizburg, einem Raubritter, hier durch sein treues Roß den Blicken seines Verfolgers sich entzogen wußte.

Wer in der Richtung nach Weißstein weitergeht, verläume nicht, die etwa 600 Meter hoch gelegene Kolonie Neu-Liebersdorf in weltentrückter friedlicher Stille zu besuchen. Jedenfalls wähle man zu einer Wanderung nach dem Sattelwalde einen Tag, an dem die Luft, besonders nach Westen hin, recht klar ist; wer recht in der Morgenfrühe auszieht, wird dann alles in herrlichem Lichte erstrahlen sehen; aber auch die Abendstunden begünstigen die Fernsicht, besonders gegen den Zobten und die Glazer Berge hin.

Wenn wir hier an der Südmarch unseres Vaterlandes bedenken, wie leicht auch dieser heimatische Wald von wilden Feinden bedroht werden kann, so sprechen wir wieder mit dem Dichter: „Schirm' dich Gott, du deutscher Wald!“

Schlesiens Perle Fürstenstein.

Von Georg Teubner.

Benn's pfingstet, kommen die ersten Fahrtgenossen zum Fürstenstein. Komm mit!

Bauchst uns Wegfinden nicht bange zu sein. Zwei muntere Gesellen weisen die Straßen. Durchs Waldenburger Kohlenland daher springt der „Hellebach“. Schwarz ist sein Rock zwar worden dieweil, doch hell braust sein Wellenflang. Und willst du vom weltberühmten Bade Salzbrunn, Gerhart Hauptmanns Geburtsort, her wandern, frage den „Salzbach“ nur, der singt noch heute talab. „Hohe Berg', Fels und Stein, tun stets Vergnügung sein“ . . . wie's über 200 Jahre zuvor ein Maler-Poet ihm abgelauscht. Glück auf! —

Am „Hellebach“ dahin durch den „Zips“ schreiten wir zwei. Links duckt sich die Sägemühle hart an den flachen

Hang. Droben träumen Schulhaus und Kirche. Rechts klettern Felsen und lichtgrün verschleierte Birken. Sacht schmiegen sich Fels und Weg und Bach aneinander zum „Fürstensteiner Grund“ hinein.

Wie sie sich schluchten, wölben; schrägeinschatten nach des Baches Scheitel! Wie sie — fastweitend — fliehen, hangauf anstehen, zerklüftet abrollen; geformt und gewürfelt von Urwerbekraft: Burgen, Blöcke, Brocken aus Urfelsstrümmergestein!

Regen nagte, Sonne sengte, Sturm zerfugte, Frost zer sprengte: Wetterwerbegang der Zeit . . .

Drüberhin kreist unser Schauen, kürt das Denken, kost das Herz — und Sinn und Sage umspinnen manch urgeheimnischweres Felsenwort wie der ziergarten Moosfinder dunkles Grün . . . als beugte unsre Seele — schmerzhaft-innig — sich durch ihres Unbewußtseins rätsfelreiche Tiefen dem Zaubergleichnis aller Zeugung zu. —

Wie Farne, Büsche, Bäume sproßt aus Riß und Rille lichtheischend uns're Sehnsucht hoch und schwingt sich sonnwärts mit der Fichten rankem Flug. Taucht wohligh nieder in des Baches Rühle, hüllt ein sich, fröstelnd, in die samtnen, goldbetupften Schatten, lustwandelt mit uns — säumend . . . treibend — bachbord entlang an Säulen, Wänden, Grotten und jauchzt im Sang der Urfelsstrümmertäume . . .

Und bannt ihn leuchtend dir in deine Seele . . . senkt tief ihn ein ins Unbewußte . . . und klingt ihn unvergänglich aus in dein Gemüt.

So würdest deine Heimat Heimat du erleben, wenn Steine reden könnten . . . Und dankbar sängst du mit: im Wildwuchslied . . .

Ueber die Fiesel klingt es und brandet um Blöcke . . . platscht über Platten, tropft von den Gräsern und gurgelt im Strudel . . . zischt durch's Gezweige, schürst in der Schlucht . . . wälzt wild ans Wehr . . . und wölbt sich in brausendem Sturz mit dröhnendem Schwung zu donnernder Tiefe . . . troßt schaumkochend hoch, zerklirrt, schlief auf, flatscht ab, zerrinnt und verwellt sich ins Weite: das vielstrophige Wanderlied des Hellebachs . . . der Herzschatz des Grundes . . . und pocht und perlt. —

Wellauf horchst du wider den wogenden Sang . . . spürst durchs Ohr Wundersames breit und voll hereinströmen, fortschwellen . . . schaut gegen die weißkämmige Flut . . . irrst auf flimmerndem Sonnstrahlstanz in gold-grün-blaue Ferne . . .

Und aus dem Grüßeln prachtet der Felsdom... durchbraust von der rauschenden Orgel des Baches. —

Undächtig opferst Liebe du deiner Heimat auf dem Altar der Schöne. —

Ja, hier wird dir ein Ahnen, wie die Hebkraft der Heimat hineinpakt in denkungsbesonnte Tiefen deiner Seele und Schauer und Schöne, Süße und Herbe emporblühen läßt, zu heißerem Herzschlag, stärkerem Wollen, kühnerem Verstehen — dich selbst ausreißt... dann sich niederschlägt als ein köstlich Kristall in dein Unterbewußtes...

Ja, aufflammt ein wonniges Ahnen, wie du vordringst zu den Quellen des Letzten: zur unendlich vielfach und fein in dir vertonten, dunkel schwingenden Harmonie mit dem All, die da lobkreist um den Thron des Ewigen. — —

Nun tritt die Sage herzu: Wann Mondlicht silbert und Nebelfrauen im Talgrund huschen, wallt weinend Schön-Viska den fesslichten Weg zur Reissburg hinüber. Dort badet sie jung sich im unergründlichen Zauberweiber und breitet Schleier und Gewänder an den nahen Sträuchern zum Trocknen aus. Wer sie belauscht, den trifft's herztief. Ruhlos und schwermütig treibt er durchs Leben, bis wunschlos reine Liebe ihn vom Zauber löset. —

Und jetzt zur Höhe, Freund, zum Blick ins Weite!

Wir steigen dort den Leberblümchen zu, den blauen Wünschem trauter Frühlingsfrohe... und diesen blassen Windbuschfröschen nach, die haben sich verspätet in der Kühle. Fern klingt das Bachlied schon und frei das Wipfelrauschen. Nur diese Wildwand noch... Und wie von Geisterhänden hinübergezaubert, auf jenes Felsengipfels grüne Staffeln, türmt hoch ins Blaue sich: Schloß Fürstenstein. Rundum Terrassen, blumenüberflutet, den Hang herab geschnürt bis zu des Baches Spiegel... schwebt zwischen Klang und Licht ein unverlöschlich Bild...

Dort, auf der linken Flankensäule, von Wein und Efeu übersponnen... als Seitenstück, die „Alte Burg“! Wie eine Ahnentafel des Geschlechts der Plessen.

Dazwischen klast jähstürzige Talestiefe... Das „Riesengrab“...

Was vorher tropfenweise du erlebt an Form und Fülle, Schall und Klang und Schöne, erfährt dich nun — in eins gesammelt — mit wunderbarer Flügelkraft und schenkt wunschlos-vergoldendes Entzücken..

Rahm's ein, dies Kleinod, mit der Berge blauem Bogen! Sie hüten stolz das Waldburger Land. Zug rechts hinaus

und laß die Augen schweifen wohl über Hunderte von Dörfern ... fruchtbarsten Fluren ... durch viele Städte ... bis Striegau's Hügel dann den Rahmen runden!

Froh grüß ich die Drei-Berge-Stadt um Johann Christian Günther's willen. Gewiß — wenngleich Urkunden zwar ausdrücklich nichts vermelden — gewißlich hat sein Feuergeist so manche stille Weihe auch von dir empfangen, Fürstenstein. Soll ich noch weiter Namen nennen, damit dich's locke, selbst zu schauen? Genügen Körner, Holtei, Königin Luise und Gerhart Hauptmann nicht und Hermann Stehr?

Ob's dann friedüberdachte Winkel mit lieblich-trauten Blickbildern, des „Salzgrunds“ unberührte Stille mit seinen seltenen „Eiben“findern, des „Schwarzen Grabens“ samtweiche Ruhe, Ruine Zeisburg noch vermögen?

Komm, Freund, sang dir der Heimatschöne Schwung in deinen Herzschlag ein!

Auf dem Wildberge und hinter ihm.

Von Lehrer Franz Hiersemann, Jellhammer.

Unmittelbar am Wildbergfuße liegt in lauschiger Waldesstille ein Rasenweg, so schön, daß einst ein junger Naturfreund hochofreut ausrief: „Hier ist's gut sein, hier ist's ja schöner als auf dem Hochwald drüben!“ Aber noch viel schöner ist's oben auf lustiger Höhe, dorthin laßt uns heute steigen!

Wir überschreiten den Kauschbach, der sein klares Wasser durch Wald und Wiese zum Lässigbach schlängelt, um gemeinsam mit dessen von den Grubenwässern stark verunreinigten Fluten durch Altlässig, Wittgendorf und Hartmannsdorf dem Bober bei Ruhbank zuzustreben. Vorbei gehen wir an dem idyllisch schön gelegenen, waldumrahmten Friedhof auf der einen und dem erst neuerdings angelegten, etwa zwei Hektar großen Spiel- und Sportplatz von Jellhammer auf der anderen Seite. Zweimal überschreiten wir die Geleise der Nieder-Salzbrunn—Halbfläbter Eisenbahnstrecke, die bald nach ihrem Austritt aus dem Bahnhof bis zum Wildbergfuße zwei große, halbkreisförmige Bogen beschreibt, um hier nach Durchbruch eines vorgelagerten niedrigen Höhenzuges in südlicher Richtung von Langwaltersdorf aus dem Laufe der Glazer Steine über Schmidtsdorf nach Friedland zu folgen.

In dem Gebüsch am Wege verstecken sich Bingelstrauch und eine Pflanze mit blauschwarzen Beerentrauben; die vierblättrige Einbeere steht mit ihnen im Bunde, Waldholunder beschattet sie. Das niedliche, spannenhohe zweiblättrige Schattenblümchen darf in der reichen Wildbergflora nicht fehlen; seine erbsengroße, rote Beere guckt uns ganz treuherzig an. An den sonnigen Waldwegestellen streckt stolz das schmalblättrige Weidenröschen seine rosaroten, kegelförmig spitz zulaufenden Blüentrauben in die Höhe.

Vom Wege, dem Tunnel gegenüber, biegen wir ab und schreiten über eine mit Augentrost besprenkelte kleine Wiese hinan, bald nimmt uns wieder hoher Wald auf. Nach einigen Minuten lang andauernder Steigung blicken wir hinunter auf Langwaltersdorf, das im Steinetal lieblich eingebettet liegt, und über den teilweise kahl geschorenen Buchberg hinweg nach dem zum Reimsbachtal streichenden Bergzug mit dem Hirschtor zwischen dem Längen und Hornschloßberg. Durch die Lücke zwischen dem Dürren und Schwarzen Berge macht sich am fernen Horizont die leichtgeschwungene Kammlinie des Culengebirges bemerkbar.

Im spitzen Winkel wenden wir uns jetzt rechts ab, um am Ende des Weges in kurzem Zickzack zur Höhe des Kammes emporzusteigen. Schon nach kurzer Wanderung auf demselben bietet sich uns eine hübsche Fernsicht nach der weiten Schweidnitzer Ebene mit dem Bobten, dem alten Wahrzeichen des Schlesierlandes. Hinter dem langgestreckten, reichbewaldeten Steinberg werden die hohen Schornsteine der Melchiorgrube sichtbar, und vom Schwarzen Berge aus streicht in die Gegend von Heinrichs- und Bärengrund ein Höhenzug mit den Raudersbergen und dem Großen und Kleinen Ochsenkopf, der durch seinen kahlen Steinbruchfleck dem Auge leicht erkennbar ist.

Auch hier oben ist manche nur selten vorkommende Pflanze anzutreffen. Hart am Wege lugt aus dem schattigen Dunkel des Gebüsches das Salomonsiegel mit blattwinkelständigen, röhrigen Blüten; die Weißwurz mit ihren quirlförmig gestellten Blättern befindet sich in seiner Gesellschaft. Der Seidenbast mit gruppenweis gestellten und scharlachroten Beeren ist schon häufiger, und die dicht am Boden liegenden, glänzend dunkelgrünen, nierenförmigen Blätter der europäischen Haselwurz treffen wir fast überall an. Seltener dagegen ist der lilienartige Türkenbund, und freudig überrascht es uns, wenn wir ganz unvermutet vor ihm

stehen mit seinen zurückgeschlagenen Blütenhüllblättern und braunroten, nickenden Blüten.

Bald eröffnet sich uns ein prächtiger Ausblick nach dem Süden in den vom Storchbergzug und den Ausläufern der Hohen Heide umrahmten Friedländer Paß. Dort unten rauscht die Glazer Steine, beständig begleitet von der jetzt elektrisch betriebenen Eisenbahnstrecke auf der einen und der Waldenburg—Friedländer Kunststraße auf der anderen Seite. An manchen Stellen war das Tal so eng, daß erst durch umfangreiche Sprengungen Platz für beide geschaffen werden mußte. Ueber die Fleischerberge und die Katharinenhöhe schweift der verwunderte Blick in das schöne Braunauer Ländchen, nach dem Stern im Falkengebirge, das den deutsch von dem böhmischsprechenden Teil der Bevölkerung trennt. Dem Tale der Glazer Steine folgend, erregt der Hutberg in Böhmen unsere Aufmerksamkeit, und hinter dem abgerundeten Kopfe des Görbersdorfer Reichmachers erscheint in bläulichgrauer Ferne der fargdeckelähnliche Zug der Heuscheuer. Rechts vom Beschauer, nach der Schneekoppe zu, ragt aus dem Rehorngebirge der dickköpfige Heilige Berg bei Liebau auf. Im Vordergrunde schaut der kegelförmige Storchbergkopf nach seinem nördlich von ihm liegenden, gleich hohen und auch an Gestalt ihm ähnlichen Hochwaldbetter aus. Dicht vor uns, nur durch den tiefen Förstergraben getrennt, erhebt sich der Birkberg; mit dem Schlimmen Berge, seinem nordwestlichen Nachbarn, dem Hohen Berg dahinter und dem Vogelberge an der Heide bildet er eine für sich abgeschlossene Gruppe. Auf der Waldenburg—Landeshuter Kreisgrenze entlang kann ein rüstiger Bergsteiger von der Hohen Heide auf den Großen Wildberg gelangen, der, genau 100 Meter niedriger als der 936 Meter hohe, im Mittelpunkt des Waldenburger Berglandes liegende Heideberg, steil zum Lössigtal nach Norden und ebenso nach Süden abfällt.

Der Friedländer Paß ruft einige geschichtliche Erinnerungen in uns wach. Vom Hochwald her rückte Ende Juli 1759 ein etwa 20 000 Mann starkes österreichisches Heer über die Felder von Gottesberg nach Langwaltersdorf und versuchte, durch den Engpaß nach Böhmen durchzubrechen. Weil ihm aber bei Schmidtsdorf General Fouqué den Weg versperrte, zog es über Reimswaldau und das obere Weistritztal nach Böhmen zurück; durch hartnäckige Verfolgung erlitt das feindliche Korps schwere Verluste. —

Ungefähr vier Wochen nach der Schlacht bei Liegnitz zog eine österreichische Heeresabteilung von Böhmen aus durch den Engpaß nach Schlesien. Der diesmal herrschenden strammen Manneszucht hatten es die Bewohner zu verdanken, daß sie keine Verluste erlitten. — Vor der Schlacht von Hohenfriedeberg hauste in Langwaltersdorf ein Pandurentorps. Der damalige Scholtiseibesitzer wurde gebunden nach Starkstadt in Böhmen geführt und erst nach dreiwöchentlicher harter Gefangenschaft wieder in seine Heimat entlassen. Nach der Schlacht überfiel ein österreichisches Korps Langwaltersdorf und zerstörte es.

Ein alter, mit N. L. gezeichneter Grenzstein bezeichnet die Stelle, wo Neulässiger Gebiet beginnt. Unkenntnis oder Bosheit hat den alten Herrn, der die Nordwestseite mit der Südwestseite verwechselt, zum Lügner gemacht. Arg zerzauste Buchen begleiten unsern Weg, starke Stürme haben sie geschüttelt, wild ist es schon oft hier oben zugegangen. Die Aussicht vom Großen Wildberg ist des hohen Waldes wegen zunächst noch beschränkt; aber ein achtlos weggeworfener Zigarrenstummel, vielleicht auch ein noch brennendes Streichholz hat auf Neulässiger Gebiet ungewollt einen hohen Balkon geschaffen mit einer geradezu großartigen Aussicht über einen weiten Teil unseres heimatlichen Preises und des Waldenburger Berglandes überhaupt, das wie eine aufgerollte Reliefkarte vor uns liegt. Vom nordöstlichen Horizont winken die Türme des Fürstensteiner Neuen Schlosses und der Nieder-Salzbrunner Kirchen zu uns her. Ueber die Baumspitzen der Wilhelmshöhe guckt der Turm der Restauration. Die Vogelkoppe hebt ihr Haupt über das von Fabrik- und Grubenrauch erfüllte Tal des Helle- oder Laisebaches, die Schillerhöhe ist augenscheinlich ebensowenig davon entzückt. Von einer grünen Bergwand fast ganz verdeckt sind die Schlote des Hendt- und Brangelschachtes; die des Bahn- und Schwesternschachtes dagegen, sowie die der Fuchs- und Melchiorgrube zeigen sich als Wahrzeichen gleichen geschäftigen Lebens und Treibens in ihrer ganzen Gestalt und Größe. Die Türme der Kirchen von Weißstein und Waldburg stehen ihnen als Wahrzeichen christlichen Glaubens nicht nach. Storchberg, Hochwald und Schwarzer Berg haben sich als Vetter mit gleichen Rappen und im Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit im Dreieck zueinander aufgestellt. Aus dem werktätigen Lässigtal erheben sich die Schlote der Schlesischen Kohlen- und Kokswerke mit dem

Egmont- und Mayrauschacht. An ihnen vorbei sausen täglich viele Lokomotiven und Eisenbahnzüge, die einen riesenhaft angeschwollenen Verkehr bewältigen. Eine gewaltige Massen-, Güter- und Völkerwanderung findet stündlich auf ihnen statt, alle Wanderungen des Altertums und des Mittelalters in den Schatten stellend. Am Südhang des zum Hochwald gehörenden Plauenberges erhebt sich stufenförmig Gottesberg, die höchstgelegene Stadt des Freistaates Preußen, mit dem nach Süden und Südwesten weit ausschauenden Gasthaus „Zur Friedenshöf“, 625 Meter über dem Ostseespiegel. Der freistehende Porphyrfegel des Hochberges, hinter dem Sattelwald und Bober-Raxbach-Gebirge sichtbar werden, begrenzt die Stadt im Nordwesten, im Osten ist es der Winklerberg mit dem Denkmal des größten Staatsmannes des vorigen Jahrhunderts und Baumeisters des jetzt schmachvoll niedergetretenen neuen deutschen Reiches. Der Schäfer- und Windmühlberg bei Nieder-Hermsdorf, die Schönhuter-, Bliken- und Birkberge schließen das Lässigtal vom Waldburger Talsessel ab. Tief zu unseren Füßen liegt in Waldesruh und Einsamkeit die Villa Treutler, und unweit davon schlummern die nächsten Angehörigen dieser Familie in ihrer im tiefsten Waldesfrieden eingebetteten Gruft einer fröhlichen Auferstehung entgegen. An die schweren Tage des unglücklichen Weltkrieges erinnern uns die beiden Kirchen von Zellhammer. In friedlicher Nachbarschaft nebeneinander erbaut, die eine im Stil der schlesischen Gnadenkirchen, die andere in modern gotischem Backsteinbau, mit den Wildbergen und dem hohen Fichtenwald im Hintergrunde, passen sie in ihrer Schlichtheit vollständig in das Bild der sie umgebenden Natur und heben sich mehr oder weniger scharf von dem Grün der Berge ab.

Im Weitergehen bieten sich uns zwar noch einige Durchblicke in das Lässigtal, doch wird die Aussicht zusehends beschränkter, der Wald immer dichter, steilab führt der Weg besonders im letzten Teile, bis er in einen Bürschsteig einmündet, der aber neuerdings zu unserer nicht geringen Ueberraschung in einen mit Steinen übersäten Holzabfuhrweg verbreitert worden ist. Die lauschigen Laub- und Bogengänge sind verschwunden und mit ihnen bis auf weiteres auch die friedlich-feierliche Werktagestille des Waldes. In angenehm stetem Wechsel wandeln wir minutenlang bald im dunkeln Schatten der Bäume und Sträucher, bald wieder im hellflutenden Licht der Sonne, beständig be-

gleitet zur Rechten von einer immer tiefer und enger werdenden Waldbesschlucht. Ganz still ist es auf unserm Wege, kein Laut dringt aus der Tiefe zu uns herauf, noch von der Höhe des Kammes zu uns herunter. Kein Wölkchen trübt den klaren, blauen Himmel, kein Sturmwind jagt die Blätter vor uns her. Breite Buchenkronen überwölben den Weg. Zwischen ihren hohen, dicken Säulenstämmen malt die Sonne Ringel, Flecken und Streifen auf den laubbedeckten Waldboden. Große Haufen Grubenhölzer lagern am Südhang des Berges zur baldigen Abfuhr bereit. Fünfmal wohl wendet sich der Weg in scharfem Bogen, um gleich darauf eine andere Richtung einzuschlagen. Auf einer schmalen, sich weit in die Schlucht vorschiebenden Bergzunge lugen vereinzelt kahle Felsen über die grünen Gipfel der Bäume zu uns herüber. In wenigen Augenblicken stehen wir vor ihnen. Erratische Blöcke oder Findlinge sind es nicht, wie es von weitem den Anschein hatte. Hoch ragen sie auf wie steinerne, säulenartige Pfeiler und weisen einen mächtigen Umfang. Gletschereis hat sie in die Gegend ihrer heutigen Lagerstätte nicht verfrachtet. Auch sind sie nicht eingebettet in dem felsigen Boden, mit dem sie nach der Beschaffenheit ihres Gesteins Uebereinstimmung aufweisen. Scharfe Ecken und Kanten haben sie nicht bewahrt, aus Queis oder Granit bestehen sie nicht. In ihrer Zusammensetzung aus unzähligen kleinen Porphyrplatten erinnern sie an große, nur aus zerspaltenen kleinen Holzstückchen bestehende Haufen. Einige Schritte weiter schließen andere einen niedlichen Hof ein, so daß wir geneigt sind, in diesen Pfeilern die Ueberreste einer ehemaligen kleinen Raubritterburg zu sehen; und mit dieser Vermutung dürften wir der Wirklichkeit am nächsten kommen.

Nach diesem kurzen Abstecher kehren wir um und wandern weiter. Wohl könnten wir hier, wo die Verbindung zwischen der Schlucht zu unserer Rechten und dem jenseits liegenden Förstergraben in Folge eines vielleicht schon vor undenklichen Zeiten stattgefundenen Felsrutsches unterbrochen ist, über die dadurch geschaffene muldenförmige Einsattelung zwischen dem Schlimmen und dem Wildberge durch einen kurzen, wenngleich beschwerlichen Aufstieg unsere weitere Wanderung um fast eine Stunde abkürzen; doch ziehen wir vor, auf unserem bequemen, jetzt weniger abwechslungsreichen, eintönig werdenden Wege zu bleiben und nach etwa 30 Minuten auf der Wildtafel zu landen, wo sich der durch die Schlüsselwiesen von Langwaltersdorf nach

Ronradswaldbau führende Weg mit dem vom Großen Wildberg kommenden Grenzstege kreuzt. Lauschige Büschstege führen von hier aus nach der Heide. Einer von ihnen bringt uns durch prächtigen Hochwald mit durchweg kerzengeraden, schlanken Stämmen zu einer zweiten Wildtafel, von der man abwärts zu den Schlüsselwiesen und in den Förstergraben gelangen kann.

Die sonnige Lage dieses Ortes und seiner Umgebung wirkt günstig auf das Vorkommen einiger Pflanzen. Die schräg geneigte Wiese ist mit stengelloser Eberwurz wie besät. Ihre weithin leuchtenden silberweißen Blütenköpfe, die sich nachts und bei Regentwetter schließen, damit keine Feuchtigkeit hineindringen und den Blütenstaub verderben kann, locken die Insekten herbei. Die stachelspizige, tief fiederspaltige Blattrossette ist ein Schutz gegen weidendes Vieh. Nicht weit davon auf steinigem, trockenem Wegerande blüht die Königskerze, auch Wollkraut genannt; ihre weißfilzig behaarten Blätter bilden einen wirksamen Schutz gegen schnelle Verdunstung. In ihrer Nachbarschaft steht die Nachtkerze mit endständiger Blütenähre und gleichfalls schwefelgelben Kronenblättern, die besonders die Nachtschmetterlinge einladen, sie zu besuchen. Weidenröschen und Frauenfalsch, letzterer mit helmartiger Oberlippe und einer in einem Sporn verlängerten Kronenröhre, ebenfalls von schwefelgelber Farbe der Blüten, kommen schon häufiger vor.

Wir gehen weiter. Hoch über dem Förstergraben schreiten wir zum großen Teil in einem schattigen Laubgang an der Südseite des Wildberges um diesen herum an akeleiblättriger Wiesenraute und Nachtblaue vorbei, die mit ihren namentlich zur Nachtzeit stark duftenden Blüten die Nachtfalter lockt. Noch einige Schritte, und wir stehen wieder am Bickzackstege, den wir zum Aufstieg wählten. Schneller als oben, sind wir unten angelangt. Müde zwar von der stundenlangen Wanderung, aber hoch befriedigt von dem Gesehenen, kommen wir zu Hause gerade noch rechtzeitig zum Abendbrot an mit dem Vorsatz, den Ausflug auf den Wildberg und um denselben in gar nicht allzulanger Zeit zu wiederholen.

Ein Stündchen auf der Weistritalbahn.

Von Franz Hiersemann.

Auf Bahnhof Schweidnitz-Oberstadt stieg ich auf, um auf dem Dampfroß meiner Heimat zuzueilen. Unwillkürlich flogen dabei meine Gedanken zurück in längst vergangene Zeiten, da ich mit Ferienbeginn und Ferienende fast vier Jahre lang die Strecke Breslau—Zobten fuhr, deren Verlängerung jetzt die Schweidnitz—Charlottenbrunner Eisenbahnstrecke ist. Auf Haltestelle Croischwitz zweigt sie sich von der Schweidnitz—Reichenbacher Hauptstrecke ab und zieht sich in südwestlicher Richtung fast gleichlaufend mit der Provinzialchauffee aufwärts an Burkersdorf vorüber, wo die Weistritz aus den Bergen in die Ebene tritt.

Hier war des Großen Friedrich letzte glorreiche Waffentat im Siebenjährigen Kriege am 21. Juli 1762. Ein Blick auf die Höhen der Weistritz lehrt, daß das Treffen auch ohne Schanzen, Pfahlwerk und Verhaue kein leichtes gewesen sein muß. Professor Grünhagen schreibt darüber in seinem zweiten Band „Schlesien unter Friedrich dem Großen“: „Wer jetzt an einem schönen Sommertage das anmutige Weistritztal durchwandert und die Romantik des Schlesiertales bewundert, mag sich daran erinnern, daß am 21. Juli 1762 Tausende tapferer Krieger an diesen steilen Abhängen emporzuklimmen hatten, den drohenden Feuerschlünden entgegen, die ihre Höhen beschirmten. Und mißlang der Angriff auf die starke Stellung nur auf einer Seite, so drohte auch gleichzeitig auf der anderen die Gefahr, zwischen zwei Feuer genommen zu werden.“ Zur Erinnerung an diesen Sieg ließ Graf Büdler-Burghaus am hundertjährigen Gedenktage der Schlacht auf dem Belvederberge einen Denkstein errichten. An einem schönen Septembertage 1859 bestieg Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, der nachmalige Kaiser Friedrich III., diese Höhen zur Besichtigung des Schlachtfeldes von Burkersdorf.

Das Tal wird jetzt immer enger, Ober-Weistritz ist erreicht. Das anmutig gelegene Dorf zieht sich in einem von dicht bewaldeten Bergen umrahmten Tale dahin, das die Vorberge des Waldenburger Berglandes von denen des Culengebirges trennt. Die zahlreichen Steine im Bett des Flusses sind Zeugen seiner furchtbar zerstörenden Gewalt vor Anlage der Weistritztalsperre. Freundliche Häuser, schmucke Villen und stille Gehöfte liegen zu beiden Seiten

des Flusses oder blicken von den Höhen herunter in das Tal. Gleich am unteren Ende des Dorfes — in der Nähe der Papierfabrik — überschreitet die Bahn die Straße und zieht sich an den Abhängen der Berge hin. Hier mußten Felsen gesprengt, Berge eingeschnitten, Schluchten überbrückt und feste Dämme angelegt werden, um dem Dampfwagen einen sicheren Weg zu bahnen. Oberhalb der vom Hügel zu Tal schauenden katholischen Kirche mit ihrem stattlichen, hoch aufwärts strebenden Turme erreicht die Bahn auf einem langen Viadukt am steilen Rabenstein das jenseitige Ufer auf der Haltestelle Breitenhain. Von hier aus zieht sie sich am linken Ufer des Flusses weiter, nachdem sie noch zuvor die von Waldburg, Ober-Uttwasser, Reußendorf und Dittmannsdorf durch den Goldenen Wald herkommende Straße und das Goldene Floßwasser an seiner Mündung überquert hat.

Am Hemmstein, dem schroff aufsteigenden Wagstein gegenüber nach Süden zu, an dessen Fuße sich oberhalb des Stausees an den Abhängen des Schlesiertales entlang die romantische Promenadenstraße hinzieht, und der mit Hahn- und Kohlberg das Seebecken der etwa acht Millionen Kubikmeter Wassermenge fassenden Weistritztalsperre einschließen hilft, verläßt die Eisenbahn, rechts abbiegend, den Fluß und tritt in den Kreis Waldburg ein. Sie überschreitet die Breslau—Neuroder Provinzialchauffee und gleich darauf auch die sogenannte Krumme Eiche, eine enge, tiefe Schlucht in dem nunmehr ausgetrockneten Bette eines ehemaligen Weistritzarmes, auf einer recht ansehnlichen Brücke und windet sich jetzt in einem großen Bogen durch Feld und Au' nach Rhnau fort an Schenkendorf vorbei, einem alten Dorfe, dessen schon in einer aus dem Jahre 1376 stammenden Urkunde des Breslauer Kardinals Johannes Erwähnung getan wird.

In Schenkendorf fand vor zwanzig Jahren ein Besitzer bei dem Niederreißen einer Steinmauer in dieser verborgen einen Topf mit Gold- und Silbermünzen versteckt, die vermutlich ein treuer Diener des Burgherrn hierher in Sicherheit gebracht hatte, um sie vor den heuteklüfternen Schweden zu retten, welche im Dreißigjährigen Kriege die nahe Rhnsburg nach Schätzen durchsuchten. Diese Perle unter Schlesiens Burgen und das Schlesiertal mit der Weistritztalsperre dürften von dem Bau der Bahn am meisten gewonnen haben. Zahlreiche Schulen und Vereine fliegen hier ein und aus, und unter den schattenspenden-

den Bäumen des geräumigen Burggartens sitzen an schönen Sommertagen jung und alt dicht gedrängt wie Bienen in einem Korbe beisammen. Andere besichtigen die auf einem 420 Meter hohen, steil ansteigenden Gneißberge bereits gegen Ende des 13. Jahrhunderts zum Rittersitz ausgebaute Burg und lassen ihre bewundernden Blicke hinüberschweifen nach den walddumrauschten Bergen der Umgebung und hinunter nach dem 90 Meter tiefer liegenden stillen Talgrund, wo die Weistritz dem wegen seiner Schönheiten vielgerühmten und vielbesuchten Schlesiertale zueilt.

Kurz vor dem Mährlestein überspannt eine hohe Brücke das Tal und führt die Bahn an das jenseitige Ufer, dem sie alsdann bis nach Tannhausen folgt. Sie fährt an der Hausdorfer Lehne entlang, der Schmalen Seite von Bärzdorf gegenüber. Die Aussicht in das Tal mit seinen betriebsamen Bewohnern, seinen vielen Wasser- und Sägemühlen, seinen Bleichereien, Spinnereien und Webereien ist prächtig, die Aussicht nach der Rhnsburg vom Bahnhof Hausdorf aus aber geradezu entzückend. Bei dem Ueberschreiten zweier Quertäler eröffnen sich uns liebliche Ausblicke nach Neugericht und Jauernig zu. Vorübergehend wird in der Ferne die Hohe Gule mit ihrem 30 Meter hohen, steinernen Aussichtsturm sichtbar. Auf der anderen Seite winkt das etwa 500 Meter hoch gelegene Bärzdorf mit seinem altherwürdigen Kirchlein zu uns herüber, dem sich etwas später das von Tannhausen mit seinem gleichfalls schlamken, spitzen Türmchen zugesellt. Einfach mit Schindeln gedeckt, stehen sie inmitten kleiner Friedhöfe mit zum Teil schon halb zerfallenen Umfassungsmauern. Die Bewohner von Bärzdorf, Rhnau, Neugericht und Wäldchen haben hier früher ihre letzte Ruhestätte gefunden. Stammt das aus Bruchsteinen erbaute Bärzdorfer Kirchlein mit seinen zahlreichen, kunstvollen Altertümern schon aus dem 16. Jahrhundert, so mag das andere, nach den zum Teil freigelegten alten Malereien zu schließen, sicherlich nicht viel jünger sein.

Aus dem hinter Bärzdorf ansteigenden Seiffenwald ragt der 627 Meter hohe Breite Stein, ein Gneißblock mit schöner Aussicht, und in seiner fast unmittelbaren Nachbarschaft, nur durch das kleine Kollhau getrennt, die 631 Meter hohe Münsterhöhe mit dem Fuchsstein hervor. Da oben hielt Friedrich der Große Umschau im Jahre 1762, nachdem er sein Pferd an den Stamm der Wirtshauslinde

in dem tiefer liegenden Dorfe Wäldchen angebunden hatte.

Zum letzten Male überschreitet die Bahn den Fluß, um schließlich in einem vier Kilometer langen Bogen zunächst in westlicher Richtung am Karlsbain vorbei durch das gewerbesleißige Sophienau und dann nach Osten hin ihrem Endziele, dem am Fuße des Mittel- und Vorbeerberges liegenden Bahnhof Charlottenbrunn, zuzustreben, während der Badeort selbst besonders von Sophienau aus, zwischen bewaldeten Bergen und wohlgepflegten Anlagen lieblich eingebettet, sichtbar wird.

Es war keine leichte Arbeit, die hier zu überwältigen stand, um den schon jahrzehntelang erhofften Schienenweg von Schweidnitz nach dem oberen Weistrital mit seinen gewerbesleißigen und landschaftlich hervorragenden Ortschaften endlich seiner Verwirklichung entgegenzuführen.

Die 25 Kilometer lange Bahnstrecke ist eine der schönsten unseres Heimatlandes, erschließt einen industriereichen, an Naturschönheiten überaus bevorzugten Landstrich und trägt einem schon längst gefühlten Bedürfnis Rechnung.

Am 1. Oktober 1904 wurde die Bahn ihrer Bestimmung übergeben.

Nach der Hohen Gule.

Von Lehrer Mag Eißler, Schles.-Falkenberg.

Wenn wir von einem der zahlreichen Aussichtspunkte des Waldenburger Berglandes unseren Blick nach Südosten wenden, sehen wir über allen den zahlreichen Kuppen und waldbedeckten Bergrücken im Hintergrunde eine mächtige Bergmasse emporragen, die in ihren gesamten Ausmaßen bereits ahnen läßt, daß hier ein anderes Glied des Sudetenzuges sich an unsere Berglandschaft anschließt. Wir haben die höchste Erhebung des langen, geschlossenen Kammes vor uns, der als „Gulengebirge“ sich zwischen Reize und Weistritz erhebt. Ein deutlich sichtbarer Aussichtsturm ladet zum Besuch ein. Wir können seinem Locken nicht widerstehen und rüsten uns zu einem Ausfluge auf die „Hohe Gule“.

Mit Tagesanbruch führt uns die Gebirgsbahn durch ein allen Waldenburgern wohl bekanntes, äußerst romantisches

Gelände bis nach Ober-Wüstegiersdorf. Von der hochgelegenen Haltestelle werfen wir einen Blick auf das zu unseren Füßen sich hinziehende, langgedehnte Dorf, dessen Fabrikshöfe rege Industrie auch in dieser Gegend bekunden. Hier sind wir im Reiche des Webstuhls, des Beherrschers des Culengebirges wohl seit seiner Besiedlung her. Doch wir wollen ja dem Qualm entinnen, den wir um Waldburg zur Genüge kennen. Unter dem hohen Bahnviadukt hindurch gelangen wir bald zur evangelischen Kirche, bei der wir die junge Weistritz überschreiten. Beim Anblick des schmalen Wasserleins will es uns nicht in den Sinn, daß es im weiteren Laufe so gefährdend werden könne, daß seinetwegen nur wenige Stunden entfernt die gewaltige Mauer der Talsperre errichtet werden mußte. Aber schon nach einigen Schritten in der Richtung auf Dörnhau zu belehrt uns ein zweiter, stärkerer Bach, das Goldwasser, dem wiederum mehrere klare Kinnale zueilen, daß das Culengebirge den Waldburger Bergen an Wasserreichtum weit überlegen ist, und wir ahnen, daß eben dieser Vorzug die uralte Hausweberei begünstigte, die auch in Dörnhau durch eine Fabrikanlage verdrängt wurde. Bald verlassen wir die Dorfstraße, um auf einem Feldwege über den „Mühlriegel“ nach Rudolfswaldau zu gelangen.

Einen eigenartigen Anblick gewährt dieses Gebirgsdorf. Rechts und links steigen langgestreckte Felder an den Talseiten empor, um sich dahinter wieder in Mulden zu senken, dem Landwirte dadurch die Einbringung der Ernte erschwerend. Der Ueberrest einer Steinhalde, im Volksmunde „Kraue“ genannt, weist darauf hin, daß auch hier einst nach dem „schwarzen Edelsteine“ geschürft worden ist. Noch in neuerer Zeit sind im Dorfe Bohrversuche angestellt worden, die vielleicht in Zukunft die Erschließung des nach dem Neuroder Kohlenrevier sich hinziehenden Flöz-zuges zur Folge haben könnten.

Ueberrascht bleiben wir nach kurzer Wanderung stehen, gefesselt durch ein altherwürdiges Bauwerk. Ein hölzernes, schon recht gebrechliches Kirchlein mit stattlichem Steinturme erhebt sich vor uns. Was für Bilder aus der Vergangenheit ziehen an uns vorüber. Wir gedenken der Jahrhunderte hinter uns liegenden Zeiten, da Rudolfswaldau den religiösen Mittelpunkt der evangelischen Bewohner der diesseitigen Culengebirgsdörfer bildete und selbst Wüstenaltersdorf hier eingepfarrt war. Heute ist die Kirche, wie

alle älteren der Umgebung, im Besitze der Katholiken. Sie dient nur noch hin und wieder beiden Konfessionen als Begräbniskirche. Einmal im Jahre aber, am Kirchensfeste, öffnet sie ihre Pforte zum ursprünglichen Gebrauche, und ein Volksfest, an einen kleinen Jahrmarktstrubel erinnernd, schließt sich an.

Selten fehlte früher in einem Hause der Webstuhl. Ein im seitwärts gelegenen idyllischen Tälchen des „Säuerwassers“ stehender geringer Ueberrest einer Walte gemahnt noch an die vordem so blühende Handweberei. Fast schauerlich mutet der volkstümliche Name „Nordsteg“ für einen quer über die Felder führenden Fußpfad an. Doch nur die bei älteren Leuten hier unverfälscht noch gesprochene Gebirgsmundart hat aus dem harmlosen „Marktsteg“, den die Weber einst benutzten, um ihre Waren nach Wüsteraltersdorf abzuführen, diese unheimliche Bezeichnung geprägt.

Fast fühlen wir uns im Weiterschreiten versucht, in den Fahrweg zur Rechten abzubiegen, um an den zerstreut liegenden Häuschen des „Zimmerdörfels“ vorüber direkt nach der „Grenzbaude“ zu gelangen. Doch wir wollen ja die Gule erst einmal näher betrachten, ehe wir sie ersteigen. Darum pilgern wir lieber den steiler werdenden Dorfweg hinan. Immer mehr verschwinden die Bäume um die Häuser, immer öder wird das Landschaftsbild, bis wir endlich die Hochfläche des Planberges erreicht haben, über den sich rechts der 860 Meter hohe Neumannsberg mit seiner eigenartigen Rundsicht erhebt.

Dieser breite, nur an seinem Steilabhange nach Schleifisch-Fallenberg zu bewaldete, bis oben hinauf Felser tragende Gipfel bietet so recht ein Beispiel dafür, welche üblen Folgen unverständige Abholzung ohne baldige Neuaufforstung nach sich zieht. Dürre „Heide“ (Heideflecke) zwischen den Ackerflächen zeigen die Stellen an, wo einst Waldbestand die freistehende Gneiskuppe bedeckte. Schwer dürfte es sein, auf diesen Stellen Baumwuchs wieder heranzuziehen. Die hier vollen Spielraum findenden Stürme würden Anpflanzungen ohne besondere Schutzmaßnahmen kaum hochkommen lassen.

Wir schauen nach links. Das weite Plateau trägt ausgedehnte Felder, die bis zu kleinen Häusergruppen reichen, welche uns die Karte als Schirgenhäuser, Oberdorfbach und Ober-Grund bezeichnet. Herrliche Waldwege führen von da nach dem gänzlich versteckten

kleinen Kaltwasser und an großartigen Teichanlagen vorbei nach Wüstegiersdorf. Dicht dahinter erheben sich bewaldete Lehnen, so der Mulenberg und sein über 800 Meter hoher Nachbar, der Wolfsberg, die das Jauerniger Tal von dem der Weistritz scheiden. Bis über die Höhen hinter Wüstenwalterdorf schweift das Auge.

Nun erst noch einen Blick rückwärts. Imponierend tritt der von keiner anderen Stelle sich so erhaben präsentierende Heidelberg hervor, flankiert von anderen Großen seiner Verwandtschaft. Klar sehen wir zwischen diesen Bergen die nach der Weistritz sich öffnenden Täler. Der Hochwald grüßt herüber, Heuscheuer und Menze fehlen nicht. Selbst die Koppe nicht uns aus der Ferne zu. Dampfer Donner läßt uns aufhören. Graurötliche Staubwolken wirbeln in die Höhe. Sie entstammen den deutlich sichtbaren Steinbrüchen des Stubenberges und Königswalder Spitzberges, deren aus Porphyrt und Melaphyrt bestehendes Gestein ein viel begehrtes Material zu Straßenschüttungen abgibt.

Endlich reißen wir uns von dem prächtigen Bild los. Wir treten bis an den Rand der Hochfläche. Jäh fällt der Hang ungefähr 100 Meter bis zur Talsohle von Schlesisch-Falkenberg hinunter. Wir können uns wohl vorstellen, daß der Landmann bei andauernden Gewittergüssen mit Sorge an seine Felder denkt. Nicht selten geschieht es, daß dann die Wassermassen die dünne Krume samt dem frisch eingebrachten Saatgut oder den Kartoffeln in die Tiefe spülen. Oft vermögen selbst im Hochsommer die Getreidehalme die knietiefen Furchen nicht zu verbergen, welche die herabschießenden Fluten in den Aderboden graben.

Die vor uns aufsteigende massige Wand aber, über deren Baumkronen der riesige Turm herüberlugt, ist das Ziel unserer Wanderung, die Hohe Eule, die sich noch 400 Meter über das bereits 600 Meter Seehöhe aufweisende Tal zu unseren Füßen erhebt. Tief schneidet in ihren Riesenleib die weiter oben sich gabelnde Schlucht des „Silberwassers“ ein, an deren Ausgang die schöne Waldstraße, der „Automobilweg“ beginnt, die in mehrfachen Windungen über den „Hirschplan“ nach den „Sieben Kurfürsten“ führt. Die gewaltigen, bis an den Waldesfaum reichenden Steinwälle zwischen den beiderseits ansteigenden Feldern, welche zum Teil Blöcke von ansehnlicher Ausdehnung aufweisen, geben Zeugnis von der unendlichen Mühe, welche die ersten Ansiedler anwenden mußten, um den ehemaligen Waldboden urbar zu machen.

Schlesisch-Falkenberg, dessen weit auseinander liegende Häuschen zu uns herausschauen, die Wohnräume, Stall und Scheune fast durchweg unter einem Dache vereinigen, ist trotz seiner Längenausdehnung nur ein Dörfchen von kaum 300 Seelen. Auch dieser Ort hat seine Wandlungen durchgemacht. Die Bauart einzelner Gebäude weist noch auf die Blütezeit der Hausweberei hin. Arge Vernachlässigung infolge später einsetzender ungünstiger Verhältnisse hat freilich das Beste bis auf geringe Spuren verwischt, besonders seitdem die entstellende Dachpappe das bodenständige Schindeldach der vorwiegend aus Holz aufgeführten Bauten verdrängte. Verschwunden sind die zahlreichen Bleichen. An die Stelle der alten Handwebstühle sind in den letzten Jahren hier und da elektrisch betriebene getreten.

Nun wandern wir an der Lehne des Neumannsberges weiter dem Oberdorfe zu und erreichen bald die Höhe des Sattels, der den genannten Gipfel von der Gule trennt. Hier stehen wir an der Grenze, die der Baude neben uns den Namen gegeben hat. Diese 750 Meter hohe Wasserscheide zwischen Weistritz und Reike trennt jetzt die Kreise Waldenburg und Neurode, vor den Friederizianischen Kriegen Schlesien von der böhmischen Grafschaft Glatz. Zurückschauend überblicken wir noch einmal den Talzug, der sich am Zuckerberge in Dorfbach scharf nach rechts wendet, um dahinter den zur Linken von Felsklippen überragten Engpaß des „Schlundes“ zu bilden. An dieser Biegung bleibt unser Auge an dem in einem mächtigen Gange von Quarzbreccie angelegten Steinbruche haften, dessen rötliche Farbe sich vielfach der schmalen Kunststraße mitteilt, die dem Gestein ihre Schüttung entnimmt. Ständen wir an einem schönen Wintersonntage hier, so könnten wir uns an dem belebten Bilde weiden, das die zahllosen Sportschlitten abgeben, auf denen jung und alt nach beiden Seiten zu Tale saust. Wir würden aber auch das halbe Dorf in dem tiefen Schatten liegen sehen, den der Neumannsberg ein volles Vierteljahr hindurch darüber wirft, während die Gule im herrlichsten Sonnenglanze strahlt. Da können wir uns wohl vorstellen, daß die Feldfrüchte nicht selten noch vor völliger Reife einschneien. Die im Volksmunde gebräuchlichen Redensarten: „Hier oben wird der Hafer mit dem Schlitten eingefahren“ und „Hier herrscht sieben Monate Winter und fünf Monate kein Sommer“ sind nicht selten nur zu berechtigt.

Lieblich ist das Bild, das die Neuroder Seite gewährt. In kühnen Windungen schlängelt sich seit Anfang des Jahrhunderts die neue Kunststraße am Bergeshange hin, während sich der alte Weg steil in den Talsattel von Gläzisch-Falkenberg hinabsenkt, dessen saubere, größtenteils von Bergleuten bewohnte Häuschen sich um die katholische Kirche gruppieren. Ein mehrstöckiges Schulhaus im Rohbau läßt nicht ahnen, daß bis zum Jahre 1890 ein Lehrer in einem Holzhäuschen — 300 Kinder unterrichten mußte!

Unter allen den vielen, dem Geologen besonders interessanten Bergzügen, die sich rechts vom Eulensamme dem Auge darbieten, fällt vor allem der turmgekrönte Annaberg auf, an dessen Fuß sich Neurode schmiegt. Das Ganze aber überragt der auf beiden Seiten von den Graßhaster Grenzgebirgen eingefasste erhabene Dom des Großen Schneeberges, der, seinem Namen Ehre einlegend, oft bis über Pfingsten hinaus seinen weißen Scheitel zeigt.

Den bequemen Fahrweg, der zum gleichen Ziele führt, verschmähend, folgen wir dem schmalen, scharf ansteigenden Pfade, der uns direkt zur Eulensamme leitet. Eine Steinpyramide mitten im Waldegrün, das „Wiesendenkmal“, läßt uns einen Augenblick verweilen. Ihre Inschrift nennt den Namen eines längst verstorbenen Wüstewaltersdorfer Fabrikbesizers, der seiner Liebe zu den Bergen jederzeit opferwillig Ausdruck gab, und dem auch die Eulensamme ihre Errichtung mit verdankt. Dabei erinnern wir uns gleichzeitig eines anderen Mannes, dessen Andenken ebenfalls eine Inschrift ehrt. Wir finden sie an dem etwa eine Stunde entfernten, allen Rammwanderern wohlbekannten, nunmehr zum „Hentelsleine“ umgetauften „Bärenleine“. Sie gilt dem unermüdliehen Pfadfinder des Eulengebirges, einem viel zu früh dahingegangenen Ober-Langenbielauer Lehrer, der die mustergültige Markierung schuf, die uns so sicher durch das in keinem anderen Gebirge Schlesiens gleich reichverzweigte Wegenetz leitet.

Im Weiterschreiten sehen wir den Bismardturm herüberleuchten, und bald stehen wir vor der Eulensamme, die wir uns nach der mehrstündigen Wanderung zur Rast erkoren haben. Ursprünglich von geringerem Umfange, hat sie auch nach ihrer Vergrößerung den Baudenstil bewahrt. Raum vermag sie mitunter die Menge der Besucher zu fassen, die selbst aus weiter Ferne die 900 Meter hoch gelegene freundliche Stätte immer wieder aufsuchen.

Bevor wir unsere Reise fortsetzen, schauen wir das Eul-
dörfel hinab. Den niedrigen, größtenteils von Wald-
arbeitern bewohnten Häuschen fehlt selten die geräumige
Weberstube mit den vielen, kleinen Fensterchen. Sie kleben
an den steilen, von Felsblöcken übersäten Hängen, die nur
karglichen Ertrag an Hafer und Kartoffeln gewähren.
Mit vieler Anstrengung sind riesige Steinhausen zu kleinen
Terrassen aufgebaut worden, wodurch winzige, ebene Acker-
flecken entstanden sind. Tief unten im Grunde vereinigt
sich die Schlucht des „Eulbaches“ mit dem Tälchen des
„Schwarzwassers“. An ihm entlang führt eine angenehme,
aber wenig begangene Waldstraße hinauf zur „Ladestadt“.
Dort endigt auch der schöne Promenadenweg, der sich neben
der Baude abzweigt. Von allen Seiten treffen an ihr die
Zugänge zusammen, unter denen der ausichtsreiche
„Quarksteinweg“ mit Vorliebe von den Wüstewaltersdorfern
benützt wird.

Wir folgen den Wegweisern, die nach dem Turme zeigen.
Ohne Beschwerden überwinden wir in einer reichlichen
Viertelsstunde die Steigung von etwa 100 Meter. Unter-
wegs haben wir Gelegenheit, Betrachtungen über den
Baumruch anzustellen. Knorrig und struppig wird die
in den tieferen Lagen so stattliche Rotbuche. Ebereschen-
gesträuch wuchert zwischen den dicht mit Moos und Flechten
bekleideten Stämmen der Fichten. Durch ihren verkürzten
und verkrüppelten Wuchs und mit ihren durch die Last
des Schnees abgebrochenen Wipfeln deuten die letzteren
an, daß wir uns der Baumgrenze stark nähern.

Wir stehen vor dem Turme. Schlank und doch wie für
die Ewigkeit gebaut ragt der Steintoloß 23 Meter in die
Höhe, trugig und fest wie der Schmied des Deutschen
Reiches, dessen Namen er trägt. Jenseits des Kammweges,
auf der Reichenbacher Seite, wurzelt sein Fuß, 1014 Meter
über dem Meeresspiegel, 1906 eingeweiht, ersetzt er den
hölzernen Turm, der den Einwirkungen der Witterung
auf die Dauer nicht standzuhalten vermochte. Unter Auf-
wendung bedeutender Mittel ist er durch den Verband der
Gebirgsvereine an der Eule, dem auch die Baude gehört,
errichtet worden. Eine Wellblechbude bietet einige Er-
frischungen.

Nun steigen wir die Stufen hinan, die außen um die im
Erdgeschoß gelegene, verschlossene Halle herumführen, die
dem Andenken des Altreichskanzlers gewidmet ist. In's
Innere des Turmes eintretend, klimmen wir die Wendel-

terrasse empor. Unterwegs werfen wir manchen neugierigen Blick durch die Fensterlücken, bis wir endlich auf der Plattform angelangt sind. Welch umfassende Rundschau tut sich uns auf! Breit hingelagert dehnen sich die waldbestandenen breiten Rämme des „Ziegenrückens“ und des „Kalten Feldes“ aus. Wuchtig pflanzt sich der zweithöchste Gipfel, die „Sonnenkoppe“ vor uns auf, hinter der sich ein Teil des Rammes verbirgt. Bis zu den Häuptionen des Gesehtes schweift unser Blick. In weitem Kranze reihen sich die Randgebirge der Grafschaft an. Als alte Bekannte grüßen die Waldburger Berge herüber, sich teilweise neckisch hintereinander versteckend. Ihre Vettern, die ähnlich gebauten Formen des Rabengebirges, sind auch da. Und dahinter baut sich das Riesengebirge auf. Ein entzückendes Bild bieten im Vordergrunde die abwechslungsreichen Vorberge; und hinter ihnen weitet sich wie ein Garten Gottes die reich gesegnete schlesische Ebene, über die Vater Zoben wacht.

Wäre es uns doch einmal vergönnt, von unserer beherrschenden Warte aus den Aufgang des Tagesgestirns zu beobachten. Eine unbergeklärte Feierstunde würden wir erleben. Immer wieder lassen wir die Augen rings umher wandern, immer wieder entdecken wir neues, das wir infolge der Fülle des Gebotenen anfänglich übersehen. Schwer nur können wir uns losreißen.

Wir verfolgen nunmehr den bequemen, fast ebenen Rammweg, bis wir zu dem Punkte gelangen, wo die Kreise Waldburg, Neurode und Reichenbach zusammenstoßen. Der dort befindliche „Dreiherrnstein“ markiert durch seine eingemeißelten Inschriften gleichzeitig die Grenze der drei hier sich berührenden Grundherrschaften. Nicht weit weg davon erregt eine Knieholzplanzung unser Interesse. Ihr dürftiges Aussehen verrät jedoch, daß auch dieser hochgelegene Platz für die harten Kinder des Hochgebirges noch zu mild ist. Einen zweiten Fremdling unter den Nadelhölzern würden wir oberhalb des Silberwassers antreffen. In dem dortigen Gelände sind versuchsweise Douglasstannen ausgesetzt.

Dichter Fichtenwald, in dem noch das Rotwild haust, gibt dem Culengebirge, wie dem gesamten Sudetenzuge, sein Gepräge. Stellenweise mengen sich die silberglänzenden Stämme der Edeltannen dazwischen. Die Hänge weisen prächtige Rotbuchen und Bergahorne, hier „Urten“ genannt, auf. Leider ist ein großer Teil der herrlichen

Forsten bereits der Art zum Opfer gefallen. Vielfach haben wir Gelegenheit, zwischen dem Jungholz noch die ungeheuren Baumstumpfen zu bewundern. Unter den zahlreichen Kindern Floras, die buntfarbig Täler und Höhen zieren, fallen dem Kenner einige Formen auf, die sonst nur in höheren Gebirgen Heimatrecht besitzen. Mit Bedauern aber müssen wir angesichts der umfangreichen Blumensträucher in den Händen weiblicher Touristen feststellen, daß Unverstand auch unsere Berge dieses lieblichen Schmuckes zu berauben beginnt. Die Frauen und Kinder jedoch, die an offenen, sonnigen Stellen gebückt dahinschleichen, tragen als Lohn ihrer Mühe in großen Kannen die vielbegehrten Heidelbeeren in die Industrieorte des Kreises. In ganzen Scharen sind sie aus diesen unter Benützung der Bahn hierhergecilt. Mitunter freilich vernichten Spätfröste jede Hoffnung auf reiche Ernte.

Den geradeaus über die „Kleine Gule“ nach dem „Hirschplan“ führenden „Kaisertweg“, der fortgesetzt Fernsichten bietet, verlassen wir nunmehr und biegen rechts ab, um zu den „Sieben Kurfürsten“ hinabzusteigen. Unterwegs berühren wir das „Kaschbacher Plänel“, gleich der früher erwähnten „Ladestatt“ eine der vielen Einsattelungen des Kammes, die den Uebergang über das Gebirge vermitteln und auch zur Anlage einiger großartigen Kunststraßen Gelegenheit boten. Die Kurfürsten liegen an dem höchsten Punkte (755 Meter) der in gewaltigen Kehren sich heraufwindenden Chaussee, die Wüstenaltdorf mit Reichenbach verbindet. Das Gasthaus führt seinen Namen nach sieben ehemals daneben stehenden hohen Fichten und ist ein beliebter Ausflugsort der gesamten Umgebung.

Noch einmal überfliegen wir das wundervolle Landschaftsbild, das im Vordergrunde scharf die fünf langgedehnten, niedrigen Parallelzüge erkennen läßt, in die der Hauptkamm sich spaltet. Rechts klettern die Häuser von Friedersdorf herauf, das aus dem, einen geschlossenen Anblick gewährenden, Heinrichau herauswächst. Der fast kahle Spitzberg auf der anderen Seite wird vom Hohen Hahn überragt. Die Häuser vor diesem gehören schon zu Schmiedegrund im Nachbarfreise. Die am Turm kenntliche katholische Kirche von Heinrichau wird von Steinseifersdorf aus versorgt. Unweit von ihr hat die evangelische Bevölkerung ein schönes Bethaus errichtet. Die lange Talspurche setzt sich im romantischen „Mühlbachtale“

fort, dessen Häuschen zu Michelsdorf zählen. Jenseits des Höhenrückens verborgen, läßt dieser von hochansteigenden Feldern eingefaßte Ort nur die vereinzeltsten Wirtschaften der Kolonie Heidelberg erkennen. Das kleine Töschendorf, zu dem wir auf dem „Kanonenwege“ vor uns gelangen, senkt sein Tälchen bei der von Ausflüglern gern aufgesuchten „Zuckermühle“ nach dem Mühlbache, während es links die „Gassenhäuser“ den Abhang des „Hexensteins“ hinaufführt. Dieser felsgekrönte Rücken fällt unterhalb Wüstewaltertsdorf schroff nach dem engen Tale von Neugericht ab, das sich nach Hausdorf öffnet. Ein schmaler Kamm scheidet es von dem freundlich von Obstgärten eingerahmten Jauernig, das ebenfalls dem stattlichen Fabrik- und Bauerndorfe an der zum Flusse herangewachsenen Weistritz die Hand reicht.

Endlich steigen wir durch das „Silberloch“ abwärts, unterwegs manchen Blick in die Tiefe des „Eulischen Grundes“ werfend. An plätschernden Springbrunnen inmitten des Waldes vorüber gelangen wir zu dem fast durchweg von Fabrikarbeitern bewohnten Zedlitzheide, das seinen Namen nach der früheren Grundherrschaft trägt.

Vorüber sind die Zeiten, da man in unserem Gebirge das Metall suchte, nach dem die kleine Bergstadt am entgegengesetzten Ende einst getauft ward. Während dort der Bergbau vorübergehend blühte, mußten alle Versuche an anderen Stellen mangels genügender Erfolge aufgegeben werden. Wohl zeigt unser Gneis, aus dem sich der gesamte Eulenkamm aufbaut, eine sehr mannigfache Ausbildung, doch enthält er nur wenige bemerkenswerte Mineralien.

Ausgedehnte Fabrikanlagen künden an, daß wir Wüstewaltertsdorf erreicht haben. Von den Kirchen beider Bekenntnisse überragt, liegt es im Schmucke seiner zahlreichen Gärten so freundlich eingebettet im Talkessel am Fuße der Kleinen Eule. Stolz Villen, stattliche Wohnhäuser, einst von den wohlhabenden Fabrikanten und Kaufherren erbaut, begleiten uns. An städtische Mietkasernen erinnernde Gebäude sind in neuerer Zeit entstanden. Auf Schritt und Tritt merken wir, daß heute noch die Textilindustrie fast die gesamte Bevölkerung in ihrem Bann hält.

Wir nehmen Abschied. Einen letzten Blick noch werfen wir rund über Tal und Höfen. Dann besteigen wir den schmucken Wagen der elektrischen Kleinbahn, die uns an Neugericht entlang in $\frac{1}{4}$ Stunde nach Hausdorf bringt.

Mit dem erhebenden Bewußtsein, einen äußerst genußreichen Tag erlebt zu haben, lassen wir uns sodann von der Weistritalbahn über Charlottenbrunn nach dem Ausgangspunkt unseres Ausfluges zurückführen.

Sonnenuntergang auf den „Sieben Kurfürsten“.

Von Erich Weiland.

Vom Dreiherrnstein steige ich den graswüchsigen Steg hinab, der sich durch die jungen Fichten schlängelt. Dornen und Dickicht hegen ihn ein. Brombeergestrüpp hängt sich an den Fels. Ab und zu drängt sich eine Birke herüber. Silbermoos heuchelt weiße Rissen vor, darunter aber lauern glitschrige Steine, die den Wanderer zu Fall bringen wollen. Doch ich gehe ihn gern, weil es so still, so seltsam, so eigen dort ist. Bei der „Sieben Kurfürsten“-Baude überquere ich die Fahrstraße, die von Wüstewaltersdorf nach Reichenbach führt. Die Leute nennen sie noch heute die Hungerstraße. Flachbrüstige, krummbucklige, ausgemergelte Handweber und abgemagerte, blutlose Frauen haben sie in den Hungerjahren 1844 bis 1847 erbaut. Die Regierung wollte mit dieser Notstandsarbeit der Not und dem Hunger der arbeitslosen Weber abhelfen. Da wird jene Zeit lebendig, wo die erbitterten Weber frateelend und plündernd, bewaffnet mit Sensen, Rodehaden und Drehschlegeln, durch die Dörfer zogen. Ihre Rache galt den Fabrikanten, die sie für das Weberelend verantwortlich machten. In ihren von Not und Qual erfüllten Herzen lebten die Sehnsuchtswünsche nach kommender besserer Zeit. Wenn ich heute noch irgendwo aus einem alten Holzhäuschen den Webstuhl klappern höre, so ist es mir, als ob der Weber seiner Zeit und seinem Stande das Sterbelied singt. Die Schuld an dem Weberelend traf wohl weniger die Fabrikanten. Die Not der Weber fing schon an, als Napoleon I. die Kontinentalsperre errichtete und das Webzeug nicht mehr im Ausland abgesetzt werden konnte. Als dann seit 1827 die Baumwolle aufkam, die sich nochmal so billig stellte, da wurde auch im Inlande immer weniger Leinwand gekauft. Ueberall wurden nun Dampfwebereien errichtet. Wüstewaltersdorf trat 1848 in die Reihe der Fabrikorte, indem die Gebrüder Trautvetter eine Kunstweberei errichteten. Durch das Aufkommen der Dampfwebereien bekam die

Handweberei vollends den Todesstoß. Dazu kam, daß in den Jahren 1835, 1838 und 1840 der Flachs nicht geraten war. Die Fabrikanten hätten die Weber gerne beschäftigt und auch besser bezahlt, wenn sie nur Flachs zu kaufen bekommen hätten.

Ich biege in den Kanonentweg ein.

Damals war auch solch ein Hochsommertag mit blauem Himmel, mit reisenden Felsern und Kornblumen und rotem Mohn. Friedrich der Große hatte am 21. Juli 1762 die Schlacht bei Burkersdorf gewonnen. Die Oesterreicher flüchteten in die Täler und Schluchten des Culengebirges, und Preußens Heldenkönig rückte ihnen nach. Auf dem Kanonenwege fuhren seine Geschütze auf, und sauste er auf seinem feurigen Schimmel vorbei, um die Truppen zu besichtigen, die sich an den Hängen verschanzt hatten. Auf dem Culentamme saßen die Oesterreicher, meistens Kroaten und Panduren. Die sieben großen Fichten auf dem freien Wiesenplan nannte der alte Friße die „sieben Kurfürsten“. Heute steht die Baude dort und führt denselben Namen, als ein Mahnzeichen aus jener Zeit, da die Väter noch nicht der Waffen entwöhnt waren, und in Zeiten der Not noch zum Kampfe antraten, um die Heimat zu schützen, und Gut und Blut freudig opferten für die Freiheit und Ehre des Vaterlandes, als ein Denkmal für den größten Preußenkönig, der seine ganze Kraft, sein ganzes Selbst in den Dienst des Vaterlandes stellte, der gerne starb, wenn er nur wußte, daß Preußen lebte.

Ein paar wetterzerzauste Ebereschen stehen am Wege. Hier oben auf der kahlen Höhe hat aber auch Sturm und Wetter freies Spiel. Darum duckt sich auch die spärliche Flora so eng an den Boden, der violette Quendel und der hellgelbe Klappertopf. Der Hafer ist niedrig, der Roggen steht dünn. Doch den Mauerpfeffer sah ich noch nirgends so goldgelb leuchten. Als ob die Natur das, was hier oben an Zahl und Fülle andern Gegenden gegenüber fehlt, dadurch ersetzen will, daß sie die wenigen Blumenkinder mit ihrer ganzen Liebe, mit ihren besten, ihren tiefsten Farben schmückt.

Doch gab es eine Zeit, wo das grüne, schimmernde Kleid des Waldes auch von dieser Höhe bis in die Täler reichte. Das Culengebirge, wie überhaupt die ganzen Sudeten, spielte bei den Slaven, die nach dem Abzüge der Vandalen während der Völkerwanderung in Schlesien einzogen und dadurch unsere Heimat auf 700 Jahre zu einem slavischen Lande machten, das politisch zeitweise zu Böhmen und zeit-

weise zu Polen gehörte, die Rolle eines mächtigen Bannwaldes. Es war eine mächtige Urwaldzone von 8 bis 9 Meilen, die jenseits bis tief nach Böhmen und diesseits bis nach Schweidnitz etwa reichte. In diesem gewaltigen Grenzwalde durfte sich niemand ansiedeln. Erst um 1300 bahnten sich deutsche Kolonisten aus dem Westen Deutschlands mit eiserner Art den Weg in den Urwald hinein, und die Erforschung, Urbarmachung und Besiedlung des Waldgebietes ist ihr Verdienst. Wüstewaltersdorf ist um 1305 entstanden.

Vom Wege biege ich auf den neuen Schlag ab. Noch vor ein paar Jahren bot der Busch kühlen Schatten. Jetzt stehen nur noch am Rande einzelne dürftige Fichten.

Schon liegt ein rosenroter Schein über dem Heidekraut. Bei einem runden Kleeß von Hain-Wachtelweizen lege ich mich hin. Das Ruchgras ist schon trocken. Dann duftet es nach Waldmeister. Ringsum stehen Karthäusernelken in Gruppen zusammen. Auf der anderen Seite des Berges waren sie lange nicht so purpurrot. Dafür ist hier auch die Sonnenseite, und je sonniger der Standort, desto lebhafter ist auch ihr Rot. Menschen, denen die Sonne scheint, sind auch froher und frischer als jene, die in den dunklen Tiefen des Lebens gehen.

Blaue Blütenrispen der rundblättrigen Glockenblume wiegen im Winde. Mitten im Blau einer Glocke sitzt ein Blutströpfchen. Die Sonne scheint nicht mehr über die Kronen der Bäume hinweg, durch die Aeste fällt ihr Licht. Es wirft rotgoldne Flecke auf die Stämme.

Dort hinten liegen noch Bärzdorf und Wäldchen in der Sonne. Ueber Wüstewaltersdorf legen sich schon warme Abend Schatten. Goldig erglänzen die Hänge der Hohen Eule. Vom Himmelsaum ziehen weiße Wolkenflocken heran. Ueber den Dürren Berg steigt eine dicke graue Wolke auf. Der Mühlen-Berg steht in blauem Dunst.

Nun steht die Abendsonne rund und rot über der Hochwaldkuppe. Rot auf blauem Grunde. Mich erinnert's an den roten Schmetterling auf der blauen Glockenblume.

Auch der Wolfsberg zieht sich jetzt das Abendkleid an. Auf dem Ventur-Berge und dem Hohen Hahn brennt es lichterloh. Die kleinen weißen Wolken ziehen der Sonne nach. Ganz golden sind sie geworden. Nun erröten sie zart. Wie ein Mädchen unter dem ersten Kuß. Die dicke Wolke am Dürren Berge wird immer größer und setzt dem Ochsenkopfe eine Haube auf.

Daß die Wolken immer von der Erde aufsteigen. In unserm Leben ist es ebenso.

Ueber mir ist der Himmel mit seinen Schäfchenwolken zu einer bunten Wiese geworden, voll von weißen Blümchen. Dort ist ein gelbes, hier ein rotes, und dazwischen sind orangefarbene gestreut. Wie violettblitzende Fliegen und hellgrün schimmernde Falter fliegt es darüber.

Die dicke Wolke über dem Ochsenkopf schiebt sich vor die Sonne. Blutrot wie ein Gespenst steht sie dahinter. Am regengrauen Wolkenrand glühen blaurote Flämmchen. Wo eine Lücke in der Wetterwand ist, schießen Feuerstrahlen heraus, lang und rotgelb, und die Butterberge strahlen in blankem Kupfer auf, wie das Herbstlaub der Eichen. Langsam versinkt die glührote Sonnenkugel hinter dem Hochwald. Die graue Wolkenwand zieht vorüber, sie reckt sich und strahlt in reinem Zinnober. Ich erinnere mich eines roten Lampenschirmes mit goldnen Fransen. So sieht es aus. Nun ist die Sonne verschwunden, nur noch riesige Fackeln, so rot wie Blut, schickt sie über den Bergrand raus. Am Dürren Berg züngeln mächtige Flammen. Sie sehen wie die Nebel vom Adlerfarn aus. Zwischen Quarg- und Lange Berg schießt ein grüner Pfeil mit feuerroter Spitze durch. Ein zweiter blitzt heran, er ist stärker und bricht dem ersten die Spitze ab.

Nun umzieht auch den Sattelwald ein goldrot glühendes Geloder, und der Ochsenkopf entzündet helle Freudenfeuer. Der Wind kommt auf. Frisch weht er zu Thal. Da kommt Bewegung in all die Farben. Wie ein Feuermeer wallt der ganze Westhimmel.

Dann verblaßt er, wie rote Sommeraster, wenn sie verblühen. Die grellen Farben vergehen. Am smaragdgrünen Horizont ist ein heller Streifen, ein letzter Gruß der goldrotleuchtenden Sonne.

Die Luft ist so rein und dünn, daß sich ganz im Hintergrunde scharf die Schneekoppe abhebt. Sie leuchtet, als ob sie aus reinem Golde wär.

Nun ist der ganze Himmel wieder blau. Die Schäfchenwolken sind auch wieder da. Gerade über dem Saal-Berg, mitten im Blau hängt ein goldner Becher, und von den weißen Schäfchen perlen silberne Tropfen hinein. Schon dämmert es in den Fichten. Ueber die Hänge legen sich dunkle Schatten. Dicht vor mir macht ein fuchsrotes Eichkätzchenpaar in Spiralen am Stamm empor und steigt unter

Diebtsungen ins Himmelsbett. Eine Amsel sieht es, und weil sie die Nacht allein ist, geht sie schimpfend ins Bett. Von einem Stengel des Wiesenrispengrases läßt sich ein schillernder Bläuling los und verschwindet plötzlich vor mir im Boden, um zu schlafen.

Es dunkelt immer mehr. Am dunkelblauen Abendhimmel steht wie ein Silberpunkt die Venus. Ich steige zu Tal. Die Seele ist mir voll Abendsfrieden.

Wenn einer in der heutigen Zeit mit seinen Sorgen nicht mehr ein und aus weiß, wenn ihm das Herz blutet und ihm die Seele voll bittrem Leide ist, im Abendsonnenschein an stiller Bergeshalde wird er genesen.

Vom Gebirgsverein zum Gebirgsverband.

Von Max Kleinwächter.

Beim Wandern durch unser Bergland sind unsere heimischen Gebirgsvereine willkommene Führer. Vom Sitz dieser Vereine gehen ausgezeichnete Markierungen aus, an deren Hand sich uns die Schönheiten unserer Bergheimat austun.

Die Herausgabe guter Führer und Wegearten, die Instandhaltung vieler von Witterungseinflüssen gefährdeter Wege, die Aufstellung von Ruhebänken und Schutzhütten sind noch andere ausgezeichnete Mittel unserer Gebirgsvereine zur Erschließung des Waldburger Berglandes. Nebenher haben die einzelnen Vereine auch zur Hebung und Verschönerung ihrer Ortsitze mancherlei beigetragen.

So bleibt es ein unbefrittenes Verdienst des Waldburger Gebirgsvereins, durch die Pachtung und Durchwegung des Galgenberggeländes die Waldburger auf die Schönheiten ihrer allernächsten Umgebung aufmerksam gemacht zu haben. Die im Jahre 1906 vom Verein unter seinem rührigen Vorsitzenden Amtsgerichtsrat Hahn geschaffene Schillerhöhe wurde unserer Stadtverwaltung ein Fingerzeig, wo für Waldburg der geeignetste und am bequemsten zu erreichende öffentliche Park zu suchen war. Heute sind die von der Schillerhöhe gekrönten städtischen Anlagen, ein unüberbietbarer Schmuck der Stadt und der Stolz der Einwohner. Anderwärts — besonders in Charlottenbrunn, Gottesberg und Wüstegiersdorf — haben die Gebirgsvereine in ähnlicher Weise gewirkt.

Die Einzelarbeit unserer Gebirgsvereine verdient hohe Anerkennung, zu der sich vor allem der restlos bekennen wird, der unser Bergland nach allen Richtungen durchmessen hat. Und dennoch mußte etwas geschehen, um diese Einzelarbeit zu einer für die Erschließung unseres Gebirges noch wichtigeren Zusammenarbeit zu steigern. Der Wille dazu wurde durch die 1922 erfolgte Gründung eines Waldenburger Gebirgsverbandes bekundet. Heute gehören dem Verbands die Ortsgruppen Breslau, Charlottenbrunn, Görbersdorf, Gottesberg, Hermisdorf, Langwaltersdorf-Reimswaldbau, Salzbrunn, Waldburg und Wüstegiersdorf mit mehr als 1200 Mitgliedern an. Die Mitgliederzahl ist in dauerndem Zunehmen begriffen; ebenso ist zu hoffen, daß sich dem Verbands noch weitere Ortsgruppen anschließen.

Als erste große Verbandsstat ist die Erbauung eines Gebirgshauses am Fuße des höchsten Berges unseres Gebirges, des 936 Meter hohen Heidelberges, geplant. Ein in Ober-Reimswaldbau belegenes Grundstück ist dafür schon erworben. An dem Eifer der Verbandsmitglieder wird es nun liegen, das Werk durch den Erwerb der vom Verbands ausgegebenen verzinssichen „Bausteine“ zu fördern. Dieses Gebirgshaus wird eine willkommene Raststätte der Wanderer und Wintersportleute sein.

Aus der Anregung des Verbandes sind auch die von den Ortsgruppen Waldburg und Hermisdorf für ihre Mitglieder herausgegebenen alljährlichen Wanderkalender hervorgegangen. Sie geben den Mitgliedern Gelegenheit, unter bewährter Führung das Waldenburger Bergland und die angrenzenden Gebirge zu durchwandern und kennenzulernen.

Unter Vorzeigung der Verbandskarte wird den Mitgliedern freie Besteigung des Hochwald-, Sattelwald- und Bogelskoppenturmes und Preisermäßigung bei den sportlichen Veranstaltungen des Schiclubs Waldburg und bei den Kurkonzerten des Bades Charlottenbrunn gewährt. Noch weitere Vergünstigungen sollen für die Mitglieder des Gebirgsverbandes erreicht werden.

Die Hauptgeschäftsstelle des Waldenburger Gebirgsverbandes ist zurzeit in Waldburg, Marktplatz 13, bei dem um die Verwirklichung des großen Verbandsgedankens verdienstvollen Drogisten Andreas Bock.



XI. Durch Wald und Feld.

Botanische Streifzüge im Kreise Waldburg.

Von Lehrer Walther Bierling, Reinswalbau.

„Zum Wald hinaus! Schon ragen alte Eichen,
Der Vorhut Riesen, einzeln in das Feld!
Fast jede trägt unzähl'ger Stürme Zeichen,
Fast jede scheint ein tausendjähriger Held.
Als Wächter stehen Bäume ihresgleichen,
Wie außerhalb des Lagers aufgestellt,
Und ihnen mußt das Waldgeschrei du geben,
Bevor du darfst ins heil'ge Inn're streben.“

So singt unser schlesischer Dichter Karl von Holtei. Gelten seine Worte nicht in gewissem Sinne auch für unseren Heimatkreis? Komm' und wandere mit mir!

Unsere botanischen Streifzüge im Norden des Kreises beginnend, stoßen wir am Eingang des Fürstensteiner Grundes unweit der „Schweizerei“ auf die ehrwürdige Eibe, deren Alter Alexander von Humboldt 800 Jahre schätzte, während sie Schube nur als halb so alt gelten läßt. Ihr unterer Umfang mißt 2,43 Meter. Nicht weit von ihr steht eine „junge“ Eibe von etwa 60 Jahren auf der Wiese, während weiterhin an beiden Lehnen etwa 60 Eiben im Umfange von 0,90 bis 1,50 Meter zu finden sind. Mehrere stattliche Eiben stehen auf dem Ramm und der Westlehne des Schwarzen Grabens. Der Salzgrund weist etwa 100 solcher Bäume auf. Auch im Weinkellertal bei Nieder-Hermisdorf steht eine Eibe von 10 Meter Höhe und 2,60 Meter Umfang.

Vom Turm der Alten Burg, an deren Mauern sich mancher Pflanzenpionier angesiedelt hat, sehen wir östlich einen von der Gule herstreichenden Gebirgszug, dessen ganzes Bild Gneis verrät, der die Gestaltung der Pflanzendecke beeinflusst. Ein anderer Farbenton schimmert auf dem Sattelwald, wo das Leuchtmoos Sonntagskindern findbar ist. Im Süden bauen sich die massigen Eruptivgesteine Porphyr und Melaphyr auf. Ihnen gilt zunächst unser Besuch.

Wenn wir dabei die Mitte des Kreises mit ihren großen Industrieanlagen durchqueren, nehmen wir wahr, wie die fortschreitende Kultur gar leicht zur Feindin der Natur wird. Staub, Rauch, Gase verunreinigen die Luft, verstopfen die kleinen Spaltöffnungen der Blätter und beeinträchtigen die Atmung der Pflanzen. Viele von ihnen fallen dem Siechtum anheim. Darum findest du hier nur unbedeutenden Obstbau, daher kann auch die empfindliche Akazie (*Robinia pseudacacia*) nicht gedeihen.

Die Wälder unseres Berglandes können als gemischtbeständig angesprochen werden; unter die vorherrschende Fichte und Rotbuche mischen sich da und dort Tanne, Kiefer, Lärche, Ahorn, Birke, Eberesche. Die Kiefer findet sich in bedeutender Menge im Karsthaine bei Charlottenbrunn. Die Linde liebt nur die Täler unseres Berglandes. Jene, die man auf dem Wege von der Vogelheide nach dem früheren Fürstenblitz antrifft, dürfte bei uns die einzige sein, die sich auf die Kammhöhe gewagt hat. Vielleicht hat der Wind einen geflügelten Samen vom Elflindenberg oberhalb des Schleiertales auf diese Stelle gebracht. Oder sollte ihn die große Linde der Rhnsburg, vielleicht gar die Friedrichslinde in Wäldchen ausgesandt haben?

Nur selten begegnest du bei uns dem heiligen Baum der Deutschen, der Esche. Nur da und dort ist sie in Tälern oder an Straßen angepflanzt. Die Eiche ist in unserem Berglande meist nur als geschichtliches Erinnerungszeichen angepflanzt worden.

Im Vorbeistreichen an der Friedhofsmauer des alten Tannhauser Bergkirchleins stärken wir uns mit den Früchten eines Maulbeerbäumchens. Er stammt gewiß noch aus jenen Tagen, da Friedrich der Große sich um die Seidenindustrie bemühte. Auf dem Friedhofe, der das Kirchlein umgibt, entdeckst du das schöne Exemplar eines Buchsbäumchens.

Wenden wir uns nun einmal der westlichen Kreisgrenze zu, da liegt zwischen den Wildbergen, dem Vogelsberge und

der Großen Heide als ein zweites bedeutames Naturdenkmal unseres Kreises ein Hochmoor. Einst bedeckte es wohl den ganzen Nordabhang der Heide; heute hat es nur einen ganz geringen Umfang. Leider wird auch dieser noch vorhandene kleine Ueberrest durch die Abforstung in seinem Fortbestehen sehr bedroht. Die ansteigende Lage dieses Hochmoores unterscheidet es von den Seefeldern, den Mooren der Heuscheuer und denen des Isergebirges, die horizontal gelegen sind.

Trotz der nicht übermäßigen Höhenlage ist hier oben die unter den Bäumen vorherrschende Fichte verkrüppelt. *Sphagnum acutifolium* bildet hier ungewöhnliche Polster, die wohl dieser Gegend zu dem Namen „Kirchhofslehne“ verholfen haben. Auf diesem traumverlorenen Plätzchen läuten die kleinen rosaroten Glöckchen der schlangenartigen, zierlichen Moosbeere. Stolz erhebt die Moorblaubeere ihr Köpfchen. Zu reichlicher Genuß ihrer Frucht ruft einen Rauschzustand hervor. Daher nennt man sie auch Rauschbeere. Dort reckt eine wie Heidekraut aussehende Pflanze ihre schwarzen, ziemlich festen Beeren heraus. Das ist die Krähenbeere. Verschiedene kleine Farne, einige zierliche Weidenarten, traurige Ueberreste von *Ledum palustre*, dem Sumpfsorst oder wilden Rosmarin, vervollständigen das Bild. Farbenprächtigt wird es hier, wenn das Grün allmählich in Buntfärbung übergeht, wenn sich die roten Moosbeeren, die dunklen Rausch- und die schwarzen Krähenbeeren aus ihrer Umgebung herausheben.

Nun zur Südgrenze des Kreises, talauf, talab, bergauf, bergab! Da fallen uns auf den Bergrücken Buchen und Ebereschen auf, die von der Frost- und Sturmriesen rauher Gewalt, von Tors zerschmetterndem Hammer erzählen können. Erlen und Weiden kennzeichnen an Abhängen und in Tälern sumpfige Stellen, plätschernde Bäche. Hier ist das Reich der Blaubeeren, Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren und Preiselbeeren. Auch manchen eßbaren Pilz kannst du von hier mit heimnehmen. Pflücke aber auch im Herbst die glänzenden Beeren der Eberesche, die Traube des Berg- oder Hirschholunders, um damit im Winter die Not der gefiederten Freunde zu lindern. Im Sommer leuchtet an den Bergabhängen der goldgelbe Blüten Schmuck des Besenginsters und grüßen die blaßgelben Düten des Fingerhutes. Wie schön ist die Welt, „wenn der Ginster blüht am Raine!“

Zu einem interessanten Ergebnis führt eine genaue Betrachtung der Nord- und Südseite des Heidelbergerges. Während die eine Vollholzigkeit, seltenen Schuß und damit höheren Ertrag zeigt, läßt die andere die widrigen Folgen klimatischer Einflüsse erkennen. Auch formationsbiologische Beobachtungen lassen sich hier anstellen. Vergleiche Licht- und Schattenpflanzen! Steht nicht da ein Sanikelkraut, dort eine Lungenkrautpflanze, hier eine vierblättrige, giftige Einbeere? Dort glänzt das goldgelbe Auge des Bergwohlverlei, der Arnika. Wir finden auch das Salomonsiegel, die Weißwurz, die Haselwurz, den Seidelbast oder Kellerhals, die Bahnwurz; und am Langer Berge niden uns braunrote Türkenbundblüten, die das Volk Goldwurzeln nennt, freundlich zu. Da und dort begegnen uns Landleute, die im Walde Waldkreuzkraut oder Maggel suchen, um den Kindern einen heilenden Trank zu bereiten. Für all die Blumenpracht gilt das Dichterwort: „Wer kennt die Völker, zählt die Namen, die gaslich hier zusammenkamen.“ Alte Gefeuranen tragen der Blumenelfen Liebeschwüre den Baumgeistern zu.

Der Bezirk des oberen Hornschloßberges ist wegen der hier befindlichen seltenen Pflanzen und Tiere, genannt seien der Türkenbund, der Frauenschuh und der Apollosalter (Apollo mnemosyne) zum Naturschutzgebiet erklärt.

Der Wald lichtet sich. Wir stehen vor einer Bergwiese. Trotzdem sie nicht das farbensatte Aussehen alpiner Matten mit ihren würzigen Kräutern hat, ist sie doch voll schlichter Schönheit. Da summt und brummt es, und Falter gaukeln von Blüte zu Blüte. Nur wenig kann der Mensch infolge schwieriger Begeverhältnisse zur Verbesserung der Bergwiesen tun. Vielmehr muß er sich auf die alles verjüngende Kraft der Mutter Natur verlassen. Dagegen pflegt er die Wiesen der Täler und in ebeneren Gebieten, um möglichst hohen Nutzen zu erzielen. Zum Fuchsschwanz, Timothee-, Liech-, Rnäuel-, Ray-, Ruch-, Honiggras gesellen sich hier der gelbe Hahnenfuß, die blaue Glockenblume, die rote Pechnelke, die blaßrote Ruckellichtnelke, das himmelblaue Vergißmeinnicht, der rötliche Wiesenknöterich, auch Hirschzunge genannt, das weißliche Schaumkraut, da und dort der körnige Steinbrech, verschiedene Kerbel- und Kreuzkrautarten. Frühjahrssüberschwemmungen haben auch Waldbinder auf die Talwiesen verpflanzt. Wiesen mit sta-

gnierender Flüssigkeit zeigen kieselhaltige, heuverschlechternde Gräser und Sumpfsmoos und weisen auch, wie z. B. am Schipkapaf, den rundblättrigen, zierlichen *Sonnentau* auf, an dessen Blättern manch kleiner Käseher seine Neugierde mit dem Tode büßen muß.

Werfen wir bei unserem Umherstreifen nun auch einen Blick auf die Felder. Wie unsäglich schwer ist oft hier die Arbeit. Mühsam wird der Dung auf hochgelegene Felder befördert, um dem steinigen Boden kärgliche Frucht abzugewinnen. Man baut Roggen, Gerste, Hafer, Weizen neben Futtergemenge, Kartoffeln, Klee und Rüben. Da und dort findet man, durch die Not der Zeit bedingt, ein kleines Leinfeld. Früher wurde auch Lupine angebaut. Heute finden wir nur an Waldrändern die wilde, ausdauernde *Lupine*, die als treffliches Wildfutter gilt. Auf den Aekern haben sich die üblichen Unkräuter eingenistet, unter denen neuerdings, wahrscheinlich durch rumänischen Kleeamen verschleppt, die *Gabelnelke* (*Silene dichotoma*) häufig auftritt.

Bei der Wanderung durch die Ortschaften dürfen von dem Botaniker vor allem Ager, Gärten, Teiche nicht unbeachtet bleiben. Da ist ein Tümpel mit *Wasserlinsen*, an deren Wurzelhauben ganze Glockentierkolonien siedeln. In den Salzbrunner Teichen können Wassernixen auf den Blättern der See- und Teichrosen schaukeln. In den Anlagen von Görbersdorf, Salzbrunn, Charlottenbrunn läßt sich mancher Zierstrauch bewundern, der sich unseren klimatischen Verhältnissen angepaßt hat.

Nun sind wir am Ende unserer Streifzüge. Willst du tiefer hineindringen in die Pflanzenwelt unseres lieben Heimatkreises, dann teile ihn dir in kleine Abschnitte und besuche jeden zu jeder Jahreszeit. Freudig werden dich die Blumengewesen begrüßen. Manches wird dich mit seinem würzigen Duft oder seinem Namen daran erinnern, daß ihm eine Heilkraft innewohnt oder zugeschrieben wird. Da wird der Sinn dir aufgehen für das Wort Friedrich Wilhelm Webers in „Dreizehnlinden“: „Waldgewächs und Gartenblüte Trost für fressend Weh und Wunde.“ Und wenn du daheim mit einem kleinen Strauß dein Zimmer schmückst und all das Geschaute in stiller Einfuhr an dir vorüberziehen läßt, dann blicke dankbar auf zu dem, der in dir ist und in dem du bist. Dann wirfst du aber auch aus Liebe zu deiner Heimat von Herzen wünschen, daß ihre Pracht bestehen bleibe und nicht durch rohe Hände ge-

schändet werde. Du wirst dann nicht nur als Bewunderer, sondern auch als Schützer dieser schönen Heimat durch unsere Berge streichen.

Aus der Vogelwelt des Waldenburger Talkeffels.

Von Studienrat Dr. Herbert Hanke, Waldenburg.

Wer Vogelkunde aus dem Buche der Natur lernen will, muß schon die ersten schönen Tage des Vorfrühlings dazu benutzen. Erstens sind nur wenige Arten zu beobachten, zweitens kommen die ersten Zugvögel in großen Abständen, so daß man jeden Vogel eingehender kennenlernt als später. Es ist nicht notwendig, weite Spaziergänge zu machen, sondern schon auf der Schillerhöhe gibt es reichlich Gelegenheit zur Beobachtung. Dort sind es am Anfange des Jahres besonders die Meisen, Kohlmeise, Blaumeise, Schwanzmeise, die häufig begleitet von Goldhähnchen geschäftig jeden Strauch und Baum nach Puppen und überwinternden Insekten absuchen und dabei ihre zarten Lockrufe ertönen lassen. Haubenmeise, an ihrer Haube erkennbar, und die Tannenmeise mit dem weißen Nackenfleck finden wir seltener in den Anlagen, sondern meistens in ausgedehnteren Waldungen, schon im Stadtpark. Unsere anderen Stand- und Strichvögel, Sperling, Amsel, Haubenlerche, Grünsink und Goldammer findet man in den Gärten der Stadt und besonders an den Friedhöfen. Im Vorfrühling ist diese Vogelwelt noch stumm, und erst nach dem Eintreffen der Stare und der Feldlerche beginnt das eigentliche Abhören der Vogelstimmen. Nun geht es mit dem Fernglas bewaffnet möglichst frühzeitig hinaus. Wenn man den Vogel mit dem Glase erreicht und beobachtet hat, ist man beinahe ebenso froh wie der Jäger, der seine Beute erjagt hat. Wir beginnen unsere Wanderung am Ritterdenkmal. Wer dort einige Zeit stehen bleibt, ist sicher überrascht, welche Menge verschiedener Vogelgefänge er hören kann. Da hört man das „Läuten“ des Grünsinken oder auch dessen langgezogene Töne, die ihm den Namen „Schwunsch“ eingebracht haben. Der „Reitzug“ und der „Würzgebier“ Fink ist gerade auf der Friedländer Chaussee sehr häufig zu hören. Bei schlechterem Wetter ist sein Ruf „trief, trief“. Daher der Name „Schmußfink“ für den so prächtig gefärbten und so munteren Vogel. Dann hören wir hier

die „Philipp, Philipp“ oder „Hildegard, Hildegard“ rufende Singdrossel und auch die Amsel, die ähnliche volle Töne in einer längeren Gesangstrophe vorführt. Weiter hört man Töne von oft erstaunlicher Klangschönheit, denen ziemlich mühsam hervorgepreßte Töne vorangehen. Man sucht lange mit dem Glase vergeblich auf den Bäumen umher, bis man den Vogel auf halber Höhe in den Sträuchern entdeckt und an den großen dunklen Augen und an der roten Kehle das Rotkehlchen erkennt. Auf dem Telephondraht vor uns sitzt ein grüngelbes Vögeltchen, das einen Gesang hören läßt, der ziemlich an das Quietschen eines ungeschmierten Rades erinnert, es ist ein Girliß. Auf der Spitze eines Baumes oder auf einem freien Ast sitzt die Goldammer und läßt ihr einfaches Lied ertönen; oft hören wir aber nur ein kurzes „Bid“ von ihr. Zaungraswürde, Klappergraswürde, Gartenspötter und Wendehals stellen sich im Mai auch noch hier ein, so daß unsere Morgenspaziergänge immer daran krankten, daß wir nicht vom Ritterdentmal fortkommen. Aber schließlich gehen wir doch weiter und hören schon am Ende des Schloßparkes einen Gesang, der uns an das Lied des Buchfinken erinnert. Doch ist der Schluß etwas anders und die Töne sind viel zarter. Es ist der Gesang des Fitislaubfängers. Unser Weg geht nun in den Stadtpark. Unterwegs hören wir die Feldlerche, sehen auf der Straße die Haubenlerche und auf den Feldern einige Krähen, besonders Nebelkrähen und Raouenkrähen, seltener Saatkrähen. Einmal gab auch ein Wiedehopf ein kurzes Gastspiel auf den Düngerhaufen in der Nähe des Stadtparkes. Unweit des Bahndammes stehen einzelne Kiefern. Dort kann man einen Künstler in seiner Art beobachten. Ein Vogel, der in seinem Aussehen und seiner Größe einer Lerche ähnelt. Er erhebt sich 5 bis 10 Meter von seinem Sitz und läßt beim Abwärtsfliegen seine Lieder ertönen. Diese bestehen aus verschiedenen Strophen und erinnern zuweilen an das Rollen der Kanarienvögel.

Wir haben den Baumpieper vor uns, der sehr oft mit der Lerche verwechselt wird und zu dem Irrtum Veranlassung gibt, daß die Lerche auch von Bäumen herab singt. Wenn wir auf unserem Wege die Bahn überschritten haben, hören wir den Weidenlaubfänger, auch „Zilpzalp“ nach seinem Gesange genannt. Man hat bei seinem Lied die Empfindung, daß er den richtigen Anfangston verloren hat und nun beständig den Ton sucht. Auch eine größere Schar von Erlenzeisigen konnte ich mehrmals dort beobachten. Am

Dittersbacher Bahndamm stellt sich noch die Dorngrasmücke mit anderen Grasmücken ein. Im zeitigen Frühjahr findet man dort öfters Gimpel, die eifrig die Birkensträucher nach Futter absuchen. Kommt man in den tieferen Wald hinein, so verstummen die Vogelstimmen, denn im allgemeinen lieben die Vögel mehr den Waldestrand oder wenigstens die lichtereren Stellen des Waldes. Dort hören wir den Warner des Waldes, den Eichelhäher, der seinen uns nicht gerade angenehmen und dem Jäger verhassten Warnruf ertönen läßt. Unsern Rückweg nehmen wir über den Müdenwinkel nach der Mathildenhöhe. Auf den Wiesen sehen wir die weiße Bachstelze, die Schafstelze und vernehmen auch manchmal den Dreischlag der Wachtel.

Natürlich wird man bei den Sonntagswanderungen auch verschiedentlich Aenderungen des Weges vornehmen. So ist z. B. eine sehr lohnende Wanderung der Rundgang: Dittersbach, Schwarzer Grund, Schwarzer Berg, Barthelsleinweg oder Steingrund, Schiplapatz, zurück nach Dittersbach. Bei Neuhaus sieht man den großen Baumläufer, im Schwarzen Grunde zeigen sich die Gebirgsbachstelze und der kleine Baumläufer, auf dem Schwarzen Berge der Schwarzspecht und viele andere Vogelarten.

Wenn wir den Kessel nach Osten hin verlassen, wird mit der Nähe der Ebene die Vogelwelt viel artenreicher.

Im Winter sind nur wenige der gefiederten Sänger bei uns. Die Zahl der Durchzugsgäste ist verschwindend klein, da die Zugstraßen nach Beobachtungen in Sandberg-Seitendorf und Friedland östlich und westlich am Waldenburger Kessel vorbeiführen.

Zum Schluß will ich eine kurze Aufzählung der Vögel geben, die ich im Waldenburger Kessel beobachtet habe:

1. Rotkehlchen (*Erithacus rubecula* L.)
2. Garten- oder Waldrotschwanz (*Erithacus phoeniceus* L.)
3. Hausrotschwänzchen (*Erithacus titys* L.)
4. Amsel (*Merula merula* L.)
5. Singdrossel (*Turdus musicus* L.)
6. Weidenlaubvogel (*Phylloscopus collybita* Vieill.)
7. Fitis-Laubsänger (*Phylloscopus trochilus* L.)
8. Gartenspötter (*Hippolais icterina* Vieill.)
9. Mönchsgrasmücke (*Sylvia atricapilla* L.)
10. Zaungrasmücke (*Sylvia curruca* L.)
11. Dorngrasmücke (*Sylvia communis* Lath.)
12. Gartengrasmücke (*Sylvia simplex* Lath.)
13. Heckenbraunelle (*Accentor modularis* L.)
14. Zaunkönig (*Troglodytes troglodytes* L.)

15. Goldhähnchen (*Regulus regulus* L.)
16. Kohlmeise (*Parus major* L.)
17. Blaumeise (*Parus caeruleus* L.)
18. Tannenmeise (*Parus ater* L.)
19. Haubenmeise (*Parus cristatus* L.)
20. Schwanzmeise (*Aegithalus caudatus* L.)
21. gr. Baumläufer (*Sitta caesia* Wolf.)
22. fl. Baumläufer (*Certhia brachydactyla* Brehm.)
23. weiße Bachstelze (*Motacilla alba* L.)
24. Gebirgsbachstelze (*Motacilla grisea* St. Müll.)
25. gelbe Bachstelze (*Budytes flavus* L.)
26. Baumpieper (*Anthus trivialis* L.)
27. Feldlerche (*Alauda arvensis* L.)
28. Haubenlerche (*Galerida cristata* L.)
29. Goldammer (*Emberiza citrinella* L.)
30. Grauammer (*Emberiza calandra* L.)
31. Fichtenkreuzschnabel (*Loxia curvirosta* L.)
32. Rotgimpel (*Pyrrhula pyrrhula germanica* Breh.)
33. Girlitz (*Serinus serinus germanicus* Laubmann.)
34. Erlezeisig (*Spinus spinus* L.)
35. Grünfink (*Chloris chloris* L.)
36. Buchfink (*Fringilla coelebs* L.)
37. Bergfink (*Fringilla montifringilla* L.) Wintergast.
38. Hausperling (*Passer domesticus* L.)
39. Feldperling (*Passer montanus* L.) wenig häufig.
40. Star (*Sturnus vulgaris* L.)
41. Eichelhäher (*Garrulus glandarius* L.)
42. Elster (*Pica pica* L.)
43. Dohle (*Lycos monedula spermologus* Vieill.)
44. Rabenkrähe (*Corvus corone* L.)
45. Nebelkrähe (*Corvus cornix* L.)
46. Saatkrähe (*Corvus frugilegus* L.)
47. Neuntöter (*Lanius collurio* L.)
48. grauer Fliegenfänger (*Muscicapa grisola* L.)
49. Seidenschwanz (*Bombycilla garrula* L.) Wintergast.
50. Stallschwalbe (*Hirundo rustica* L.)
51. Hauschwalbe (*Delichon urbica* L.)
52. Mauersegler (*Cypselus apus* L.)
53. Biedehopf (*Upupa epops* L.)
54. Schwarzspecht (*Dryocopus martius* L.)
55. Grünspecht (*Picus viridis* L.)
56. Wendehals (*Jynx torquilla* L.)
57. Ruckuck (*Cuculus canorus* L.)
58. Wachtel (*Coturnix coturnix* L.)
59. Ringeltaube (*Columba palumbus* L.)
60. Turteltaube (*Turtur turtur* L.)

Dazu kommen noch die verschiedenen Eulen, Raubvögel und Entenvögel, bei denen ich noch nicht genau habe

feststellen können, welche Arten hier vorkommen. Man kann ungefähr mit 75 verschiedenen Vogelarten rechnen, die wir in der Umgebung Waldenburgs antreffen.

Einiges über die Schmetterlingswelt des Waldenburger Berglandes.

Von Konrektor Paul Eichhorn, Zellhammer.

Von allen Tieren haben wohl die Schmetterlinge die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Naturfreundes von jeher in besonderem Maße auf sich gezogen. Wer möchte sie missen, die heiteren, sorglosen Sonnenkinder, die, fliegenden Blumen gleich, unsere Bergwiesen bevölkern, und von deren munteren Spiel im Verein mit der glänzenden Farbenpracht sich das Auge nur schwer losreißen kann.

Unser Waldenburger Bergland mit seinen bis zur Ebene hinabreichenden Vorbergen, mit seinen tief eingeschnittenen Tälern und Schluchten, seinen oft haltsbrecherisch steilen Lehnen ist in der glücklichen Lage, nicht nur fast alle im Flachlande vorkommenden Schmetterlingsarten zu bergen, sondern es finden sich naturgemäß bei uns auch viele Formen, deren Vorkommen an eine bestimmte Höhenlage gebunden ist. Die Verbreitung der Schmetterlinge ist ja nicht nur eine horizontale, sondern auch eine vertikale.

Fassen wir dann noch ins Auge, daß wir namentlich im nördlichen Teile unseres Kreises, an zahlreichen Stellen Laubholz finden, daß in den höheren Teilen Nadelwaldungen, oft recht reichlich mit Buche durchsetzt, die Berge bekleiden, und daß endlich blumige, mit den verschiedenartigsten Kräutern als den Nährpflanzen für die Schmetterlingsraupen bestandene Wiesen und Matten nicht selten vorhanden sind, so werden wir daraus den Schluß ziehen können, daß höchstens die Arten bei uns fehlen müssen, die in ihren Entwicklungsstadien und in ihrer Lebensweise fest an ausgesprochene Sumpf- oder Heidegegenden gebunden sind.

Der Raum gestattet es nicht, hier eine ausführliche Lokal-fauna der Schmetterlinge des Waldenburger Berglandes zu geben; so sei es mir vergönnt, wenigstens auf einige Besonderheiten hinzuweisen, die dem aufmerksamen Beobachter der Natur vielleicht hier und da schon zu denken gegeben haben.

Aus dem, was vorausgeschickt, geht schon hervor, daß ein Tier in unseren Bergen nicht heimisch sein kann, das ohnehin in der Ebene nur gastweise auftritt, der Totenkopf (*etcherontia atropos*). Seine eigentliche Heimat ist der Süden. Einzelne nach hier verslogene Stücke kommen nicht in Betracht.

Dagegen sind im Zeisgrunde mit seinem reichen Bestand an Espen der gewaltige, schwarzgrünlich glänzende Eisvogel, der herrlich schimmernde Blau- und Rotschillerfalter auf feuchten Waldwegen in den Morgenstunden sicher anzutreffen. Als Einzelstücke finden sie sich dann auch überall dort, wo Espe vorkommt.

Zuweilen erfreut uns, ebenfalls im Zeisgrunde, wohl noch ein Segelfalter (*Papilio podalivius*). Seine zierlichen langen Frachspitzen, seine über sämtliche Flügel sich hinziehenden, vornehmen, schwarzen Bänder und vor allem sein eleganter, schwebender Flug erheben ihn zum Ritter unter den Tagfaltern. Leider werden ihm die Lebensbedingungen mehr und mehr entzogen. Der Vernichtungskrieg, der seitens der Landwirtschaft gegen die Schlehensträucher geführt wird, richtet sich unbewußt auch gegen ihn, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo es ihm ergehen wird wie einst seinem Verwandten, dem vielberühmten und vielumworbenen schlesischen Apollo (*Parnassius apollo*).

Wer das Glück hatte, einmal im Juni oder Juli die Gebirge Süddeutschlands oder die Alpen zu bereisen, wird entzückt gewesen sein über die riesigen, mit schwarzen und roten Flecken geschmückten Schmetterlinge, die dort noch zahlreich die höher gelegenen Matten bevölkern. Es will uns kaum glaublich erscheinen, daß diese prächtigen Tiere früher, vor etwa 60 bis 70 Jahren, auch bei uns heimisch gewesen sein sollen, daß sie, keine Seltenheiten, auch unser Bergland schmückten. Wo sind sie hin? Verdorben, gestorben! Ihnen ist der Garauß gemacht worden, teils durch die immer intensiver betriebene Forstkultur, die keine noch so verborgene Lehne unbepflanzt läßt, teils durch das unvernünftige Wegfangen dieser Tiere durch geldhungrige Sammler und Händler, die sich nicht scheuten, die Natur ihres herrlichsten Schmuckes zu berauben, um aus ihm Kapital schlagen zu können. Auch die Jugend hat mitgeholfen; denn der Apollofalter lockte wie kein anderer durch seine prächtige Färbung zum Fangen, und es war nicht schwer, ihn zu erhaschen. Sein etwas schwerfälliger, langsam flatternder Flug konnte ihn vor seinen

schnellfüßigen Verfolgern nicht retten. Obwohl andere bunte Falter auch reichlich dem Fang ausgesetzt sind, wie z. B. der Schwalbenschwanz, Admiral, Trauermantel usw., so sind diese in bezug auf die Nährpflanze dieser Raupe und hinsichtlich der Lebensweise des Falters nicht so an bestimmte Flugplätze gebunden und finden überall ihr Fortkommen.

Der Apollofalter, auch roter Augenspiegel genannt, war nach Angabe alter Sammler heimisch im Fürstensteiner-



Schlesischer Apollo oder roter Augenspiegel. *Parnassius apollo silesianus*.

und Salzgrunde, im Schlesiertal und besonders im Raben-
gebirge bei Liebau. Sonnige, steile Berglehnen, an denen
die Futterpflanze der Raupe *Sedum* (*Sedum maximum*)
zahlreich wächst, und nahegelegene blumige Bergwiesen als
Tummelplätze für die Falter sind die Grundbedingungen
für sein Vorkommen. Wie die Forstkultur, so hat auch,
wie schon beim Segelfalter angedeutet, die intensive Be-
wirtschaftung der Felder und Wiesen, die Anwendung künst-
licher Düngemittel augenscheinlich das Aussterben der Nähr-
pflanze und damit auch das Verschwinden des Apollo-
falters in erster Linie bewirkt. Einem Schmetterling, der
wie der Apollo ein echtes Sonnenkind ist, kann der Fürsten-
steiner- und Salzgrund in Folge des jetzigen hohen Baum-
bestandes und der damit verbundenen tiefen Beschattung
der Lehnen keine Existenzmöglichkeiten mehr bieten.

Wohl mögen einzelne Tiere auf der Suche nach günstigeren Plätzen sich hier und da noch einige Zeit gehalten haben; aber ihr prachtvolles Kleid, ihre verhältnismäßig geringe Flugkraft brachten ihnen das Verderben. Je seltener die Falter wurden, desto eifriger war ohne Zweifel die Jagd auf sie. So manches edle Tier fiel in die Hände der mutwilligen Schuljugend, wurde wie die Blumen gepflückt und nach kurzer Zeit weggeworfen. Zerstören ist eben leichter als Aufbauen. Das zeigte sich auch hier. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, den Apollofalter wieder einzubürgern.

Durch den Verein für schlesische Insektenkunde zu Breslau wurden im Jahre 1888 118 Stück Apolloraupe einer schwäbischen Rasse im Salzgrunde ausgesetzt. Dieselben hatten sich wohl an Ort und Stelle verpuppt, und die Puppen waren auch geschlüpft, aber eine Weiterentwicklung konnte nicht festgestellt werden. Andere Versuche durch den bekannten Entomologen und Naturalienhändler Niepelt sowie durch den Lehrer Wrobel (Birlau) sind, obwohl die Mühe der vorherigen Anpflanzung der Futterpflanze nicht gescheut wurde, ebenfalls gescheitert. Möglich, daß die zur Einbürgerung verwendeten Rassen nicht die geeigneten waren, möglich auch, daß durch die fortschreitende Kultivierung des Bodens die Lebensbedingungen für den Apollo in klimatischer Beziehung sich so grundlegend geändert haben, daß ein Wiedereinbürgern ausgeschlossen ist.

Der in der Mitte unseres Berglandes befindliche gewaltige Komplex von industriellen Anlagen mit seinen nach allen Seiten abfließenden Schmutzwässern, seinen durch eine Unzahl von Schornsteinen sich in der Luft verbreitenden Rauch- und Gasstoffen muß abtötend auf Tier- und Pflanzenwelt einwirken. Es kann hier an dieser Stelle nicht alles Für und Wider in dieser Frage erschöpfend erörtert werden; aber es ist klar, daß, wenn aus der Reihe der Faktoren, deren Endprodukt das Minimum der Existenzmöglichkeiten eines Tieres darstellt, nur ein einziger ausscheidet, alle Versuche einer Wiedereinbürgerung scheitern müssen, wenn es nicht gelingt, diesen Faktor wieder einzufügen oder durch einen gleichwertigen zu ersetzen. Die Feststellung eines solchen fehlenden Faktors ist keine so einfache Sache; sprechen doch z. B. neben der geologischen Beschaffenheit des Erdbodens, dem Pflanzenwuchs, dem Klima, so viele in ihrer Gesamtheit kompli-

zierte meteorologische Verhältnisse und oft in einer so feinen Nuancierung mit, daß dieselben sich der Empfindung und Beobachtung des Menschen oft vollkommen entziehen. So dürfte es uns wahrscheinlich nicht mehr beschieden sein, dieses herrliche Tier unser eigen nennen zu können.

Doch eine Perle unter den Apolloarten ruht noch verborgen in einsamen Schluchten unseres Berglandes, Parnassius mnemosyne, der schwarze Apollo. Schlichter im Kleide und darum weniger beachtet, ist er noch so zahlreich, daß sein Aussterben nicht zu befürchten ist. Aber wir wollen ihn, der von allen schlesischen Gebirgen sich gerade unser Bergland als Heimat ausgesucht hat, einmal in seinem intimsten Heim belauschen.

Ein sonnenheller Sonntagmorgen am Anfang des Juni findet uns schon früh gegen 7 Uhr weit hinter Reinswaldau, den Schluchten des Heidelgebirges zustrebend. Zwar hat sich der anfangs klare Himmel umzogen, das Hornschloß, der Langen- und Heidelberg stecken tief im Nebel; aber das kann uns nicht abschrecken. Bald tauchen wir in eine der vielen Schluchten, die sich in dem Gewirr von Berggruppen zwischen Heidel- und Langenberg vorfinden. Ein Hochwald nimmt uns auf. Wenige Schritte noch, und es wird lichter. Die Sonne hat die Nebel vertrieben. Nur noch einige Fäden zerflattern tief im Grunde. Vor uns liegt eine steile Berglehne, besät mit groben, scharfkantigen Steinklößen und Geröll, zwar schon mit junger Fichtenpflanzung, aber überwuchert noch von Himbeer- gestrüpp und Kesseln. Dazwischen leuchten blaue Polster von Ehrenpreis und die weißen Blütensterne der Erdbeere.

Das ist der Flugplatz von Mnemosyne. Die Sonne ist höher gestiegen. Scharf brennen schon ihre Strahlen auf die überaus steile Berghalde. Und da, da sind die ersten! Riesigen, etwas schmutzig weißen Schneeflocken gleich taumeln sie umher. Noch etwas schlaftrunken setzt sich hier und da ein Tier auf ein Himbeer- oder Kesselblatt und bietet seine ganze Flügelfläche den einfallenden Sonnenstrahlen dar, wohligh Licht und Wärme einsaugend. Zusehends wird die Zahl größer, und bald wimmelt die Lehne in ihrer ganzen Ausdehnung von den weißlichen Faltern. Darunter erblickt man hier und da dunklere Stücke. Das sind die Weibchen. Meistens sitzen die letzteren tief im Gestrüpp verborgen, und man muß schon die Stelle, wo ein aufgeschrecktes Weibchen sich niedergelassen hat, unverrückt im Auge behalten, wenn einige Aussicht auf Wieder-

finden vorhanden sein soll. Eigenartig ist die Abhängigkeit dieser Tiere von der Sonnenbestrahlung. Wenn an einem sonst heiteren Tage die Sonne durch eine vorüberziehende Wolke auf kurze Zeit verdunkelt wird, so nimmt die Lebhaftigkeit des Tagfalterfluges ab, und die meisten verbringen die kurze Zeit bis zum Wiedererscheinen der Sonne sitzend auf Blüten oder Blättern; anders aber die Mnemosyne. Mit dem Schwinden der ersten Strahlen hört das Gewimmel urplötzlich auf. Wie mit einem Zauberstrich ist alles verschwunden, und selbst bei angestrengtem Suchen gelingt es nicht, eines der Tiere aufzufinden. Tief in dem Gewirr von Halmen verborgen, mit zusammengeklappten Flügeln, sitzen sie, des Augenblicks harrend, wo die Sonne wieder hinter der Wolke hervortritt. So plötzlich als sie verschwunden, sind sie wieder zur Stelle und beginnen von neuem ihr rastloses Spiel, bis die nächste Wolke sie ebenso überraschend schnell wieder verschwinden läßt.

Es liegt auf der Hand, daß Tiere, die eine solche Abhängigkeit vom Sonnenlichte zeigen, ihrer erdgeschichtlichen Entstehung nach nicht Epochen angehören können, in denen die Bestrahlung und Erwärmung der Erdoberfläche noch unvollkommen war. Sind ja doch unter den Insekten die Schmetterlinge und unter diesen wieder besonders die Tagfalter so an Licht und Wärme und bezüglich ihrer Nahrungsaufnahme so an Pflanzen und Blüten gebunden, daß ihr Auftreten nur in jüngeren geologischen Zeitabschnitten erfolgt sein kann. Unsere Mnemosyne ist ein schlagender Beweis hierfür.

Doch lenken wir unser Auge auf ihren Flug. Eigentümlich flatternd und unregelmäßig, manchmal scheinbar taumelnd, erinnert er an den Flug der Weißlinge. Und nur wenn hier und da ein Tier von der Höhe in die Tiefe mit weitgebreiteten regungslosen Flügeln in ruhigem Bogen hinabsteigt oder wenn ein Männchen auf der Suche nach einer Gefährtin rastlos auf und ab eilt, verrät uns der Flügelschlag die edle Verwandtschaft mit den Rittern unter den Tagfaltern.

Wie nur wenige Schmetterlinge bindet sich die Mnemosyne eng an ihren Flugplatz. Nur selten verläßt sie die von ihr gewählte Lehne und auch dann nur, um auf der allernächst gelegenen Bergwiese hier und da auf einer Blüte zu saugen. Wenige Jahre und die aufwachsende Fichtenschonung überschattet die niederen Kräuter, die Fut-

terpflanzen der Raupen *Corydalis cava* und *solida* sterben ab, und wieder hat der schwarze Apollo ein Heim verloren; aber nicht weit, an irgendeiner anderen Stelle ist der Hochwald inzwischen geschlagen, der kahle Felsboden hat sich mit allerhand Grün bekleidet, und hier finden wir sie dann wieder.

So kommt es, daß z. B. vor weniger als einem Jahrzehnt die Falter noch in großen Scharen am Hornschloß in der Nähe des Hirschtors anzutreffen waren, heute aber fast ganz von dort verschwunden sind, so daß mancher vielleicht schon an ihr Aussterben gedacht hat. Das trifft glücklicherweise nicht zu; denn die *Mnemoshyne* ist auch auf dem Buchberg, Wildberg und sogar vereinzelt am Hochwald zu finden. Aber das sind nur Ausläufer ihres Verbreitungsgebietes; denn das eigentliche Zentrum wird stets die Gegend um das Hornschloß bleiben. Nirgends in unserem Berglande sind wie gerade hier die Grundbedingungen für ihr Vorkommen gegeben, steile, starker Sonnenbestrahlung ausgesetzte geschützte trockene Abhänge, auf denen zwischen den groben, kantigen Felsblöcken die Nährpflanzen gedeihen können. An sanften, mit Gras bewachsenen Lehnen sucht man das Tierchen vergebens.

Die schlesische *Mnemoshyne* ist von der in anderen Gegenden Deutschlands vorkommenden um Weniges verschieden. Dies und ihr eng begrenztes Verbreitungsgebiet bedingt ihren höheren Wert bei den Sammlern. Und das war auch der Grund, weshalb in früheren Jahren am Hornschloß oft die mörderischen Netze von Leuten geschwungen wurden, die vom Schmetterlingsfang nichts verstanden, die im Auftrage gewissenloser Händler wahllos jedes Tier einfingen, um dann die gefüllten Schachteln für geringes Entgelt abzuliefern. Da der größte Teil der Schmetterlinge durch unsachgemäße Behandlung beschädigt war, mußten viele weggeworfen werden. So sind Tausende dieser schönen Falter nutzlos vernichtet worden. Durch die fürstliche Forstverwaltung ist der Fang später verboten worden, und so ist zu hoffen, daß unseren Bergen dieser interessante Schmetterling erhalten bleiben wird.

Stunden sind wie im Fluge dahingeeilt. Die Sonne ist auf ihrem Höhepunkte angelangt, und wir verlassen die einsame Schlucht, um den Rest des Tages in froher Wanderung über den Langenberg und das Hornschloß hinab nach dem Reimsbachtale zu verbringen. Soll uns doch gegen Abend noch eine zweite Ueberraschung geboten werden.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichen wir, das lieblich im Tale eingebettete Langwaltersdorf durchquerend, eine üppige, am Rande des hohen Waldes gelegene Wiese. Es ist etwa 8 Uhr abends. Die Sonne ist bereits hinter den Wipfeln verschwunden. Doch wir kamen etwas zu früh; denn der Schmetterling, den wir jetzt noch belauschen wollen, ist ein Muster von Pünktlichkeit. Wir wissen aus Erfahrung, daß vor $1\frac{1}{2}$ 9 Uhr kein Tier zu erblicken sein wird. Ein alter Baumstumpf am Rande des Waldes lockt zum Ruhen. Das halbe Stündchen ist schnell verstrichen. Leise Dämmerung liegt über den Halmen und Blüten, die im Abendwinde hin und her schwanken.

Da auf einmal tanzen hier, — jetzt da, — und jetzt dort, — und bald überall weiße Punkte über den Spitzen der Grashalme. Sind es die Köpfchen der Wucherblumen, die der Wind auf und ab schaukelt? Wir springen auf und treten dicht an den Wiesenrand. Nun können wir's deutlich sehen. Weiße Schmetterlinge bewegen sich dort gespensterhaft in eigentümlich pendelndem Fluge über der Wiese. Nicht ziellos durcheinander! Jedes Tier hält eine bestimmte Stelle inne, und an dieser schwingt es sich wie das Pendel einer Uhr rastlos hin und her, dann wieder blitzschnell verschwindend, um an einer anderen Stelle dieselben Bewegungen zu wiederholen.

Der Hopfenspinner, *Hepialus humuli*, hält seinen Hochzeitsflug. Es ist ein wunderbarer Anblick, die zahllosen, sich alle ganz gleichmäßig hin und her schwingenden Tiere zu beobachten. So eigentümlich ist das Bild, daß selbst dem Laien dieser Pendelflug schon aufgefallen ist, und daß in England, wo dieser Schmetterling besonders häufig auftritt, das Volk ihm den Namen Gothmoth, d. h. Geistermotte, gegeben hat.

Die Weibchen fassen infolge ihrer einfachen gelblichen Farbe in der Dämmerung weniger auf, obwohl man auch sie bei genauerem Zusehen bemerkt. Dagegen schmückt die Männchen auf der Oberseite ein leuchtendes silbernes Weiß, das in der Dunkelheit fast einen phosphoreszierenden Schein ausstrahlt. Die Unterseite ist beinahe einfarbig schwarz. Wenige Minuten, und die Liebenden haben sich gefunden. Der Flug beginnt schwächer zu werden, und nach etwa einer halben Stunde ist alles wieder leer. Der Spuk ist verschwunden, um sich am nächsten Abend mit derselben Pünktlichkeit zu wiederholen.

Wer den Flug des Hopfenspinners beobachten will, suche sich in der Zeit von Anfang bis Mitte Juni eine etwas feuchte, üppige Wiese auf und finde sich dort, wenn das Gras in voller Blüte steht, ein. Von 1/29 bis kurz nach 9 Uhr dauert der Flug. Später sind nur noch einige Nachzügler zu sehen.

Die Weibchen verstreuen die Eier ins Gras. Die Raupen leben von den Wurzeln und können in manchen Jahren schädlich werden. Die Gattung, zu denen der Hopfenspinners gehört, zählt zu den merkwürdigsten und zugleich zu den ältesten unter den Schmetterlingen. Die ganze Körperrkonstruktion dieser Tiere, der überlange Hinterleib, die langen, schmalen, gerundeten Flügel, die verkümmerten oder ganz fehlenden Mundteile, die starken, zottigen Füße im Verein mit dem unterirdischen Leben der Raupen weisen auf die graue Vorzeit zurück. Daneben bietet diese Gruppe noch andere Eigentümlichkeiten. Mit Ausnahme ihres kurzen, kaum eine halbe Stunde währenden Fluges sind die Tiere äußerst träge und durch keine noch so energische Störung zum Fliegen zu bringen. Die Weibchen suchen die Männchen, eine Extravaganz, die wohl auch hier und da in der Geschichte der Menschheit nicht ohne Beispiel ist. Kaum etwas über 200 Arten, die über die ganze Erde sich verteilen, sind gegenwärtig bekannt; und es scheint, als sei das, was von dieser interessanten Gruppe noch vorhanden ist, der Rest einer längst untergegangenen Fauna, die vor Millionen von Jahren in den gewaltigen Farnwäldern und Mooren heimisch war, zusammen mit den abenteuerlichen Gestalten der Drachen der Urzeit.

Nur Weniges aus der Schmetterlingswelt unseres Waldenburger Berglandes konnte ich hier dem Leser vorführen. Noch vieles bietet sich dem aufmerksamen Auge dessen, der sehen will.

Quellen. Sitz: Palaearkten. Spuler: Die Schmetterlinge Europas. Dürst: Parnassius mnemosyne benacensis. Nevelt: Schlesiens Parnassier. Notizen von Lehrer Brobel, Grlau.





XII. Heilstätten unseres Berglandes.

Aus Salzbrunns Vergangenheit.

Von Konrektor H. Baer, Ober-Salzbrunn.

Wer im Jahre 1921 an der 700-Jahrfeier der Gemeinde Ober-Salzbrunn teilnahm und die bunten Bilder des vorzüglichen Krickeschen Festspieles an seinen Augen vorüberziehen sah, der wird einen Hauch des Geistes aus Urbäertagen verspürt haben. So wie wir es dort sahen, mögen einst die deutschen Ansiedler, die Herzog Heinrich der Bärtige aus den Meißener Landen herbeirief, auf der Heerstraße von Reichenau her in unser Tal vorgedrungen sein, in dem der Salzbach unter Urwaldbriesen dahinrauschte. Freilich wird ihr Zug nicht so farbenfroh ausgesehen haben wie im Festspiel, denn es war ja vielfach die Not, die sie aus der Heimat trieb. Dennoch werden jene deutschen Bauern die frohe Hoffnung auf ein besseres Los in der neuen Heimat im Herzen getragen haben. Das klingt uns jedenfalls aus alten Volksliedern jener Zeit entgegen.

Sicherlich hat der Salzborn, der schon damals im Urwald sprudelte und Hirten und Jägern nicht unbekannt war, die Veranlassung gegeben, daß Herzog Heinrich gerade diese Stelle des mächtigen Grenzwaldes für die Anlage eines Siedlerdorfes auserkahl. Er allein hatte andererseits auch nur das Recht, eine Siedlung im Grenzwald zuzulassen, sonst war der Urwald eben in seiner Eigenschaft als Schutz der Grenze unantastbar.

Was nun der Gemeinde Ober-Salzbrunn das Recht gab, im Jahre 1921 auf ein siebenhundertjähriges Bestehen zurückzublicken, ist der Umstand, daß nach einer Urkunde aus dem Jahre 1221 das Dorf Banke bei Frankenstein durch Herzog Heinrich nach Salzbrunner Recht ausgesetzt wird. Also muß Salzbrunn damals schon bestanden haben.

Es dürfte auch kaum zweifelhaft sein, daß die Bauern, die sich hier ansiedelten, aus der Meißner Gegend stammten. Jedenfalls haben wir dafür recht gewichtige Anhaltspunkte. Wer durch Thüringen und Franken wandert, der wird sich in manchem langgestreckten Bauerndorf so vorkommen, als befände er sich im lieben Schlesierlande; so lebhaft erinnern ihn die im geschlossenen Viereck angelegten Bauerngehöfte an die unsrigen.

Heinrich I. brachte auch Teile der Markgrafschaft Meissen durch kriegerische Unternehmungen an sich. Da lag es nahe, dortige Bauern, die nach deutschem Erbrecht nicht Grund und Boden erwerben konnten, zur Auswanderung nach Schlesien zu bewegen.

Recht wertvolle Quellen für geschichtliche Forschung sind immer Volkslieder, Sagen und Sprüche, die sich durch mündliche Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. Da ist es nun recht bedeutsam, daß heute noch unsere Hütungen einen Vers singen, der echt thüringisch-fränkisch ist. Er lautet:

Brieh, Feuerla, brieh!
Mer hütta garne Rieh,
Mer hütta garne Klenne Ziega,
wenn mer kin beem Feuerla liega.
Brieh, Feuerla, brieh!

Es sei erlaubt an dieser Stelle gleich einige andere Hütensprüche unserer Gegend aufzuzeichnen, die gewiß auch über ein ehrwürdiges Alter verfügen.

Riehla, Riehla, weede,
Doas is meine Freede,
Doas is meine Herzenslust,
Wenn doas Riehla weeda muß.

Horei, horei!
Dam Wege nei!
Horei, horei, ho!

Weedoa, weedoa!
weedoa holla ho!

Horei, horei!

Treibt der faula Riehhirte ei?
Es muß a fauler Riehhirte sein,
Denn a treibt zu zeitig ei!

Michaellis is vorbei,
doas Hitta is frei,
doa hitt ich donieber,
doa hitt ich donaus
und hitte da Bauern de Wiese vunst aus.

Salzbrunn war zunächst ein kleines Lehen der schlesischen Herzöge. Das heißt, der Herzog hatte einem verdienstvollen Ritter die Verteilung der Dorfflur überlassen und ihn mit den Rechten des Dorfrichters (Schultheißen, Schulzen) ausgestattet. Ein solches Rittergeschlecht, das in Salzbrunn ansässig war, war das der Herren von Salzborn, von denen uns zwei Brüder, Konrad und Albrecht, noch in einer Urkunde aus dem Jahre 1411 erwähnt werden. Der Name berechtigt zu der Annahme, daß ein Ritter dieses Geschlechts der Gründer des Dorfes gewesen ist.

In der Folgezeit tauchen dann mehrere adlige Familien in Salzbrunn auf. Es müssen also mehrere Lehnsgüter vorhanden gewesen sein, was sich aus der fortschreitenden Besiedlung des Salzbachtales erklären läßt. Gewisse Anhaltspunkte lassen noch heute darauf schließen, wo sich solche rittermäßige Besitzungen befunden haben. In erster Linie gehört dazu der frühere „Lehnhof“, jetzige „Bergfrieden“. Alsdann kommt in Frage das jetzige Grundstück des „Preussischen Hofes“, zu dem früher ein größeres Gut gehörte, das noch im 16. Jahrhundert im Besitz eines Ritters von Schellendorf war.

Diese niederen Adligen, die zuerst unmittelbare Lehnseinkünfte der schlesischen Herzöge waren, gerieten im 14. Jahrhundert in Abhängigkeit von der Herrschaft Fürstenstein. Besonders verstand Janko von Choticmirz, der am Anfang des 15. Jahrhunderts auf dem Fürstenstein saß, das „Bauernlegen“. Von jener Zeit an wird Salzbrunn immer als zu Fürstenstein gehörig bezeichnet.

Bergegenwärtigen wir uns nun einmal das Dorfsbild von Salzbrunn aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Zu beiden Seiten des Salzaches liegen die im Viereck erbauten Bauernhöfe. Sofern sie auf einer Anhöhe errichtet sind, liegen sie nur wenige Schritte, sonst bis 50 Meter von seinem Lauf entfernt, um bei Ueberschwemmungen nicht

in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Zwischen dem Salz-
bach und den beiderseitigen Gehöften breitet sich die grüne
Aue aus, auf der der ganze Viehbestand des Dorfes vom
Kind bis zum kleinsten Federvieh von den Dorfshirten ge-
weidet wird.

Als sich dann infolge fortgeschrittener Arbeitsteilung
Handwerker im Dorfe niederlassen wollen, da weist ihnen
der Grundherr auf der Aue ein Fleckchen zu Haus und
Garten an. So wird die Aue besiedelt.

Unter den Hussitenkriegen, die Schlesien sonst arg mit-
genommen haben, hat Salzbrunn scheinbar weniger ge-
litten. Das mag dem Umstande zu verdanken sein, daß
der damalige Besitzer von Fürstenstein infolge seiner Be-
kanntschaft mit hussitischen Edelleuten in deren Lager ver-
kehrte, und man deshalb seine Besitztümer verschonte.

Seit 1509 waren die Herren von Hochberg auf Fürsten-
stein die Grundherren von Salzbrunn. Sie bekannten sich
bald nach Luthers Auftreten zu seiner Lehre. Es ist des-
halb ihrem Einflusse zuzuschreiben, daß die Bewohner der
zur Herrschaft Fürstenstein gehörigen Ortschaften bald zum
Protestantismus übertraten. Schon 1525 wirkt an der
Kirche in Salzbrunn ein evangelischer Geistlicher, Georg
Schlosser.

Der 30 jährige Krieg hat auch das vordem blühende Dorf
Salzbrunn zugrunde gerichtet. Die Burg Fürstenstein war
bald in Händen der Kaiserlichen und bald in denen der
Schweden. In den umliegenden Dörfern hauste die ver-
wülbte Soldateska. Größere Schlachten sind zwar in der
hiesigen Gegend nicht geschlagen worden. Die Heerhaufen
begnügten sich damit, dem gegenüberliegenden Gegner die
Quartiere abzubrennen, die Brunnen zu zerstören und die
Nahrungsmittelzufuhr abzuschneiden. So hatte die Ein-
wohnerschaft am meisten zu leiden. In Ober-Salzbrunn
befanden sich nach dem Kriege in 20 Gütern noch sieben
Pferde und vier Rüge, und Nieder-Salzbrunn hatte nur
3¼ Scheffel über Winter gesät. Das sagt am besten, was
aus dem blühenden Bauerndorfe geworden war.

Allerdings muß es sich erstaunlich schnell erholt haben.
Bereits im Jahre 1653 wird es im Protokoll der Kaiser-
lichen Kommission, die die evangelische Kirche schließen
sollte, als „ein stattlich bewohntes Dorf von einer Meile
Länge“ genannt.

Damit ist bereits dessen Erwähnung getan, was die
evangelischen Einwohner Salzbrunn's — und das waren so

ziemlich alle — dem österreichischen Herrscherhause nie haben vergessen können.

Kaiser Ferdinand ließ die während der Reformation evangelisch gewordenen Kirchen in den Erbfürstenthümern Schweidnitz und Jauer einziehen. In Salzbrunn erschienen die kaiserlichen Kommissarien am 22. Dezember 1653 und schlossen die Kirche zu. Pastor Thilo mußte sein Amt niederlegen und mit ihm die evangelischen Lehrer. In den folgenden Jahrzehnten wallten die Salzbrunner bis nach Schweidnitz, um in der Friedenskirche am Gottesdienst teilzunehmen. Oft war es ihnen nicht möglich, dort einen Platz zu bekommen; denn es strömten da zuweilen 20 000 Menschen zusammen. Seit 1709 hielten sich dann einige Salzbrunner zu der durch die Ultranstädter Konvention neu gegründeten Landeshuter Gnadenkirche.

Ebenso traurig stand es um die Schulverhältnisse. Es wird uns da allerdings von einem katholischen Schullehrer berichtet, der in Ermangelung von Schülkindern seines Bekenntnisses evangelische Schulkinder unterrichtete und sogar gestattete, daß diese die Bibel mit in die Schule brachten und darin lasen.

Kirchen- und Schulverhältnisse änderten sich mit einem Schlage zugunsten der unterdrückten Protestanten, als Friedrich der Große von Schlesiens Besitz ergriff. Er gestattete dem Grafen Hochberg, soviel evangelische Geistliche und Lehrer in seinen Besitzthümern zu halten, als er wolle. Schon 1742 wurde nun auch der Bau einer evangelischen Kirche ins Werk gesetzt.

In den schlesischen Kriegen wiederholte sich für die hiesige Gegend vielfach das Schicksal des 30jährigen Krieges. Die Ortschaften um Fürstenstein werden durch Plünderungen und Kontributionen ausgesogen bis zum Jahre 1763. 1745 liegen in Salzbrunn 2000 Mann vom österreichischen Korps des Generals André. Sie erpressen binnen acht Tagen 5000 Gulden und plündern den Ort bei ihrer Flucht vor den Preußen vollständig aus. 1757 werden die hiesigen Dörfer zweimal mit starker österreichischer Einquartierung beglückt, einmal nach der Schlacht bei Kollin und dann nach Leuthen. Wiederum werden sie von Oesterreichern überschwemmt, als diese die befestigten Stellungen Fouqués bei Landeshut genommen hatten, und nochmals im September desselben Jahres, als Daun sein Lager auf dem Zeisberg aufschlug. Was dann noch als Nachlese in den Dörfern übrig blieb, holen 1761 die Russen. Als



Elisenhalle in Bad Salzbrunn

Phot. Anders.

dann nach dem Frieden von Hubertusburg die Kriegsmagazine aufgelöst und Heeresgut billig an die Bewohner abgegeben wird, sind die hiesigen Einwohner nicht in der Lage, etwas zu erwerben.

Wieweit die Salzbrunner Bauern an dem Aufstand, der im Jahre 1785 in den Dörfern der Herrschaft Fürstenstein ausbrach, beteiligt waren, konnte ich nicht feststellen. Bei dem Umfang, den die Unruhen annahmen, darf man voraussetzen, daß auch sie die Hand- und Spanndienste verweigert haben.

Wie in den meisten Gebirgsdörfern, so hatte auch in Salzbrunn die Handweberei recht bedeutenden Umfang angenommen. Im Jahre 1832 zählt man hier „Handweberei auf 130 Stühlen“. Die Weber wohnten ausschließlich in den Auenhäusern, und noch heute ist hier ein Webstuhl im Gange. Am 6. April 1793 brach beim Wochenmarkt in Waldenburg ein Aufstand der Weber gegen die Garnhändler aus, an dem sich auch Salzbrunner Weber beteiligt haben dürften.

In den Unglücksjahren 1806/07 wird unser Ort wieder durch Beitreibungen der Franzosen, als diese Schweidnitz belagerten, heimgesucht. Ja, die Felder zwischen Adelsbach und Salzbrunn waren sogar der Schauplatz eines Gefechts zwischen den preußischen Streiftruppen unter den Majoren Lesthin und Stöbel und dem französischen General Desebre am 15. Mai 1807. Die Preußen, die es nur darauf abgesehen hatten, den Feind hier und da zu belästigen, wichen vor der Uebermacht in die Berge zurück.

Am 26. Juni 1842 zündete ein Knecht aus Rache das Bauerngehöft an, welches sich auf dem Grundstück des jetzigen Gasthofes zum Feldschlüssel befand. Das Feuer griff, vom Südwestwind angefacht, so rasend um sich, daß es bis Nieder-Salzbrunn 14 Bauerngüter, 2 Handfröhnerstellen und 16 andere Häuser einäscherte. Auch das Schulhaus in Nieder-Salzbrunn wurde ein Raub der Flammen. Die schwer geschädigten Besitzer werden von allen Seiten reichlich unterstützt; auch die Königin Elisabeth von Preußen sendet ihnen 400 Taler. Die weitere Entwicklung Ober-Salzbrunns fällt mit der des Bades zusammen.

Bad Salzbrunn.

Von H. Baer.

Im Jahre 1597 weilte der berühmte Arzt Kaspar Schwenkfeld aus Hirschberg auf Schloß Fürstenstein und wurde bei dieser Gelegenheit mit dem Oberbrunnen in Salzbrunn bekannt. Er gab dann im Jahre 1601 eine Schrift heraus, in der er auf die Heilkraft des Brunnens aufmerksam machte. Die Zeit schien jedoch noch nicht gekommen, daß der Brunnen der Menschheit als Heilquelle nutzbar gemacht werden sollte. Von den Ortseinwohnern wurde er gehegt und gepflegt, man trank ihn zur Erquickung und verwendete ihn als Heilmittel. Sonntags versammelten sich die Einwohner Salzbrunn's am Brunnen, tranken und plauderten wie anderwärts in der Dorfschenke. Als Wahrzeichen des Ortes nahm man ihn ins Gemeindesiegel auf, in dem er noch heute zu sehen ist. Sonst aber kümmerte sich niemand um ihn.

Erst am Anfang des 19. Jahrhunderts wandten mehrere Aerzte der Umgegend den Brunnen mit Erfolg an und fanden bald Nachahmer in weiteren Kreisen. So kam es denn, daß man mit dem Versand des Brunnens begann. Im Jahre 1812 erschienen dann die ersten Kurgäste, deren Zahl nach den Befreiungskriegen ständig wuchs.

Wenn die Kurgäste, die jetzt in Sommertagen bei den Klängen unserer lieben Bergtabelle unter schattigen Bäumen lustwandeln, einmal 100 Jahre zurückverjagt würden, sie vermöchten sich schwerlich zurechtzufinden. Ein Haus könnte ihnen allerdings als Wegweiser dienen, weil es sein Aussehen kaum verändert hat, es ist das Wiesenhaus. Dieses ehrwürdige Altertum Salzbrunn's ist bereits 1623 erbaut. Sein erster Besitzer war ein Gerber Adam Salzborn. Wir dürften in ihm einen Nachkommen der ehemals abligen Familie Salzborn vor uns haben, die mit der Entstehung unseres Ortes, wie bereits erwähnt, aufs engste verknüpft ist. Das Wiesenhaus gehörte am Anfang des vorigen Jahrhunderts zur Pappelschenke, die oberhalb des jetzigen Musikpavillons stand. Dr. Zemplin, der verdienstvolle erste Brunnenarzt und eigentliche Begründer des Bades Salzbrunn, erwarb bei günstiger Gelegenheit diese Schenke, und gewann so Raum, um überhaupt erst eine Promenade anlegen zu können. Im Wiesenhaus bezog er selbst Wohnung und nahm auch Kurgäste darin auf. Er hat durch seine Schriften und durch seine ärztliche Tätigkeit dazu bei-

getragen, daß sich Salzbrunn zu einem Kurort von seiner jetzigen Bedeutung entwickeln konnte. Seinem Einflusse ist es zuzuschreiben, daß sich die Bewohner Salzbrunn's immer mehr darauf einstellten, Kurgäste aufzunehmen. Als erstes Logierhaus wird ein Gebäude der ehemaligen Pappelschenke eingerichtet und Pappelhof genannt. Die Schankgerechtigkeit des Gasthauses ging auf die Demuthmühle über, die an der Stelle des jetzigen Luisenbades stand. Der Müller Demuth, ebenfalls ein um das Emporkommen des Bades rege bemühter Mann, richtete auch einen Speisesaal für Kurgäste ein. Im Jahre 1821 wurde der Gasthof zur Sonne erbaut, in dem auch ein Mineralbad untergebracht war. Als die ältesten Gasthöfe werden uns ferner genannt: der Oberkretscham, jetzige Gerichtskretscham, und die Preussische Krone. Sie ist das Geburtshaus Gerhart Hauptmann's, der hier am 15. November 1862 als jüngster Sohn des Gasthofbesizers Robert Hauptmann das Licht der Welt erblickte. Hier spielt auch die Handlung seines Dramas „Fuhrmann Henschel“, nach dem die frühere Kutscherstube des Hotels und die jetzigen Weinstuben ihren Namen erhalten haben. Gerhart Hauptmann ist als Dichter viel zu groß, um hier gewürdigt werden zu können. Nur eins sei erwähnt: er hat die schlesische Mundart auf die Bühne gebracht und damit seine Heimat für immer geehrt.

Um allen Ansprüchen der sich mehrenden Kurgäste gerecht werden zu können, tauschte die Fürstliche Verwaltung nach und nach alle Bauerngüter an, die im Kurbezirk lagen. An ihrer Stelle wurden Logierhäuser und Kuranlagen geschaffen. So entstanden die herrlichen Anlagen in Salzbrunn's nächster Umgebung.

Bereits im Jahre 1820 wurde die Bergkapelle gegründet, die sich bald allgemeiner Beliebtheit erfreute, und bis heutigen Tages ein Zugmittel des Bades bildet. In den Jahren, als die Zahl der Kurgäste noch gering war, brachte sie jedem neuangekommenen Kurgast vor seiner Wohnung ein Ständchen. Er war dafür moralisch verpflichtet, ein Trinkgeld nicht unter einem Taler zu spenden.

Im Jahre 1821 wurde auch ein Kurtheater eröffnet. Es war zuerst im „Deutschen Hause“, welches heute noch unterhalb der Kuranlagen an der Hauptstraße steht, untergebracht. Später siedelte es in ein besonderes Theatergebäude über, welches dort errichtet worden war, wo jetzt der mächtige Bau des „Schlesischen Hofes“ thront. Der

geschmackvolle Kokoslokal, in dem sich jetzt das Kurtheater befindet, wurde erst 1890 eröffnet.

Die Elisenhalle, die nach der damaligen Kronprinzessin, späteren Königin Elisabeth, so genannt wurde, weil sie in Salzbrunn die Kur gebraucht hatte, wurde auch bereits in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaut.

Im Jahre 1901 wurde das Luisenbad eröffnet. Es ist ein außen und innen künstlerisch vollendet durchgeführter Bau. Die Badezellen sind aufs beste ausgestattet und mit den neuesten Einrichtungen versehen.

Von den Einrichtungen des Bades, die Heilzwecken dienen, seien noch folgende genannt:

Im Südflügel des „Schlesischen Hofes“ sind die Inhalatorien untergebracht. Die Kranken atmen hier, je nach ärztlicher Vorschrift, zerstäubten Oberbrunnen oder ätherische Öle ein, um erkrankte Atmungsorgane zu heilen.

Das pneumatische Institut befindet sich neben dem Kurtheater. Es dient dazu, die Atem- und damit die Herzthätigkeit zu regeln. Man atmet deshalb verdichtete Luft ein, die bis in die feinsten Verästelungen der Lungen eindringt.

Im Kurpark selbst befinden sich zwei Gurgelhallen.

Von den Gebäuden sei nun noch der „Schlesische Hof“ besonders erwähnt, der infolge seiner Lage und Mächtigkeit den gesamten Kurbezirk beherrscht. Etwa 130 Zimmer stehen hier Kurgästen zur Verfügung, und es sind alle Einrichtungen vorhanden, um auch den verwöhntesten Ansprüchen gerecht zu werden. Mit diesem erstklassigen Hotel übertrifft Salzbrunn alle anderen Bäder Schlesiens. Seine glänzendsten Tage sah der „Schlesische Hof“ wohl im September 1913, als während des Kaisermanövers der damalige deutsche Kaiser und der König von Griechenland hier ihr Quartier hatten.

Nun begleite mich der Leser noch im Geiste den Hans-Heinrich-Weg hinauf, der sich in Windungen zur Wilhelmshöhe emporschlingt. Vom Kurpark schweben die Klänge der Bergkapelle herüber, und wir steigen gemächlich bergan. Bei jeder Wegbiegung bietet sich uns ein anderes Bild. Die Dächer des Bades ragen zwischen Baumwipfeln empor, dann verschwinden sie. Rechts und links breiten sich Bergwiesen aus, auf denen Bestände von Nadelbäumen oder Ziersträuchern dem Auge Ruhepunkte bieten. Bei dem sogenannten „Zellen“ verlassen wir den Weg und steigen links in einem Seitengänge zur freien Höhe des Wachtberges empor. Lange stehen wir hier, um das herrliche Bild in uns aufzunehmen,

das sich uns darbietet. Da liegt unten im Thal die lange Häuserreihe von Salzbrunn, abgeschlossen durch die beiden Nieder-Salzbrunner Kirchen. Dahinter tauchen aus dunklen Wäldern die Thürme des Fürstensteiner Schlosses empor. Weiter westwärts erscheinen die Siegeshöhe von Hohenfriedeberg und die Bockenheimer Berge. Zwischen Hochwald und Sattelwald grüßt die Schneekoppe herüber. Wenn wir uns nun nach Osten wenden, so liegt im Vordergrunde, eng an den Berg geschmiegt, die Kleinsiedlung, Ober-Salzbrunn's jüngstes Kind. Damit zusammen hängt der Ortsteil Sandberg. Seine rauchenden Schloten und das Hämmern und Dröhnen, das zu uns herüberdringt, verraten uns die rastlose Industrie. Ganz in der Ferne schließen unser alter Zobten mit seinen Spießgesellen Geiers- und Röltzchenberg das Bild ab. Uns wird so wohl hier oben auf freier Höhe. Das ruhelose Hasten der Menschen, ihr Neid und Streit liegen so tief unter uns. Hier oben sind wir frei. Es ist, als könnten wir heimlich Zwiesprach halten mit den Seelen, die durchs Weltall schweben. Und so hat die Gemeinde Ober-Salzbrunn auch diesen Platz für das Ehrendenkmal in Aussicht genommen, das sie ihren gefallenen Helden errichten will. Wer nun Bad Salzbrunn noch von Westen her betrachten will, der steige in dunklen Tannengängen an den Schwedenteichen vorbei zur Prinzenhöhe empor. An ihrem Fuße liegt nach Norden zu die Schweizerei „Idahof“. Im Süden blickt man durch das Salzachtal über Neu-Salzbrunn und Weißstein ins rauchende Waldenburger Industriegebiet, und dahinter erheben sich als Grenzwall gegen das Tschechenland die Waldenburger Berge.

So haben wir Salzbrunn gesehen, wie es ward und ist. Möchten seine Quellen nie versiegen und seine Schönheit nie vergehen!

Die Salzbrunner Heilquellen.

Von A. Baer.

Der Quelle, die schon im Urwald sprudelte und Salzbrunn den Namen gegeben hat, ist bereits im vorigen Abschnitt gedacht worden; es handelt sich dabei unzweifelhaft um den Oberbrunnen. Während nun in unseren Tagen eigentlich nur noch vier Quellen in Gebrauch sind, nämlich

Oberbrunnen, Kronenquelle, Mühlenbrunnen und Marthaquelle, hat es in früheren Zeiten deren eine größere Anzahl gegeben. Es seien genannt: der alte und der neue Heilbrunnen, der Wiesenbrunnen, der Heinrichs- und der Sauerbrunnen, die unmittelbar am Salzbad in den jetzigen Kuranlagen hervorquellen; ferner der Sonnenbrunnen im Hotel zur Sonne und der Kramerbrunnen im jetzigen Logierhaus „National“. Außerdem traten noch eine Reihe ungefaßter Quellen im Garten der Mühle zutage, die in der Nähe des jetzigen Luisenbades gestanden hat. Sie werden jetzt zu Badezwecken verwendet. Der Sauer- und Heinrichsbrunnen, die in der Nähe des Oberbrunnens flossen, dem sie auch im Gehalt sehr ähnlich waren, sind bei der Quellenfassung mit diesem zusammengelegt worden. Der Sonnen- und Kramerbrunnen sind wegen zu geringer Ergiebigkeit zugebedt worden.

Es erscheint interessant, sich die Entstehung der Heilquellen zu erklären. Wenn wir die geologischen Verhältnisse der Umgebung von Bad Salzbrunn betrachten, so finden wir fast überall Konglomerate von Tonschiefer und Sandstein vor. Wo der Fels zutage tritt, erkennt man, daß er senkrecht oder steil schräg geschichtet ist. Deshalb vermag das Oberflächenwasser leicht einzudringen. Aus dem Erdinnern tritt ihm Kohlensäure entgegen, die es aufnimmt. So gewinnt es die Fähigkeit, Gesteine anzugreifen, d. h. mineralische Bestandteile aufzulösen; es wird zu Mineralwasser. Je tiefer es eindringt, um so mehr erwärmt es sich, dabei dehnt es sich aus. Es versucht wieder nach oben zu dringen; aber die Fugen sind von herabsinkendem Wasser erfüllt. Es muß sich einen anderen Ausweg suchen und findet ihn in einer „Verwerfung“. — Wenn zusammenhängende Gesteinsschichten durch eine Spalte getrennt werden, so daß die Schichten auf der einen Seite höher oder tiefer zu liegen kommen und ihre Fugen deshalb nicht mehr aufeinander passen, so sprechen wir von einer Verwerfung. Im Salzbadthale haben wir eine solche vor uns, und hier treten deshalb zahlreiche Mineralquellen hervor.

In früheren Zeiten lagen die Quellen vollständig frei; sie waren höchstens durch einen aus Holz oder Stein hergestellten Brunnen schacht geschützt. Diese Fassung war natürlich recht unvollkommen. Sie schützte weder gegen Verunreinigung noch gegen Verdunstung, und der Kohlensäuregehalt erlitt schwere Einbuße. Deshalb entschloß sich die

Fürsichtige Verwaltung zu einem großzügigen Werk, das in den Jahren von 1907 bis 1912 durchgeführt wurde: die Fassung der Quellen.

Das Erdreich wurde rings um die Quelle bis auf den gewachsenen Fels abgetragen. Dieser wurde mit Wasser und Bürste gründlich gereinigt. Ueber den Mineralwasseraustrieben wurden umgestülpte Bronzeglocken angebracht, die sich nach oben in senkrechte Steigeröhre verlängerten. Kleinere Quellen wurden durch Rießdrainagen zusammengeleitet und gemeinsam gefaßt. Der Fels wurde dann mit Zement abgeglättet, und darüber wurde eine Schicht hartgebrannter Klinkerziegel ebenfalls in Zement verlegt. Das Ganze wurde mit einer Schicht hartgestampfter Lette überdeckt. Wo sich die Letteschicht nicht anbringen ließ, wurden an ihrer Stelle Platten aus Kupferblech verwendet. Mineralwasser und Kohlensäure können nun nur noch in den Bronzeglocken bzw. Steigeröhren hochkommen und sind gegen Verunreinigungen geschützt. Aus den Steigeröhren wird das Wasser dann durch Kupferröhren in eine besondere Füll-einrichtung geleitet. Etwa freitverdennde Kohlensäure wird von einer besonderen Leitung aufgenommen und dem Wasser beim Deszenden der Zapfhähne wieder zugeführt.

Die Quellenfassung war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Der Salzbach mußte verlegt werden, und vielen Häusern mußten vorübergehend die Fundamente genommen werden.

Es erscheint in diesem Rahmen nicht angebracht, eine genaue Analyse der einzelnen Quellen zu geben, nur ihre hauptsächlichsten Eigenschaften seien erwähnt.

Der Oberbrunnen ist ein alkalischer Sauerling, dessen Wirkung in erster Linie auf den Natriumgehalt zurückzuführen ist. Er wird meistens zur Heilung von Katarthen der Atmungsorgane verordnet.

Die Kronenquelle unterscheidet sich von ihm durch größeren Kalkgehalt und wird besonders gegen Gicht, Zuckerkrankheit, Nieren- und Blasenleiden angewandt.

Der Mühlbrunnen ähnelt sehr dem Oberbrunnen, ist aber an Alkalien etwas schwächer. Er wird deshalb solchen Kranken verordnet, die gegen höheren Alkaligehalt empfindlich sind.

Die erst 1904 entdeckte Marthaqueile, jetzt Fürstensteiner Quelle, ist schwächer an mineralischen Bestandteilen, aber ausgezeichnet durch hohen Kohlensäuregehalt. Sie ist deshalb ein vorzügliches Tafelwasser.

Der Kurort Bad Charlottenbrunn.

Von Gemeinde- und Badevorsteher a. D. W. Loofe, Charlottenbrunn.

Im Waldenburger Berglande, an der Grenze des Urgebirges der Eule und den charakteristischen Porphyrtegelndes Behtnwasser- und Weistritztales liegt, eingebettet in herrlichen Hochwald, ein Talsessel. Aus diesem winkt uns, wie ein kleines Paradies, der Kurort Charlottenbrunn entgegen, mit Recht als eine der schönsten Perlen im Kranze der Sudeten bekannt und geschätzt. Wer jemals Gelegenheit hatte, von v. Heydens Buche, dem Hanns-Heinrich-Platz oder der Beinert-Höhe einen Blick auf dieses Idyll zu werfen, dem wird dieses Landschaftsbild für sein ganzes Leben unvergeßlich bleiben.

Schon in den Schriften des schlesischen Mittelalters finden sich Nachrichten über den „Tannhäuser Sauerborn“ und daß derselbe als Heilquell in weiteren Kreisen bekannt war und gegen die verschiedensten Krankheiten benutzt, ja sogar nach „Böhmen“ geholt wurde. Durch die Wirren und Schrecknisse des 30jährigen Krieges war er dann wohl in Vergessenheit geraten und erst 1694 finden sich erneut eingehendere Nachrichten über den Heilquell, der einem Tannhäuser Großbauern, Caspar Schäl, gehörte. Auf Anraten des berühmten Arztes Dr. Zachmann in Schweidnitz faßte er die Quelle in einem hohlen Baumstamm, errichtete auch eine kleine Baude daneben, in denen er Lebensmittel feilbot, um so den Besuchern Gelegenheit zu geben, sich auch notdürftig verpflegen zu können. Tannhausen, auf dessen Grundstücken sich der Sauerborn befand, war 1723 in den Besitz des Generals Christoph von Seherr-Thoß übergegangen, der in zweiter Ehe mit Charlotte Maximiliane, geborenen Reichsgräfin von Pückler, vermählt war. Mitglieder der Familie von Seherr hatten seit dem 16. Jahrhundert die Herrschaft besessen, dann aber an den Freiherrn Abraham von Czettitz-Neuhaus verkauft, von dem sie der General zurück erwarb. Die Freifrau, eine der hervorragendsten Frauen ihrer Zeit, ebenso berühmt durch ihren Geist, ihr starkes Wollen, gepaart mit tiefster Religiosität, wie schlichter Einfachheit, war trotz ihres evangelischen Glaubens ebenso wie ihr Gatte am kaiserlichen Hofe in Wien eine besonders hochgeschätzte Persönlichkeit. Die hohe Frau veranlaßte 1723 ihren Gatten, durch Kauf und Tausch sich in den Besitz der Quelle zu setzen. Im Jahre 1724 wurde nun der Sauerborn



Phot. Anders.

Charlottenbrunn

zunächst abgefangen, von den wilden Wässern gereinigt in Stein gefaßt, und die Aerzte Dr. Kanold und Dr. Nimpf in Breslau veranlaßt, die Quelle auf ihren Heilwert zu prüfen und ein Gutachten darüber abzugeben. Dieses fiel sehr günstig aus. Es wurden jetzt zunächst ein Brunnenhaus über die Quelle und weiter ein Badehaus und eine Erbscholtisei erbaut; ebenso erbaute der bisherige Besitzer ganz in der Nähe des Brunnens ein Haus, der „Grundhof“ benannt, das gegenwärtig noch in alter Weise erhalten und die besuchteste Gaststätte des Bades geblieben ist. In den folgenden Jahren entwickelte sich weiter eine rege Bautätigkeit; es zogen fortgesetzt Handwerker und Handelsleute hier her, die für die Bedürfnisse der stetig wachsenden Besucher sorgten. Nach jahrelangen, großen Mühen gelang es der Herrschaft, 1740 die Markt- und Wochenmarktsgerichtigkeit zu erlangen, wodurch dem Orte ein schnelles Emporblühen gesichert wurde.

Inzwischen war der Freiherr zum Generalfeldmarschall aufgerückt, blieb auch in österreichischem Kriegsdienst während der Zeit der beiden schlesischen Kriege, trotzdem aber besonders hochgeachtet von Friedrich dem Großen, der ihn wiederholt durch liebenswürdige Handschreiben auszeichnete, ihm auch noch besonders gestattet hatte, im Dienste der Königin von Ungarn (Kaiserin Maria Theresia) zu verbleiben. Im zweiten schlesischen Kriege war er Statthalter von Mähren und weilte mit seiner Gemahlin in Brunn, das König Friedrich vergeblich 10 Wochen hindurch belagert hatte. Dort ausgebrochene Krankheiten ergriffen auch den Feldmarschall, aber trotz aufopfernder Pflege seitens seiner Gemahlin erlag er derselben und starb in Brunn 1743. Die Leiche wurde nach Tannhausen gebracht und in dem dortigen Bergkirchlein in aller Stille beigesetzt. Die Freiherrin führte dann einige Jahre die Verwaltung der Güter für ihren noch nicht großjährigen Sohn Johann August von Seherr-Thoß und ließ es sich dabei angelegen sein, weiter für den Kurort zu wirken und zu schaffen.

Im Jahre 1748 sah sie endlich ihren Lieblingswunsch erfüllt, dem Orte auch ein Gotteshaus zu schenken, das sie aus eigenen Mitteln sowohl erbaut als auch fundiert hatte. Am 11. Dezember fand durch die Trauung ihres einzigen Sohnes, der inzwischen in den Besitz der Güter getreten war, die Einweihung der Kirche statt. Neben der Mutter war der Sohn gleichfalls unausgesetzt tätig, den Ort zu heben. Seine Gemahlin, Sophie Eleonore

von Gzettritz, begründete mit ihm gemeinsam 1752 den Ort Sophienau in unmittelbarer Nähe Charlottenbrunn, der unter denselben günstigen Bedingungen und Verhältnissen wie dieser schnell emporblühte.

Es kamen dann die schweren, drangsalvollen Zeiten des Siebenjährigen Krieges. Besonders die letzten Jahre desselben, wo der Ort durch die Schanzanlagen am Blodberge und durch mehrere Gefechte mit in die Kriegswirren hineingezogen worden war, brachten mancherlei Leiden. Trotzdem aber hat Charlottenbrunn nicht im entferntesten so schwer zu leiden gehabt, wie die anderen Orte der Umgebung. Während diesen Jahren hatte Friedrich der Große wiederholt auch Charlottenbrunn und Tannhausen besucht, in dessen Schlosse er Aufenthalt nahm, ebenso den Brunnen kennengelernt, von dem er sich mehrere Kisten nach Berlin senden ließ. Im Jahre 1756 verlegte die Freiherrin Charlotte ihren dauernden Wohnsitz nach Dels, verlebte jedoch jeden Sommer bei ihrem Sohn und in ihrem Schlosse zu Charlottenbrunn. Das zunehmende Alter machte sich ganz besonders nach einem 1766 erlittenen Schlaganfall, der sie in der Kirche betraf, geltend; 1770 nahm sie rührenden Abschied von ihrem lieben Ort, den sie, in einer Sänfte getragen, verließ; und schon kurze Zeit darauf, am 24. November, schloß sie die Augen zur letzten Ruhe, die sie in der Familiengruft zu Mangschütz fand.

Es kamen nun Zeiten des Friedens und damit ständiger Fortentwicklung, besonders durch den Leinwandhandel, der, weil Charlottenbrunn jeden Mittwoch einen Leinen- und Garnmarkt hatte, freudig emporblühte und erst, nachdem die Maschinen-Spinnerei und -Weberei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingeführt war, mehr und mehr verkümmerte, um schließlich fast ganz zu erlöschen. Nach dem 1786 erfolgten Tode des Freiherrn Johann August von Scherr-Thoß, der kinderlos verstorben war, ging der Besitz der Herrschaft an seine Schwester Marianne, die mit dem Reichsgrafen Erdmann von Büdler verheiratet war, in diese Familie über, die ihn bis 1834 behielt.

Viel hatte der Kurort unter der Fremdherrschaft der Rheinbundtruppen und der Franzosen in den Jahren 1806 bis 1810 zu leiden gehabt und war unter der Ungunst dieser Verhältnisse der Badebesuch so verringert, daß er kaum noch als nennenswert zu betrachten war. Erst nach den Freiheitskriegen zeigte sich hierin wieder eine Besse-

rung, obgleich sich die Regierung dauernd für den Ort interessiert, auch der Staatsminister von Zedlitz im Jahre 1790 nicht nur selbst sich an Ort und Stelle über den Wert der Heilquelle unterrichtet, sondern auch eine Analyse fertigt und eine Quellschrift herausgegeben hatte.

Nachdem 1821 eine Apotheke in dem ehemaligen Schloß der Gründerin errichtet war, erwarb diese 1823 der Apotheker Karl Christian Beinert, dessen segensvolles Wirken und Schaffen ein erneutes Ausblühen des Kurortes herbeiführte. Dieser hochbegabte und vielseitige Gelehrte war gleich groß und bedeutend sowohl als Botaniker, Mineraloge, Geologe und Chemiker wie als Naturfreund, angenehmer Gesellschafter und liebenswerter Mensch. Zunächst führte er 1825 die Verabreichung von Molken und Milch als Heilmittel ein und ging damit allen schlesischen Kurorten voran. Sehr bald fand dieses Kurmittel einen so starken Abgang, daß größere Ziegenherden notwendig wurden, um den Bedarf zu decken, ebenso wurden Eselinnen gehalten, um auch deren Milch für Kurzwecke zu benützen. Der zunehmende Badebesuch verlangte weiter eine größere Menge Mineralwasser, was dazu führte, daß zunächst die 1836 bei dem Bau eines neuen Badehauses entdeckte Elisen- (jetzt Theresien-) Quelle in Gebrauch genommen wurde, der später noch die durch den Quellenfinder Abbé Richard nachgewiesene und erbohrte Quelle gleichen Namens hinzutrat. Auch die benachbarte Tix-Quelle wurde noch zu Bädern benützt, nicht aber die 1846 von Dr. Beinert erbohrte Woyrsch-Quelle am Anfang der Bismarck-Allee, die bisher unbenützt geblieben ist.

Großes für den Kurort hat Beinert zunächst durch die Anlagen am Fischerberge (Theodor-Mundts-Ruhe, Holteiplatz, Göpperthöhe und Clementineshöhe) getan, die im Anschluß an die von Kaufmann Theodor Döring geschaffenen Anlagen (dem jetzigen Kurpark) dem Orte schon sein besonderes Gepräge gaben. Uebertroffen wurde aber dieses noch, als er 1847/49 auf einer abgetriebenen Waldfläche den Karlsbain anlegte, dessen Vordertheil (vor der gegenwärtigen Schweizerei) er gleichzeitig zu einem botanischen Garten der Pflanzen des Vor- und Hochgebirges umschuf, der bis zu seinem Tode das berechtigte Interesse nicht nur der Fachleute, sondern auch aller Naturfreunde Schlesiens, ja weit über die Grenzen der Provinz erregte. Inmitten dieser Anlagen suchte er auch für die Kenntniss unserer Bergwelt durch Gesteinszusammenstellungen zu for-

gen. Noch heute bietet dieser Naturpark sehr beachtenswerte Bäume und Pflanzen sowie Versteinerungen aus jener Zeit, und es bleibt aufs tiefste zu beklagen, daß so wenig von der alten Schönheit geblieben ist. 1872 wurde der Karlsbain von den Krisklerschen Erben erworben und damit vor gänzlicher Vernichtung gerettet. Beachtenswert sind dort auch noch die „Garbes-Ruhe“, der Ort, wo der bedeutende schlesische Philosoph Christian Garbe im Auftrage Friedrichs des Großen seine Hauptwerke schuf; das Kaiser-Friedrich-Denkmal, das älteste in Deutschland, errichtet 1858; das 1848 errichtete Beinert-Denkmal und vor denselben drei Denksteine mit den Namen aller sich um die Pflanzenkunde Schlesiens verdient gemachten Botaniker. Auch das Stolze-Denkmal, außer dessen Grabdenkmal das einzige Deutschlands, verdient besondere Beachtung. Beinert, von der Regierung zum Königl. Brunnen- und Badeinspektor ernannt, sorgte mit seinem Freunde Sabarth auch sonst für Annehmlichkeiten im Ort. Zunächst wurde eine regelmäßige Kurmusik eingeführt, 1856 eine Wandelhalle errichtet und manche anderen Verschönerungen getroffen, was um so schwerer war, als sowohl die Besitzer des Bades wie auch die Badeärzte oftmals wechselten.

Durch den 1861 erfolgten Ankauf der Herrschaft Tannhausen durch den Großindustriellen Karl Krister begann dann wieder eine neue Zeit der Entwicklung Charlottenbrunn, indem dieser zunächst 1863 das gegenwärtige Kur- und Badehaus, ferner das Brunnenhaus und die Wandelbahn errichtete und alle diese Anlagen im Geiste jener Zeit ausstattete. Da die alte evangelische Kirche baufällig geworden war, schenkte Krister der Kirchengemeinde 1864 ein Grundstück zur Erbauung eines neuen Gotteshauses, des Pfarrhauses und eines Kirchhofes. Leider wurde diese Tätigkeit durch seinen frühen Tod, der 1869 erfolgte, und dem seiner Gattin im Jahre 1872 wieder aufgehoben. Bis 1880 befand sich das Bad im Besitz seiner Erben, die oft über die Bewertung des Kurortes sehr verschiedener Meinung waren und ihn mit dem Tannhausener Besitz für 150 000 Taler an den Rittergutsbesitzer von Klitzing verkauften.

Der neue Besitzer hatte für den Kurort nicht das geringste Interesse und zeigte die Absicht, diesen zu schließen, weshalb er die Gemeinde Charlottenbrunn aufforderte, alsbald das Bad zu erwerben. Obwohl diese sich in den mißlichsten Vermögensverhältnissen befand, blieb ihr doch

nichts weiter übrig, als dieser Frage näherzutreten, und so kam 1884 der Kaufvertrag zum Abschluß. Nachdem es gelungen war, die Ankaußsumme durch ein Darlehen zu decken, übernahm nun die Gemeinde die Verwaltung, was sich im Laufe der Jahre sowohl für den Kurort als auch für die Gemeinde selbst als ungemein notwendig und segensreich erwies. Gleichzeitig wurde auch der Gebirgsverein Charlottenbrunn begründet, der es sich zur Aufgabe stellte, die Umgebung des Ortes mehr und mehr zugänglich zu machen und den zeitgemäßen Ansprüchen entgegenkommend umzugestalten.

Im Jahre 1887 wurde der Kaufmann Wilhelm Loose zum Gemeindevorsteher gewählt, der dann 1890 auch die Verwaltung des Bades übernahm und nun sein ganzes Wollen und Können dafür einsetzte, den Kurort auszugestalten und ihm die Bedeutung wiederzugeben, zu der er von der Natur aus berechtigt ist. Zunächst gelangte die Umgestaltung des Kurplatzes und die Erweiterung der Anlagen zur Ausführung, die Aufenthaltsgebühren wurden neugeregelt, die Ortsbewohner erhielten Bäder zu ermäßigten Preisen, der Brunnenversand wurde erneut eingeführt und eine kleine Wirtschaft im Karlshain erbaut, die durch weitere Neubauten zur „Schweizerei Karlshain“ umgestaltet wurde.

Durch Ankauf von Grundstücken und deren Aufforstung wurden dann zunächst die Kuranlagen erweitert. Später folgten weitere bedeutende Grundstücksankäufe, die es ermöglichten, den Ort ganz wesentlich zu erweitern und Neubauten auszuführen, die sich im Laufe dieser Jahrzehnte auf über 60 Wohnhäuser erstreckten. Kein Jahr verging ohne bedeutende Neuerungen. Zunächst erfolgte weiter die Kanalisation des Dorfbaches in der Bismardallee sowie die Beseitigung der Chausseegräben, der sich die Kanalisation der übrigen Straßengerinne angeschlossen. Abgegrenzte Bürgersteige wurden angelegt und diese dann später mit Platten belegt.

Das von Dr. Beinert errichtete Friedrich-Wilhelm-Denkmal, das durch Bubenhände zerstört worden war, wurde 1890 neuerrichtet und festlich eingeweiht. Am 13. August 1893 fand aus Anlaß des 100. Geburtstages des hochverdienten Dr. Carl Beinert eine Festfeier an dem ihm 1848 von der Gemeinde gestifteten und wieder erneuerten Denkmal im Karlshain statt. Mit dem Jahre 1895 begann dann der Winterbetrieb, der sich dann im Laufe der

beiden folgenden Jahrzehnte auf 600—700 Personen vermehrte. Zu einem Krieger- und Siegesdenkmal wurde 1895 der Grundstein gelegt, das dann 1897 geweiht werden konnte und eine Zierde der Kirchanlagen bildet. Einen großen Verlust erlitt der Kurort durch den 1896 erfolgten Tod des Geheimen Sanitätsrates Dr. Reißer, der 40 Jahre hindurch hier als Badearzt in hervorragender Weise gewirkt hatte und dessen Andenken nun ein schlichtes Denkmal im Kurpark gewidmet ist.

Das Jahr 1900 brachte die Erneuerung der Bismard-Allee und die Verlegung und Abänderung des Bismard-Denkmal, das gleichfalls das älteste Bismard-Denkmal Deutschlands ist.

Zur Errichtung einer neuen Wasserleitung wurde 1902 ein Quellengebiet am Zuderberge bei Reimswaldau erworben. 1903 wurde die Leitung dem Betrieb übergeben und versorgt diese heute nicht nur Charlottenbrunn, sondern auch die Ortschaften der Umgegend ganz oder teilweise mit Wasser. Die Kosten in Höhe von 125 000 Mark haben sich als eine vorzügliche Kapitalanlage bewährt und dem Orte unsagbaren Nutzen geschaffen.

Unausgesetzt wurde dann an der Weiterentwicklung des Kurortes gearbeitet, die Anlagen wurden stetig vergrößert, Aussichtspunkte und Ruheplätze geschaffen und ebenso besondere Sorgfalt den Bäderanlagen zugewendet, in denen alle Neuerungen der Balneologie beachtet wurden, so daß bei der Studienreise der Ärzte Deutschlands dem Kurorte hohes Lob hierüber zuteil wurde. Die Erfolge blieben nicht aus: die Zahl der Kurgäste verdoppelte sich in verhältnismäßig kurzer Zeit, die der Bäder nahm gleichfalls einen großen Aufschwung, und auch der Brunnenversand stieg von Jahr zu Jahr.

Nicht wenig trug hierzu auch die Erweiterung der Eisenbahn durch die neue Linie Charlottenbrunn—Schweidnitz—Breslau bei, die sowohl Sommer wie Winter eine überaus große Zahl von Touristen unseren Bergen zuführte. Der Wintersport entwickelte sich auch hier überraschend.

Eine Episode bildete der 1900 erfolgte Verkauf des Bades, dessen Widersinn sich alsbald zeigte. Es gelang der Gemeinde, dasselbe wieder zurückzuerwerben. Die Kriegszeit hat gelehrt, wie wichtig es für die Gemeinde war, diesen wertvollen Besitz zu haben. Kurz vor Beginn des Krieges 1914 legte der Gemeinde- und Badevorsteher Voose nach 27 jährigem Wirken seine Aemter nieder,

die von seinem langjährigen Mitarbeiter Wierscher dann weitergeführt wurden. Im laufenden Jahre 1924 konnte der Kurort auf sein 200jähriges Bestehen zurückblicken. Es wurde am 14. und 15. Juni begangen durch besondere Feste und die Eröffnung einer Heimat-Jubiläum-Ausstellung, die von über 2000 Personen besucht wurde und ein überraschend reichhaltiges Bild dieser zwei Jahrhunderte bot. Und so darf der Kurort erneut und voll Hoffnungen auf sein Weiterbestehen im neuen Jahrhundert blicken.

Görbersdorf.

Von Lehrer B. G. Swoboda, Malawitz bei Breslau.

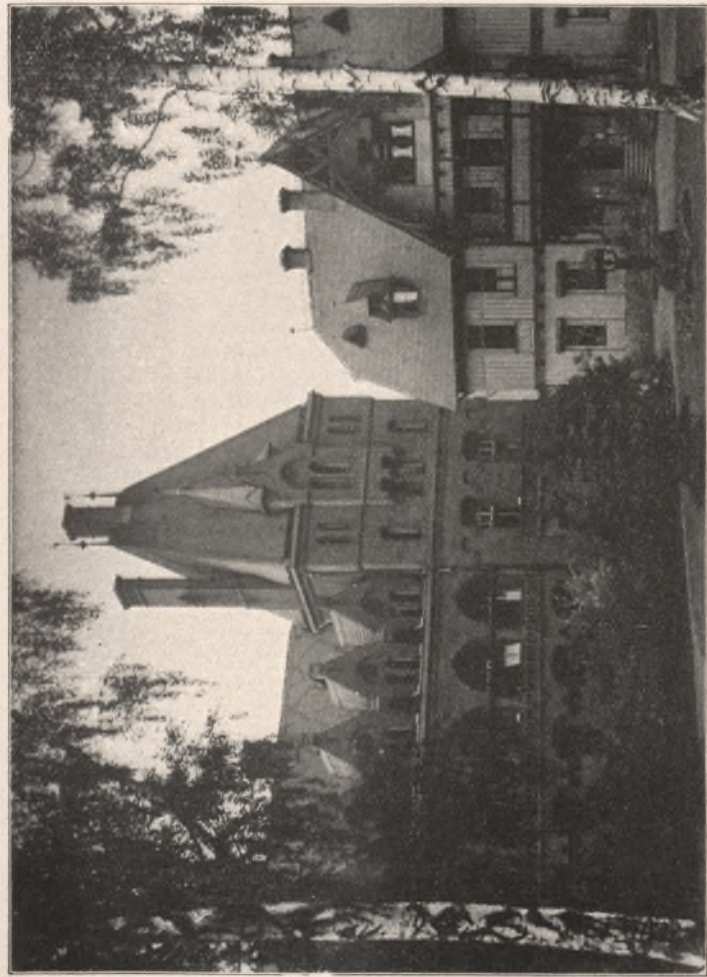
Noch in den ersten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts mußte sich das herrliche Schaustück schlesischer Gebirgslandschaft, unser Waldenburger Ländchen, seine wenigen Gäste, Bewunderer und Patienten von auswärts, meistens von Breslau, verschreiben —, wenig bekannt, brachte ihm das Ausblühen der Industrie erst mehr und mehr Beachtung und Würdigung. Seine Romantik, seine Schönheit, seine Idyllen und seine Kraft verdankt es seinen Entstehungsfaktoren. Karbongesteine, Rotliegendes, durchschossen von riesigen Porphyre- und Melaphyrmassen, konzentrisch geordnete Kreidegesteine folgen aufeinander. Alle diese Gesteine liefern besondere Bedingungen für die Gestaltung der Landschaft und ihres Kulturbildes. Der wenig widerstandsfähige Sandstein verursachte die Entstehung der Beckenlandschaft und des Talzuges. Die Konglomerate und der Sandstein des Rotliegenden mußten notwendigerweise die Siedlung begünstigen, weil die Verwitterungskurve dem Ackerbau die besten Bedingungen gab. Am Südrande des Waldenburger Beckens vermissen wir an den Erhebungen die Kammlinie. Die einzelnen Vulkolithen trennen tiefe Senken: Die natürlichsten Verkehrslinien.

Storchberg und Scholzenberg, der kleine und der große Reichmacher, der Buchberg und der Krämerberg, der Rote-stein, die Schierlingstoppe und die Kesselberge schließen ein lieblich gelegenes Tal ein. Behaglich läßt es sich hier wandern, mäßig geht es bergab, bergan, herrliche Fernsichten, idyllische Häusergruppen, malerische Waldpartien, und im Seitentälchen der Steine Görbersdorf. Bis in die Anfänge des vorigen Jahrhunderts ungekannt und ungenannt, ob-

wohl ganz in der Nähe, dort, wo der Steilrand der Kreidesandsteine sich bei Friedland erhebt, einst Handel und Wandel blühten, und schwerbeladene Kaufmannswagen, begleitet von singenden und lärmenden Troßknechten, den Verkehr von Breslau über Prag nach Nürnberg vermittelten.

Nach Goldberger sollen die ersten Ansiedler des Dorfes Gerber gewesen sein, von ihrer Beschäftigung leiteten sie den Namen ihres Wohnsitzes her. Indessen hat die Schreibweise des Ortes sich merkwürdigerweise oft geändert. In den Jahren 1567, 1595, 1669, 1674, 1705, 1795 lesen wir in alten Urkunden die Namen Gierwersdorff, Gierberßdorf, Gierbrechtisdorf, Gierberßdorf, Görberßdorf, Görberdorff, Gerbersdorff und seit den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts fortlaufend Görbersdorf. Daß von diesem ältesten aller Industriezweige, der Gerberei, kaum noch Spuren in Görbersdorf vorhanden sind, hat wohl seinen Hauptgrund in den Hussitenkriegen. Die damals schon merklich fortschreitenden Ansätze des Aufblühens des Handwerks erstarben unter den Raub- und Plünderungszügen der böhmischen Fanatiker.

Mit dem Namen Görbersdorf verbinden wir zugleich die Erinnerung an einen Mann, der den Ort zu dem gemacht hat, was er heute ist: zu der weltbekannten Stätte des Segens und der Hoffnung. Dieser Mann war Hermann Brehmer. Geboren am 14. August 1826 zu Kurtsch bei Strehlen, also ein Schlesierkind, studierte er zunächst in Breslau und Berlin Naturwissenschaften, später Medizin. Ermüdet von dem unaufhörlichen Schwimmen und Tauchen im Strom medizinischer Forscherarbeiten erschien er am Arm seiner Braut Amalie von Colomb im Frühjahr 1849 in dem stillen und verborgenen Görbisdorf; für den Ort, der von den Brennpunkten der Industrie- und des Bäderbetriebes unseres Berglandes 6 bis 22 Kilometer entfernt liegt, ein Ereignis. Kopfschüttelnd, mißtrauisch und mitleidig zugleich betrachtete das harmlose Völkchen seine Untersuchungen des kristallklaren Wassers und des Ozongehaltes der Luft. Völliger Verständnislosigkeit aber begegnete Brehmer, als er die guten Görbersdorfer dafür zu begeistern versuchte, Kurgästen Räumlichkeiten bereitzustellen. Wie sollte solcher Glanz in ihre Hütten kommen, da das bescheidene Dörfchen damals nur ein einziges gemauertes Haus mit Stolz sein eigen nannte. Aber trotz dieses passiven Widerstandes der Dorfsinsassen stand Brehmers Entschluß, hier eine Heilanstalt für Lungenkranke zu gründen, am Schlusse seiner



Dr. Wrehmiers Getanfalt in Görbersdorf.

(Phot. Wunders.)

Untersuchungen unerschütterlich fest. Im Jahre 1854 wurde dieser Gedanke verwirklicht, und als Brehmer seine Absicht offiziell bekanntgab, die Lungenschwindsucht auf physischem Wege zu behandeln, wurde dieses vorerst kleine Unternehmen im Jahre 1859 staatlich konzessioniert.

Der Arbeiter am körperlichen und geistigen Wohle der Menschheit — denn *mens sana in corpore sano* (Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper!) — ging bei seinen Erfahrungen, die entsetzliche Seuche zu bekämpfen, von folgenden Erwägungen aus: Das wirksamste Agens gegen Tuberkulose in Gegenden, wo Immunität herrscht, ist höherer Ozongehalt der Luft, welche Maxime er sich zu den Füßen Johannes Müllers zu eigen machte; ferner: die Tuberkulose muß auch durch vorbeugende Mittel bekämpft werden, und schließlich: die Tuberkulose ist zu heilen durch rationelle Ernährung, Vertiefung der Atmung und Abhärtung der Haut durch Kaltwasserkuren.

Als erstes wurde daher das schon vorhin erwähnte einzige massige Haus erworben, um dieses für die Wasserkuren — sie bilden zwar nicht die Hauptsache der Krankenbehandlung — einzurichten: *aquae omnes laudent nomen domini*. (Ihr Wasser alle preiset den Namen des Herrn!) Aber bei der geringen Frequenz des Unternehmens und der nicht unbeträchtlichen Erwerbs-, Einrichtungs-, Unterhaltungs- und Reparaturkosten mußte dieser hier eröffnete Betrieb leider zu bald stillgelegt werden, zumal witzige Köpfe — Liebe geht bekanntlich durch den Magen und nicht zuletzt durch den Geldbeutel — unansehnliche und überflüssige Räume in ihren „Häusern“ für die fast gar keinen Aufwand erfordernden Wasserkuren gegen eine Entschädigung den Kranken zur Verfügung stellten. Die anderen von Brehmer erworbenen Grundstücke reichten aber bald nicht mehr aus, die Welle der Hilfesuchenden zu fassen. Privatbauten, in ihrer allgemeinsten Einrichtung für Patientenaufnahme zugeschnitten, entstanden in größerer Zahl. Und wo noch vor kurzem der bemooste Stein, die träumende Tanne den Dornröschenschlaf schließen, zerschnitt der Dampfpflug der Kultur mit scharfem Eisen diesen Märchenschleier. Ziegelmassen türmten sich auf dem Gelände, in weithin schallendem Takt der Holzart ließen Massen von Bäumen ihr Leben, tief wurde die Erde aufgewühlt, und sicher bestimmte das Haarkreuz des Theodoliten die täglich wachsende Schlange der neu entstehenden, jetzt insgesamt 14 Kilometer langen Kunststraßen. Und während an hohen Masten mit krummen Steigeisen

dem elektrischen Funken die Bahn gelegt wurde, erschallten schon lustig in diesem Babel von Zerstörungs- und Aufbauarbeiten die Klänge des Posthorns. Die angrenzenden Planen, auf denen sonst der brünstige Hirsch geschrien, das wühlende Schwarzwild sich getummelt, sie wurden leer: verscheucht, verjagt, vergrämt die letzten wuchtigen Kreaturen einstiger schlesischer Urwälder für immer.

Die Bautätigkeit wurde nun nicht mehr unterbrochen. Schon 1875 erwies sich das Brehmersche Institut als nicht mehr ausreichend, es entstand die zweite Heilanstalt, die des Dr. Rö m p l e r, und später die gräßlich Püchlersche, jetzt im Besitz des Dr. We i c k e r. Zum Teil in reicher Gotik aufgeführt, nicht allein durch neuzeitliche Ausstattung ihrem Zwecke auf das Vollkommenste entsprechend, sollten ihre schönen Linien auch auf den Geist der Kranken wirken und so ihren Aufenthalt auch in geistiger Weise erfolgreich gestalten. Diese Ideen wurden unterstützt durch Baurat Oppler; fortgeführt und geistig von manchem Kunstfreunde geleitet, entstanden nach und nach die heutigen Anlagen mit ihren modernen Einrichtungen: Medizinische Bäder, Duschen, Inhalationsräume, Röntgenkabinett, Abteilungen für elektrische Behandlung durch konstante und induzierte Ströme auf katalytischer Basis, Labors für chemische und bakteriologische Untersuchungen, Liegehallen, Wandelhallen, Wintergärten, Räume für gesellschaftliche Veranstaltungen und Billardzimmer.

Brehmer selbst und alle an dieser Stätte verantwortlich wirkenden Ärzte waren in allen Zweigen der Botanik gründlich erfahrene und mit innigem Sinn für landschaftliche Schönheiten begabte Menschen und suchten daher auch die Rückwirkung des Landschaftsbildes auf die Seele des Patienten auszunutzen. Es entstanden Park- und Wasseranlagen, von meisterhafter Künstlerhand geschaffen oder geleitet. Ueberall, wohin das Auge schaut, zu zauberhaftem Ganzen die einzelnen Pflanzengruppierungen harmonisch geordnet, überwältigend schön der Eindruck des Geschauten. Hier ein grünumrankter Pavillon, der zu kurzer Einkehr ladet, dort in lauschigem Blütenregen eine Bank zur Ruhe winkend. Hier stehen wir am Forellen- oder Goldfischteich, dort schwimmern Bergsegel aus blauer Ferne herüber. Hier eine reiche Teppichrabatte, musterhaft zusammengesetzt, dort ein plüschartiger Rasenteppich, überall Farbenreichtum, Formenpracht.

In diesem „lieben Grund“ mit der „einsiedlerischen Stille“ lehrte Albert Emil Brachvogel oft ein. Hier entstand sein *Narziss* und manche Zeile für seine *Nationalzeitung*. Hierher zog es auch Rudolf von Gortschall und seine Gemahlin, die geborene Freiin von Seherr-Thoß. In diesem Idyll schöpfte er den Stoff zum *Hohen Lied vom Weibe*, und manche Spalte seiner *Ostdeutschen Zeitung*, die er redigierte, füllte er dankbar mit Reminiszenzen an Görbersdorf. Nach E. Goldberger hat aber Görbersdorf seinen Hans Sachs selbst hervorgebracht. Denn der Urbanschuster singt von seinem Heimatort hinter seiner „Leuchtfugel“ folgenden Hymnus:

„Mein Dörflein von Bergen umschlossen,
Gelegen im Tale so schön,
Von rieselnden Bächen durchflossen,
Betränzt mit Wiesen und Höhn.“

Jahrhunderte lagst du verborgen,
Verlassen, als lägst du im Traum;
Das Schöne, was stets du besessen,
Bemerkte der Wanderer kaum.

Doch nahte den silbernen Quellen
Gott Nestulap prüfend und fand
Die heilende Kraft in den Wellen.
Nun wardst du, mein Dörflein, bekannt.

Und viele aus Ost, Süd, Nord, Westen,
Nah'n jetzt in dein freundliches Tal!
Gefüllt wirst du, Dörflein, mit Gästen,
Denn „Görbersdorf“ war ihre Wahl.

Und bist du auch klein und bescheiden,
Erwart' ich: Das Kleine wird groß. —
Umtanzt die Quellen mit Freuden,
Kajaden! Ein Gott warf das Loß!“

Die alten gemütlichen Gaststätten von damals, untergebracht in den typischen Gebirgshäuschen, sind verschwunden. Es entstanden neue, äußerlich dem Gesamtbilde der Bauanlagen ungefähr sich anpassend, „innerlich“ die alte Gemütlichkeit und Geselligkeit pflegend. Mit der Neuzeit mitgehend, entsprechen sie allen Anforderungen, befriedigen auch verwöhntere Gäste; trotzdem haben sie nicht das Gepräge lästigen Hotelbetriebes. Auch Feinschmecker kommen hier auf ihre Rechnung. In allen Variationen der Zubereitung entsteigt in den Monaten Mai bis Juli die Forelle der Banne

und dem Topf. Und das Loblied, das Ausonius der Forelle im 5. Jahrhundert schon in den geräuschvollen Palästen Roms sang: „O göttlicher Fisch, die Flanken mit purpurnen Flecken bestreut, mache uns göttlich den sorglosen Tag“ findet in dem stillen Steinetales wieder sein Echo, und auch Russen, Polen, Türken, Schweden, Franzosen, Italiener, Balten und Amerikaner nehmen die Erinnerung an dieses „corpus delikati“ gern in ihre Heimat mit zurück.

Die Frequenz der Anstalten ging wesentlich höher, als die Spezialbehandlung auch für Kehlkopf-, Nasen- und Rachenfranke einsetzte, als Behörden, Versicherungsanstalten, Pensionsklassen, Krankenkassen, ja selbst Privatvereinigungen ihren Beamten, Teilnehmern, Ruhegehaltsempfängern und Mitgliedern durch Zuschüsse die Möglichkeit boten, die Heilstätten mit geringerem Kostenaufwande aufzusuchen. Neben dem in dieser Beziehung anerkennenswerten Entgegenkommen der Anstaltsleitungen selbst sei hier noch hervorgehoben, daß auch die Staatseisenbahn für die Patienten wesentliche Fahrpreisermäßigung einführte. Mit einer sehr mäßigen Anzahl von Kurgästen beginnend, zählte man in den 90er Jahren schon jährlich 200, jetzt die imponierende Zahl von durchschnittlich 1000, von denen die Mehrzahl die erfolgreicheren Winterkuren bevorzugt.

Ein freundliches Denkmal der Dankbarkeit ist das evangelische Kirchlein, das in den 80er Jahren durch Spenden von derzeitigen und ehemaligen Patienten errichtet wurde.

Am Schlusse unserer Betrachtung dürfen wir nicht der für die Leiden der Menschheit sich aufopfernden Amalie von Colomb, der Gründerin der Kaltwasserheilanstalt, vergessen. Ihr Lebens- und Opfermut selbst in Tagen drückendster Not hätte fürwahr ein besseres Schicksal verdient, als daß sie, auf die Gnade anderer angewiesen, ihr arbeitsreiches Leben in Berlin beschließen mußte. Einer altpreussischen Offiziersfamilie nahe verwandt, zeigte sie sich in Lebens- und Berufsauffassung, Berufstreue und Opfersinn würdiger ihres Geschlechtes: des martigen Feldmarschalls Blücher und des schneidigen Biethenhusaren und späteren Generals der Kavallerie Peter von Colomb.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, unser Ländchen, das Görbersdorf, die Stätte des Segens, umfaßt, noch lieber zu gewinnen, mögen sie nochmals hinweisen auf die selbstlose, unermüdlige Forscherarbeit Brehmers, der eine andere Auffassung der Medizin auch in solche ärztliche Kreise trug, die sich dieser Methode gegenüber bisher ablehnend ver-

hielten, mögen sie bekräftigen, daß seine genauen Untersuchungen ihm, seinen Assistenten und Nachfolgern divinatorischen Scharfblick verliehen, mögen sie aber auch dem hier und da auftauchenden, auf gänzlicher Unkenntnis der Sache sich gründenden „Vollswitz“ das Wasser abgraben: Görbersdorf nicht „letzte Station vor dem Himmel“, sondern Görbersdorf das siegreiche Schlachtfeld medizinischer Waffen gegen Seuche und Gefahr, Görbersdorf das starke Reich der Hoffnung, nicht nur für körperliches, sondern auch für seelisches Leid der Menschen.

Altwasser, ein bekannter schlesischer Badeort vergangener Tage.

Von Lehrer Valentin Ludwig, Berlin.

Das einst idyllische Bergdörfchen und jetzt zum gewaltigen Industrieorte angewachsene, mit Waldburg verwachsene Altwasser verdankt seinen längstversiegten Heilquellen seinen Namen. „Aqua antiqua“, das alte, in übertragenem Sinne das vorzügliche Wasser, wurde es von den Chronisten der frühesten Jahrhunderte genannt und als solches 1375 in einem Diplom des Grüssauer Archivs zum ersten Male erwähnt. Es war damals ein Kammergut, dem Herzoge Bolko von Schweidnitz-Jauer gehörig, der am 10. Juni des bezeichneten Jahres hier geweiht und einen Kaufvertrag abgeschlossen hatte. Die ältestbekannte Quelle, der Oberbrunnen, hat, allmählich von seinem Heilruse zeugend, gewiß die ersten deutschen Kolonisten der Oberebene ins unwirtliche dichtwaldige Bergland hinaufgelockt und ihnen eine neue bessere Heimat gewiesen. Wie in Salzbrunn, dem benachbarten Badeorte, so ist auch hier der Heilquell der Gründer des Ortes geworden. Bis etwa in die Mitte des 17. Jahrhunderts hinein versagen die Chroniken, und ein undurchdringliches Schweigen senkt sich über die Kindheitsgeschichte Altwassers. Da hören wir, daß ein Reisender von dem aus einem hohlen Eichstamme sprudelnden Quell zum erstenmal getrunken und betrachtender Weise auf den mineralisch kräftigen Geschmack des klaren Wassers aufmerksam wird. Man schenkt dem Oberoder Mühlbrunnen seit 1646 mehr Beachtung und beginnt ihn zu Heilzwecken mehr und mehr in Anwendung zu

bringen. Im selben Jahre gibt man ihm eine Steinfassung. So macht man ihm dem Fremdenbesuche zugänglich und beginnt auch schon mit seinem Verschleiß. Bis nach Polen und in die böhmische Nachbarschaft soll er so schon gekommen sein.

Um die erstliche Förderung Altwassers zum Badeorte machte sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sein damaliger Besitzer, Moriz von Rohr und Steine, schlesischer Landeshauptmann, verdient. 1688 kaufte er die Herrschaft Altwasser von Heinrich von Kuhl, als dessen Vorbesitzer die Herren von Walbau, von Tzettritz, von Seidlitz, von Gellhorn und von Schindel genannt werden. Der neue Besitzer gibt 1689 dem Oberbrunnen nach einer gründlichen Reinigung eine neue massive Fassung, erbaut einige Häuser zur Beherbergung von Quellbesuchern und richtet eine Anzahl Bäder ein. Durch lebhafteste Bekanntmachungen erzielt er den ersten Zuzug ständiger Kurgäste. Das Glück nistet sich in dem bescheidenen Kurdörfchen ein, und — siehe da — 1697 entdeckt man hier eine neue Mineralquelle, den Mittelbrunnen, dies der rührigen Tätigkeit M. v. Rohrs verdankend, den man mit Recht als den Begründer des Badeortes Altwasser bezeichnen darf. 1710 kauft Friedrich von Zedlitz das Rohrsche Besitztum und setzt einen Brunnenmeister ein, der die Verwaltung des Mineralwassers sachlich zu besorgen und die ersten Kuranlagen mit den Brunnenhäusern zu pflegen hat. Zedlitzens Nachfolger wird nach kurzer Zeit — 1718 — ein Herr von Mohrenthal, der das Kurgut aber noch im selben Jahre zum Verkauf ausbietet. Er schien weder Fähigkeiten noch Geld genug zu haben, hier an erwachender Stätte aufbauend wirken zu können.

Nach Mohrenthal wird eine Freiin Johanna Rosina von Rattelin und Schwanenberg, geborene Fritsch, als Herrin des Kurdörfchens genannt. Sie erbaute ein neues Badehäuschen und einige Gaststätten für die immer mehr erscheinenden Quellbesucher. 1742 erkaufte Johann Ludwig Graf Chamaré Altwasser; seit 1747 ist dessen Gattin, auch eine geborene Schwanenberg, hier Besitzerin, und seit 1751 ist die Familie von Mutius im Besitz der aufkommenden Herrschaft und seiner Heilquellen. Der Kaufvertrag datiert vom 30. Mai des gleichen Jahres. Mit denen von Mutius (das Geschlecht wurde erst 1745 in den Adelsstand erhoben) beginnt für den Kurort ein Abschnitt verheißungsvoller Entwicklung. Es wird fleißig neu gebaut; die beiden Haupt-

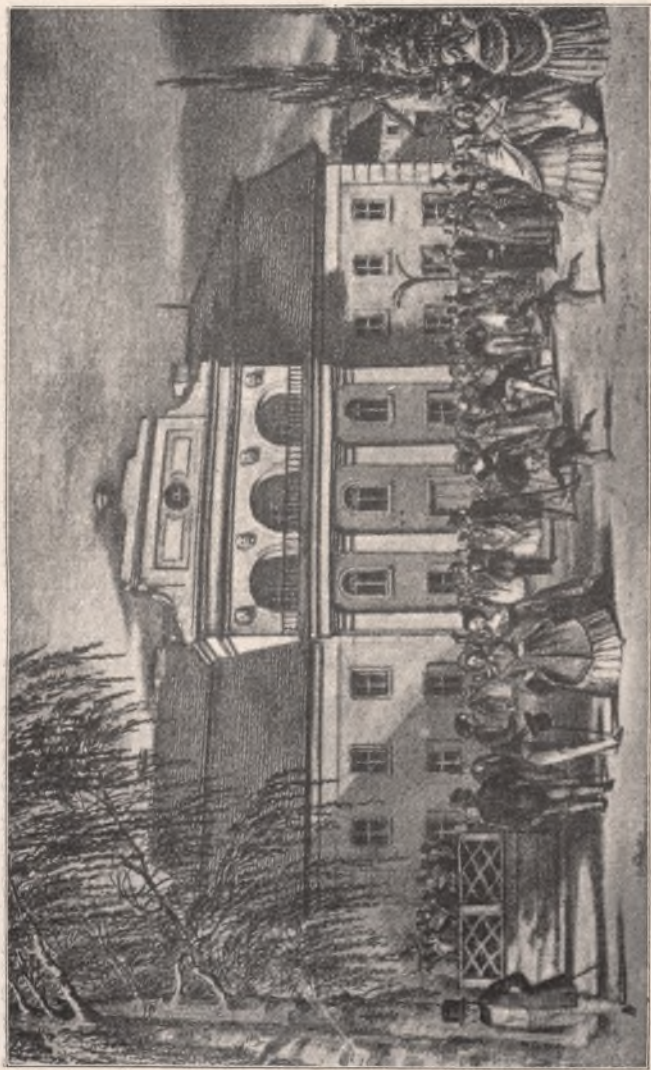
quellen erhalten neue Fassungsböden, ein neuer Speisewirt (Traiteur) muß das kleine vornehme Völkchen der Kurgäste, darunter viele polnische Magnaten, gut beköstigen, und der Kurkomplex wird vom gewöhnlichen Ortsbilde durch eine neue Einfriedung abgesondert. Das zeitgemäße „Bad“ ist somit geschaffen.

Seit Mitte des 17. Jahrhunderts beschäftigte sich auch schon die medizinische Wissenschaft mit den Quellen des „Aqua antiqua“. Daß die Heilskuren an den dortigen Brunnen sehr wirksam verliefen, bestätigt u. a. der damals weit bekannte Schweidnitzer Arzt Dr. Kaspar Thym (etwa um 1690), dessen Anwendungen und Empfehlungen die Altwasserer Mineralwässer ihren ersten Ruf zu verdanken haben. Dr. Thym, Sohn des Pastors von Hohgiersdorf, ist wohl auch der erste Facharzt des erstehenden Heilortes gewesen, denn er weilte, vorerst selbst ein Kranker, Heilungsuchender, alljährlich die Sommermonate an den Quellen, die anwesenden Patienten beratend und betreuend, man sagt, bis an sein Lebensende. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, also da die von Mutius das kleine Bad erstanden, stieg die sommerliche Frequenz auf etwa 30 bis 40 Familien. Wie bescheiden sich das ausmacht gegen die hohen Besuchszahlen der heutigen Badeorte! 1704 erschien in lateinischer Sprache eine umfangreiche wissenschaftliche Studie über Schlesien, wo in ziemlich überschwenglichen Worten, des Lobes voll, der Altwasserer Heilquellen gedacht wird. Am 17. Juli 1792 erwähnt der Breslauer Kapuzinermönch Felicianus in einem an seinen Ordensgenossen Pater Kilian gerichteten Briefe eingehend den Heilwert der Quellen Altwassers. Felicianus war selbst Heilbesessener, als solcher selbst bis ins höchste Alter hier weiland, und hat dem Bekanntwerden der Altwasserer Mineralquellen allseits gedient. So wird der Name des jungen Kurortes in weite Kreise getragen. Einer von den damaligen schlesischen Ärzten, die sich um die Festigung des Rufes Altwassers besonders bemühten, war Dr. Friedrich Hoffmann, der um das Jahr 1734 als Kapazität auf dem Gebiete der schlesischen Heilquellenkunde galt. Er verhalf durch Schrift und Wort besonders dem Altwasserer Oberbrunnen zu Ansehen.

Die Kriegsjahre Friedrichs des Großen brachten dem friedlichen Dörfchen im Hellebachtale viele, viele lange, erregte Tage. Lag es doch unsern der dröhnenden Schlachtengelilde von Hohenfriedeberg, Bunzelwitz, Schweidnitz, Burkersdorf, Landeshut, und die geordnete wie die zer-

Sprenge Solbateska der Preußen und Oesterreicher, an den Paßlinien von Liebau, Friedland, Johannesberg, Reichenbach herströmend, hat sich hier im lieblichen Kur-örtchen gar manchmal zermattet wie ränke- und gier-süchtig zum Schrecken der Einwohner eingenistet. Auch ein preußisches Kriegslazarett ist hier gewesen in der Zeit vom 1. November bis 10. Dezember 1757 mit einer wunden Belegschaft von 400 Mann. Da waren alle Logier- und Brunnengebäude in Anspruch genommen. Im Mai 1752 spielten vorübergehend die Oesterreicher sich hier als die Herren auf, deren Generalstab hier Standquartier hatte. All dies kriegsraffelnde Getriebe zermürbte den Lebensnerv des gewissermaßen eben erst geschaffenen und organisierten Bades. Doch nach Friedensschluß 1757 blühte der Betrieb bald wieder auf. Alten Brunnenbüchern zufolge weilten in den Sommern 1770 bis 1777 jährlich gegen 45 eingetragene Familien hier. Ein besonders gutes Kurjahr war 1786, wo vom 22. Mai bis 14. August allein 67 Familien von Kurgästen gebucht wurden. Das Bades-leben, mit dem Aufbau Friedrichs des Großen Schritt haltend, entwickelte sich gesund weiter, und 1800 bis etwa 1804 stieg die Frequenz von 120 bis auf 280 Familien.

Seit dem Jahre 1788 kann man in der Entwicklung des Bades eine neue Wendung verfolgen. Sie ist herbeigeführt durch den durch Erbfolge zum „neuen“ Herrn berufenen Justizrat Franz Joseph Bernhard von Mutius. Er erhielt vom väterlichen Pflichtteil die Altwasserer Guts-stücke mit den Quell- und Kuranlagen. Dieser modernen Ideen huldigende Gönner wendete einen erheblichen Teil seines Vermögens dran, um sein Besitztum als Kurort zeitgemäß auszugestalten. Er sorgte für äußeren Schmuck durch Erweiterung und Pflege der jungen Promenadenanlagen, legte darinnen malerische englische Gartenstücke an und schuf eine Reihe neuer Kurgebäude, die den zahlreicher zureisenden Kurgästen als Sommerheim dienten. So vergrößerte er das an der Promenade gelegene Promenadenhaus (mit 20 Zimmern), dem er einen Promenaden-saal gab, dem Kurpublikum bei schlechtem Wetter zum Wandel-aufenthalt dienend. Für den zum ersten Male ständig ange-stellten Brunnenarzt erbaute er am sogenannten kleinen Bade als Dienstwohnung das Doktorhaus, aus dem später das „Brunnenhaus“ wurde. Am schönsten Teile der Pro-menade, wie in einen Blüten- und Laubgarten hineinge-bettet, erhob sich das große Löwenhaus, mit 31 möblierten



Opernhaus mit Kurpromenade.

Zimmern. Es steht noch heute, freilich jetzt in einer weniger malerischen Umgebung. Vor ihm breitete sich ein schmucker, geräumiger Freiplatz aus, an dessen linken Seite sich später ein Orchesterraum breitmachte. Es ist die Zeit um 1800. Hier sammelte sich in den Besuchsmonaten des Bades (Mai bis August) eine kleine Musitanteschar, in ihrem Aussehen ganz anders als heute, kurioser wollen wir sagen, die täglich aus der benachbarten Gegend zusammen-
gelaufen kam, um auf dem unüberdachten Musentasten hinter einem behaglich verschnörkelten Geländer seine ohr-
berauschenden und herznaiwen, erheiternden Weisen erklingen zu lassen. Der Platz vor dem Löwenhause war gewissermaßen der Centralpunkt des Bades, und eine gemüthlich buntgewürfelte Schar von Dauergästen wie auch nur Tagesbesuchern — die die staatliche Postkutsche oder die eigene Equipage hier absetzte — gab sich während der klang-
durchschönten Kurstunden ein fröhliches Stellbischein. 1795 wurde das alte Badehaus erbaut und 1796 eingeweiht, dem 1803 ein neues, das sogenannte kleine Badehaus, zuwuchs. Beide versorgte der Friedrichsbrunnen mit seinem Mineral-
wasser. Bis 1813 erfreute sich das aufblühende Badebild der Pflege und Fürsorge seines interessierten Herrn und Freun-
des. Da segnete letzterer das Zeitliche.

Die Geschichte des ehemaligen Bades Altwasser ist eng verknüpft mit dem Kommen und Vergehen seiner Mineral-
quellen, die in einem Zeitraum von ungefähr zwei Jahr-
hundertern entdeckt wurden. Man rechnete sie zu den alkali-
schen erdigen Eisenquellen — ihrer chemischen Analyse nach —, denen eine ansehnliche Quantität von freier Koh-
lenjäure, kohlensaurem Kalk, schwefelsaurem Natrium, Magnesia, Eisenoxydul und Extraktivstoffen beigemengt waren. Ihr Austritt aus den Felspalten war nicht tief zu suchen; die Temperatur der Quellwässer hielt sich auf etwa $+ 7$ Grad Reaumur, so daß sie nie einfroren. Sie waren also sogenannte kalte Quellen. Nur den Georgs-
brunnen brauchte man zu Trinksuren, die anderen Brun-
nen zu Badesuren. 1830 bis 1833 analysierte Professor Dr. Fischer diese Heilwässer, wie es neben ihm auch andere
berufene Analytiker taten, danach die einzelnen Quell-
brunnen voneinander wenig wesentliche Abweichungen vor-
zeigten. Das Wasser hatte wegen seines Eisengehaltes keinen besonders angenehmen Geschmack. Seine Farbe spielte ein wenig ins Lichtgelbliche, und es roch ein wenig nach
Schwefelwasserstoff. Trotzdem es erfrischend wirkte, ver-

ursachte es bei mehrfachem Genuß unangenehme Affektionen, wie Blutandrang nach dem Kopfe, Verstopfungen, Kopf- und Zahnschmerzen. Doch bei Gebrauch nach ärztlicher Verordnung waren seine Wirkungen angenehm auf Nervensystem, Muskeln, Schleimhäute und das Uterinsystem. Die Aerzte verordneten den Besuch Altwassers seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts meist als Nachkur Salzbrunnens und Warmbrunnens.

Nicht weniger als acht Heilquellen schufen den Ruf Altwassers als Badeort und hätten wohl auch weiterhin ihm die heilbringende Lebensmöglichkeit gesichert, wenn nicht der Steinkohlenbergbau die alkalischen Quelläbern nach und nach abgegraben. Da waren der Oberbrunnen, die ältestbekannte Mineralquelle, auf deren Heilwirkung allgemein erst im Jahre 1664 aufmerksam gemacht wurde, der Friedrichsbrunnen, 1771 von dem preußischen Kanzler Graf von Carmer — nebenbei ein sehr kundiger Naturforscher — entdeckt, der Georgsbrunnen, den 1824 der Breslauer Medizinalrat Dr. Georg Mogalla entdeckte, die neue Quelle, auch neuer Mittelbrunnen genannt, die neben der 1811 versiegten alten Mittelquelle zutage trat, die drei 1798, 1801 und 1838 gefundenen Wiesenquellen und die 1857 erbohrte Luisenquelle.

Seit alters her klapperte in nächster Nähe des Oberbrunnens eine alte Mühle, die ihm durch den Volksmund den Nebenamen gab als Mühlbrunnen. Ihm geradeüber, er trat unweit des Flußbettes zutage, erstand das alte herrschaftliche Schloß, das am 30. Oktober 1838 ein Raub der Flammen wurde. Bald erhob sich das neue Schloß. Der Ausfluß des ergiebigen Brunnens lag etwa 1½ Meter unter dem Promenadenniveau und wurde durch ein kupfernes Rohr in ein Sammelbecken unter dem Fuße des über ihm errichteten, auf sechs Säulen stehenden Tempels geleitet. Das Geschäft des Brunnenschöpfers besorgte anfänglich jeder Kurgast selbst. Doch als 1710 Friedrich von Zebliß einen Brunnenmeister einsetzte, mag damit auch das Amt des Brunnengebers geschaffen worden sein. Nachdem man den Quell von allen „wilben“ Zuwässern sondert und gereinigt und ihm dichte Fassung gegeben, durfte er nur an einer Stange, an der man mittels eines eisernen Ringes das Trinkglas befestigte, aus der Sammelhöhle herausgeschöpft werden. Auch das Brunnenmädchen taucht neben dem Brunnenschöpfer auf, so seit Anfang

des 19. Jahrhunderts. Meist war das „Brunnenfreulein“ mit dem Verkauf des Brunnenkuchens betreut. Letzterer wird um 1750 in Altwasser zum ersten Male genannt. Ein besonders schmachhaftes Gebäck soll er anfänglich nicht gewesen sein. Und viele Beschwerden wurden durch die vorsichtigen und verwöhnten Kurgäste laut. Man sagt, daß die Herren Badmeister hier nicht immer ganz ehrlich bei ihrem Herstellungsgeschäft gewesen seien, so daß selbst die Aerzte ihre Stimme gegen die Ungetreuen klagend und protestierend erhoben. So spricht um 1805 der damalige Brunnenarzt, Kreisphysikus Dr. Hünze aus Waldburg, daß „der Brunnenkuchen — ein Gemisch aus schlechtem ungeschäumtem Honig, Mehl, unreinem Syrup und etwas Pfeffer bereitet — die wahre „partie honteuse“ einer hiesigen Brunnenkur sei“, und weiter, daß er diesen schwarzen Fleck gern mit Stillschweigen übergehe. So erwuchs dem jungen Stande des Brunnenarztes in der leiblichen Sorge um die ihm anvertrauten Kurkranken mancherlei Plackerei und Kummernis. Aus dem vorerwähnten Amte des Brunnenmeisters — im Volksmunde „Borameister“ genannt — entwickelte sich der Rang des Brunneninspektors. Es wird u. a. berichtet, daß um 1780 der Schichtmeister Herford ein solcher Beamteter gewesen ist. Auf Dr. Kaspar Thym — des gewissermaßen ersten Altwasserer Kurarztes — Veranlassung hin wird 1690 das Brunnenbuch, die spätere Kurliste, eingeführt. Die Eintragungen wurden, wie ich in alten, in staubigen Winkeln entdeckten Folianten gefunden habe, sehr genau, ja bureaukratisch peinlichst gemacht. Da kam es vor, daß erst die sonderbarsten und kuriosesten Krankengeschichten eingetragen wurden. Eine vergnügliche Stilblütenlese jener versunkenen Zeiten! Auch andere Mediziner als der Brunnenarzt übten bald hier ihre Praxis aus. Es waren dies meist begleitende Hausärzte, die sich vor allem vornehme und reiche Kranke — vornehmlich Polen und Russen — auf langer Reise mitgebracht hatten. So finden wir vom 7. Juli 1705 im Brunnenbuche das Begutachten eines Dr. E. G. Mitsche aus Lissa i. P., der Hausarzt des wahnsinnigen polnischen Magnaten Zichlinsky Podgomorzy aus Kalisch war.

Eine gewiß interessierende Reihe frühesten Altwasserer Brunnenärzte sei hier aufgeführt. Nach Dr. K. Thym's Tode versah Dr. Süßenbach bis etwa 1718 die Pflucht des Kurarztes. Er ließ sich, eine neue Praxis suchend, später in Hirschberg nieder. Ihm folgte ein Dr. Kehler aus

Schweidnitz, nach dessen Weggang wir etwa von 1730 bis 1740 von einem Reichenbacher Dr. Burghardt hören. Spätere Brunnenärzte waren Dr. Reifeldt aus Lissa i. P., um 1750, Hofrat Dr. Hermann aus Bojanowo, von 1746 bis 1760, der alljährlich bis 40 Familien bediente, von denen etwa 10 dem schlesischen Adel angehörten. Von 1780 bis 1800 wirkten im kleinen Bade Dr. Schaller aus Freiburg (Schlesien) und Dr. Johann Gottlieb Menzel, gestorben 1802, der Vater des berühmten Sohnes Waldenburgs Wolfgang Menzel. Uebrigens war Dr. J. G. Menzel der Autor (mit dem Breslauer Professor Fülleborn zusammen) eines erst nach seinem Tode im Jahre 1806 erschienenen „Taschenbuchs für Brunnengäste, besonders zu Altwasser in Schlesien.“

Das Eigentümliche der Altwasserer Quellen ist die Erscheinung, daß sie sehr dicht beieinanderlagen auf einem nicht sonderlich ausgedehnten Flächenraum, alle nämlich an der Promenade in der Nähe des Dorfbaches. Dies läßt die Vermutung ziemlich sicher sein, daß alle einem Hauptquellgebiete entstammen, von welchem aus die Gliederung in mehreren Abflüssen geschah, die wiederum ihre Ausmündungen in gegenseitiger Nachbarschaft fanden. Zudem war, was die Qualität der Wässer betrifft, zwischen ihnen wenig wesentliche Abweichung zu verzeichnen. Die fast analoge Erscheinung ist an den Heilquellen Bad Salzbrunn zu beobachten. Da liegen die Quellen auf einer etwa 500 Meter langen Linie verteilt und in ihren Ausflüssen unweit voneinander entfernt, dem Bette des Salzaches zustrebend.

So hat sich das stille, noch von keiner Eisenbahn gestreifte, traute und bescheidene Bergdörfchen Altwasser vom Anfang des 17. bis an die Schwelle des 19. Jahrhunderts durch sein Heilquellenglück zu einem der geachtetsten schlesischen Bade- und Kurorte hinaufentwickelt. In den Sommermonaten stellte sich alles in den Dienst der Zu- wie Abreisenden, die, aus den östlichen deutschen Gauen und den benachbarten Ostländern kommend, hier im baum- und blumendurchdufteten Talsrieden Heilung suchten und fanden. Aber bei all dem Getriebe fand das heimatlische Völkchen noch hinreichend Zeit, sein gewerbliches und wirtschaftliches Leben regsam zu bedienen. Natürlich war das damals lieblicher und geruhjamer als heute, da schwarze Rauchschwaden das tiefe Häuserviel überdecken und die Eisenhütten und Bergwerke Tag wie Nacht ächzen, stöhnen, klirren und gellen. Denn die Industrie hat sich hier im

Hellebachtale verhältnismäßig spät ihr Ortsrecht verschafft. Mit Ausnahme einiger Bleichen, Brauereien und einiger in den bescheidenen Anfängen begriffenen Bergbetrieben — wie dem Friedrich-Wilhelms-Stollen, der Fixstern-, der Hartauer- und Segengottesgrube, sowie der am Anfang der 30er Jahre entstandenen Carlshütte, damals Eisengießerei genannt, gab es noch keine größeren Werkbetriebe, die der liebreizgesegneten Bergwaldlandschaft ihren schönen, anmutigen Zauber entrißen und grausam vernichteten. Die Quellen pflegte man im Winter nicht zu verschließen, vielmehr gestattete man der Einwohnerschaft, das täglich sich reichlich ansammelnde Mineralwasser in beliebigem Maße zu holen. Und der lange, düstere Bergwinter wurde in Verübung hauswirtschaftlicher Arbeit gemächlich verbracht. Wenn aber der Lenz ins Waldenburger Land wieder gewandert kam und überall sich ihm schimmernde Blütentore erschlossen, da begann im Badedörfchen ein wiedererwachendes Leben. Ein freudiges Neuhoffen belebte die beginnende „Saisonarbeit“ einfältiger Talmenschenhände, die das trauliche Plätzchen hier heiter schmückten im Erwarten der Wiederkehrenden zu den kostbaren Heilwässern im berühmten „Aqua antiqua“.

Die höchste Frequenz für das Bad Altwasser erbrachte das Jahr 1856 und 1857 mit 1005 bzw. 1038 Personen. Noch bis zum Anfang der 70er Jahre ging das saisonrege Leben und Weben in buntem Wogen hin und her, bis am 5. Mai 1870 die Guts herrschaft das Bad an ein Gemeindefonsortium verpachtete, das vielleicht guten Glaubens voll, den ganzen Badebetrieb in neue moderne Bahnen leiten wollte. Aber das Unheil stand an der Schwelle der industriell schnell vorschreitenden Zeit, denn noch im gleichen Jahre versiegten die letzten Quellen, hervorgerufen durch das weitere Ausbreiten besonders der Segengottesgrube, und die Glanzzeit des Bades begann hinzuschmelzen. Ein tragischtrauriger Traum dieses Ende!

Das vielverheißende Aufkommen Altwassers im Anfang des 19. Jahrhunderts ist besonders zwei Männern zu verdanken, den beiden Brunnenärzten Dr. Hinz, Medizinalrat und Kreisphysikus in Walenburg, gestorben 1833, und dem schon vorerwähnten Vater Wolfgang Menzels. Dr. Hinz war nach Dr. Johann Gottlieb Menzels Tode 1802 der alleinige medizinische Sachwalter des Altwasserer Kulturgutes. Durch Wort und Schrift gab er der Mitwelt Kunde von dem Werte und der Güte der Heil-

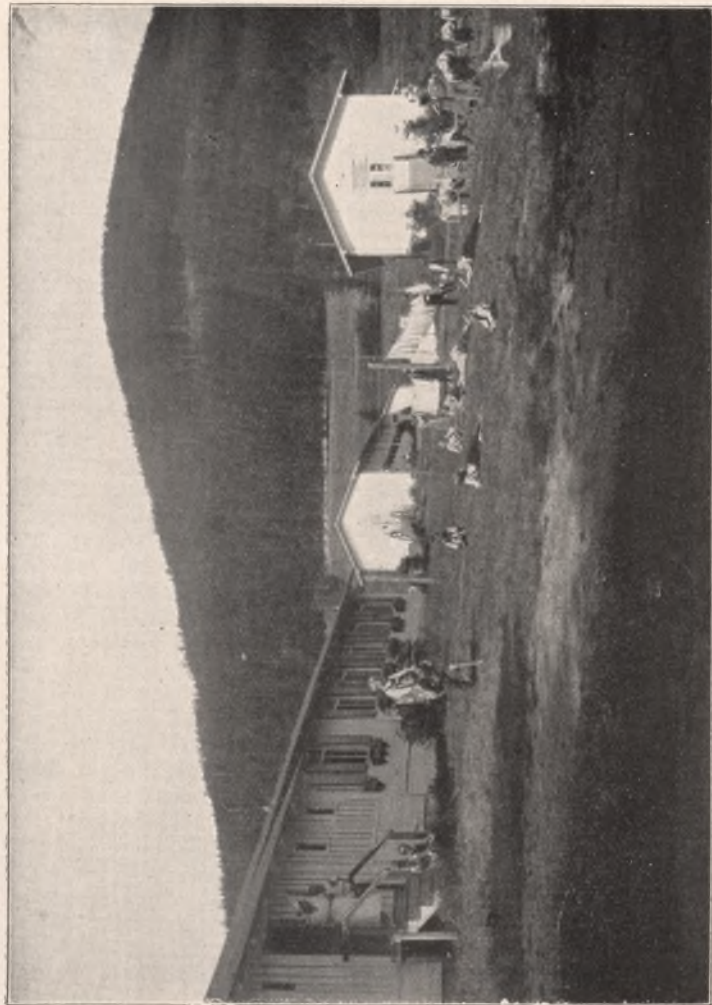
quellen, an denen er sorgsam und rastlos den Kranken diente. 1817 gab er ein kleines Taschenbuch für Brunnen- und Badegäste heraus, nachdem 1805 von ihm eine größere Schrift über Altwasser und seine Heilquellen erschienen war. Das machte ihn bekannt in weiten Kreisen und lockte viele neue Gäste an. Uebrigens ist sein Name der Nachwelt erhalten geblieben in dem nach einem alten von ihm erfundenen Rezepte gebrauten Likör, den Hinzelschnaps, den man noch heute in Wulles Brauerei verschenkt. Wogegen 1812 der erste offizielle Kurgast nach Salzbrunn kam, war in Altwasser um die gleiche Zeit schon längst ein sachgemäß betriebener Badeverkehr mit 100 bis 200 Familien. Und der Zustrom verstärkte sich dauernd. So durfte das Bad 1824: 224 Familien, 1828: 244, 1830: 361 und 1834: 432 Familien Kurbesucher buchen. Diese Zahlen sagen genug. Dies Entwickeln kam auch in jeder anderen Beziehung wirtschaftlich dem freundlichen Orte zugute. Neben den herrschaftlichen Kurbauten entstanden dicht um den Kurkomplex herum und weiterhin im Weichbilde des Ortes neue Häuser, meist private Unterkunftsstätten für die Sommerfrischler. Und um 1830 zählte das Dorf insgesamt 170, 1840 dann schon über 180 Gebäude — davon etwa 30 Logierhäuser —, die eine Bevölkerung — ohne Kurgäste — von etwa 1000 Seelen bargen. In den Preisen hatte man es den Fremden nicht sonderlich schwer gemacht. So kostete z. B. 1804 ein Mineralbad, ganz gleich, ob man es im Badehause oder daheim sich herrichten ließ, 6 Silbergroschen, während man dafür 1754 sogar 4 und 1764 schon 5 Silbergroschen zahlte. Ein vom beamteten Traiteur hergerichtete und in die Wohnung des Kurgastes geschicktes Mittagmahl wurde mit 10 guten Groschen, die Table d'hôte mit 8 guten Groschen berechnet. Den Weinschmeckern besorgte der während der Saison am Orte ansässige Weinhändler B. Carganico leckere Trankgenüsse. Auch waren einige Gartüchen aufgetan, in denen vornehmlich die rituell jüdische Besucherschaft ihre Mahlzeiten einnahm. Und den durstigen Rehlen beschaffte die herrschaftliche Brauerei — 1811 an den Brauer Adam verpachtet — kühnendes Gerstensaftlabial in Hülle und Fülle. Die nötige Backware lieferte die sogenannte Obermühle unweit der Nepomukbrücke. Dies Grundstück verwandelte sich später in ein Wohnhaus, darein die Marktschneiderei der Kulmizschen Grubenbetriebe später übersiedelte. Auch das gesellschaftliche Leben des Bades nahm seine

zeitgemäße Entwicklung. Flinke und gemütliche Karossen führten das vornehme Völkchen in die benachbarten Berge, Bälle im Brunnenhause an der Promenade sammelten tanzlustige Seelen zu heiterem Vergnügen, und vor allem die Kurmusik, seit 1803 in der vergrößerten Galerie untergebracht, half über schleichende Langeweile und ländliche Einsamkeit hinweg. Die „Kurkapelle“ nahm erst festere Form an, seitdem die Musikfrage zu einer endgültigen Angelegenheit des „modernen“ Bades geworden. Da nun Altwasser seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts in die Klasse der Lutz- und Vergnügungsbäder getreten war, engagierte man eine kleine Musikkapelle, die 1869 von der Waldburger Bergkapelle abgelöst wurde.

Das sommerliche Badeleben bekam besonders in seinem An- und Abzug der Fremden ein interessantes Gepräge durch den Verkehr zu Wagen. Altwasser hatte insofern eine günstige Lage, da sich eine der westschlesischen Hauptverkehrsadern, abzweigend in Königszelt, durch seine Landschaft zog. Wer den Ort aufsuchte, kam entweder mit der Staatspostkutsche oder, wie es die reichen Fremden — der schlesische und polnische Adel und die landstädtischen Patrizier — taten, mit der eigenen Fuhre angereist. Das waren selbst bei weichster Polsterung und frischer Etappenbespannung beschwerliche Reisetage. Man denke, in der kalten Tag und Nacht zu sein. Dazu die staubigen, schmalen, arg zerfahrenen Landwege — Chausseen in heutiger Bauart gab es damals noch nicht. Das ergab auf der von der Ebene herauf über Striegau oder Schweidnitz führenden Gebirgsstraße ein lebhaftes Rattern und Rasseln, ein buntes Gewimmel von Herrschaften und Dienerschaften, von Fußwanderern und Lastfuhren. Gerade die letzteren belegten den Hauptweg vom Waldburger Gebirge her — man nannte ihn auch die Kohlenstraße — mit erheblichem Lastverkehr, vor allem mit Kohlengespannen. Denn ehe die Gebirgsbahn von Königszelt heraufführte, schaffte man die Waldburger Kohle per Gefährt in die Ebene hinunter, zumeist nach dem vom Alten Friesen angelegten Oderhafen Maltzsch. So war der besuchte Badeort mitten drin im Regen und Bewegen des Fuhrverkehrs, und hatte natürlich für diesen lauten rollenden Zuzug durch Schaffen von Unterkünften für Equipagen, Bespannung und Bedienung Sorge zu tragen. Hier waren im Sommer auch verstärkte Fahrposten eingerichtet, die die Aufgabe der späteren Eisenbahnen und Autobusse bewältigten. Interessant ist es zu wissen,

daß eine Fahrt mit dem Postomnibus von Waldburg über Altwasser nach Freiburg 10½ Silbergroschen kostete, nach Glaz für eine Fahrt von 7 Stunden 1 Taler 16½ Silbergroschen. Eine Postkutschenfahrt von Altwasser nach Salzbrunn, eine halbe Stunde dauernd, wurde mit 2½ Silbergroschen entlohnt.

Auch diese gemüthlichen und sonnigen Tage mußten ihr Ende nehmen. Denn die erwachende moderne Zeit mit ihrem Maschinengehirn, ihren ehernen Händen, die das Alte erbarmungslos niederreißen und das Neue triumphierend sieghaft aufbauen, war auch im idyllischen Talsessel zwischen Vogelskoppe und Wilhelmshöhe allmählich Beherrscherin geworden. Lange genug vielleicht hatte sie dem behaglichen und sorglos gemächlichen Altersherwehen zugeschaут. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte die grausame Wende. Der Bergbau vor allem der Segengottesgrube — bereits 1584 von dem damaligen Besitzer Altwassers, Balthasar von Ruhl, begonnen — und der anderen benachbarten Steinkohlengruben breitete sich mehr und mehr aus. 1834 wurde mit ihr die benachbarte Tempelgrube vereinigt. Außerdem trieben der Friedrich-Wilhelm-Stollen, an der Carlshütte mündend, sowie die Franz-Joseph-, die goldene Sonnen-, die Morgen- und Abendsterngrube im Altwasser Tale eine regere Abbau-tätigkeit. Ihre Betriebe bestehen heute nicht mehr. Nachdem so die oberen Schichten, die höherliegenden Flözzüge, abgebaut waren, ging man notgedrungen zum Tiefbau über. Der wurde den Heilquellen verhängnisvoll. Die Quellenadern mußten beim Gang in das tiefere Flözgestein durchschnitten werden. So kam es, daß das mineralische Sammelwasser sich senkte und in die „Klüfte“, wie der Bergmann sagt, versloß. Mit diesem Herunterziehen wurden auch die Kohlsäureläger, die den Mineralwässern die prickelnde Frische gaben, gelichtet, die sich infolge ihrer Gasschwere auch nach unten verloren. Die Fassungen der einzelnen Brunnen standen bald leer. Dagegen verblieben die Quellwässer unten auf den Tiefbausohlen und boten den dort arbeitenden Bergleuten noch viele Jahre hin erquickenden Trank bei schwerer, nachtundunkelter Spreng- und Schlagarbeit. Man erzählt, daß die Schichtfahrer das Mineralwasser auch mit nach Hause brachten. An ein Emporheben der Heilquellen aus den tiefen Sammelstellen mag man wohl nicht gedacht haben. Später soll sich der leider zu früh verstorbene Bergassessor Nägeli



Zweißener Waldgeheiratten am Hochwald.

(Phot. Wittmann.)

vergeblich um das Problem der Hebung der entsicherten Heilwässer bemüht haben. Die in den Schachttiefen reichlich auftretenden „Wildwässer“ ließen sich jedoch nicht mehr von dem Brunnenwasser sondieren. Die Nachrichten vom Versiegen der Brunnen verbreiteten sich wie ein lähmender Schrecken, legten sie doch ein ganz darauf eingestelltes Wirtschaftsleben erbarmungslos lahm. Bei der von der Herrschaft angestellten Untersuchung nach der Ursache des Quellenverlöschens stellte sich heraus, daß der damalige Direktor der konsolidierten von Mutius'schen Segengottesgrube, Güttler, schon drei Jahre Wissen gehabt haben soll, daß die Quelladern verzogen. Andere Nachrichten besagen, daß er — seit 1870 Leiter der Grube — von dem Versiegen der Quellen nichts gewußt haben soll, und die befragten Sachverständigen waren sich wohl nicht eins darüber, ob die Alleinursache am Paulschacht oder der Segengottesgrube gelegen habe. Zu einem Prozesse kam es nicht, man mußte sich damit abfinden, daß der gewerkliche, erdzernagende Zahn der vorwärtstreibenden Zeit der segenbringenden Fülle des Heilbades das Grab bereitete.

Wie auch anderen Orts, wo ähnliche umwälzende Ereignisse gewaltet, so verstand Altwasser sich in die neuen Lebensbedingungen umzustellen, wenn vielleicht auch schweren Herzens. Und so ist es nach den 70er Jahren ganz und gar von den gewaltigen Titanenarmen der maschinellen Industrie und des Bergbaugesetriebes umschlungen worden. Das Bild des Ortes wie der Landschaft änderte sich rasch und wandelte sich zu dem um, was es heute als Schwester-gemeinde des vorherrschenden Waldenburger dem Auge des Wanderers, den eine leise Wehmut beschleicht, zeigt. Das jähe Schicksal der Altwasserer Heilquellen hat aber die Mit- und Nachzeit lernen lassen, nachdem auch Charlottenbrunn durch die Wühlarbeit der Sophiengrube eine ihrer Haupt-quelladern verlor. Zunächst sicherte der Fürst von Pleß das Salzbrunner Heilquellengebiet durch entsprechende Begrenzungsmaßnahmen seiner bergbaulichen Betriebe. Und weiterhin hat ein staatliches Quellschutzgesetz sein gebietendes Wort gesprochen.

Dies alles, alles nach dem Zaubersange, der dem schönen Märchen, das einst im Hellebachtale Wirklichkeit gewesen, wie ein verwünschenes Wehen nachsinnt und sinnig vertraumen läßt . . . Es war, es war einmal! . . .



XIII. Soziale Fürsorge.

Gesundheitswesen.

Von Medizinalrat Dr. Huebner, Waldburg.

Unser Waldburger Land bietet ein Nebeneinander von Gegensätzen: aus reiner Vergnügung führt der Weg in veräucherte Industrieorte, aus Bädern und Sommerfrischen gelangt man binnen kurzem in finstere Höfe, eng bewohnte Mietkasernen, der klare Gebirgsbach wird zum schwarzen, stinkenden Wasserlauf; Heilquellen haben wir, die alljährlich von Tausenden besucht werden und andererseits eine Reihe fragwürdiger kleinerer Wasserleitungen und Brunnen, deren Verseuchungsmöglichkeiten häufig sich erweisen. Die Bevölkerung läßt, wenn auch das Hin und Her der Menschen unserer Zeit daran manches verwischt hat, doch noch einen Schlag erkennen, der entfernt davon ist, groß und kräftig zu sein; gutmütig von Charakter, nicht schwer zu leiten: Roheitsdelikte, schwere Körperverletzungen sind hier häufige Erscheinungen, wenn man andere Gegenden zum Vergleich heranzieht, mitteilbar, zu einem Gespräch auch mit dem Fremden leicht geneigt, zu jeder Auskunft gern bereit. — —

Die Sterblichkeitsverhältnisse liegen höher wie der Durchschnitt in Preußen. 1923 starben in den Städten

19,2, in den Landgemeinden 15,4, insgesamt 16,6 auf 1000 Lebende. Auf 1000 Einwohner kam im Jahre 1923 eine Geburtenziffer von 25,2, ebenfalls höher als der preußische Durchschnitt.

Die Behandlung des jüngsten Nachwuchses ist seit Jahren hier eine so unzweckmäßige gewesen, daß die größeren Gemeinden des Kreises durch Gründung von Säuglingsfürsorgestellten Besserung zu schaffen für ihre Pflicht hielten. Die natürliche Ernährung der Säuglinge, behindert auch durch Fabrikarbeit der Frauen, bedarf wesentlicher Hebung. 2 Säuglingsfürsorgestellten im Waldenburger Stadtbezirk, 2 in der Gemeinde Ober-Salzbrunn, je eine in Dittersbach, Hermisdorf, Weißstein und Gottesberg leisten segensreiche Arbeit. — Eine kleinere Kinderklinik in Waldenburg mußte aus Mangel an Mitteln vor einiger Zeit geschlossen werden; dafür aber entsteht jetzt, dem Kreiskrankenhause angegliedert, ein prächtiger Neubau, der neben einer Entbindungsanstalt 30 Säuglingsbetten beherbergen wird. — Mit dem Entbindungsheime hoffen wir eine der traurigsten Erscheinungen der letzten Jahre zu mildern, einen Auswuchs der Wohnungsnot: daß Frauen ihre schwerste Stunde in engsten Räumen, oft in Gegenwart anderer Personen überstehen müssen. — werdende Mütter finden Rat in einigen der Säuglingsfürsorgestellten, denen Mütterberatung angegliedert ist. Auch das Kleinkindesalter findet hier ärztliche Fürsorge; von den gleichen Stellen wird die Kontrolle über die Haltefinder ausgeübt.

Die größeren Gemeinden des Kreises haben für ihre Schulkinder das Schulartzwesen eingeführt: die Stadt Waldenburg, Dittersbach, Ober-Waldenburg, Nieder-Hermisdorf, Ober-Salzbrunn, Weißstein, Nieder-Salzbrunn. Das gesundheitliche Bild unserer Schuljugend ist zur Zeit, wo dieses Buch erscheint, ein recht trauriges. Ich wünschte, daß die nächste Auflage dieses Buches, die im Interesse auch dieses Wunsches recht bald erfolgen möchte, diesen Bericht nicht mehr aufrechterhalten ließe. Blutarmut und Unterernährung, besonders in kinderreichen Familien, Skrofuloze, Tuberkuloze und in den letzten Jahren ein auffallend häufiges Auftreten der Schilddrüsenvergrößerung aller Grade sind der Niederschlag schulärztlicher Erfahrung. Manches geschieht, um den Gesundheits- und Ernährungszustand der Schulkinder zu heben: Viel Gutes ist der Quäkerspeisung zu verdanken, und auch einige größere

Gemeinden bringen Opfer für die Schuljugend. Insbesondere die Gemeinden, welche die in diesem Buche besonders behandelten Waldheimstätten in finanziell schwerster Zeit zu halten verstanden haben, gebührt der Dank der Bevölkerung.

Für die Kranken sorgt eine Reihe von Krankenanstalten, zum Teil mit allen Hilfsmitteln der medizinischen Technik aufs beste eingerichtet: In Waldburg das Knappschaftslazarett mit chirurgischer, innerer und Infektionsabteilung, bei dem ein besonderer Bau für innere Krankheiten binnen kurzem der Benutzung übergeben wird; das Kreiskrankenhaus, an der Friedländer Chaussee gelegen, vor kurzem renoviert und ausgebaut, zu dem das schon erwähnte Entbindungs- und Säuglingsheim gehören und bei dem hoffentlich recht bald auch ein Haus für ansteckende Krankheiten entstehen wird. Die Privatkliniken von Dr. Eppen und Dr. Torkel dienen der Behandlung von Frauenkrankheiten.

In Wüstegiersdorf besteht seit langem das Krankenhaus Carolinenstift. Kleinere Krankenanstalten finden wir in Friedland, Gottesberg und Wüstewaltersdorf.

Weltraß genießen die Görbersdorfer Anstalten für Lungenkranke von Dr. Brehmer, Dr. Kömpler und Dr. Weider, die insgesamt etwa 1000 Lungenkranke beherbergen. Die Besitzerin der letzteren Anstalt, Frau Sanitätsrat Dr. Weider, hat Anfang 1920 unserem Kreise ein hochherziges Geschenk gemacht, indem sie in ihrer Anstalt 10 Freibetten für tuberkulöse Kinder stiftete. Bis zum Oktober d. J. haben 83 Kinder dort Pflege und zum größten Teil Heilung gefunden. Von anderen Anstalten ähnlicher Art unterscheidet sich das Heilverfahren dort dadurch, daß die Dauer der Behandlung zeitlich nicht begrenzt ist, ein Glück, dessen sonst nur recht wohlhabende Leute zuteil werden. Noch zwei kleinere Anstalten, „Villa Buchberg“ und „Walbesduft“ in Görbersdorf nehmen Lungenkranke auf, ebenso die Sanatorien Dr. Jerezlaw in Charlottenbrunn und das Waldsanatorium „Blitzengrund“.

Mit Ärzten sind alle Teile des Kreises ausreichend versorgt, auch die Zahl der Hebammen ist hinlänglich. Die Gemeinden des Kreises lassen sich ihre Krankenpflege mit 18 Schwesternstationen mit insgesamt 38 Schwestern angelegen sein.

Die Zahl der Tuberkulösen ist in unserem Industrie- und Bergbaukreise eine erschreckend große: jeder 10. Verstorbene fällt

dieser Krankheit zum Opfer. Das enge Nebeneinander Tuberkulöser mit anderen Personen, insbesondere mit Kindern, infolge der Wohnungsnot, bietet Gefahren, deren möglichste Minderung die Tuberkulosefürsorge stellen in Waldenburg, Hermsdorf, Weißstein, Ober-Salzbrunn, Nieder-Salzbrunn, Dittersbach, Friedland, Wüstegiersdorf sich nach Kräften angelegen sein lassen. Sie werden von der Bevölkerung ausnahmslos gern in Anspruch genommen; neben ärztlichem Rat vermitteln sie Kuren für Kranke, Erholungsaufenthalte für gefährdete Kinder und suchen mit Rat und Tat einzuspringen, wo die Not es verlangt. Notwendiger wie die allgemeine Billigung dieser Anstalten wäre eine tatkräftigere Unterstützung, als sie bisher geschehen.

Stadt- und Landkreis, die einem Zweckverband zur gemeinsamen Unterhaltung des Kreiskrankenhauses eingegangen sind, haben diesen auch auf die Krüppelfürsorge ausgedehnt, die von dem Chefarzt des Kreiskrankenhauses in wöchentlich einmal stattfindenden Beratungsstunden ausgeübt wird.

Industrie und Bergbau des Kreises mit ihren häufigen Berufsunfällen haben die Entwicklung eines ausgedehnten Samariterwesens nötig gemacht, so daß in einer großen Anzahl von Orten Sanitätskolonnen mit fahrbaren Tragen und Unfallstationen bestehen. Krankenautomobile besitzen das Kreiskrankenhaus und der Bergbau in Gottesberg.

Auch die ländlichen Gemeinden des Kreises zeigen sehr häufig Gebäude von städtischem Charakter: zahlreiche Mietskasernen mit überfüllten Wohnungen sind allenthalben, mit Ausnahme der wenigen landwirtschaftlichen Bezirke anzutreffen. Zwar sind Siedlungen von Kleinwohnungen in den letzten Jahren entstanden, die Entlastung jedoch, welche sie geschaffen haben, ist gänzlich unzureichend.

Die Wasserversorgung des Kreises geschieht neben oft recht schlechten Brunnen — an deren Verbesserung und Ersatz durch einwandfreie, seit Jahren oft gegen Unverständnis mit großen Schwierigkeiten gearbeitet wird — durch eine ganze Anzahl von Wasserleitungen verschiedenster, zum Teil schlechter Qualität. Der Kreis ist arm an gutem Wasser, und die Stadt Waldenburg muß für den von ihr versorgten Bezirk viele Kilometer weit ihr vorzügliches Trinkwasser herleiten. Geplant ist die einheitliche

Versorgung des engeren Industriebezirks um Waldburg herum mit dem einwandfreien Trinkwasser der bisherigen Waldburger Leitung, während das Wasser der bestehenden bedenklichen Wasserleitungen für industrielle Zwecke benutzt werden soll.

Größere Kanalisationsnetze mit daran angeschlossenen Kläranlagen besitzen das Laisbachgebiet, die Gemeinde Ober-Salzbrunn und Görbersdorf. Auch an der Abwasserbeseitigung wird in Zukunft vieles zu bessern sein.

Die zum Teil schlechten Wasserversorgungsverhältnisse und die verunreinigten Wasserläufe bringen es mit sich, daß der Typhus in einzelnen Ortschaften des Kreises kein seltener Gast ist. Unhygienische, verseuchte Wasserleitungen haben in den letzten zwei Jahrzehnten zweimal ihre furchtbare Gefahr bewiesen: 1908 ereignete sich in Altwasser, 1921 in Dittersbach eine große Typhusepidemie.

Bei dem engen Nebeneinander der Bevölkerung muß den ansteckenden Krankheiten seitens der Behörden größte Aufmerksamkeit gewidmet werden, insbesondere bei Ruhr und Typhus und Genickstarre erfolgt so gut wie ausnahmslos die Ueberführung der Kranken in die Krankenhäuser.

Die Freude an gesunden Leibesübungen ist bei unserer Bevölkerung in erfreulichem Ausblühen begriffen. Das Verständnis einer Anzahl größerer Gemeinden für diesen wichtigen Zweig der Gesundheitspflege hat sich durch Schaffung zahlreicher Sport- und Spielplätze erwiesen.

Von unseren viel besuchten Heilbädern Salzbrunn und Charlottenbrunn ist an anderer Stelle die Rede. Aber auch unsere Gebirgsdörfer erfreuen sich einer wachsenden Beliebtheit als Sommerfrischen und Wintersportplätze.

Wenn unsere engere Heimat neben vielen Vorzügen manches dringend Verbesserungsbedürftige aufweist, so braucht diese Erkenntnis die Liebe zur Heimat in keiner Weise zu mindern. Liebe soll nicht blind machen gegen Fehler; sie wird aber stets die beste Triebkraft sein, um Fehler zu beseitigen und zu mildern.

Die Waldheimstätten des Kreises Waldburg.

Ein Bild sozialer Fürsorge

von F. Hartwig.

Des Volkes Not trifft vor allem unseren Nachwuchs, die Jugend, hart. Langen opfererfordernden Kriegsjahren folgten solche, die ihnen an Entbehrungen nichts nachgaben. Lebensmittelnappheit, steigende, kaum zu ertragende Teuerung. Wieviel schweres Ertragen schließen diese beiden Worte in sich ein!

Daß die Unterernährung unsere Kinder gesundheitlich außerordentlich geschädigt hat, ist eine leider unbestrittene, im Belange der Volkswohlfahrt tief zu beklagende Tatsache, ebenso, daß sie besonders in unserem Industriegebiet sehr fühlbar in Erscheinung tritt. Dazu kommt noch das enge Zusammenwohnen mit Tuberkulösen in schlechten, ungesunden Wohnungen, das den Krankheitskeimen ihre unheimliche Minierarbeit ganz außerordentlich erleichtert. In großen Mietkasernen mit kinderreichen Familien, an Orten, über die rauchende Schloten unablässig ihre Dünste schicken, gedeihen keine roten Wangen!

Niemals gab es solche Massen von Lungenkranken in den Arztzimmern, wie in den Jahren nach dem Kriege, und die Lungenfürsorgestellen des Kreises weisen erschreckende Besuchsziffern auf. Neue derartige soziale Einrichtungen mußten in fast allen größeren Industriegemeinden des Kreises aus der Not der Zeit heraus eingerichtet werden.

„Die Tuberkulose ist keine Gefahr mehr, sie ist zur schreienden Not geworden,“ so schrieb Kreismedizinalrat Dr. Huebner, ein warmherziger Menschen- und vor allem Kinderfreund, schon vor mehreren Jahren an den Verfasser dieser Zeilen. In seiner Stellung als Kreismedizinalbeamter hörte er als Vertreter der Medizinalbehörde des Kreises die Klagen der Lehrerschaft über das körperliche Elend ihrer Schutzbefohlenen und erkannte auch in seiner Amtstätigkeit selbst die entsetzliche Gefahr, die unsere Jugend bedrohte. Die ärztlichen Untersuchungen der Schulkinder ergaben erschütternde Bilder von deren Gesundheitszustand, stellten einwandfrei eine große Anzahl strophulöser, in der Entwicklung zurückgebliebener, unterernährter Kinder fest, von denen viele tuberkulös waren und es leider auch heute noch sind. Es mußte gehandelt, geholfen werden!

Von Staat, Kreis und Gemeinden konnte bei ihrer durch die langen Kriegsjahre und der ebenso schweren Nachkriegszeit eingetretenen überaus ungünstigen, ja zum Teil katastrophalen Finanzlage nicht alleinige durchgreifende Hilfe erwartet werden. Hier mußte Selbsthilfe einsetzen, der Masse des Volkes die große Gefahr der Vergiftung und Verelendung unserer Jugend vor Augen geführt und sie zur Mitarbeit an diesem Werk gewonnen werden.

Kreismedizinalrat Dr. Huebner wandte sich zunächst an den Kreislehrerrat, der Gesamtvertretung der Volksschullehrerschaft des Kreises, bei der in erster Linie volles Verständnis für die traurige gesundheitliche Lage der Schulkinder vorauszusetzen war. Am 23. Juli 1919 hielt er im Kreislehrerrat einen Vortrag über „Die Notwendigkeit der Fürsorge für kranke und tuberkulosegefährdete Kinder.“ Eine sittliche und soziale Pflicht ist es, gegen das verheerende Wüten der Volksseuche vorzugehen. Es gelte, für die Kinder Unterkunftsmöglichkeiten, Waldheimstätten, zu schaffen, wo die Kinder in gesunder Luft und bei Sonnenschein, besserer Ernährung und guter Pflege sich mehrere Wochen aufhalten, erholen und gesunden sollten.

Der Kreislehrerrat konnte sich der Notwendigkeit solcher Einrichtungen nicht verschließen und faßte einstimmig den Beschluß, ungeachtet aller voraussichtlichen großen finanziellen Schwierigkeiten, die sich dem sozialen Werk entgegenstellen würden, bald zur Arbeit zu schreiten. Er wählte einen „Ausschuß zur Errichtung von Waldheimstätten im Kreise“, der sofort seine Tätigkeit aufnahm. In den größeren Gemeinden wurden Ortsausschüsse gebildet, deren erste Aufgabe es war, die Gemeinden für das Unternehmen zu gewinnen und im Verein mit dem Hauptausschuß auch Mittel für dasselbe aufzubringen.

Der ursprüngliche große Plan war der, im ganzen Kreise zehn solcher Waldheimstätten zu errichten. Die Anlage selbst sollte sich so billig als möglich stellen und kamen als billigste Bauten Baracken aus dem Besitz der Heeresverwaltung dafür in Betracht. Die Arbeit wurde tatkräftig begonnen und war von Erfolg gekrönt. Die größeren Gemeinden, aber auch kleinere, ließen sich für den Plan gern gewinnen, die Militärverwaltung zeigte sich entgegenkommend und überließ pachtweise frühere Lazarettbaracken aus den Lazaretten Hirschberg und Lauban, so daß im Sommer 1920 fünf Heilstätten mit je 25 bis 30 Betten ihrer Bestimmung übergeben wer-



Eine Liegehalle der Salzheimstätte am Hochwald.

(Phot. Wittmann)

den konnten. Es waren dies die Waldheimstätten des Verbandes der Gemeinden Polsnitz, Liebichau, Neukendorf, Dittmannsdorf, Neu-Craußendorf, Zirlau, Steingrund, des Verbandes der Gemeinden Ober-Salzbrunn, Nieder-Salzbrunn und Konradsthal, des Verbandes der Gemeinden Weißstein und Neu-Salzbrunn, eine Heimstätte der Gemeinde Dittersbach bei Neuhaus und eine Heimstätte der Gemeinde Nieder-Hermisdorf, im Walde nach Zellhammer gelegen. Die Stadt Waldenburg besaß bereits eine Baracke für Tagesaufenthalt von Kindern.

Auch der Kreis selbst tat das seine. Er wollte hinter den Gemeinden nicht zurückstehen und baute eine Heimstätte für bereits tuberkulose Kinder dicht beim Kreiskrankenhause im Walde mit Liegehalle, Sonnenbad, Höhensonne u. s. w.

Bemerkt sei noch, daß die Gemeinde Nieder-Hermisdorf sich nicht mit einer der gekennzeichneten Baracken begnügte, sondern einen prächtigen Holzbau von der Firma Christoph & Umnat in Niesky für den damals hohen Preis von 350 Millionen Mark einschließlich Inneneinrichtung aufzuführen ließ, der von vornherein für den Sommer- und Winterbetrieb eingerichtet war.

Die zweite Aufgabe des Hauptausschusses und der Ortsausschüsse war die, Mittel zum Erwerb der Einrichtungsgegenstände zu beschaffen. Durch das Eingreifen privater Hilfe gelang dies auch. Ueberall entsfaltete sich eine rege Werbetätigkeit. Opfertage, Wohltätigkeitsveranstaltungen verschiedener Art, für die sich Vereine ohne Unterschied der politischen und konfessionellen Richtung einsetzten, sowie Sammlungen einzelner Belegschaften brachten Bausteine zusammen. Ja, auch die Jugend selbst wollte nicht zurückstehen. Zum Besten der hilfsbedürftigen Mitschüler und Mitschülerinnen wurden große Gesangsaufführungen von Tausenden von Schulkindern in verschiedenen Orten veranstaltet.

Unser bekannter Heimatdichter Paul Keller, der große Kinderfreund, besichtigte auf Einladung des Hauptausschusses die Waldheimstätten vor ihrer Uebergabe, wobei ihm Weipplerner Lehrer unser einzig schönes Heimatlied zur Begrüßung sangen. Er las zugunsten des sozialen Unternehmens in der Gortauer Halle in Waldenburg vor einer überaus zahlreichen Zuhörerschaft aus seinen Werken vor, einleitend herrliche Bewerborde für das Waldheimstätten-

werk an die Erschienenen richtend. „Die Jugend hat ein Recht auf Freude und Sonnenschein. Was sie in den Kriegsjahren durchlebte, war kein sonniger Mai. Der Krieg hat unsere Jugend um Licht und Freude betrogen. Es ist ein großes Werk, Einrichtungen zu schaffen, um der furchtbarsten aller Volksseuchen Einhalt zu gebieten. Wir wollen keinen Krieg gegen andere Völker und gegen Brüder im Lande, sondern einen solchen gegen Not, Hunger, Geistesverelendung, Krankheit, Seuchen. Wir wollen uns die Hände reichen, um diesen Krieg gemeinsam durchzutämpfen. Die Jugend will nicht weinen, sondern lachen, nicht hungern, sondern satt werden, nicht verelenden, sondern stark werden, nicht husten, sondern singen. Der deutsche Wald, von dem wir mit dem Dichter bitten: „Schirm dich, Gott, du deutscher Wald,“ soll die Kinder in seine weiten Arme aufnehmen und die Jugend in körperlicher und geistiger Gesundheit aufwachsen lassen. Die Waldheimstätten — für die der Dichter seiner Bewunderung Ausdruck gab und zu deren Entstehung er den Kreis Waldenburg beglückwünschte — sollen dazu beitragen, daß ein starkes und frohes Geschlecht heranwachse, ein kraftvolles deutsches Volk, das mitbauen soll am Wiederaufbau des deutschen Vaterlandes.“

Am 21. Juli 1920, einem herrlichen Sommertage, wurden auf der idyllisch gelegenen Waldwiese hinter der Glashütte Weißstein, am Fuße unseres Hochwaldes, in Gegenwart zahlreicher geladener Gäste von nah und fern, darunter Vertreter der Regierung, des Roten Kreuzes, der Schulbehörde und des Generalsekretärs des deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose, Oberstabsarzt Dr. Helm (Berlin), unter zahlreicher Beteiligung der Bevölkerung des Kreises drei Waldheimstätten feierlich ihrer Bestimmung übergeben, für die der Fürst von Pleß das Gelände in entgegenkommender Weise pachtweise zur Verfügung stellte. Viel schöne Glückwünsche wurden dem Unternehmen dargebracht. Schreiber dieser Zeilen durfte mit Recht feststellen, daß das bedeutsame sozial-charitative Werk ein Beweis dafür sei, daß die Nächstenliebe in der leider so liebeleer erscheinenden Zeit nicht ausgestorben ist, vielmehr in dem Geschaffenen in schönem Licht erstrahle, daß man den Glauben an das Gute in unserem Volke nicht zu verlieren brauche. Der Jugend gilt es! — Eine Woche später erfolgte die Eröffnung der Waldheimstätte Dittersbach, am 23. August die in Nieder-Hermsdorf, und am 1. Oktober desselben Jahres öffnete die

Baracke der Kreisverwaltung ihre Pforten für die Ärmsten der Armen, die tuberkulösen Kinder.

Bereits nach der ersten Sommerbelegung zeigte es sich, daß in Anbetracht des großen Andranges von Kindern zur Unterbringung mit einer Sommerbelegung allein nicht auszukommen war. Es mußte versucht werden, zum mindesten durch Einbau von Öfen und Anlage von elektrischer Beleuchtung die Belegung auch im Winter zu ermöglichen. Dazu aber fehlten jegliche Mittel. Wohl war es dem Hauptausschuß wie den einzelnen Ortsausschüssen gelungen, durch unablässige Werbetätigkeit den Heimstätten erhebliche Summen zuzuführen — besonders rührig zeigte sich der Weißsteiner Ortsausschuß, der sämtliche Inneneinrichtung seiner Baracke aus eigenen Mitteln bestritt —, aber die doch verhältnismäßig hohen Gestehungskosten konnten damit nicht gedeckt werden. Jede der als Heimstätte hergerichtete Militärbaracke kostete rund 65 000 Mark einschließlich der Wasserleitungsanlage. Dazu kamen die laufenden Kosten. Hatten es doch die Gemeinden aus ihrem sozialen Empfinden heraus übernommen, die Hälfte der täglichen Verpflegungskosten selbst zu tragen, während die andere Hälfte die Eltern aufzubringen haben. Arme Kinder aber wurden selbstverständlich unentgeltlich aufgenommen und setzten sich die örtlichen Ausschüsse für Ausbringung der Mittel ein. Soweit es sich um Kriegerwaisen handelte, trat das Kreiswohlfahrtsamt ein.

Jedenfalls aber wurde die finanzielle Belastung der Gemeinden für diese mit der fortschreitenden Teuerung immer fühlbarer und waren Mittel für den erwünschten Winterbetrieb nicht zu erwarten; ja das ganze Unternehmen schien sogar gefährdet. Diese Gefahr galt es abzuwehren. Wieder war es Kreismedizinalrat Dr. Huebner, der gemeinsam mit dem Amts- und Gemeindevorsteher Hertwig (Weißstein) und verschiedenen Gewerkschaftsführern verbündet für die Sache eintrat, und zwar für den Gedanken einer Wohlfahrtsstunde der Arbeiterschaft für Zwecke der Kinderhilfe, wie sie im Waldheimstättenunternehmen so schöne Auswirkung gefunden hatte. In vielen Versammlungen der Arbeiterschaft wurde die Notlage der sozialen Hygiene dargetan und erfreulicherweise volles Verständnis dafür gefunden. Mehr als die Hälfte der Arbeiterschaft erklärte sich bereit, über die normale Arbeitszeit hinaus eine Ueberstunde, die sogenannte „Wohlfahrtsstunde“, monatlich einmal zu leisten und auf deren Bezahlung zu-

gunsten der Waldheimstätten zu verzichten. In gleicher Weise leisteten die Arbeitgeber ihrerseits auf den Gewinn aus der Arbeit dieser freiwilligen Mehrarbeit Verzicht, und die Beamten führten einen bestimmten Prozentsatz ihres Gehaltes für den Wohlfahrtsfonds ab.

An der Leistung der Wohlfahrtsstunde beteiligten sich folgende Betriebe: Niederschlesische Elektrizitäts- und Kleinbahn-A.-G., Fuchsrube, Schultesacht, Lehmwasser, Kohlenyndikat, Waldburg, Porzellanfabriken C. Zielsch, Altwasser, S. Ohme, Nieder-Salzbrunn, Prause, Nieder-Salzbrunn, C. Krister, Waldburg, Carlshütte, Altwasser, Spiegelhütte, Altwasser, Wilhelmshütte, Nieder-Salzbrunn, Bahnhofspersonal Nieder-Salzbrunn, Schlesische Bergwacht, Deutscher Bauarbeiterverband, Fa. Rudolph Warmbt, Waldburg, Fa. Hermann Modler, Gottesberg, Benzolfabrik, Waldburg, Wunderlich, Altwasser, Frech & Pfeiffer, Waldburg, Allgem. Konsumverein, Neu-Salzbrunn, Malerinnung, Waldburg und die Ortskrankenkasse, Waldburg.

Das Aufkommen aus der Wohlfahrtsstunde betrug 120 436 Mark, bei dem damaligen Geldwerte eine schöne Summe, die es ermöglichte, die notwendigsten Bedingungen für die Winterbelegung zu schaffen und außerdem noch 150 Kinder der allerbedürftigsten Arbeiter völlig kostenlos in den Waldheimstätten aufzunehmen. Leider wurde die Wohlfahrtsstunde nicht, wie geplant, das ganze Jahr durchgeführt. Auf die Gründe, die verschiedener Art waren, sei hier nicht näher eingegangen, nur dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß der großzügige Plan, der allen hygienischen Einrichtungen des Kreises eine sichere Grundlage und Ausbaumöglichkeiten gegeben hätte, nicht überall Verständnis fand und leider nicht voll zur Durchführung kam. Die Mittel selbst wurden eine sehr brauchbare Hilfe im Kampfe gegen die Tuberkulose; denn gerade die infolge dieser Gelder ermöglichte Winterbelegung zeitigte, wie ärztlicherseits festgestellt wurde, die allerbesten Erfolge.

Die Kinder, deren Auswahl durch die Schul- bzw. Jungensfürsorgeärzte erfolgt, bleiben unter Aufsicht und Pflege einer Schwester zunächst 6 Wochen, später 8 Wochen in den Waldheimstätten und sind in dieser Zeit vom Schulunterricht gänzlich befreit. Allwöchentlich einmal werden sie vom

Arzt untersucht. Die Erfolge sind bisher nach dem Urteil der Herren Ärzte gute, ja ausgezeichnete gewesen, zumal die Verpflegung trotz der Schwierigkeit der Lebensmittelbeschaffung und der Teuerung eine derartige war, wie sie den Kindern zu Hause meist nicht geboten werden konnte. Die amerikanischen Kinderfreunde haben daran verdienstvollen Anteil durch Gratislieferung von Zusatzlebensmitteln. Neben kräftiger, abwechslungsreicher Kost besteht die Behandlung vor allem in möglichst langem Aufenthalt in frischer Luft (Liegefuren), Sonnenbädern, Abreibungen und Bädern. Spiele und Spaziergänge füllen die übrige Zeit aus. Wie bereits bemerkt, sind die Erfolge des Winters im allgemeinen besser als die des Sommers. Gewichtszunahmen wurden bei allen Kindern festgestellt, und zwar zwischen 1—8 Kilogramm. Wichtiger aber noch als die an und für sich erfreuliche Steigerung des Körpergewichts erscheint die Feststellung, daß in etwa 70 Prozent der Fälle eine Hebung der Blutsfülle, Kräftigung der Muskulatur, Zunahme des Brustumfanges als Ausdruck erhöhter Widerstandsfähigkeit des Organismus zu verzeichnen war.

Nachdem im Jahre 1923 die an der sogenannten Polznicher Barade beteiligten Gemeinden sich infolge der für sie zu großen Belastung, mit Ausnahme der Gemeinde Neußendorf, außerstande erklärten, das Waldheimstättenunternehmen weiter fortzuführen, erwarb der Ortsausschuß Weiskstein des Schlesischen Provinzialvereins zur Bekämpfung der Tuberkulose das Inventar der genannten Barade käuflich und führte das Unternehmen selbständig fort; auch auswärtige Kinder finden jetzt Aufnahme.

Als im Sommer 1923 die Geldentwertung und damit die Teuerung, die allgemeine Not und die kommunale Finanznot im besonderen immer größer wurden, sahen sich die Gemeinden leider und mit schwerem Herzen genötigt, die Kinder vorzeitig zu entlassen und die Waldheimstätten zu schließen, die somit ein Opfer der Zeitverhältnisse wurden. Das war um so bedauerlicher und beklagenswerter, als die Tuberkulose in der Zeit der allgemeinen Not einen um so günstigeren Boden findet, und unsere gefährdete Kinderwelt desto mehr Kräftigung und Stählung des Körpers als Abwehrmittel braucht.

Insgesamt haben seit Errichtung der Waldheimstätten gegen 2000 Kinder in denselben Gesundung und Erholung, neuen Lebensmut und Lebensfreude gefunden. Reicher Segen entsproß aus dem sozialen Unternehmen für Familien, Ge-

meinden und Staat. Dank allen denen, die das Werk in irgendeiner Weise, sei es durch praktische Mitarbeit, sei es durch finanzielle Hilfe, unterstützten! Hoffentlich öffnen sich wieder in diesem Jahre recht bald die Pforten der Walderholungsstätten für unsere Jugend. Eine vom Hauptauschuß beschlossene Wohlfahrtslotterie zum Besten der Waldheimstätten soll neue Quellen erschließen, um wenigstens für Wochen unsere Kinder dem großen Elend zu entreißen. Möge die Allgemeinheit dieses großzügige soziale Werk, das in seiner Art vorbildlich und einzig in ganz Deutschland dasteht und auf das der Kreis Waldburg mit Recht stolz sein darf, als das ihrige betrachten. Möchten alle Volksgenossen ohne Unterschied, nach ihrem Können und Vermögen sich die Hand reichen zur Erhaltung, Weiterführung und zum Ausbau unserer Waldheimstätten.

Da die gesundheitlichen Verhältnisse unserer Schulkinder immer trauriger werden, die Zahl der Lungengefährdeten außerordentlich zunahm, andererseits aber wieder stabilere Verhältnisse eintraten, nahmen die an dem Waldheimstättenunternehmen beteiligten Gemeinden Anfang Mai 1924 den Betrieb in vollem Umfange wieder auf. Der Andrang der Kinder war größer als je. Es wurden deshalb, um recht vielen Kindern Erholung zu verschaffen, sechswöchentliche Belegungsraten eingeführt und ist der Winterbetrieb gesichert. Die Anlage am Hochwald wurde mit großen Kosten weiter ausgebaut, so daß etwas Vorbildliches geschaffen wurde. Jede der drei Baracken hat jetzt einen freundlichen Tagesraum. An diesen wurden auch bald überdeckte Liegeveranden angebaut, so daß die Kinder auch bei ungünstiger Witterung ihre Liegefiguren im Freien halten können. Ferner wurde die in hygienischer Beziehung noch mangelhafte einfache Abortanlage mit Wasserspülklosetts versehen und die Schlafräume mit Linoleum belegt. Weiter wurde ein offenes Bassinbad geschaffen und durch Ausbau der Wirtschaftsbaracke die Warmwasserbadeeinrichtung modern gestaltet und erweitert. So ist jetzt eine Anlage geschaffen, die allen Ansprüchen genügt und wohl geeignet ist, in ihrem Teile mit dazu beizutragen, der Jugend und damit der Volksgemeinschaft und dem Staate zu dienen.





XIV. Dichtung, Musik, Jugend.

Gerhart Hauptmann und Hermann Stehr.

Von Erich Weiland.

Ein Zweifklang, vor dem wir uns bewundernd beugen und voll Dankbarkeit, der unserm Heimatkreis Geltung verschafft hat im großen Orchester der Dichtkunst der Welt. Welch eine Sternenreihe von Werken ist von ihnen geschaffen, welch eine Fülle von Stoff gemeistert worden und wie haben sie verstanden, alle Register des menschlichen Herzens zu ziehen. Mit Ehrfurcht im Herzen vor diesen gigantischen Schaffenskräften stehen wir in inniger Liebe zu den großen Söhnen unserer Berge.

Der große Dichter der „Weber“, wie wir Gerhart Hauptmann nennen, ist selbst ein Webernachkomme. Sein Urgroßvater saß hinter dem polsternden Webstuhl und noch sein Großvater wußte als Wirt des Gasthofs „Zur preussischen Krone“ in Bad Salzbrunn von Weberelend und -hunger zu erzählen. Der Vater Gerhart Hauptmanns übernahm das väterliche Besitztum, das eins der beliebtesten Logierhäuser war. Hier wurde Gerhart Hauptmann am 15. November 1862 geboren. Unter die Eindrücke seiner Jugend mischte sich, ohne daß er selbst das Leid der Armut zu kosten hatte, die Erinnerung an grenzenlose Not. Viele Bauern sah er aber auch durch die Kohlschätze unter ihren Aekern mühelos reich werden und im faulen Laster verkommen. In der Ober-Salz-

brunner Dorfschule war er ein schlechter Schüler, ein noch schlechterer auf dem Realgymnasium „Zum Zwinger“ in Breslau. Er war ein unruhiger, wandelmütiger Geist, und seine verträumte Jungenseele fand sich in Grammatik und Mathematik nicht zurecht. Er zeichnete gern, er liebte Musik, er träumte und schrieb lyrische Gedichte und Märchen. Er besuchte 1½ Jahre die Kunstschule in Breslau, dann wollte er wieder Landwirt werden. Mit 20 Jahren war er ein eifriger Hörer und Schüler Ernst Jäckels, und Naturwissenschaft und Philosophie traten ihm nahe. Dann wußte er nicht zwischen zwei Künsten zu wählen: die Frau mit dem Meißel oder die Frau mit dem Franz und Schleier. Beunruhigt und schwermütig, suchte er auf einer langen Reise das Ziel seiner dunklen Anrast und Sehnsucht zu finden. Von Hamburg fuhr er nach Spanien, es ging nach Neapel, 6 Wochen blieb er in Capri. Mehr wie die Schönheit ihn entzückte, hatte ihn das Elend, das er gesehen, entsetzt. Das Mitleid mit dem armen Volke hatte ihm in Malaga, Barcelona, Neapel, auf Capri und in Rom wehe Tage voll Gram gebracht.

Nun kam noch dazu, daß er mit jungdeutschen Dichtern bekannt wurde und vor allem unter den Einfluß der beiden konsequenten Naturalisten Arno Holz und Johannes Schlaf geriet.

Die Jugenderlebnisse gaben Gerhart Hauptmann den Grundgedanken, den Grundton, die Grundidee seiner Werke: das soziale Mitleid mit dem armen niedern Volke.

Die Bekanntschaft mit Holz und Schlaf gab ihm die dichterische Form: den Naturalismus.

Doch hübsch sauber in Schaffensperioden läßt sich seine Arbeit nicht abgrenzen. Es war immer ein Suchen und Ringen, ein Schwanken zwischen Naturalismus, Romantik und klassischer Zeit.

In seinem Schaffen spiegelt sich so recht der unklare Charakter der Gegenwart. Von seinen vielen dramatischen Werken werden sich nur wenige dauernd auf der Bühne behaupten, aber sie alle werden in der Geschichte als Denkmäler dieser wirren, unsicher umhertastenden Zeit fortleben, denn keiner der Mitstrebenden sucht mit solchem Ernst und Eifer nach der rechten Kunst, wenige haben die Berührung mit der mütterlichen Erde so gewahrt wie Hauptmann. Er ist wie die andern Dichter als Vorläufer zu betrachten, etwa wie die Stürmer und Dränger des 18. Jahrhunderts den Klassikern vorausgingen. Damals gelang

es nur Goethe und Schiller, sich zur Klarheit und Unsterblichkeit durchzuringen. Aus der Romantik erwuchs nur Hebbel als größter Dramatiker. Auch aus dem Naturalismus wird sich der große Dichter zur Unsterblichkeit durchringen. Hauptmann ist es nicht, aber er zählt zu den Vorläufern, die das Werkzeug bereiten, mit dem der Genius später das Herrlichste vollbringen kann, der auf den umgepflügten Schollen eine neue Saat sät und sie mit der schaffenden Sonnenwärme des Genius zur großen Ernte reift.

Vorläufig aber ruht die beste Hoffnung für die Zukunft unseres Dramas auf keinem andern als auf Gerhart Hauptmann. Noch ist er der größte Dramatiker deutscher Nation, und wir sind stolz, daß er auf schlesischer Erde geboren und ein Sohn unseres heimatlichen Berglandes ist.

Hermann Stehr ist unstreitbar der bedeutendste Erzähler unserer Zeit. Das empfindet jeder, der auch nur ein einziges Buch von ihm gelesen hat. Und doch war es möglich, daß er lange Zeit, selbst in seiner schlesischen Heimat, nicht nach Gebühr gewürdigt wurde, er, der sicher der tiefste Mensch unserer modernen Literatur ist. Das aber ist gerade der Grund, daß er noch heute mehr genannt als gekannt wird. Nicht jeder hat die Natur eines Tauchers, um mit Stehr in jene unerforschten Gebiete der Seele hinabzutauchen, wo unser Schicksal wächst. Es ist nicht für jeden, den dunklen Angst- und Wahngelübden der Nacht nachzugehen und das Grauen vor den schrecklichen Unerbittlichkeiten gewisser Vorgänge zu erleben. Die Masse kann nicht mit Stehr in die Tiefe fahren, die folgt lieber manchem leichten Unterhalter auf bequemen, lichten Wegen.

Wenn Stehr auch von der Seele erzählt, allem Hohen und Tiefen der Menschenseele nachspürt, Menschenchicksale und Seelenkämpfe ihm im Mittelpunkt seines Interesses stehen, so hat er doch auch die Gabe, klar und scharf die Welt zu zeichnen, die seine Menschen umgibt. Die schlesische Heimat ist der landschaftliche Hintergrund seiner Werke.

Und seine Menschen sind nicht schemenhaft in die Umgebung hineingestellt, sondern auf schlesischer Erde gewachsen. Schlesische Menschen sind seine Helden, darunter Arme und Vermiste, die nur im Dialekt sprechen; der um ein besseres Leben ringende Trunkenbold; der einsame, ge-

Demütigte, sich aber grausig rächende Schindelmacher; die Kranke, träumende, in einer Wolke geheimnisvoller unterirdischer Töne und Farben und duftiger Schemen hindämmernde Leonore Griebel und ihr genügsamer, altbackener, nüchterner Mann, der Tuchmacher; die Glück ersehrende, ergebene Dulderin Marie Erner und ihr habgieriger, heidnisch abergläubischer, mißtrauischer, finsterner Mann; der kleine Dorfschneidersohn Amadeus Mandel; der in jeder Neigung, in jeder Sehnsucht, in jedem Entschluß gespaltene Volksschullehrer Franz Faber.

Stehr ist kein Heimatschilderer wie Karl Hauptmann, er ist ein großer Menschenformer, ein mächtiger Schicksalsgestalter. Doch sein Menschentum ist so sicher in der umgebenden Landschaft verwurzelt. Mit starker Schöpferhand hebt er die Menschen und Geschehnisse in die Landschaft seiner Heimat. Traum und Dämmerung, inbrünstige Sehnsucht, Verzweiflung und Wahnsinn, Leben und Tod, Kampf und Not, Härte und Kargheit, Einfalt und Güte, Mystik und Irrwahn mischen sich mit dem Geruch der heimatischen Erde.

Hermann Stehr ist nun unser, wenn er auch nicht wie Gerhart Hauptmann im Lande des Hochwalds geboren wurde. Zu Habelschwerdt in der Grafschaft Glatz erblickte er am 16. Februar 1864 das Licht der Welt. Aber unser Bergland ist ihm während zehn Jahren Arbeitsstätte und Heimat gewesen. 1901 kam er als Lehrer nach Dittersbach. Am 1. April 1911 mußte er wegen eines Augenleidens in den Ruhestand treten, und hier in Dittersbach ist der größte Teil seiner Werke entstanden (z. B. „Das letzte Kind“ 1903, „Leonore Griebel“ 1904, „Meta Konegen“ 1905, „Der begrabene Gott“ 1905, „Wendelin Heinelt“ 1906, „Drei Nächte“ 1909); hier hat er sich in so wunderbarer Weise vom Naturalisten zum Mystiker und Gottsucher entwickelt. Nun lebt er, der Lebenskämpfer und Sucher nach Wahrheit und Erkenntnis, der große Menschenformer und Meister der Sprache, im trauten „Mandelhause“ zu Warmbrunn ganz seinem Dichterberufe. In tiefer Verehrung gedenken wir seiner und weben um sein Haus das Rosenband der Liebe.

Die mundartlichen Dichter unserer Waldenburger Heimat. *)

Von Studienrat Dr. Pletsch, Waldenburg.

Mundartliche Dichter sind letzten Endes immer Heimatdichter. Sie sind in ihrem Schaffen von vornherein durch das stärkste geistige Band an ihre engere Heimat gebunden: durch die Sprache. Damit ist ohne weiteres gegeben, daß sie auch mit ihrer Vorstellungswelt, ihrem Gefühlsleben, den gedanklichen und stofflichen Grundlagen ihrer Dichtung, wenn diese sich mit ihrem geistigen Gewande, der Sprache, zu einer Einheit zusammenschließen sollen, in der Heimat wurzeln müssen. Das ist eine Forderung, die man bei der Würdigung mundartlicher Werke nie außer acht lassen darf. Sie darf man demnach nicht ausschließlich nach ihrem künstlerischen und literarischen Werte beurteilen, sondern auch nach der Art, wie sie den Pulsschlag der Heimat, heimatliche Denkweise, heimatliche Gefühls- und Kulturwelt wiederzugeben vermögen. Unter diesem zweiten Gesichtspunkte gesehen, ist die schlesische Dialektliteratur doch erheblich wertvoller, als sie dem „Gebildeten“, dem rein literarisch und kritisch Eingestellten zu erscheinen pflegt. Und was für die schlesische Mundartdichtung im allgemeinen, gilt auch für die Waldenburger im besonderen. Ihr eigentlicher Wert beruht gewiß weniger auf einer kritisch einwandfreien, dichterisch hochstehenden Leistung — die vermessen wir häufig —, als auf einer schlichten, sangesfrohen und gefühlsbetonten Wiedergabe heimatlichen Volkstums. Aber in dieser Beziehung birgt sie einen reichen Schatz, an dem ein Heimatbuch nicht vorübergehen darf. Und so soll im folgenden der Versuch gemacht werden, zugleich mit einer kritischen Würdigung diesen Schatz von Heimatswerten zu heben.

Eine grundsätzliche Frage sei noch kurz vorweg genommen. Wer gilt im Sinne des Vorhergesagten als Mundartdichter unserer Heimat? Auszuscheiden haben alle, die die Mundart nur gelegentlich in ihren Werken gebrauchen, wie Gerhart Hauptmann, Carl Hauptmann, Hermann Stehr u. a. Bei ihnen ist die Mundart nicht das unmittelbar

*) Wertvolles biographisches, bibliographisches und entwicklungsgeschichtliches Material bietet die Arbeit von Wagner: Schlesiens mundartliche Dichtung von Holtei bis auf die Gegenwart, in „Wort und Brauch“, Heft 14, Breslau 1917, Verlag von M. Marcus. Hingewiesen sei bereits auf die zu erwartende Dissertation über Mundart und Wortschatz des Waldenburger Berglandes von Bruno Paschke, dem ich einzelne Anregungen und Hinweise verdanke.

Gegebene, der Ausgangspunkt ihres dichterischen Schaffens, sondern lezten Endes nur ein Kunstmittel zur Erhöhung der naturalistischen Wirkung. Von den wirklichen Dialektdichtern zählen nicht hierher alle, die nur vorübergehend in unserer Heimat gelebt und gewirkt haben, z. B. Mag Heinzel, der bekanntlich von 1869 bis 1872 am Waldenburger Wochenblatt als Schriftleiter tätig war. Es bleiben also zur Behandlung übrig alle, die durch Geburt und die Zeit ihrer Kindheit oder auch durch späteres längeres Wirken in unserer Heimat im Denken und Fühlen mit ihr verwachsen sind. Zu ihnen gehört, zeitlich betrachtet, an erste Stelle

Heinrich Tschampel.

Im Jahre 1799 in Oberschlesien geboren, auf dem Breslauer Lehrerseminar vorgebildet, wirkte Tschampel als Lehrer in Steinseifersdorf, Lehmwasser (nach der Chronik des Dorfes in der Zeit von 1818 bis 1821 als erster seminaristisch durchgebildeter Lehrer) und schließlich bis zu seinem Tode im Jahre 1849 in Quolsdorf, das zwar nicht kreispolitisch, aber nach dem Charakter der Landschaft und der Bewohner zu unserm Waldenburger Heimatgebiet gehört. Tschampel, einer der ersten „Schüler“ Holteis, des Begründers der schlesischen Dialektdichtung, hat das Verdienst, das Gebirgsschlesische, das er trotz seiner ober-schlesischen Herkunft außerordentlich schätzte und meisterhaft beherrschte, in die Literatur eingeführt zu haben. Seine erste, leider einzige Sammlung „Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart“, zu deren Herausgabe er sich auf Anregung seiner Freunde und „hochgestellter Persönlichkeiten“ (gemeint ist wohl Hoffmann von Fallersleben) entschloß, hat solchen Anklang gefunden, daß der Verlag (Heege, Schweidnitz) die sechste Auflage herausbringen konnte, die bereits wieder vergriffen ist.

Namentlich bei der Landbevölkerung erfreuten sich Tschampels Gedichte, wohl wegen ihrer lebenswahren, naturgetreuen Schilderung des Schlesiens, außerordentlicher Beliebtheit. Es gab wohl keine Familienfestlichkeit, so hören wir von einem jüngeren Zeitgenossen Tschampels, Friedrich Zeh, bei dem nicht das eine oder andere Tschampelsche Gedicht vorgetragen wurde. Auch heute noch lebt manches seiner Gedichte, wie „Alle hoan Recht“ oder „Honns, wu bist de denn“, unter der schlesischen Landbevölkerung auch anderer Gegenden fort, was ich aus eigener Kenntnis bezeugen kann.

Freilich weisen viele von Tschampels Dichtungen auch mancherlei Mängel auf: allzu große Breite, Wiederholungen im Stoffe, eine gewisse Schwerfälligkeit in der Form usw. Aber manches ist ihm doch auch ausgezeichnet gelungen. Das gilt besonders von den kürzeren, in lebhaftem Rhythmus geschriebenen Gedichten, wie „Ei der Fremde“ oder „De Karms“:

De Karms ihs gekumma,
De Arnt ihs vorbei;
Der Poß tutt schun brumma,
De Geige stimmt ei.

Dichterisch höher zu bewerten als die mundartlichen Gedichte scheinen mir die hochdeutschen, die der Sammlung als Anhang beigelegt sind. Die schönsten und tiefempfindendsten sind wohl das „Wiegenlied“:

Kindlein, schlaf in süßer Ruh!
Schließ die holden Augen zu!

und das „Blümchen“:

Ein Blümchen stand im Garten,
Gepflanzt von lieber Hand.

Einer der begeistertsten Verehrer Tschampels war der schon erwähnte

Friedrich Zeh,

der die letzten 20 Jahre seines Lebens in unserer engeren Heimat, nämlich von 1869 bis 1889 als Lehrer am Seylerschen Waisenhause in Wüstenaltersdorf, gewirkt hat. Zehs Werke, die in drei Sammlungen erschienen und neben Gedichten als für die damalige Zeit Neues Erzählungen in mundartlicher Prosa brachten, scheinen heute fast vergessen zu sein. Bekannt geworden sind sie überhaupt nur in der Gegend des Culengebirges, der der Dichter, wenigstens in seinen letzten Werken, seiner Sprache und seiner ganzen Art nach angehört. Daher soll auf ihn in diesem Zusammenhange nicht näher eingegangen werden, obwohl manches aus seinen Werken, vor allem aus seinen mundartlichen Geschichten, Beachtung verdient.

Zehs Schicksal in bezug auf das Fortleben seiner Werke teilt ein Mann, der um die Mitte des vorigen Jahr-

Hunderts in dem Kultur- und Wirtschaftsleben unserer Heimat eine gewisse Rolle spielte:

Rudolf Hain.

Hain, eine den älteren Bewohnern noch bekannte, stark eigenartige Persönlichkeit, lebte als wohlhabender und angesehenes Kaufmann in Waldburg, später als Gutsbesitzer und zugleich Grubenrepräsentant in Hermisdorf (Inhaber des jetzigen Feuersteinschen Gutes), wo er im Mai 1876 gestorben ist. Von seinen schöngeistigen und literarischen Neigungen zeugte seine mehrere tausend Bände umfassende, allerdings nicht gerade glücklich zusammengestellte Bibliothek, die er einige Jahre vor seinem Tode dem Gymnasium und der Gewerbevereinsbibliothek schenkte. Aber auch in eigenem literarischen Schaffen versuchte sich Hain. Neben einer Plauderei „Scenen aus dem Baderleben in Karlsbad“ veröffentlichte er im Revolutionsjahre 1848 als Sebastian Maschke in Mundart geschriebene politische Flugblätter gegen Kilian Maschke, einen Maler Hoholl, unter dem Titel „Pauern, uigepoßt“.*) Uns interessiert diese mundartliche Satire, die sich übrigens nur im Privatbesitz erhalten hat, im wesentlichen nur als Spiegel für die zeitgeschichtlichen Verhältnisse unserer engeren Heimat. Dasselbe gilt auch von einer im Jahre 1867 in Melchers Buchhandlung erschienenen Sammlung von Gedichten, die in der schlesischen Literatur als verschollen gilt, aber noch in je einem Exemplar in der Gymnasial- und Gewerbebibliothek vorhanden ist. Einen bleibenden literarischen Wert haben diese Gedichte, von denen ein Teil in unserer (nicht immer richtig gebrauchten und wiedergegebenen) Mundart geschrieben ist, wohl kaum. Aber mit ihren vielen, meist stark satirisch gefärbten Anspielungen auf alle möglichen Zeit- und Lebensfragen sind sie als kulturhistorische Dokumente unserer engeren Heimat nicht ohne Bedeutung. Ich denke dabei an das Silvester-Abendlied „Zeitanschauung 1848“, an den „Wunsch des Kohlenfuhrmanns Schlumpe an die Herrn Eisenbahner“ und an eine scherzhafte Szene aus dem damaligen Grenzverkehr „Von der Grenze“.

Die drei genannten Dichter gehören der ersten Periode der schlesischen Dialektdichtung an, die unter dem Einfluß ihres Begründers Holtei steht. Mit dem Ausgange der

*) Vgl. Wagner a. a. O. S. 28.

sechziger und dem Beginne der siebziger Jahre tritt ein Rückschlag ein. Das Interesse für die mundartliche Dichtung nimmt erheblich ab. Da beginnt am Schluß der siebziger und vor allem in den achtziger Jahren ein neuer Aufstieg, hervorgerufen durch die Erfolge zweier Dichter, die bis heute Richtung gebend in der schlesischen Dialektdichtung geblieben sind. Es sind dies Robert Rößler, der Vertreter des derberen, urwüchjigen Humors, bei dem die Prosaerzählung überwiegt, und Max Heinzel, der Vertreter der tieferen und feineren lyrischen Art.

Auch unsere Waldenburger Mundartdichtung erlebt in dieser Zeit eine gewisse Blüte, die sich an die Namen Ernst Langer, Oswald Rücker, Oskar Vogt knüpft.

Ernst Langer

war Gemeindefschreiber in Birlau (1833—1845) und später in Donnerau. Die letzten Jahre seines Lebens verlebte er in Freiburg, wo er 1890 starb. Er schrieb komische Theaterzenen, Einakter in schlesischer Mundart, von denen der erste „Das Mohorn oder die Injurientlage“ (erschienen 1879 bei Jakob-Wüstegiersdorf, jetzt 4. Auflage bei Seege), eine Zeitlang in unserer Heimat viel gelesen und auch aufgeführt wurde.*) In der Erinnerung älterer Einwohner lebt das Stück auch heute noch. Die beiden andern dramatischen Versuche „Better Christian“ und „Der Barometereinkauf“ sind weniger bekannt, wurden aber auch viel aufgeführt, wie das Erscheinen einer 2. und 3. Auflage beweist. Ein weit größeres, über die Grenzen unserer engeren Heimat hinausreichendes Verdienst erwarb sich Langer durch die Sammlung schlesischer Sprichwörter. Im gleichen Verlage veröffentlichte er 1879 auf Drängen seiner Freunde eine „Sprichwörter-Chronik, enthaltend über 1000 schlesische Sprichwörter und Redensarten“ in alphabetischer Reihenfolge. Das kleine, bescheidene Büchlein ist viel zu wenig beachtet und auch leider nicht wieder aufgelegt worden. Bei einer neueren wissenschaftlichen Bearbeitung des schlesischen Sprichwörterschazes, die, nach inhaltlichen und sachlichen Gesichtspunkten geordnet, ein lebendiges Denkmal schlesischer Volksphilosophie sein müßte, wird Langers Werkchen sicherlich eine nicht unwichtige Quelle bilden.

*) In Waldenburg gelangte es zum ersten Male bei einem Stiftungsfeste des Lehrervereins in den 80er Jahren zur Aufführung.

Oswald Rüdker

ist noch weit mehr als die vorher Genannten ein Mann des Volkes. Er wohnte als einfacher Bergmann, später zum Steiger ernannt, in Hermisdorf und bringt jetzt nach dem Tode seiner Lebensgefährtin seinen Lebensabend bei seinen Kindern in Breslau zu. Die erste Sammlung seiner mundartlichen Gedichte, denen er auch vier hochdeutsche und eine humoristische Erzählung beifügte, ließ er unter dem Titel „Hochwaldblänge“ 1887 im Selbstverlage erscheinen. Sie fanden Anklang, und der Dichter konnte schon im nächsten Jahre die zweite Auflage erscheinen lassen. Nach einer Reihe von Jahren (1900) gab er den von ihm angekündigten zweiten Teil der „Hochwaldblänge“ heraus. Rüdkers Dichtungen weisen mancherlei Vorzüge auf. Eine gewisse Glätte der Form und Flüssigkeit der Sprache ist ihnen nicht abzusprechen. Vor allem aber geben sie uns ein anschauliches Bild von dem Leben des Bergmanns mit all seinen Leiden und Freuden, mit seinen Nöten und Gefahren, seinen Sitten und Gebräuchen. Wer einen Blick tun will in die Seele unserer Bergmannsbevölkerung, ihre Gemüts- und Vorstellungswelt, der wird an Rüdkers Gedichten nicht vorübergehen können. Und darin liegt ihr bleibender Wert für unsere Heimat. Gewiß manches der Gedichte erscheint uns im Stoff zu alltäglich, zu wenig gehaltvoll. Demgegenüber ist als Vorzug hervorzuheben, daß sich Rüdker von dem rein Anekdotenhaften und den üblichen Schlußwizen, auf die es in vielen Dialektgedichten nach Rößlerschem Vorbilde hinausgeht, im allgemeinen fernhält. Andererseits ist dies vielleicht gerade der Grund, weshalb Rüdkers Gedichte heute nur noch verhältnismäßig wenig gelesen werden. Viele von ihnen, vor allem die mehr lyrisch gehaltenen, wie „Derheeme“ oder „Is Christkind kintmt“ sowie das hochdeutsche „Die Totenschau“ verdienten es, von weiteren Kreisen gekannt zu werden. Seltsam und zu bedauern ist, daß Rüdkers Muse in den letzten beiden Jahrzehnten ganz verstummt zu sein scheint.

Eine besondere Stellung unter unsern heimatlichen Mundartdichtern nimmt

Oskar Vogt

ein. Er war viele Jahre als Hauptlehrer in Wülfegiersdorf tätig, wo er auch im Jahre 1909 starb und

bestattet ist. Sein eigentliches Gebiet sind mundartliche Erzählungen, die er zunächst im „Wüstegiersdorfer Grenzboten“ und in der „Schles. Schulzeitung“ veröffentlichte und 1889 unter dem Titel „Zum Feiertagabend“ zusammen mit einem längeren Gedicht „De Dorfstechen“ herausgab. Ein Jahr später folgte eine längere Humoreske „Ei der Summerfrische“. Gelegentlich in Zeitungen erschienene Gedichte wie „Drma Moans Klage“ oder „Wu iehs de Welt mit Brata verschloan“ sind noch nicht gesammelt.

Vogts Werke, namentlich die in der ersten Sammlung, gehören zum Besten, was unsere heimatliche Dialektdichtung überhaupt hervorgebracht hat. Sie halten sich vom Geschmacklosen, allzu Bannalen, Derbkomischen glücklich fern und weisen dafür einen feineren Humor und eine ausgezeichnete Charakteristik auf. Die einzelnen Typen sind wirklich echt und aus dem Leben gegriffen. Manche, wie der „Harr Inspektor Seegrieff“ erinnern m. E. fast an Reuter'sche Gestalten. Daneben bringt Vogt eine Fülle von alten volkstümlichen Redewendungen und macht uns mit alten, längst ausgestorbenen Sitten und Gebräuchen der Heimat bekannt. Was man sich besser wünschen möchte, ist der Gebrauch, oder eigentlich die Wiedergabe, der Mundart. Hier herrscht ziemliche Willkür. Formen wie „Durf“ und „Dorf“, „Augen“, „Auga“ werden wahllos nebeneinander gebraucht. Davon abgesehen, wäre es durchaus zu wünschen, daß Vogts Erzählungen, von denen erst vier Jahre nach seinem Tode die zweite Auflage erscheinen konnte, in unserer Heimat bekannter würden. Auf durchschlagenden Erfolg beim Vorlesen sind sie freilich nicht berechnet — und das spricht für sie — aber dafür bieten sie einen wirklichen Genuß beim eigenen Lesen.

In den neunziger Jahren ließ das Interesse für mundartliche Dichtungen in unserer Schläsing trotz neu hinzutretender Dichter (August Richter) wieder nach. Unsere Waldburger Heimat hat für diese Zeit nur einen Dichter aufzuweisen:

Max Waldburg,

oder, wie sein eigentlicher Name ist, Max Peschmann. Der Dichter ist 1852 in Waldburg geboren und starb 1911 als Inhaber des bekannten Juweliergeschäftes am Ringe. Waldburg trat zuerst im Jahre 1894 — ohne Angabe seines Namens — mit einer im gemütlichen Plaudertone geschriebenen mundartlichen Erzählung „De

Pfingst-Reese" hervor, in der manches, namentlich die Aus-
 drucksweise und der Charakter der einzelnen Personen,
 ganz hübsch beobachtet ist. Auf diese Prosaerzählung, die
 die einzige geblieben ist, ließ Peschmann unter dem Deck-
 namen Max Waldenburg Sammlungen seiner verschieden-
 artigsten Dichtungen (verlegt bei Brieger-Schweidnitz) folgen,
 zuerst mundartliche Gedichte („Spoß muß sein“, 1899),
 ferner Aufführungen und Scherze zu Hochzeiten und anderen
 Festlichkeiten („Fidele Feste“, 1899), dann Szenen, Cou-
 plets, Lieder und Gedichte („'s Ijberbraat'l“, 1901). Den
 Schluß bildete wiederum eine Sammlung mundartlicher
 Gedichte („Frisch vo der Laber“, 1903). Es ist schwer,
 ein richtiges Urteil über Waldenburgs Dichtungen zu fällen.
 Sie sind sehr verschieden in ihrem Werte. Vieles kann
 und will wohl auch dichterisch nicht ernst genommen sein.
 Das gilt vor allem von den Couplets, humoristischen
 Vorträgen, Gesängen usw. Sie entsprachen zweifellos der
 Geschmacksrichtung jener Zeit, die für solche Dinge viel
 übrig hatte; uns haben sie heute kaum noch etwas zu
 sagen. Von den mundartlichen Gedichten sind sehr viele
 auf durchschlagende Wirkung am Schluß berechnet. Doch
 manche lassen uns den Dichter von einer ganz andern
 Seite sehen. Sie zeugen von einem warmen und tiefen
 Empfinden, von einer gewissen lyrischen Veranlagung des
 Dichters. In diese Reihe gehören: „Mei Walmbrieh“,
 „'s kranke Mutterle“, „Mei Jörgel“ und das wundervolle
 „'s woar amaal“, das vielleicht zu den besten und stim-
 mungsvollsten Gedichten unserer schlesischen Dialektliteratur
 überhaupt gehört.

Mit dem beginnenden zwanzigsten Jahrhundert eröffnen
 sich der schlesischen Mundartdichtung neue Wege und Ziele.
 Das Interesse für Heimat- und Volkskunde und damit
 auch für ihr Zweiggebiet, die mundartliche Dichtung, be-
 ginnt zu wachsen und wird von Männern der Wissenschaft
 durch planmäßige Arbeit und Forschung unter Heran-
 ziehung weiter Volkskreise gefördert und Wachgehalten. So
 wächst auch die mundartliche Dichtung außerordentlich in
 die Breite und erobert sich nunmehr alle literarischen
 Gattungen: Epos, Lyrik, Drama, Roman und Novelle.
 Für die Einführung der dramatischen Dichtung in die
 schlesische Dialektliteratur sind die mundartlichen Dramen
 von Gerhart und Carl Hauptmann von besonderer Be-
 deutung gewesen. Sie haben eine Flut von mehr oder
 weniger glücklichen dramatischen Versuchen in schlesischer

Mundart hervorgerufen. Es handelt sich meist um Stücke, die für eine besondere Gelegenheit oder für die Vereins- und Dorfbühne geschrieben sind.

Auch unser Heimatgebiet hat Dichtungen dieser Art aufzuweisen.

Moritz Wierscher,

Gemeindevorsteher in Charlottenbrunn, veröffentlichte im Jahre 1907 ein dramatisches Volksspiel „Der Hurrntanz ei'm Kratsch'm“. Alt-schlesisches Dorfbild in zwei Akten. (Jakob, Wüstegiersdorf). Das Stück, das zugleich das schätzenswerte Ziel verfolgt, alte heimatliche Sitten und Gebräuche, Tänze und Trachten für das Volksbewußtsein lebendig zu machen, wurde in Charlottenbrunn und auch in andern Orten Schlesiens schon öfters mit gutem Erfolge aufgeführt. Den Schluß des Ganzen bildet ein zum schlesischen Bauerntanze umgestalteter „Contre“, der zweifellos die unmittelbare Wirkung auf eine beifallsfreudige Zuschauermenge noch verstärken mag, aber m. E. kaum geeignet ist, den — sonst gern zugegebenen — Wert des Stückes zu erhöhen. Erwähnt sei noch ein kleiner zweiter dramatischer Versuch desselben Verfassers, „A schläpischer Spinnabend“, der 1914 in demselben Verlage erschien und neben dem Mangel an wirklicher Handlung den großen Vorzug aufweist, uns einen in jeder Beziehung lebenswahren, stilschönen schlesischen Dichtenabend miterleben zu lassen.

In seiner Art vereinzelt dastehend ist ein Versuch, das historische Drama in die schlesische Dialektliteratur einzuführen. Im Jahre 1913 erschien im Verlage der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin, als Nr. 15 der „Dorfbühne“ ein vaterländisches Festspiel in zwei Aufzügen in schlesischer Mundart: „1813 in Schlesiens Bergen“ von

Friedrich Weißert.

Der Verfasser lebt als Besitzer einer Buchhandlung und Sekretär der Weißertschen Anstalten in Görbersdorf, wo die Handlung des Stückes auch spielt. Es wurde gedichtet und aufgeführt als Festspiel für die Jahrhundertfeier, die die Görbersdorfer Gemeinde im Jahre 1913 veranstaltete. Das Stück verfolgt den Zweck, auf Grund von alten Urkunden und Erzählungen — benützt ist vor allem die Friedländer Chronik von August Werner — den Bewohnern unjeres Waldenburger Berglandes die großen Tage von

Preußens Erhebung lebendig zu machen, wie sie sich wohl in dem einen oder andern unserer Heimatdörfer wirklich abgespielt haben mögen. Im ganzen hat der Dichter das Ziel erreicht. Besonders der erste Aufzug ist lebensvoll und packend. Was an fortschreitender Handlung und dramatischem Aufbau fehlt, wird zum Teil ersetzt durch Schwung der Rede und warme Begeisterung, vor allem aber durch eine gute Charakteristik der Personen. Der zweite Aufzug, der ganz interessante Kultur- und Stimmungsbilder aus dem Jahre 1814 bringt, ist zweifellos schwächer und weniger bühnenwirksam, hält sich auch von Uebertreibungen und Wiederholungen nicht frei. Im ganzen hat man den Eindruck, daß der Verfasser, örtlich und zeitlich an bestimmte Aufgaben gebunden, in der Entfaltung seiner unbedingt vorhandenen dichterischen Fähigkeiten behindert gewesen ist. Bei einer entsprechenden Um- und Ausgestaltung, namentlich nach der dramatischen Seite hin, dürfte das Stück entschieden eine wertvolle Bereicherung unserer mundartlichen Heimatliteratur bedeuten und von ernster strebenden Vereins- oder Dorfbühnen gerne aufgeführt werden.

Und nun zu der allerjüngsten Zeit, dem letzten Jahrzehnt unserer Waldburger mundartlichen Dichtung! Sie ist im wesentlichen geknüpft an den Namen eines noch sehr jugendlichen Dichters, der uns schon bei der Bekanntgabe seiner ersten dichterischen Versuche aufhorchen ließ. Es ist

Alfred Ossig,

der bis vor kurzem hier in Waldburg als Töpfergeselle lebte und in den Jahren 1921 und 1922 je eine Sammlung seiner mundartlichen Dichtungen herausgab. Das erste Bändchen, das unter dem Titel „Hoab mich lieb“ im Selbstverlage des Verfassers erschien, enthält nur Gedichte und eine komische Theaterszene am Schluß. In dem zweiten Bändchen, das bei Heege-Schweidnitz unter dem Titel „Ueber Stook und Steen“ herauskam, überwiegt die Prosaerzählung, übrigens auch der ernstere Charakter. Beide Werkchen sind heute vergriffen.

Bei Ossig ist sehr vieles, namentlich im ersten Bändchen, noch „Sturm und Drang“. So erscheint einem manches, bei allen Zugeständnissen, die man an mundartliche Dichtungen machen wird, zu derb und drastisch in der Sprache wie im Inhalt. Das gilt z. B. von der erwähnten Theaterszene. Aber das Gesamturteil wird dadurch wenig

beeinträchtigt. Ossig ist zweifellos ein ausgesprochenes Dichtertalent, das auch die dichterische Form meisterhaft beherrscht. Vor allem wurzelt er mit seinem Schaffen tief im Boden der Heimat und im Leben des Volkes. Die Bilder und Stimmungen sind bei ihm wirklich geschaut und erlebt. Ich denke dabei an die beiden Dichtungen, die mir als die besten und reifsten erscheinen: „Summerabend“ und „Woas der ale Gloasschranta derzählt“. Wenn es der Dichter an der nötigen Selbstzucht und Eigentritik nicht fehlen läßt, dann dürfen wir hoffentlich noch manche reifere Gabe von ihm erwarten.

Verdienstvoll war auch der Versuch Ossigs, alle an mundartlicher Dichtung und heimatlichem Volkstum Interessierten durch Herausgabe einer Monatschrift zu sammeln. Diese erschien in den Jahren 1920—22 im Verlage von Frik Gruhn (Waldburg), unter dem Titel „Heemtebloat“ und fand verhältnismäßig starken Zuspruch, auch über Schlesiens Grenzen hinaus bei den in Schlesiervereinigungen zusammengeschlossenen ehemaligen Angehörigen unserer Heimat. Leider wurde die Zeitschrift, wie so viele andere kulturelle Schöpfungen, ein Opfer der Inflation.

Ich möchte nicht schließen, ohne auch noch der mehr im stillen Schaffenden gedacht zu haben, die zwar ihre mundartlichen Dichtungen nicht herausgegeben haben, aber doch mit beachtenswerten Leistungen bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgetreten sind. Zu ihnen gehört der Lehrer i. R. Karl Fiebig, den auch Ossig in einem besonderen Widmungsgebidt zum 70. Geburtstage als „schläjischen Dichterfullegen“ feiert, und Walter Hoffmann aus Hermsdorf, der seine Werke — meist humoristische Erzählungen — schon öfter in Waldburg mit einem gewissen Erfolge vorgetragen hat.

Auch unter den Jüngeren beginnt sich's zu regen. Aufstrebende jugendliche Kräfte sind hie und da, vor allem in der Lehrerschaft, am Werke, die mundartliche Dichtung unserer Heimat wieder zu neuem Leben zu erwecken. Noch sind es schüchterne und vereinzelte Versuche. Aber vielleicht wäre es für die weitere Fortentwicklung von Gewinn, den Gedanken wieder aufzugreifen, durch Herausgabe einer Zeitschrift zur Pflege mundartlicher Dichtung die schaffenden Kräfte zusammenzufassen. Eine solche Zeitschrift, die zunächst nur vierteljährlich zu erscheinen brauchte, wäre für die Mitarbeiter nicht nur ein Quell gegenseitiger Anregung

und Befruchtung, sondern würde bei richtiger Leitung auch zu einer Kritik des Schaffens führen und außerdem ein Bild geben von den jedesmaligen Strömungen und dem Stande unserer heimatlichen Dialektliteratur.

Eins möchte ich der mundartlichen Literatur unserer Waldenburger Heimat zum Schluß wünschen: Mögen alle, die an ihrer Weiterentwicklung schaffend mitarbeiten, sich bewußt werden, daß sich in der mundartlichen Dichtung ein Stück geistigen Eigenlebens der engeren Heimat widerspiegelt, daß sie also weit höhere Aufgaben zu erfüllen hat, als nur das Gewand zu sein für ausgespinnene Anekdoten, Polsterabendscherze und komische Gelegenheitsgedichte. Von der Art, wie unsere Waldenburger Mundartdichtung beides in sich zu vereinigen weiß, eine gewisse literarische Höhe und echtes heimatliches Volkstum, wird ihre Geltung im Gesamtgebiete der schlesischen und schließlich auch der deutschen Literatur abhängen.

Eduard Becher.

Von Lehrer i. N. Karl Fiebig, Waldenburg.

„O du Heimat, lieb und traut!“ singen Tausende für ihre schöne Heimat begeisterte Schlesier weit umher. Aber die wenigsten von ihnen wissen von dem Dichter und Komponisten dieses echten Volksliedes kaum noch den Namen, obwohl er noch nicht 30 Jahre zu den Toten zählt. Und doch hat er es als Mensch und Dichter voll und ganz verdient, daß wir seiner stets in Ehren gedenken. Dazu mögen nun auch die folgenden Zeilen beitragen.

Carl Gustav Eduard Becher wurde als Sohn eines Schlossermeisters am 27. Juni 1841 zu Freiburg i. Schl. geboren. Nachdem er die dortige Stadtschule und Präparandie besucht, war Becher ein sehr beliebter Schüler des Seminars zu Steinau a. d. O. Mit vorzüglichen Zeugnissen entlassen, trat er 1861 sein Amt als Hilfslehrer in Ober-Wüstegiersdorf an. Als er nach vier Jahren von dort als Lehrer nach Waldenburg ging, bezeichnete ihn sein bisheriger Lokalschulinspektor „als einen für seinen Beruf begeisterten, fleißigen, lehrgewandten, an seiner weiteren Fortbildung restlos arbeitenden jungen Mann von sittlichem Wandel und guten Grundfähen.“

Diesem Zeugnisse hat er auch in Waldburg als Lehrer an der evangelischen und an der höheren Mädchenschule fast durch 31 Jahre, nämlich bis zu seinem Tode, der ihn am 2. Februar 1896 *) noch zu früh dahinraffte, immer entsprochen.

Als ich Ostern 1873 ebenfalls an die evangelische Mädchenschule berufen wurde, stand der um 10 Jahre ältere Kollege Becher gerade auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Der stattliche Mann mit dunklem Haar und Schnurrbart ist in den 23 Jahren unseres gemeinsamen Wirkens mir immer vertrauter geworden.

Auch allgemein, in Stadt und Land, genoß er wegen seiner hervorragenden poetischen und musikalischen Begabung, wegen vieler gesellschaftlicher Vorzüge, wegen seines allzeit dienstbereiten und humorvollen Wesens, wie auch besonders wegen seiner echten Kollegialität und seines lautereren Charakters hohe Achtung. Becher war nicht auf Rosen gebettet. Allzeit hatte er schwer zu ringen, um seine aus sechs Köpfen bestehende Familie anständig durchzubringen. Von früh bis spät in die Nacht war er als Lehrer, Sänger, Chorleiter, Vereinsbeamter und vor allem als Dichter tätig. Zumeist schuf Becher nur Gelegenheits- und Festdichtungen; aber trotzdem gab er von diesen keine aus der Hand, die nicht allen poetischen Gesetzen entsprochen hätte. Die noch in Familien, Vereinen, in der Loge und in Tageblättern vorhandenen Prologe, Festlieder und patriotischen Gedichte aller Art werden das immer bestätigen. Leider ist das meiste davon verloren gegangen, da auch ihm die Zeit fehlte, seine Geisteskinder gedruckt in einer Sammlung zu erhalten, und der zu frühe Tod es ihm dann ganz unmöglich gemacht. Vieles aber, es seien nur das herrliche „Mein Fürstenstein“, „Der heitere Pädagog“, sein „Bergmannslied“, der noch vielgesungene, von ihm auch komponierte „Sängergruß“ aus dem Gedächtnis flüchtig erwähnt, wird wie das „Schlesierlied“, wenn auch nicht so oft wie dieses, immer gebraucht werden.

Schließlich seien über die Entstehung des letztgenannten Liedes **) noch einige Worte gesagt: Es war von Breslauern ein Preis für das beste Schlesierlied ausgeschrieben

*) Eduard Becher ruht auf dem ev. Kirchhof zu Waldburg. Den Grabhügel, der links vom Hauptwege hinter der Friedhofstafel leicht zu finden ist, ziert ein schlichter Denkstein mit den Dichternworten: „O du Heimat, Lieb und traut!“

**) Das „Schlesierlied“ umfaßt neun Strophen. Die am Eingang unseres Buches stehenden sind die in unserem Verglande vornehmlich gesungenen. M. R.

worden. Von der Not gedrängt und von Heimatsliebe befeelt, machte sich auch Becher bald ans Werk. Als seinen Geistesverwandten und in allem Vertrauten machte mich der Dichterkomponist unvermutet mit dem Liede zuerst bekannt. Er hatte es fein säuberlich nach Noten und Text aufgeschrieben und das Titelblatt mit einer kunstvollen Zeichnung geziert; denn auch im Schreiben und Zeichnen leistete er Ungewöhnliches. Wir sangen es gemeinsam, er die zweite, ich die erste Stimme, durch. Und ich war der festen Ueberzeugung, daß dem Becherschen Liede der erste Preis zugesprochen werden müßte, zumal er an keinen Würdigeren und Bedürftigeren gekommen wäre.

Aber wir hatten uns getäuscht; denn das von Reindel (Philo vom Walde) gedichtete und von Paul Mittmann vertonte Schlesierlied wurde preisgekrönt. Das Volk jedoch zog das Bechersche, das des Volkes Empfinden am besten getroffen hat, jenem Preisliede vor und wird es als Volkslied noch singen, wenn jenes längst vergessen ist.

Leider hat man, wie das ja das Los der meisten Dichter war und ist, auch Bechers vollen Wert als Dichter und Mensch erst nach seinem Tode erkannt. Schließlich sei noch festgestellt, daß auch Eduard Becher die hohen Geistesgaben vorzüglich von seiner Mutter ererbt hatte, die bis ins hohe Alter eine geistreiche und ungewöhnliche Frau war. Sie darf darum nicht unerwähnt bleiben, wenn wir ihren verdienstvollen Sohn ehren, der sich im Leben viel Liebe, besonders von allen seinen Schülerinnen, und Achtung errungen, durch seine Dichtkunst aber ein Gedächtnis für alle Zeit gestiftet hat. Und so möge der Name Eduard Becher in seinem Schlesier-Volksliede ewig auf den Lippen schweben und im Schlesiervolke leben „fester als in Stein und Erz“!

Musik und Gesang im Kreise Waldburg.

Von Lehrer Frh. Flegert, Weiskeln.

Viktor Ritter von Schmeidel hat im Vorworte zur Geschichte des deutschen Sängerbundes schöne Worte geschrieben, die so recht die Bedeutung des Gesanges als Allgemeingut des Volkes kennzeichnen: „Das Leben des einzelnen schmückt sich bei uns in fröhlichen wie in ersten Stunden ebensogern mit dem Liede, sei es nun ein heimatliches oder ein all-

gemeines, wie im Leben der Öffentlichkeit bedeutsame Ereignisse und Gedenkfeiern durch das deutsche Lied jene Weihe erhalten, die die schönste genannt werden kann, die Weihe der Volkstümlichkeit, des Mitempfindens aller Schichten der Bevölkerung“. An einer anderen Stelle nennt er den Männergesang „eine der bewegenden, vorwärts- und aufwärtsbewegenden Kräfte des deutschen Volkes“.

Haben beide Worte nicht gleiche Berechtigung und Geltung in Anwendung auf die Musik?

In der Tat: Musik und Gesang sind Ausdruck und Bereicherung des Gemütlebens jeden Kulturvolkes. Sie sind die volkstümlichsten, der breiten, großen Masse verständlichsten Künste. Das Kunstbegehren des Volkes richtet sich hauptsächlich auf die Musik.

Wo Leben blüht und Leben pulsiert, wie seit jeher auch in unserm Industriekreise, da sind auch alle drängenden und bewegenden Kräfte der Volkseele lebendig und tätig gewesen, und so kann auch das Musik- und Gesangsleben unserer Heimat eine reiche geschichtliche Vergangenheit, eine lebendige Entwicklung bis in die Gegenwart hinein aufweisen.

Die bedeutsamen Träger dieses blühenden Musiklebens sind auf dem Gebiete der Instrumentalmusik unsere Waldenburger Bergkapelle, auf dem Gebiete des Gesanges die Männergesangsvereine und die Chorvereinigungen für gemischten Chor.

Bereits im Jahre 1921 feierte unsere Bergkapelle ihr 140 jähriges Bestehen*), denn im Jahre 1781 wurde durch einen königlichen Erlaß die Errichtung eines Berg-Hoboistenkorps für das Schweidnitzer Departement, zu dem auch unser Waldenburg gehörte, genehmigt. Es bestand zunächst nur aus einem Oberspielmann und sieben Spiel-leuten, die in ihrem Hauptberufe natürlich Bergleute waren. Mit der Zeit aber nahm das Musizieren diese Spielleute derart in Anspruch, daß man ihnen für ihre Tätigkeit in der Grube leichter zu bearbeitende Strecken, sogenannte „Musikantenstrecken“ zuwies. Von der schlesischen Bergbauhilfskasse erhielt das Waldenburger Berghoboistenkorps Unterstüzungen. Im Jahre 1838 wurde die Kapelle durch ein Reglement des kgl. Bergamtes zu Waldenburg organisiert und mit einem Oberspielmann, 9 Berghoboisten und 2 bis 3 Musikzöglingen der Aufsicht des Bergamtes unter-

*) Die geschichtlichen Angaben stützen z. T. auf Aufzeichnungen des Bergassessors Paul Gölßen, Waldenburg, und des Lehrers Max Kleinwächter, ebenda.

stellt. 1864 hatte sich die Zahl der Hoboisten auf 12 erhöht.

Nachdem das Bestehen der Bergkapelle mehrmals stark gefährdet gewesen war, erfolgte 1870 durch Beschluß der Bergbauhilfskasse, deren Aufsicht sie seit 1864 unterstellt war, ihre Auflösung. Die Gründe dafür waren sozialpolitischer Natur. Die Mitglieder der Kapelle aber vereinigten sich selbständig wieder zu einer „Waldenburger Konzertkapelle“, die 1876 den Namen „Waldenburger Bergkapelle“ annahm und von da an wieder durch die Bergbauhilfskasse unterstützt wurde. Die Kapelle bestand zu dieser Zeit aus 18 Mitgliedern.

In den sechziger Jahren wirkten 9 Berghoboisten als Kurfkapelle in Allwasser und von 1808 bis 1872, durch den Fürsten von Pleß verpflichtet, als Kurfkapelle in Bad Salzbrunn. In dieser Eigenschaft ist die Kapelle seit 1893 ununterbrochen tätig. Sie erreichte vor dem Kriege eine Stärke von 45 Mann. Durch den Ausbruch des Weltkrieges und die in seinem Gefolge herrschende Wirtschaftsnot ging die Mitgliederzahl auf 20 zurück. Gegenwärtig ist die Kapelle wieder in erfreulichem Aufstieg. In der Pflege der Orchestermusik und in der Eroberung musikalisch-orchestralen Neulandes war die Kapelle stets ein ausschlaggebender Faktor im Kreise und ihre Leiter von künstlerischen Impulsen beseelt, maßgebende Führer. Die bewährtesten Führer waren: Heidenreich, der bekannte Tanzkomponist Faust, Schilbbach, Scheuer, Hollstrin, Pohl. Auch unter der Führung ihres derzeitigen Dirigenten, Musikdirektors Mag Kaden, ist es der Kapelle trotz wirtschaftlicher Nöte möglich gewesen, ihren musikalischen Ruf und ihren guten Namen, der in ganz Schlesien und darüber hinaus Klang hat, zu wahren.

Ihre Sinfoniekonzerte, die jeden Winter in Waldburg, jeden Sommer in Bad Salzbrunn regelmäßig stattfinden, legen Zeugnis von ihrem Können ab.

Bedeutende Dirigenten, wie Hugo Kaun, Siegfried Wagner, Georg Schumann, namhafte Künstler und Künstlervereinigungen, sowohl auf dem Gebiete der Solomusik und der Kammermusik als auch des Kunstgesanges wurden von der Kapelle zur Mitwirkung bei Konzerten verpflichtet und boten den Besuchern außerlebens Genüsse.

Ein besonderes Verdienst um die Volkstunst erwarb sich die Kapelle durch Veranstaltung von Volks-, Promenaden- und Marktkonzerten.

Bei den von der Theaterdirektion Pötter im Winterhalbjahr veranstalteten Operettenabenden wirkte die Kapelle als begleitendes Orchester mit und hat sich auch auf diesem ihr ferner liegenden Gebiete durchaus bewährt.

Ohne die Mithilfe der Bergkapelle wäre die Hebung und Vervollkommenung unseres Chorgesangwesens und der Oratorienmusik nicht möglich gewesen.

Auch hier wurde durch unsere gemischten Chorvereinigungen, den Gemischten Chor unter Leitung Kantor Hellwig und seines Vorgängers Kantor Gaul, den Chor des verstorbenen Amtsgerichtsrats Muscat und den gemischten Chor des „Waldenburger Sängerklub“ unter Leitung des Musikdirektors Franz Herzig Hervorragendes geleistet. Mit Unterstützung der Bergkapelle wurden die meisten Oratorien und Chorwerke unserer Altmeister sowie der bedeutendsten Neutöner mit Erfolg aufgeführt.

Einen großen Aufschwung und damit bedeutenden Einfluß auf Volkskunst und Lied hat in den letzten Jahrzehnten der deutsche Männergesang genommen, gepflegt und gefördert durch die Männer-Gesangsvereine. Seine Bedeutung und seine Zukunft hat Staatsminister Dr. Boelitz bei der gewaltigen Heerschau des letzten deutschen Sängersfestes in Hannover in seiner Ansprache an die Vertreter des Deutschen Sängerbundes und der akademischen Gesangsvereine überzeugend und begeisternd zum Ausdruck gebracht. Seiner Pflege und Förderung wenden die leitenden Stellen des Staatswesens besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu. Auch in unserm Heimatkreise besteht eine große Anzahl von Männergesangsvereinen. 38 Vereine mit etwa 1150 Sängern sind zu einem Gau, dem Hochwaldgau, zusammengeschlossen. Derselbe wurde im Jahre 1907 gegründet durch den jetzigen, verdienten Vorsitzenden, Prokurist Alt in Ober-Waldenburg, den langjährigen musikalischen Leiter desselben, Musikdirektor Franz Herzig, den Verwaltungsassistenten Jung und den Registraturvorsteher Laszkowski, Waldenburg.*) Der Hochwaldgau bildet als Gau IX einen Bestandteil des „Schlesischen Sängerbundes“ und somit auch des großen „Deutschen Sängerbundes“. Der führende Verein des Gaues, der „Waldenburger Sängerklub“, hat sich um die Pflege des Männergesanges besonders bemüht und größere Werke auch moderner Töner zur Aufführung gebracht.

*) Der Verfasser ist zurzeit der Niedermeister des Hochwaldgaues.

Der Hochwaldgau veranstaltet alle zwei Jahre Gausängerfeste, bei denen eine Anzahl Chöre unter Massenbeteiligung der Sänger gesungen werden. Die ihm angeschlossenen Vereine der Umgegend haben ebenso die Förderung des deutschen Liedes auf ihre Fahnen geschrieben und pflegen deutschen Sinn und deutsche Kunst. In dieser Tätigkeit haben sie Anteil an deutscher Kulturarbeit.

Künstlerische Ziele verfolgt und künstlerisches Können bewährt ebenso der in Waldenburg bestehende Lehrer-gesangsverein unter Kantor Hellwig.

Auch führende Männer auf dem Gebiete der Musik und des deutschen Männergesanges, sowie schaffende und wirkende Künstler sind aus unserm Kreise hervorgegangen oder haben hier die Schulung genossen, die sie befähigte, zu Führern im Musikleben sich aufzuschwingen.

Am erster Stelle sei hier genannt Rudolf Kadeke, der Kantorsohn aus Dittmannsdorf, der unter vielen Chor- gesängen und Liedern das unvergleichlich-ewigschöne „Aus der Jugendzeit“ komponiert und sich dadurch einen Denk- stein in den Herzen aller Deutschen, insbesondere aber in den Herzen der Bewohner des Kreises Waldenburg gesetzt hat. Als Dichter und Komponist des Liedes „O du Heimat, lieb und traut“ hat sich Eduard Becher, dessen an anderer Stelle gedacht worden ist, einen Ruf weit über die Grenzen des Kreises hinaus erworben. Auf dem Gebiete der Kirchenmusik hat sich der Kantor an der evangelischen Kirche zu Waldenburg, Musikdirektor Tschirch († 1904) als Organist, Dirigent und Komponist hervorgetan. Der Verfasser des Liederbuches für höhere Schulen, Musik- direktor Emil Dercks, geboren zu Donnerau, hat sich eben- falls als Komponist und Musikschriftsteller betätigt. Ferner sei als lebender Komponist zahlreicher Männerchöre und mehrerer großer Orchesterwerke Musikdirektor Franz Her- zig, Inhaber und Leiter des staatlich konzessionierten Konservatoriums für Musik in Waldenburg, gewürdigt. Unter den heimischen Komponisten und Künstlern sei ferner gedacht des Leiters der Bergkapelle, Musikdirektor Mag Kaden, der mehrere Orchesterwerke schrieb, und des Kantors Pörmann in Sandberg, des Komponisten der Operette „Künstlerlehre“, die am hiesigen Stadttheater mit Erfolg aufgeführt wurde. — Einziger Vertreter einer ganz eigenen Kunstgattung ist in Schlesien Lehrer Franz Kall- mann aus Altwasser. Mit seinem Kunstharmonium, das er meisterhaft beherrscht, konzertierte er sowohl in Walden-

burg als auch in verschiedenen Orten Schlesiens mit Erfolg. Der Leiter des Berliner Beethovenchores und Liederkomponist Hanns Miesner, der Konzertsänger Valentin Ludwig in Berlin, sowie der Gründer und Leiter des bekannten Kupfermannschen Männerchores in Breslau, Studienrat und Obermusiklehrer Kupfermann, waren längere Zeit in unserem Kreise tätig und haben die Liebe zu unserer Heimat und zu unseren Bergen im Herzen treu bewahrt.

Um die Hebung des musikalischen Lebens und die Verfeinerung des musikalischen Geschmacks hat sich eine freie Vereinigung von Musikfreunden, die „Musikalische Gesellschaft Waldenburg“, unbestreitbare Verdienste erworben, insbesondere durch Verpflichtung namhafter Künstler im Violin- und Klavierspiel, hervorragender Sänger und Sängerinnen und Kammermusik-Vereinigungen. Die Musikalische Gesellschaft geht jetzt daran, sich auf breiterer Basis aufzubauen und zu einem „Verein der Musikfreunde“ umzugestalten, der alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßig erfassen soll. Ihr Ziel ist auch, das Fortbestehen und Gedeihen unserer eingangs erwähnten Bergkapelle sicherzustellen und ihren künstlerischen Aufstieg vor künftigen Störungen und widrigen Einwirkungen zu bewahren.

Jugendpflege und Jugendbewegung.

Von Bezirksjugendpfleger Studienrat R. Poppe, Waldenburg.

Ein buntes Bild entfaltet sich vor unserm Auge. An die 200 Vereine verschiedenster Art bestehen und arbeiten im Kreise Waldenburg nebeneinander. Manch einer, der dies Bild betrachtet, schüttelt mit dem Kopf: „Das ist eine undurchdringliche Wirrnis! Das ist eine heillose Verwirrung, die unsrer Jugend, unserm Volke nicht zum Heile sein kann!“ Die so denken und so sprechen, sind nicht die Schlechtesten, sind oft ernste Leute, die sich noch Gedanken machen über das, was im Volke vorgeht, und die sich mühen um Erkenntnis, wie unserm Volke wirklich zu helfen wäre. Hätten wir nur mehr solch ernste Männer und Frauen, die sich frei machen von der Sorge nur um ihr eigenes Ich und um das Wohlergehen ihres engsten Lebenskreises, frei zum Dienst an Jugend und Volk!

Nur für den ersten Blick aber erscheint das Bild, das die Jugendpflege und Jugendbewegung wie überall im deutschen Lande so auch bei uns bietet, unentwirrbar. Sehen wir genauer hin, so erkennen wir bald, daß die vielfachen Erscheinungen sich auf wenige „Richtungen“ zurückführen lassen.

Es ist ganz natürlich, daß die Verbände, die Leibesübungen betreiben, am meisten gesehen und am genauesten bekannt sind. Das bringen die Uebungen, die auf Turn- und Sportplatz, auf Kampfbahnen und in den Schwimmanstalten vor aller Augen abgehalten werden, mit sich. Auch die großen Feste mit öffentlichen Wettkämpfen locken in immer steigendem Maße alt und jung herbei, so daß sich kaum jemand diesem Zuge der Zeit entziehen kann. Und ist einer ein „Feind“ dieser Bewegung, und geht er nicht hin zu solchen Veranstaltungen, die er gar wohl „Kummel“ nennt, — am Montag bringt ihm die Zeitung die neuesten Ergebnisse, und nicht immer kann er sie völlig überschlagen. Der eine oder andre Name haftet doch und prägt sich ein. Die Leibesübungen sind nun dermaßen vielgestaltig, daß sich für jeden Zweig ein besonderer Verband gebildet hat. Zu der „Deutschen Turnerschaft“, die sich unmittelbar auf Friedrich Ludwig Jahn zurückführt, ist im Laufe der Jahre der „Arbeiter-Turn- und Sportbund“ getreten, außerdem die Fußball-, Schwimm-, Schneeschuh- und sonstigen Verbände. All diese Verbände werden getragen von Erwachsenen. Aber nach dem Vorbilde Jahns, der mit seinen Jungen in die Hasenheide zog und sie dort ein neues Jugendleben lehrte, haben die Turn- und Sportverbände sich allzeit um die Heranbildung der Jugend bemüht. Entweder dürfen die jungen Leute am Turnabend der Erwachsenen in einer Zöglingssriege mitturnen oder aber der Verein hat eine eigene „Jugendabteilung“ eingerichtet, die außer Turnen auch eine besondere jugendtümliche Geselligkeit bietet. Neuerdings haben manche Vereine auch eine „Schülerabteilung“ gegründet, um den Turnernachwuchs schon im Kindesalter zu schulen und auszubilden. Ueber die Jugendbewegung in den Turn- und Sportvereinen soll nachher noch die Rede sein. Was die einzelnen Turn- und Sportverbände sächlich und menschlich scheidet, — das zu erklären, würde zu weit führen!

Viel weniger als die Turn- und Sportvereine werden diejenigen Vereine gesehen, die mehr geistig-seelische

Jugendpflege treiben. Deshalb sind sie gemeinhin viel weniger bekannt. Sie sind — wie die Turnvereine zu Jahns Zeiten — ebenfalls aus einer Not heraus geboren, nicht etwa von jemandem am Schreibtisch „erfunden“ worden. Früher waren die jungen Lehrlinge und Gesellen bei den Eltern oder im Hause des Lehrherrn und Meisters gut aufgehoben. Das änderte sich mit der Zeit. Nach Schluß der Arbeit und an Feiertagen war der Lehrling und Geselle auf die Gasse und aufs Wirtshaus angewiesen, schlimmsten Gefahren ausgeliefert. Und wieder waren es Menschen mit einem Herzen auf dem rechten Flecke, die sich der Jugend in ihrer Not annahmen und sie an Abenden und Sonntagen zusammenführten in Heimen, wo gesungen, gesprochen und gespielt wurde, wo die jungen Leute Heimat und Hilfe in äußeren und inneren Nöten fanden. Es ist kein Zufall, daß vor allem die Kirchen sich dieser Arbeit annahmen, die Jugend geistig und seelisch weiter und empor zu führen. So hat die katholische Kirche schon frühzeitig begonnen, für die jungen Leute jedes Alters und jedes Berufes gewissermaßen Standesvereine zu schaffen, und die evangelische Kirche sieht es ebenfalls als selbstverständliche Pflicht jedes Geistlichen an, über Predigt, Amtshandlungen und Seelsorge hinaus der Jugend zu dienen. Die katholischen Vereine sind durch Sakungen, die von der Kirchenbehörde genehmigt werden, und durch die Person des Pfarrers oder Kaplans, der stets von der Kirche als Präses eingesetzt wird, amtlich mit der Kirche verbunden, bei den evangelischen Vereinen ist dieser Zusammenhang nicht so stark. Die Christlichen Vereine Junger Männer z. B. haben sich fast ohne amtliche Hilfe zu ihrer Größe entwickelt. Wir kennen sie durch ihre Häuser und Hospize, deren Größe an die katholischen Gesellen- und Kolpingsheime erinnert. Wie auch in diese Jugendpflegevereine die Jugendbewegung eingedrungen ist, soll bald erwähnt werden.

Es war um die Jahrhundertwende, als junge Leute, zunächst hauptsächlich Schüler und Studenten, denen das Genußleben der Großstadt schal geworden war, wie von einer starken inneren Macht getrieben, in den Ferien und an jedem Wochenschluß herausstrebten aus der Steinwüste der Großstadt und hinausflogen in die unberührte Stille des Böhmerwaldes, bis sie auch in der neuentdeckten weiteren Umgebung der Weltstadt Fuß faßten. Diese „Bewegung“ war wiederum nicht „erfunden“ worden von jenem

ersten Wandervogel Karl Fischer in Steglitz, sondern brach in der Jugend mit Urgewalt auf. Karl Fischer hat das Verdienst, dieser „Jugendbewegung“ — so nennen wir sie hier das Geschehnis — Richtung und Rahmen gegeben zu haben. Daß der „Wandervogel“ nicht ein künstlich Gemachtes war, ließ sich erkennen an der sieghaften Schnelligkeit, mit der er sich in allen deutschen Gauen ausbreitete, und zwar ohne große Gönner und Geldgeber und trotz der größten Bedenkllichkeiten und Schwierigkeiten, die Böse- und auch Gutgesinnte ihm in den Weg legten. Der Weltkrieg hat dem Wandervogel viele Führer geraubt und in seinen Nachwehen den Wandervogelverband zerschlagen. Wenn auch die — in der Jugendbewegung wenig verehrte, aber unter Menschen doch nun einmal noch nicht entbehrliche — große „Organisation“ des Wandervogels zerstört ist, — der Geist der Jugendbewegung lebt weiter, nicht nur in den neuen Wandervogel-Bünden, die aus jenen Trümmern hervorstachen, sondern auch in den „Fahrenden Gesellen“, im „Quickborn“, in den „Pfadsfindern“, die das englische Vorbild der Boy Scouts ganz abgestreift haben, im „Bund Deutscher Jugendvereine“ und dringt hinein in die alten Jugendpflegevereine und in die Turn- und Sportvereine. Was ist das Besondere an der Jugendbewegung? Die jungen Leute wollen nicht mehr nur als Anhängsel und Erziehungsgegenstand des Erwachsenen angesehen sein; sie wollen bei der Gestaltung ihres Lebens selbst mitarbeiten, selbst verantwortlich sein. Freilich stellt sich mancher diese Mitarbeit und Mitverantwortung zu leicht vor, freilich dringt nicht jeder, der zur Lebensführung der Alten Nein sagt, selbst zu einer höheren Art, das Leben wahrhaftig und echt zu führen, empor; aber die sittliche Forderung steht ihm vor der Seele und läßt ihn nicht in Selbstzufriedenheit versumpfen. Aber vergessen wir Älteren nicht, welche gute Ansätze auf dem neuen Wege schon gemacht sind: Wir kleiden uns schlichter, das Martergerät der Männer- und Frauenkleidung wird bald völlig zum alten Eisen geworfen werden können. Unfre Geselligkeit ist auf dem Wege, reiner und gesünder zu werden. Wir sind nicht mehr nur angewiesen auf den Geistersatz des Alkohols und der anderen Reizgifte, schon hilft uns Gesang und Musik, ohne daß uns Maschine und Radio aushelfen müßte. Und noch ein paar Jahre weiter hin, dann können unfre Mütter wieder spielen mit ihren Kindern, ihnen ein Märchen erzählen.

ein Schummerlied singen, und das Heim, wenn es auch noch so schlicht ist, zu einer Stätte machen, wo auch der Mann sich wohl fühlt, wo Freude und Kraft wächst für Leben und Beruf, Freude, an der unser Volk so bitter arm geworden ist, und die es doch so nötig braucht wie Luft und Sonne. Das ist das — freilich noch ferne Ziel. Inzwischen aber wollen wir nicht über den Kinderkrankheiten, die auch diesen menschlichen Dingen anhaften, und die einmal überwunden werden, dieses Neue, Unverstandene ablehnen und hemmen, wollen vielmehr mithelfen, daß die Kleinen und die großen Eitelkeiten in Kleidung und Haltung, wo wir sie bemerken, beseitigt und all die Unzulänglichkeiten des Wollens durch unser Zutun ausgeglichen werden. Wir wollen uns nicht verzehren in Klagen und Schimpfen, sondern alle Kraft sparen auf Zugreifen und Helfen.

Freilich lassen sich nicht alle bestehenden Vereinigungen ohne weiteres in die genannten drei „Richtungen“ einordnen. Besonders nach dem Kriege haben sich Verbände und Gruppen gebildet, bei denen nur schwer zu sagen ist, ob sie zu den Turn- und Sportvereinen, zu den Jugendpflegeveranstaltungen der Kirchen, Gewerkschaften, Parteien und Kurzschristschulen oder zur Jugendbewegung gerechnet werden sollen. Sie im einzelnen aufzuzählen, wird sich nicht empfehlen, weil der Außenstehende gut tut, zunächst die drei Grundrichtungen festzuhalten, mit deren Hilfe er sich am ehesten zurechtfindet. Der Eingeweihte ist ja selbst im Bilde. Entscheidend über das Wesen und auch über den Wert der Jugendvereinigungen ist letzten Endes nicht der Name des Vereins, sondern die Persönlichkeit des Führers, mit dem alles steht und fällt. Deshalb legen die Eltern und Lehrer aus einem ganz richtigen Gefühl heraus den größten Wert darauf, den Führer oder die Führerin kennenzulernen, denen sie ihren Sohn und ihre Tochter anvertrauen. Umgekehrt laden die Vereine von Zeit zu Zeit zu Eltern- und Freundes-Abenden ein, um den Angehörigen einen Einblick in die Vereinsarbeit zu gewähren und auch von ihrer Seite aus die Brücke des Vertrauens zu bauen, die zwischen Eltern, Lehrern und Führern bestehen und die auch stärkeren Schwankungen standhalten muß!

II.

Unsre Bedenklchen sind noch nicht beruhigt. Wenn wir jetzt auch schon klarer sehen, daß die vielen Vereinigungen sich auf wenige Grundformen zurückführen lassen, — trotz-

dem bleibt es doch eine heillose Zerspitterung, die nur Schaden kann! Unsere Freunde haben Recht. Große Vereine haben mehr Geld, das auch für die Jugendpflegearbeit noch nicht entbehrlich geworden ist, können sich Gerät und Räume schaffen, können sich gar große Häuser bauen, wie es die Gesellen- und Christlichen Vereine Junger Männer in fast allen großen Städten bereits fertiggebracht haben. Hundert Menschen, in einem Verein zusammengefaßt, können wirtschaftlich, aber auch auf ihren eigenen Arbeitsgebieten mehr leisten als dieselbe Zahl von Menschen, die in 2, 3 Vereinen auseinandergerissen ist. Freilich entsteht oft genug zwischen den einzelnen Körperschaften ein Wettbewerb, der die Kraftanstrengung und die Leistungen erhöht, aber leider gibt es zwischen den Gleichstrebenden nur zu leicht Mißtrauen und Feindschaft. Man arbeitet nicht mehr nebeneinander zu dem gleichen hohen Ziele, sondern wendet seinen Willen und seine Kraft gegeneinander, hemmt und hindert sich. Dadurch wird ein Zustand geschaffen, der für die Beteiligten unerquicklich und für unser Volk sicherlich nicht zum Nutzen ist.

Diese Gefahr ist bereits erkannt worden, und seit einigen Jahren mühen sich die Besten unter den Jugendführern, diese Gefahr zu beseitigen. Wo mehrere Jugendvereine an einem Orte bestehen, schlossen sich die Führer zu Arbeitsgemeinschaften (Führerschaft) zusammen, in der gefährlich werdende Spannungen sich ausgleichen und Kräfte freigelegt werden zu bejahender Zusammenarbeit. Jetzt können auch kleinere Vereine Größeres wagen und dabei ihre Eigenart und die Kleinheit eines Kreises von wirklich Vertrauten beibehalten, eine Eigenschaft, die sicherlich ihren hohen Gemüts- und Erziehungswert hat und nur ungern preisgegeben wird.

Zu diesen Arbeitsgemeinschaften der Jugendführer gesellten sich hier und da einsichtsvolle Freunde der Jugend, die nicht selber in der Jugendpflege und Jugendbewegung tätig, aber doch bemüht sind, die Arbeiten der Jugendführer mit allen Hilfsmitteln zu fördern und zu stützen. Großes ist durch solche Gönner bereits geleistet und für Jugend und Volk getan worden. So hat z. B. der Fabrikbesitzer Bland in Hannover zum Andenken an seinen im Weltkrieg gefallenen jungen Sohn die prächtigen Jugendherbergen „Julius-Bland-Hütte“ am Süntel und „Julius-Bland-Bleibe Jugendlust“ am Steinhuder Meer gestiftet. Auch in unserer Heimat mehrt sich die Zahl derer, die

von dem Ernst der Jugendpflegearbeit überzeugt sind und die Pflicht in sich fühlen, mitzuhelfen, wenn nicht durch eigene Führerarbeit, so doch durch Mitarbeit am Ausbau von Jugendherbergen, Jugendheimen, Plätzen, und was sonst noch gebraucht wird.

Zu diesen Helfern der Jugendführer haben sich neuerdings auch die Behörden des Staates, der Kreise, der Städte und Gemeinden gemacht.

III.

Und du? Gehörst du zu den Turnwarten, zu den Jugendführern, die jahraus jahrein ungesehene, ungelohnte und ungedankte Arbeit leisteten und heute trotz vieler Nöte und Enttäuschungen, trotz vieler Feinde, Neider, Quertreiber und Verdächtiger noch nicht müde geworden sind, sich immer und immer wieder zu opfern? Nein? Dann ist es die höchste Zeit, daß auch du etwas tust für Jugend und Volk!

Was ist kostbarer als Gold und Goldeswert, wertvoller als die kunstvollsten Maschinen? — Das ist der Mensch, der Kulturwerke schafft, Maschinen erdenkt und lenkt, der gesunde, der kraftvoll gebildete und willensstarke. Darum sind nicht Gold- und Silberbarren, nicht Marmorpaläste, nicht himmeltragende Dome, nicht Museen mit bergehohen Kunstschatzen, nicht Milliarden Kriegsbeutegelder, nicht schwimmende Festungen, selbst nicht Erdball umspannende Länder der Reichtum eines Volkes, sondern die Menge wohlgebildeter, schaffensfreudiger Männer und Frauen, denen ihrer Väter Land eine neue Heimstätte bietet, und die darin mit allen Fasern ihres Herzens Wurzel schlagen können. Das lehrt der Auf- und Abstieg aller Völker, das lehrt auch die Not unsres eigenen Volkes.

Besitzt unser deutsches Volk diesen Reichtum? Steht unser Volk vor dem Untergang oder vor neuem Aufstieg? Ein Unwetter mit Blitz und Hagelschlag, wie es das Weltgeschehen seit Menschengedenken nicht kannte, ging durch die Welt und entlud sich über uns. Von der Sonnenhöhe eines Weltruhmes stürzten wir in Ohnmacht, Armut und Sklavenketten. Und nun suchen wir nach dem Sündenbock, dem wir unsere Irrtümer und Verfehlungen aufladen könnten, nun zerfleischen wir uns in Parteihader und Bruderkampf und Bürgerkrieg, an dem einst sogar das stolze Rom elend zugrunde ging.

Das ist die Luft, in der unsre Jugend aufwächst. Ein Land des Friedens aus unsern Jugendtagen ist der heutigen Jugend unbekannt. Und doch muß sie ein solches Friedens-

land als Quellenland für Schaffenskräfte und Lebensfreude haben. Helfen wir, daß sie es finde, und schützen wir sie vor den oft gewissenlosen Versuchen, die jungen Menschen einzufangen für irgendwelche „Interessen“, sie festzulegen auf unverstandene Schlagworte, die das eigene Nachdenken und Nachprüfen ersticken und das Herz vergiften, bewahren wir sie vor den nur zu oft erfolgreichen Versuchen, die unerfahrene und urteilslose Jugend zu heben auf „die andern“ im eigenen Volk. Bruderhaß und Bruderkampf ist noch immer das Erbübel des Deutschen gewesen, das dem Feinde in die Hand gearbeitet hat, und das endlich einmal heraus muß aus der deutschen Brust. Das geschieht nicht durch Vernünfteln und Predigen, sondern nur dadurch, daß ein jeder alle seine angequälten Klassen- und Standesvorurteile zum Teufel jagt und in jedem, auch dem geringsten Nachbarn den Bruder sieht und ihn als Bruder ohne viel Worte und Gebärden trägt und pflegt.

Siehst du deine Umwelt mit diesen neuen Augen an, dann wird dir auch nicht verborgen bleiben, wo Arbeit und Dienst auf dich wartet. Siehst du arme Kinder, sich selbst überlassen und von Gefahren für Leib und Seele umwittert, in der Straßengasse in ihrer Art sich vergnügen, dann rümpfst du nicht mehr die Nase, sondern nimmst dich ihrer an, lädst sie in deinen Garten und in dein Haus. Hast du gesellschaftliche und amtliche Beziehungen, dann sorgst du und opferst aus eigener Tasche dafür, daß allenthalben in unsern menschenreichen Vierteln Spielplätze und Spielgärten entstehen. Begegnetst du auf deinen Wegen jenen Zigarettenjünglingen und ihren Damen, die das Pflaster treten oder an den Sonntagen draußen die Stille der Wälder entweihen, dann weißt du, daß sie kein Zuhause haben wie du, und daß sie keinen Führer haben, der sie die freie Zeit nützen lehrt als Quelle der Kraft. Dann wirst du entweder selbst Führer dieser „Wilden“ (die — wohlgemerkt! — von Jugendpflege und Jugendbewegung noch nichts verspürt haben) oder sorgst und opferst dafür, daß ein Jugendheim diese Heimatlosen von der Straße weglockt und zu höherem Leben führe, daß allenthalben Jugendherbergen entstehen und durch gute und hilfreiche Menschen Ströme des Segens ausströmen können. Wenn in diesem Geiste alle Kräfte, die bisher in Unmut, Klagen und Schimpfen sich verzehrten, umgesezt werden in Helfen und Bessern, dann gibt es einen guten, fröhlichen Anfang zu neuem Leben!



XV. Die Städte unseres Berglandes.

Waldenburg. *)

Von Max Kleinwächter.

Schon ums Jahr 1300 war Waldenburg eine der bedeutendsten Ansiedlungen unseres Kreises und gehörte zu der alten Grenzfestung Waldenburg, der sogenannten Neuhausburg. Wie so viele andere Städte dankt Waldenburg sein Entstehen dem Treppunkt zweier verkehrsreicher Straßen. Es waren dies die beiden über Friedland und Landeshut führenden Wege, die im Waldenburger Talkessel zusammentrafen und dem Verkehr zwischen Böhmen und Schlesiens dienten. Als Städtchen wird Waldenburg urkundlich erst 1426 erwähnt. Besitzer der Stadt waren im 14. Jahrhundert die Schaffgotsche, später die Czettritz auf Konradswaldau und Fürstenstein. 1738 verkaufte Johann Abraham von Czettritz und Neuhaus das Städtchen an den Grafen Conrad Ernst Maximilian von Hochberg, dessen Geschlecht unsere Stadt bis 1808, dem Jahre der Aufhebung der Erbuntertänigkeit, besessen hat.

Als offenes Städtchen ohne Mauern und Tore hatte Waldenburg im 30jährigen Kriege, in den schlesischen

*) Nach Pflugs „Chronik der Stadt Waldenburg“, den städtischen Verwaltungsberichten u. a.

Kriegen und im Unglücksjahr 1807 unter der Botmäßigkeit gieriger Söldner schwer zu leiden. (Siehe „Die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges“ und „Die Württemberger in Waldburg“!) Trotz der ungeheuren Kriegslasten, die die Stadt gerade in dem letztgenannten Jahr zu tragen hatte, bewahrte sie dank des zähen Fleißes ihrer Bürger auch in jener Zeit ihre hohe wirtschaftliche und gewerbliche Bedeutung. Nicht der schwarze Diamant, sondern das schneeige Leinen verschaffte damals Waldburg ein vielbeneideeß Ansehen. Das „Anterhaus“ am Ring weist zurück auf die Blütezeit des Waldburger Leinwandhandels als ein Denkmal für den überseeischen Export unserer Leinwand, die über Hamburg nach Spanien und Amerika ging. Die Stadt selbst hatte nur unbedeutende Weberei; die Weber wohnten in den Dörfern der Umgegend und brachten ihre Waren jeden Sonnabend auf den Markt.

Als Begründer der Waldburger Leinenindustrie sind der Leinwandhändler Christoph Treutler und dessen Sohn George Friedrich Treutler anzusehen. 1772 wurde in Waldburg ein Leinwand- und Bleichgericht eingesetzt, und 1788 erfolgte die Ernennung Waldburgs zur Kommerzialstadt. Die Ausfuhr im Leinwandhandel, die 1782 500 000 Taler betrug, wurde 1785 auf 1 000 000 Taler angegeben. 1789 befanden sich unter den 38 Leinwandhandlungen allein 14 Export-Handels Häuser, die im Jahre 1799 auf 17 gestiegen waren. Im Jahre 1785 ließ sich der um die Waldburger Leinenindustrie hochverdiente Kaufmann Johann Gustav Alberti in unserer Stadt nieder. Albertis waren es, die 1818 in Ober-Waldburg die ersten mechanischen Flachsspindeln, zugleich die ersten des europäischen Festlandes, in vollen Betrieb setzten. Anfang des 19. Jahrhunderts war der Leinenhandel in Waldburg noch in reicher Blüte. Bald aber errang die Bielefelder feine Leinwand ein Übergewicht über die schlesische, und Absatzgebiete gingen verloren. Noch ein anderer Umstand trat hinzu. In unserem Berglande wurde die Kohलगewinnung immer eifriger betrieben; aber auch neue Industrien erstanden, die besser ablohten als die Weberei. So gingen dieser die Arbeitskräfte verloren, kurz: die Leinwandproduktion mußte dem Bergbau weichen.

Das Wachsen des Bergbaues und der Industrie war auf die Entwicklung Waldburgs, das ja mitten in dem Erwerbsgebiet lag, von größtem Einfluß. Als indu-

Frühe Anlage erhielt die Stadt eine von dem Kaufmann Ernst Rausch im Jahre 1820 erbaute Porzellanfabrik, die Sanitätsgeschirr und Pfeifenköpfe herstellte. Bis zum Jahre 1831 konnte sich jedoch die Fabrik nicht recht entwickeln. Anders wurde es, als in dem genannten Jahre der Blumaler Carl Krister die Fabrik pachtete und nun energischer die Herstellung von Porzellan überhaupt betrieb. Schon in den fünfziger Jahren beschäftigte diese älteste Porzellanfabrik Schlesiens 1500 Arbeiter. In Altwasser entstand 1820 die „Carlschütte“ und in Neu-Weißstein 1845 die Porzellanfabrik von Carl Tielisch.

Außerordentlich gefördert wurde das Verkehrs- und Erwerbsleben der Stadt durch die Eröffnung der Eisenbahnstrecken Dittersbach—Girschberg im Jahre 1867 und Dittersbach—Sorgau 1868, wodurch Waldenburg in direkte Verbindung mit Breslau kam. Ein bedeutsamer Faktor unseres wirtschaftlichen Lebens wurde auch das Kraftwerk mit Straßenbahn der 1896 gebildeten Niederschlesischen Elektrizitäts- und Kleinbahn-Aktiengesellschaft, die heute in das Elektrizitätswerk Schlesien übergegangen ist.

Die Einwohnerzahl stieg von 1836 im Jahre 1818 auf 15 105 im Jahre 1900. Das 1731 auf dem Ring erbaute Rathaus reichte für die Bedürfnisse der Stadtverwaltung in keiner Weise mehr aus. Es wurde 1857 abgebrochen und an anderer Stelle durch einen Neubau ersetzt. Leider war die Stadt durch den geringen Besitz an eigenem Gelände und die Grubenunsicherheit seiner Umgebung an ihrer Ausdehnungsfähigkeit stark gehindert. Deshalb kaufte sie 1902 vom Rittergut Altwasser ein 111 Hektar großes baufähiges Gelände im Osten der Stadt an, wo nach einem großzügigen Bebauungsplan die heutige Neustadt entstanden ist und der Stadt innerhalb 10 Jahren ein Zuwachs von 5000 Seelen wurde. Aber auch in der Altstadt wurde eine Riesenarbeit geleistet. Das gänzlich neugeschaffene Bierhauserviertel und die einzigartige Schillerhöf-Anlage geben davon das augenfälligste Zeugnis. Ein gewaltiges Kulturwerk ist die 1900 in Betrieb gesetzte Waldenburger Wasserleitung.

Auch auf dem Gebiete der Volksbildung zeigte sich ein gesundes Aufblühen. 1870 erhielt die Stadt ein Gymnasium, das 1875 in den vom Architekten Heinrich Flügel in Hannover, dem Erbauer der Kieler Universität, entworfenen Rohbau an der Muenstraße einzog. Die 1866 noch dreiklassige höhere Töcherschule wuchs zu einem zehn-

klassigen Lyzeum heran und erhielt 1913 auf der Auenstraße gleichfalls ein prächtiges Heim. Seit 1908 besitzt Waldenburg eine Realschule, die nun zur Oberrealschule ausgebaut wird. Ansehnliche Gebäude schuf die Gemeinde auch für die Volksschulen, so daß man mit Recht Waldenburg die Stadt der schönen Schulen nennt.

Die kraftvolle Entwicklung Waldenburgs spiegelt sich nicht weniger im kirchlichen Leben wieder. An Stelle des beengten alten Bethauses, eines bauwürdigen Bindwerkgebäudes, errichtete sich die evangelische Gemeinde von 1785 bis 1788 nach dem Plane des berühmten Karl Gotthard Langhaus ein architektonisch bedeutames Gotteshaus. Aber auch für die Katholiken reichte das altehrwürdige, 1428 erbaute Gotteshaus nicht mehr aus. Es mußte 1899 der von dem auf dem Gebiet der Kirchenbaukunst rühmlichst bekannten Breslauer Architekten Alexis Langer in reiner Gotik erbauten heutigen Pfarrkirche weichen. Die schlichte, turmlose altlutherische Kirche an der Töpferstraße ist 1847 von der zu jener Zeit noch recht kleinen evangelisch-lutherischen Gemeinde errichtet worden. Turm und Glocken waren damals für lutherische Bethäuser verboten. Altwasser erhielt 1870 ein katholisches und 1871 ein evangelisches Gotteshaus.

Der Weltkrieg gebot dem aussichtsreichen Aufstieg der Stadt Einhalt. Schwer lag die Kriegs- und Nachkriegsnot auf unserer Gemeinde. Ihrer Herr zu werden, raffte sich die Stadtverwaltung energisch auf. So ging Waldenburg in Beseitigung der Wohnungsnot allen anderen Gemeinden des Kreises vorbildlich voran. Sie tat 1919 auch jenen lange erwogenen Schritt, der ihr die Kreisfreiheit bringen sollte, den Schritt zur Eingemeindung von Altwasser. Dadurch stieg die Einwohnerzahl der Stadt von 21 000 auf 36 000. Stadtkreis wurde Waldenburg erst am 1. Januar 1924. Bedeutend erweitert wurde der Stadtbezirk noch durch die Eingemeindung der Gutsbezirke Ober-Waldenburg mit dem Schloß*), von Teilen der Gutsbezirke Hartau und Zellhammer (Fürstl. Pleßscher Graf-Hochberg-Schacht) und der Kolonie Neu-Weißstein mit der Porzellanmanufaktur von Carl Zielsch.

Die Entwicklung Waldenburgs wurde, wie diese kurze Chronik zeigt, von dem Fortschritt des gewerblichen Lebens

*) Schloß Waldenburg ist von Diprand von Gzetritz, der sich von 1604—1628 im Besitz der Waldenburg-Neuhäuser Güter befand, erbaut. Seit 1882 ist es Sitz der Fürstl. Pleßschen Güterverwaltung. Im 18. Jahrhundert und in neuerer Zeit wurde der Bau erheblich umgestaltet und erweitert.



Malerischer Winkel am Rathaus in Göttesberg. (Phot. J. Anders)

im gesamten niederschlesischen Bezirk getragen. Nun steht der Bezirk durch den Verlust oberchlesischer Industriegebiete vor neuen großen Aufgaben. Wie die Erweiterung der meisten Betriebe erkennen läßt, geht man bei uns energisch an die Lösung dieser Aufgaben heran. Damit steht aber Waldenburg vor einem neuen Entwicklungsabschnitt, der zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Gottesberg.

Von Rektor J. Brauner, Gottesberg.

Die Stadt Gottesberg ist die höchstgelegenste Stadt Preußens.*) Ihre Geschichte reicht bis ins 14. Jahrhundert zurück. Durch einen glücklichen Zufall, vielleicht auch durch absichtlich vorgenommene Schürfversuche waren an der Anhöhe, die wir heute Friedenshöhe nennen, Silberadern, Blei- und Erzgänge entdeckt worden. Silber hatte damals einen hohen Wert. Die Grundherrschaft, das Geschlecht der Herren von Gzettritz,**) wollte sich die Bodenschätze nutzbar machen. Sie rief deshalb im Erzbergbau erfahrene Bergleute aus Sachsen hierher, die sich am Bergabhange ansiedelten, nach sächsischem Muster Stollen trieben und eine lohnende Ausbeute erzielten. (Siehe auch „Zur Geschichte des Erzbergbaues in der Waldenburger Gegend“!)

Die Silberfunde in den aufgeschlossenen Gruben betrachteten die Ansiedler als einen großen Segen Gottes; und der Name, den sie der neuerstandenen Siedlung gaben, entsprach dem Frommsinn jener Tage. Gemeinde auf dem Gottesberge benannten sie den Ort.

Ihrem Frommsinn gaben sie auch dadurch äußeren Ausdruck, daß sie in der Nähe ihrer Arbeitsstätte eine Kapelle erbauten, in der sie sich vor der Einfahrt in die Grube zu gemeinsamem Gebet zusammenfanden.

In wohlverstandennem Interesse gewährte die Grundherrschaft den Arbeitern in den Silbergruben mancherlei Vergünstigungen. Dieser Umstand und nicht zuletzt der dauernde und gute Arbeitsverdienst lockte immer neue Ansiedler heran. Auch Ackerbauer und Handwerker ließen

*) 592 m überm Nullpunkt des Amsterdamer Pegels liegt die Stadt.

**) Die Stadt bestand ehemals aus einer Ober- und Niederstadt, die wahrscheinlich durch die heutige Niederstraße voneinander getrennt waren. 1509 kam zunächst die Ober- und 1710 auch die Niederseite in Besitz der Grafen „Hohberg“.

sich hier nieder. Und am Ausgange des 15. Jahrhunderts hatte der Ort schon eine Bedeutung in der Umgegend.

Auch die Könige von Böhmen, denen dazumal die Fürstentümer Schweidnitz-Jauer als unmittelbare Fürstentümer unterstanden, verfolgten mit zunehmender Aufmerksamkeit die erfreuliche Entwicklung des hiesigen Silberbergbaus und gaben den Ansiedlern Beweise ihres Wohlwollens. König Wladislaw machte sie in ihrem Arbeitsverhältnis unabhängig von dem Grundherrschaften, erhob im Jahre 1499 die Gemeinde auf dem Gottesberge zur Stadtgemeinde und verlieh ihr neben den allgemeinen einer Stadt zustehenden Rechten noch das Bergrecht, „berggestalt und also“, wie es in der Urkunde hieß, „daß die Bergleuthe freye Bergleuthe sein und unbedrängt wohnen und sitzen sollen.“

Der Grundherrschaft verblieb nur noch der Rechtsanspruch auf einen Grundzins, das Hoheitsrecht über den Silberbergbau hatte sie nach dem königlichen Erlaß verloren. So war ein Wirtschaftsvorteil zu dem anderen gekommen, und die Ortsinsassen erfreuten sich, trotz beträchtlicher Abgaben an die Grundherrschaft und Landesregierung eines behaglichen Wohlstandes.*)

Da kam der 30jährige Krieg mit seinen schweren Nöten. Durchziehende Wallensteiner und Schweden plünderten die Stadt zu wiederholten Malen, steckten sie in Brand und erpreßten hohe Kriegsabgaben von ihr; 1634 beispielsweise 16 000 Taler.

Viele Ortseintwohner hatten in den Kriegsbedrängnissen, zu denen sich noch die Pest gesellte, ihre wenigen Habseligkeiten zusammengerafft und waren geühen. Die Stadt war entvölkert und verarmt, und der Silberbergbau ruhte.**)

Nach Beendigung des Krieges, Rückkehr der Flüchtlinge und Wiederaufbau der Stadt wurde auch der Silberbergbau wieder aufgenommen und mit wechselndem Erfolge fortgeführt, bis er nach etwa 100 Jahren zum zweiten Male zum Erliegen kam.

Auch diesmal waren es Kriegsereignisse mit ihren Begleit- und Folgeerscheinungen, die ihn zum Stillstand

*) Der Grundzins betrug in manchen Jahren 3000 bis 4000 Taler, und an die Landesregierung war aus dem Ertrage hiesiger Silbergruben „ein Viertel Dezzem Silber für ewige Betten“ abzuführen.

**) Der schlesische Geschichtschreiber Nasse erzählt: Als im November 1645 Torstensohn mit einem großen Anteil schwedischer Truppen bei Liebau und Königsmarkt bei Freiburg erschienen, ist das arme Städtel Gottesberg durch Ausplünderung und Verheerung in solches Elend geraten, daß manchem Inwohner nicht ein Wissen Brot für seine hungernden Kinder übrig geblieben ist.

brachten. Schon im zweiten schlesischen Kriege hatte die Stadt zu leiden gehabt. Im Siebenjährigen Kriege mußte sie eine starke preußische Besatzung, die sich am Orte verschanzt hatte, und nachher Oesterreicher und Russen monatelang in Quartier und unentgeltliche Verpflegung nehmen. Und die rauen Krieger kannten kein Erbarmen. Was ihnen irgendwie begehrenswert erschien, nahmen sie gewaltsam weg. Wieder herrschte Armut, bittere Armut in der Stadt.

Noch zweimal in der Folgezeit — 1801 und 1855 — kam der Silberbergbau in Betrieb. Das eine Mal war es die königliche Domänenkammer in Breslau, das andere Mal der Kommerzienrat von Kramsta aus Freiburg, die die Geldmittel dazu hergaben. Die Stadt verzichtete auf das ihr zustehende Mitbaurecht. Stattdessen beantragte und erhielt sie als Eigentümerin der Gruben eine Geldentschädigung.

In beiden Fällen war die Ausbeute viel zu gering im Verhältnis zu den aufgewandten Kosten, und beide Unternehmer sahen sich gezwungen, nach drei- bzw. neun-jähriger Fortführung des Betriebes die Arbeiten in den Silbergruben einzustellen.

Der Gottesberger Silberbergbau, dem der Ort seine Entstehung verdankt, gehörte nunmehr der Geschichte an.

Nach Verfall des Silberbergbaus 1752 hatten sich die Bergarbeiter verhältnismäßig schnell auf andere Berufsarbeiten eingestellt. Sie waren Spinner, Leinweber und Stricker geworden. Einen zuverlässigen Anhalt über Umfang und Bedeutung der Gewerbe gibt ein Magistratsbericht an den Steuerrat in Schweidnitz. Nach diesem waren 1791/92 34 Leinweber und 82 Strickermeister in der Stadt. Die ersteren hatten im Berichtsjahre mit ihren Angehörigen an 64 Webstühlen gearbeitet und 20 000 Stück Leinwand hergestellt; die letzteren mit ihren Gesellen, Frauen und Kindern 4331 Duzend Strümpfe und 3665½ Duzend Wollhandschuhe angefertigt. Zwei örtliche Kaufhäuser trieben einen schwunghaften Leinenhandel, und Gottesberger Strümpfe und Handschuhe, deren Vertrieb die Innungsmeister selbst besorgten, wurden namentlich von den Polen gern und viel gekauft.*)

*) Sechs Innungsmeister hatten nach genanntem Magistratsbericht in den vorausgegangenen Jahren die Frühjahrs- und Herbstmesse in Frankfurt besucht und von ihren Fertigfabrikaten reichlich abgesetzt.

In Preußens Unglücksjahren 1806/07 trat in beiden Industriezweigen Absatzmangel ein, und die verlorengegangenen Geschäftsbeziehungen im In- und Ausland waren jahrelang nicht wiederzugewinnen. Die hiesigen Handels Häuser, zu denen in der Blütezeit der Leinenindustrie noch ein drittes hinzugekommen war, konnten ihre Waren nicht mehr loswerden und schlossen ihre Geschäfte.

Wenn man nachher in dem einen oder anderen Hause noch einen Webstuhl klappern hörte, so war das nur kümmerliche Heimarbeit der älteren Leute, die jüngeren hatten sich andere Arbeitsmöglichkeiten gesucht.

Das Gewerbe der Stricker oder Barettmacher, wie man es auch nannte, rang sich, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, durch die Wirtschaftskrise glücklich durch. Erst die aufstrebende Kohlenindustrie, die den jugendlichen Nachwuchs aufnahm, brachte es nach und nach zum Aussterben. Und am Ausgange des vorigen Jahrhunderts kannte man das Gewerbe der Barettmacher in der Stadt nur noch dem Namen nach.

Außer den bereits erwähnten schweren Schicksalsschlägen, wie sie Krieg und Feindeshand der Stadt verursacht hatten, trafen sie noch Heimsuchungen mancher Art. Besonders folgenschwer für sie waren Feuersbrünste in den Jahren 1554 und 1724, von denen die eine die aus 120 Holzhäusern bestehende Stadt fast ganz und die andere zu zwei Drittel in Asche legte.

Im Jahre 1867 erwarb ein Unternehmer von der Stadt das Recht der Schwerspatsgewinnung an der Friedeshöhe. Zum Abbau und zur Förderung der gebrochenen Steine benützte er zum Teil die alten Silberstollen. Doch erst mit dem Uebergange des Pachtverhältnisses auf die Firma Thomas, durch Verlegung des Betriebes nach dem Hüttenberg bei Kohlau, durch Auffahren einer 25-Meter-Sohle und neuzeitliche Betriebseinrichtungen gewann die Schwerspatsgewinnung die Bedeutung, die sie heute hat.

Der wirtschaftliche Aufschwung der Stadt, namentlich in den letzten fünf Jahrzehnten, hängt einzig und allein mit der Kohlenindustrie zusammen. Ihre Konjunktur ist der Regulator des gesamten Wirtschaftslebens.

Kohlen hatte man hie und da schon längst bei Gottesberg gebuddelt und zum Hausbrand verwandt. Man grub einfach ein Loch in die Erde, nahm die an der Oberfläche liegende Kohle heraus und schüttete die entstandene Deffnung wieder zu. Selbst dann, als am Anfange des 18.

Jahrhunderts Stadtgemeinde und Privatpersonen anfangen, einen planmäßig angelegten Kohlenbergbau zu betreiben, ging man nur so weit in die Tiefe, bis die Wasserhaltung dem Abbau Schwierigkeiten machte.*)

Ein modernes Kohlenbergwerk, die heutigen Schlesiſchen Kohlen- und Roßwerke, ſchuf erſt der Kommerzienrat von Kramsta im Jahre 1854. Die Anſchlußmöglichkeit der Grube an die im Jahre 1867 erbaute Gebirgsbahn, die Erſchließung neuer Abſatzgebiete und die Gründung einer Aktiengeſellſchaft mit bedeutendem Betriebskapital ermöglichten eine fortſchreitende Vergrößerung der Werksanlagen, ſo daß zur Zeit die überwiegende Mehrheit der ſtädtiſchen Bevölkerung in den Kohlenwerken Beſchäftigung und Nahrung findet.

Leider ſchritt der Wohnungsbau mit dem Aufblühen der Steinkohleninduſtrie nicht in gleichem Maße fort. Hunderte ihrer Arbeiter mußten auswärtſ wohnen. Aber auch darin trat in den letzten zwei Jahrzehnten ein erfreulicher Wandel ein. Sechs Straßenzüge ſind in wenigen Jahren aufgeſchloſſen und mit Wohnhäuſern bebaut worden.

1870 hatte die Stadt etwa 4000 Einwohner, heute beträgt die Bevölkerungsziffer nahez u 12 000.

Auch mancherlei Verſchönerungen hat das Stadtbild unterdeß erfahren. Das Gepräge einer alten Bergſtadt, im alten Stadtteil wenigſtens, allerdings iſt ihr biſ zur Gegenwart geblieben.

Wenn Gottesberg auch als Touriſtenſtadt bekannt iſt und von Tauſenden von Fremden Jahr für Jahr beſucht wird, ſo iſt eſ natürlich nicht die Stadt, die anzieht, alſ vielmehr die reizende Umgebung. Die Friedenshöhe mit ihren gutgepflegten Wegen und bequemen Ruheplätzen an beſonders auſſichtsreichen Punkten, namentlich die prächtigen Ausblicke auf das Waldenburger Bergland, das Raben- und Rieſengebirge. Die gegebene und geſchaffene Gelegenheit zur Betätigung deſ Wintersports, daſ Bergrestaurant zur Friedenshöhe und der nahegelegene Hochwald bieten in der Tat auch alled, waſ Erholungſuchende haben wollen.

Für ein weiteres Gedeihen der Stadt ein herzliched Glückauf!

*) 1724 waren in ſämtlichen Kohlengruben Gottesbergs und Vorſtadt Koblau 4 Steiger, 2 Kohlenmeſſer und 91 Arbeiter beſchäftigt. Die Stadt verkaufte ihre unrentablen Steinkohlengruben, die dann ſehr ſchnell verſteten, und die Privatunternehmer ſchloſſen ſich zu einer wiſchaftlichen Einheit zuſammen, zur Geſellſchaft der Morgen- und Abendrötegrube in Koblau.

Friedland.

Von Rektor Alfons Fleischer, Friedland.

Uebersaus reizvoll liegt im Tale der Gläser Steine, eingebettet von den Ausläufern des Waldenburger Berglandes, nach Süden zu abgeschlossen durch die nur 20 Minuten entfernte tschechoslowakische Grenze, Friedland, Bezirk Breslau, ein Städtchen, wohl wenig bekannt und doch so reich an Schönheiten der Natur.

Seine Entstehung dürfte es dem Jahre 1200 verdanken. Um dieses Jahr begannen die Benediktiner die Gegend von Braunau und Politz in Böhmen urbar zu machen. Es wurden deutsche Ansiedler herangezogen, die die Wälder lichten und vorerst einzelne Häuser anlegten, aus welchen dann Ortschaften entstanden. Von diesen Kolonistenanzügen wird jedenfalls auch die hiesige Gegend berührt worden sein, so daß um 1250 die ersten Urbarmachungen stattgefunden haben. Die Kolonisierung ging am Gabelsflusse lang, und die Sage berichtet, daß drei Häuser in Altfriedland die ersten Ansiedelungen gewesen sein sollen. Daß Altfriedland die erste Ansiedelung unseres Städtchens war, dafür spricht auch der Umstand, daß, wie in den Akten öfters erwähnt wird, „Friedland auf Altfriedländer Gelände“ erbaut worden ist. Zwischen 1330 und 1360 scheint der Anbau von Friedland zugenommen zu haben, denn schon 1356 wird Friedland eine Stadt genannt.

Seine erste urkundliche Erwähnung findet die Stadt im Jahre 1350, und zwar in dem Gläser Amtsbuche von 1346 bis 1390. In dieser Zeit gehörte Friedland zu Freudenberg. Der Besitzer war Martin von Schwengelsb. Der Tradition nach soll Friedland im Jahre 1400 bereits 100 Häuser gehabt haben und gegen 500 Einwohner, die sich von Ackerbau und Viehzucht nährten; Handwerker waren nicht vorhanden.

Die Bauart des Städtchens zu jener Zeit ist jedenfalls von Holz, Lehm und Stroh gewesen. Diese Bauart wurde noch etliche 100 Jahre beibehalten, denn noch nach dem Dreißigjährigen Kriege wurden abgebrannte Häuser in fünf Tagen fix und fertig aufgebaut. Ob die Stadt einen Ring hatte, ist zu bezweifeln, ein solcher ist wohl erst nach dem Wiederaufbau des Städtchens nach den Hussitenkriegen, in welcher Zeit der Aufbau nach einem bestimmten Plane erfolgte, angelegt worden.

1427 wurde unser Städtchen sowie die anno 1280 von Bolko I. errichtete Burg von den Hussiten, die von Grüssau herkamen, vollständig verwüstet; erst 1470 erfolgte wieder sein Aufbau auf der jetzigen Stelle.

Bis 1511 gehörte Friedland wahrscheinlich zu Böhmen. Erst in diesem Jahre erhielt Konrad von Hochberg die Herrschaft. Ihm gehörte schon damals Schloß Fürstenstein, Freiburg mit Umgegend sowie die Schlösser Hornberg und Freudenberg. Nach dem Aufbau erfaßten es wiederum die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges mit aller Gewalt. 1630 waren die Truppendurchzüge recht bedeutend. Bei einem derselben wurden fünf Bürger, die 30 Gefangenen zur Flucht verhasen, ermordet. Um ihr Vieh vor der plündernden Soldateska zu sichern, waren die Einwohner genötigt, es in einer tiefen versteckten Schlucht, dem „Ruhstall“, wie diese auch heute noch heißt, zu verbergen. In demselben Jahre raffte die Pest 185 Bürger weg. 1646 war für Friedland eines der härtesten Jahre. Durch die Unvorsichtigkeit bei Melchior Altmann auf der Mühlgasse, jetzt Schweidnitzer Straße, ist das Städtlein nebst Kirche niedergebrannt. Im Jahre 1647 wurden Kirche und Schule wieder aufgebaut. In demselben Jahre wurde die erste Papiermühle, mit ihr der Grundstein zur Industrie, gelegt. Schon 1688 hatte diese einen bedeutenden Ruf, denn Luca sagt: „Beides, sowohl die Papiermühle als auch die zarte Leinwand bringen der Herrschaft viel Intraden ein“, und 1741 schreibt die Kernsche Chronik Schlesiens: „Es wird allhier in Friedland das feinste Papier und die zarteste Leinwand gemacht.“

Auch während der Schlesischen Kriege suchten Raub und Plünderung unser Städtchen heim, Krankheiten schlossen sich daran. Infolge der hohen Kriegskosten waren die Einwohner verarmt und die Stadt mit 400 Fl. Schulden belastet. Nach dem Siebenjährigen Kriege hatte Friedland 708 Einwohner. Es besaß 160 Häuser, darunter 12 unbewohnte und 7 wüste Stellen (abgebrochene Häuser). Am Ende des 18. Jahrhunderts betrug die Einwohnerzahl 968. Das 19. Jahrhundert gestaltete sich anfangs friedlich. 1848 zeigte leider auch Friedland, daß seine Einwohner durchaus nicht so harmlos waren, wie es sein Name bekundet. Bewaffnete Bürger zogen nach Fürstenstein, um dem Grundherrn, dem Reichsgrafen von Hochberg, verschiedene Zugeständnisse bezüglich ihrer Abgaben abzu-zwingen. Der Grundherr verstand es, die Rebellen zu

Beruhigen, und es folgten nun Jahre friedlichen Handelns und Schaffens.

Vom Deutschen Kriege weiß ein auf dem kath. Friedhofe stehender Obelisk zu erzählen, der die Erinnerung an 25 Oesterreicher und 17 Preußen, die hier ihr Leben aushauchten, enthält.

Am 15. Mai 1877 wurde Friedland Bahnstation der Strecke Nieder-Salzbrunn—Halbstadt. 1879 wurde an Stelle der durch 30 Jahre hierorts bestandenen Kreisgerichtskommission ein königliches Amtsgericht, jetzt Preussisches Amtsgericht, eingesetzt.

Die nun folgenden Jahre bis zur Gegenwart benutzten die Einwohner Friedlands zur inneren und äußeren Erstarfung. Am 1. April 1895 wurde Altfriedland mit Friedland zu einem Ganzen verschmolzen. Die Einwohnerzahl nahm ständig zu und Industrie und Handel entwickelten sich zusehends. Heute zählt Friedland 5000 Einwohner, hat eine evangelische und katholische Kirche, eine evangelische und katholische Schule, ein Amtsgericht, ein Zollamt, 15 Fabrikbetriebe. Der Textilindustrie gehören folgende Firmen an: Bendig & Söhne, Max Lademann, H. Pabel & Söhne, Salzmann & Co., Held Carl Theodor, Wache & Heinrich (Inhaber Spohn), Meyerowiz, Flachsfabrik, Tescera, Carl Krull, H. Schiffners sel. Witwe, außerdem Gebr. Bittner, Maschinenfabrik, und die Papierfabriken. Friedland ist wegen seiner reizenden Lage ein beliebter Aufenthaltsort der Fremden und Ausgangspunkt zu den Naturdenkmälern, den Adersbacher und Weckelsdorfer Felsen. Welche Bedeutung Friedland erreicht hat, davon zeugt der viele Fremdenverkehr. Weit über 15 000 Fremde besuchten im Jahre 1924 unsere Grenzstadt.

Möge Friedland auch in den ferneren Jahren sich weiter entwickeln und erstarken zum Wohle des Kreises, der Provinz Schlesien und unseres geliebten Vaterlandes!





Phot. Anders.

Friedland
Stiller Winkel an der katholischen Kirche



XVI. Dorfchroniken.

Nach Mittheilungen aus der Lehrerschaft des Kreises zusammengestellt von
Mag Kleinwächter.

1. **Adelsbach** (Adelgundisbach: Siedelung eines Adligen am Bache *). 1300 Einw. — Das Adelsbacher Schloß soll im 16. Jahrh. von Hans Abraham v. Czettritz und Neuhaus nach dem Plane eines italienischen Baumeisters erbaut worden sein. Der Ort selbst ist jedoch viel älter. Schon i. J. 1376 besaß derselbe ein Gotteshaus. In einer Urkunde des Kardinals Johann zu St. Markus wird im genannten Jahre der rector ecclesiae in Adelsungisbache erwähnt. Der Ort A. muß schon vorher bestanden haben, da man als Zeit der Erbauung der zu A. gehörenden Zeisburg das Ende des 13. Jahrh.s. annimmt. — Das Innere der aus Bruchsteinen auf dem alten Friedhofe erbauten Begräbniskapelle birgt Grabsteine mit den Flachbildern der Verstorbenen in Lebensgröße, darunter auch einen für den Erbauer des Adelsbacher Schlosses, Abraham von Czettritz und Neuhaus, gestorben 1598. Außerdem findet man hier noch die Grabsteine anderer Mitglieder des Hauses derer von Czettritz. — An Urkunden sind bei der Gemeinde einige Kaufverträge vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrh.s. vorhanden. Viele wichtige Urkunden, die im Schlosse A. aufbewahrt waren, sind bei einem Besitzwechsel vernichtet worden.

2. **Alt-Lässig** (Slavisch von lasz = Rodung oder lessa = Laubwäldchen). 2276 Einw. — Urkundlich wird der Name das erstemal 1249 bei einer Abgrenzung gegen die Güter des Klosters Grüssau erwähnt, und zwar als Bezeichnung des Waldgeländes zwischen Hochwald und

*) Die Ableitung der Ortsnamen des Kreises gab Rudolf Daumann.

Wildberg. Die Gründung des Dorfes Lässig erfolgte um 1550 in einem gewissen Zusammenhange mit dem Gottesberger Silberbergbau. Die Niederseite von Gottesberg hieß Lössin. Wenn 1533 und 1548 in Urkunden von der Niederseite in Lässig gesprochen wird, so kann nur die Niederseite von Gottesberg gemeint sein. Noch heute heißt im Volksmunde der Gottesberger Gasthof „Zu den drei Bergen“ der „Lässigkretscham“. Laut einer zu Abelsbach 1553 ausgestellten Urkunde wird von dem neugebauten Dorf Lässig gesprochen. Damit kann nur das Dorf im Tale gemeint sein, dessen Gründung kurz vorher erfolgt sein muß. Zu gleicher Zeit dürfte Rothenbach, ebenfalls im Schweidnitzschen Weichbilde gelegen, entstanden sein, das immer mit Lässig vereinigt war. Die ersten Grundherren von Lässig waren die Herren von Czettritz. Nach diesen übten die Grundherrschaft über A.-L. aus: die Herren von Seherr-Thoß, ferner Frau Charlotte von Hohendorf, geborene von Bieres, spätere Frau von Platen, und Emanuel von Woikowsky-Biedau. Das Rittergut kam nach Wegfall der grundherrlichen Rechte in Ludloschen, dann in Cohnschen und zuletzt in Fröhlichschen Besitz. Die Bewohner des um 1550 im Tale gegründeten Dorfes Lässig lebten anfänglich nur von der Landwirtschaft. Später wurde der im Wild- und Wächterberge bergmännisch gewonnene Kalk eine Einnahmequelle. Am Fuße des Wildberges sind die Reste eines Kalkofens sichtbar; der Kalkofen am Wächterberge wurde vor etwa 20 Jahren abgetragen. An die unter Friedrich dem Großen blühende Leinwandindustrie erinnern die Brechhauslinde und die Bleiche. Von der Walkmühle sind Reste nicht mehr vorhanden. Die bei dem Gute Lässig befindliche Mühle hatte zwei Gänge und mahlte noch 1736 ohne besonderen Mühlgraben aus einem unbeständigen und nur aus den Bergen quellenden Wasser. Die Mühle wurde später nach Schaffung eines Mühlgrabens verlegt. Nach der an dem nun andern Zwecken dienenden Mühlengebäude angebrachten Jahreszahl ist es 1790 gewesen. Die Jahreszahl 1724 an der Rothenbacher Mühle dürfte an den Neubau derselben nach Anlegung des jetzigen Mühlgrabens erinnern. 1802 herrschte am Orte die Kinderpest, die vom Rittergute, der Mühle und einer Wirtschaft den gesamten Rindviehbestand forderte.

3. Bärzdorf (Dorf des Berold oder Berthold). 600 Einw. — Das Dorf ist im 12. Jahrh. zur Zeit der Ent-

stehung der Rhneburg von Ansiedlern gegründet. Es hat anfänglich zur Herrschaft Fürstenstein gehört und ist dort unter dem Namen Bertoldsdorf in alten Urkunden geführt. In späteren Aufzeichnungen wird es Behrsdorf genannt. Es besteht aus dem Hauptteil und dem Ortsteil Bärzdorf „schmale Seite“, welcher an der Weistritz liegt. Im Hauptteil liegt außer der ev. Schule a. d. J. 1820 die altehrwürdige kath. Kirche (Siehe „Alte Kirchen im Waldburger Kreise“!), ferner zwei Wassermühlen und die Bleicherei, Färberei und Appreturanstalt der Fa. Günter & Co. Während der Hauptteil B.s meist Landwirtschaft aufweist, findet man auf der „schmalen Seite“ mehr Industrie.

4. Blumenau. 1911 Einw. — B. ist aus der Gemeinde Tannhausen hervorgegangen. Seine Selbständigkeit mag es um 1600 herum erlangt haben. Eine der ältesten Quellen seiner Chronik ist wohl das Schöppnenbuch von 1618, welches die Gemeinde in Verwahrung hält. Wenn die ganze Lage des Dorfes in dem unterhalb Wüstgiersdorf stark verengten Tale der Weistritz zwischen den Höhen eines Ausläufers des Culengebirges und der Silberwaldhochfläche vor den Donnerauer Bergen die Ansiedler von vornherein auf gewerbliche Beschäftigung — Holzwirtschaft, Herstellung von Leinwand, Weberei und Bleicherei — hinwies, so fällt doch die eigentliche Entwicklung des Ortes in die Zeit der Gründung der großen Maschinenbetriebe. — Zu den ältesten Häusern des Ortes gehört die „Wiesenmühle“, der Sitz des früheren Dorfschulzen. Daneben steht das gegen 200 Jahre alte „Schneider- oder Schiettinger-Haus“, das noch die Bauart der alten Leinwandhandels Häuser zeigt, unten starke Mauern, oben Bindwerk. Im Obergeschoß dieses Hauses ist ein saalartiger Raum, der neben einem kunstvoll gebauten Kamin auch wundervolle Wand- und Deckengemälde, die vier Jahreszeiten, die Tugenden und Laster darstellend, aufweist und dadurch kunsthistorischen Wert besitzt. — Als Anfang der 80er Jahre von dem Besitzer der Herrschaft Tannhausen, Herrn von Alßing, große Flächen der Silberwaldhochfläche abgeholzt wurden, von welcher Zeit an sich jedenfalls der Landanbau nach dieser Richtung hin ausdehnte, und dem linken steilen Talrande das gleiche Schicksal drohte, kaufte die Firma Meyer-Kaufmann ein weites Gelände, um das Versiegen der ihre Fabrikteiche speisenden Quellen zu verhüten. Aus dem Kaufmannwalde, in dem herrliche Pro-

menadenwege angelegt sind, grüßt von der Höhe der Fels des Haubensteines, der, seitdem auf ihm eine Gedenktafel errichtet worden ist, Kaiser-Wilhelm-Fels genannt wird. — Größere I n d u s t r i e n: Meyer-Kauffmann-Textilwerke, A.-G., Flachsspinnerei der Fa. Webst, Hartmann und Wiesen, A.-G., Wüstewaltersdorf, Gebr. Giersch' chemische Bleiche. Eingegangene Betriebe: die Eisengießerei „Annahütte“ am Reimsbach, mehrere Bleichereibetriebe, der Kohlenstollen der Christian-Gottfried-Grube (1880 stillgelegt).

5. Charlottenbrunn. 2005 Einw. — (Siehe „Der Kurort Bad Charlottenbrunn“) — I n d u s t r i e: Hähnel's Leinentweberei.

6. Dittersbach (Dittrichsbach). 15 790 Einw. — Die größte Landgemeinde des Kreises Waldenburg. Das älteste Schöppnenbuch der Gemeinde beginnt mit dem 26. Juni 1726. Grundherr war zu dieser Zeit der Besitzer der Herrschaft Neuhaus, Freiherr von Döhren-Ettrich auf Neuhaus. Die Beschäftigung der Bewohner bestand neben Landwirtschaft in Holzfällen, Spinnen und Weben. Das Aufblühen des Ortes in den letzten Jahrzehnten hat seine Ursache in der Entwicklung des Steinkohlenbergbaues. Die älteste Erwähnung des Rechtes zum Steinkohlenbergbau in den Gemeinden D. und Bärengrund geschieht 1649 in einem Bohnbrief für Heinrich von Ettrich. Der Grundherr überließ damals den Bauern den Betrieb gegen Zins oder Naturalleistung. Der Abbau erfolgte, da maschinelle Einrichtungen zur Hebung von Kohlen und Wasser fehlten, nur am Ausgehenden der Flöze an der Tagesoberfläche. Die ersten Verleihungen durch den Staat erfolgten für den gegenwärtigen Besitz der Melchiorgrube, die sich 1841 als Gewerkschaft konstituierte, in den Jahren 1794, 1815 und 1845. Von den Betriebsanlagen der Gewerkschaft entstand der Tiefbauschacht (400 Meter tief) 1866, der Wetterschacht (300 Meter) 1878, der Eugenschacht (600 Meter) 1911, der Ernestinenstollen an der Kolbebaude 1920. 1858 betrug die Belegschaft 40, 1913: 1400, 1923: 4000 Mann, die Jahresförderung an Kohlen 5000, 360 000 und 500 000 t. Ein großer Teil der Kohlen wird zur Erzeugung von Koks verwandt (1923: 182 000 t). Als Nebenprodukte werden dabei Teer, schwefelsaurer Ammoniak, Benzol und Gas gewonnen. — Von großer Bedeutung für die Entwicklung des Ortes ist auch der hiesige Bahnhof, einer der größten im Osten Deutschlands, der i. J. 1867 in Betrieb genommen wurde. Die Er-

Öffnung der Linie Dittersbach—Hirschberg erfolgte 1867, der Linie Dittersbach—Sorgau (jetzt Nieder-Salzbrunn) 1868, der Linie Dittersbach—Neurode, die unmittelbar hinter dem Orte durch den Ochsenkopftunnel führt, 1880. Der Bahnhof erstreckt sich jetzt über eine Fläche von fast 2,5 Kilometer Länge und etwa 0,5 Kilometer Breite und umfaßt 6 selbstständige Dienststellen mit 933 Beamten und Bahnbediensteten. Der Ochsenkopftunnel besteht aus zwei in 10 Meter Abstand nebeneinander laufenden Tunneln von je 1601 Meter Länge und ist der größte Preußens. Der alte Tunnel, von Dittersbach aus rechts gelegen, ist 1878 fertiggestellt worden, und der andere wurde in den Jahren von 1909 bis 1911 erbaut. Im Innern des Tunneln befinden sich drei Querschläge, welche die Tunneln miteinander verbinden, ferner ein Luftschacht, um den Tunnel stets mit frischer Luft zu versehen und den Abzug von Rauch besser zu ermöglichen. Der Viadukt über dem Dittersbacher Grund hat eine Höhe von 20 Meter und eine Länge von 120 Meter. Zur Herstellung wurden 604 Tonnen Eisen verwendet.— Nachdem am 1. Juli 1920 die Gemeinde Bärengrund und 1923 die Gemeinde Althain eingemeindet wurden, zählt die gesamte Gemeinde Dittersbach 15 790 Seelen. Die Bewohner von Dittersbach gehörten früher zur ev. bzw. kath. Pfarrei Waldburg. J. J. 1889 wurde von dem Prälaten Dr. Franz, dem Besitzer des Rittergutes Nieder-Hermisdorf, durch Umbau des Gasthofes „Zur Burg“ ein katholisches Kirchlein eingerichtet. Die ev. Kirchgemeinde wurde 1894 gegründet. Die Einweihung der ev. Kirche fand 1901 statt. — Als Naturdenkmal ist erwähnenswert die Allee alter Linden von D. nach Neuhaus. — **Industrien:** Die Lündholzfabrik von Gadamer und Jäger (Siehe „Der Werdegang des Lündhölzchens“!), die Bleiche der Fa. Franz Dimter.

7. **Dittmannsdorf** (Dorf des Dithmar). 1570 Einw. — Gegründet 1311. Nach dem ältesten Schöppnbuch aus dem Jahre 1674 gehörte der Ort zu der Herrschaft Rhnau. Als Kulturdenkmal ist die ev. Kirche anzusehen. (Siehe unter „Frommen Stätten“!) Die kath. Kirche, die in ihrer heutigen Gestalt 1829 erbaut wurde, weist eine Glocke a. d. J. 1501 auf. In der Gruft der Kirche befindet sich der Sarg des Grafen Johann Georg von Hohenzollern († 1622), der Besitzer der Herrschaft Rhnau und Patronatsherr der Kirche war. Unter dem Presbyterium ist noch eine Gruft, in welcher die Herren von Logau



Ev. Kirche in Dittmannsdorf.

bestattet sind. Leider ist die Gruft, die manches Interessante zutage fördern dürfte, unzugänglich. Von 1570 bis 1654 war die Kirche protestantisch. — Nach dem „Goldenen Walde“ zu breiten sich zu beiden Seiten der Straße Grubenfelder des ehemaligen Erzbergbaues aus. (Siehe „Zur Geschichte des Erzbergbaues in der Waldburger Gegend“!) Vor 70 bis 80 Jahren wurden hier noch Silber- und Bleierze gefunden. Sie wurden in der sog. „Wüste“ verhüttet. Auf den Feldern des Niederdorfes sieht man heute noch die Berghalden einstiger Erzindustrie. Auf einem Ackerfeld ist durch Einstürzen der alten Stollen eine Fläche unbauwürdig. Nach Aussagen ältester Männer sollen auf den betreffenden Grubenfeldern noch die metallreichsten Erze lagern. — Landwirtschaft ist reichlich vorhanden. Der Boden erhebt sich über das Mittelmäßige, da die Zerfallprodukte des Gneis fruchtbaren Boden ergeben. — Industrie: A. und P. Horns mechanische Weberei. — Zu D. gehören die Kolonien Juliansdorf, Neu-Juliansdorf, Neu-Dittmannsdorf, Goldene Wiese, Schwarzgraben.

8. Donnerau. 1200 Einw. — Der Ort wird bereits in einer Verpfändungsurkunde von 1497, durch welche die Herrschaft Fürstenstein an Johann von Schellenberg für 10 000 Schock böhmische Groschen verpfändet wurde, neben Reimswaldau und Giersdorf als „wüstes“ Dorf genannt, ein Beweis dafür, daß es, wie die ganze Gegend, während des Hussitenkrieges (um 1425) der Schauplatz heftiger Kämpfe war. Da die Hornsburg auf dem Hornsberge (Hornschloß) bei Donnerau bereits 1483 zerstört wurde und Donnerau zu den sieben Burggemeinden der Herrschaft Hornsburg gehörte, so ist anzunehmen, daß die Gründungszeit des Ortes wie der Burg in das Ende des 13. Jahrh. fällt. Außer den Mauerüberresten der Hornsburg auf dem Hornschloß ist ein wichtiges Kulturdenkmal die Holzkirche zu Donnerau, die älteste der hiesigen Gegend, deren älteste Glocke die Jahreszahl 1558 trägt. In diesem Jahr erweiterte die damals schon protestantische Gemeinde das Kirchlein, welches aber durch die Bestimmungen des westfälischen Friedens nach Vertreibung des ev. Geistlichen für den ev. Gottesdienst geschlossen und dem kath. Pfarrer zu Friedland unterstellt wurde. Seitdem ist die Kirche katholisch, darf aber von den Evangelischen als Begräbniskapelle benutzt werden, wie auch der Friedhof beiden Konfessionen dient. — Als Naturschutzgebiet gilt der



Kirche in Donnerau.

Bereich des oberen Hornschlosses. (Siehe „Botanische Streifzüge im Kreise Waldenburg“!) — **Industrien:** Holzspulenfabrik der Fa. Gläser, Garnbleiche der Fa. Gebr. Giersch. Vorhanden ist ein Schöppenbuch v. J. 1816.

9. **Dorjbach.** 329 Einw. — 1672 wurde das erste Haus von Dorjbach gebaut. Der Name D. kommt daher, daß die ersten Häuser an dem aus Schles.-Falkenberg herabkommenden Dorjbache (zum Unterschied von dem aus dem Walde kommenden Schlierflüßel) gebaut wurden. 1745 plünderten Panduren und Husaren der österreichischen Armee in schrecklichster Weise, ebenso auf dem Rückzuge nach der Hohenfriedberger Schlacht. Auch nach der Schlacht bei Bursersdorf lastete schwere Kriegsnot auf hiesiger Gegend. Bis 1818 gehörte der Ort zum Kr. Schweidnitz. Ueberhaupt liegt der ganze Südostzipfel des Kr. Waldenburg, die Verkehrsverhältnisse betreffend, bedeutend günstiger zu Schweidnitz als zu Waldenburg. Die meisten Bewohner des Ortes finden in der Fabrik von Webst, Hartmann und Wiesen in Wüstenaltersdorf Beschäftigung.

10. **Dörnhau** (Rodung eines Weißdornwaldes). 443 Einw. — Die Gründung des Dorfes trifft zwischen die Jahre 1565 bis 1585. In einer genauen Aufzählung der zur Herrschaft Fürstenstein gehörigen Ortschaften a. d. J. 1585 wird dieser Ort zum erstenmal erwähnt. — **Naturdenkmal** und **Industrie:** Naturgeschichtlich bemerkenswert ist ein Ueberbaum (Eberesche auf einer alten Linde) an der Dorfstraße in der Nähe der mechanischen Weberei der Gebr. Giersch (250 Webstühle).

11. **Erlenbusch.** 320 Einw. — Seine Anfänge gehen etwa in die Zeit von 1250 bis 1300 zurück. In dieser Zeit haben wahrscheinlich deutsche Ansiedler, von dem Herzog Bolko I. von Schweidnitz herbeigerufen, den „Erlen Busch“ gerodet und die Felder angelegt. Den ersten Anfang von E. soll die Erlenburg gebildet haben. (Siehe „Vergessene Burgen“!) Ein **Kulturdenkmal** ist das altersgraue Dorfkirchlein (Siehe „Das Dorfkirchlein in Erlenbusch“!) — **Naturdenkmäler:** Die Chaussee in unserem Orte bildet die Grenze zwischen Land- und Gebirgsflora. An Vertretern der Ebene sind hier noch zu finden: Wachholder, Eichorie und gelber Fingerhut. Außerdem findet man an den Felsen des Weistristales der Pantemühle gegenüber ein seltenes Farnkraut (*Woodsia ilvensis*). In der Lehmgrube der Dampfziegelei von Täuber und Scharf wurde beim Schachten ein Stück Bernstein sowie ein Stück Holz

in verkießeltem Zustande als Zeugen ehemaliger Meeresfluten gefunden. — **Industrien:** Dampfziegelei der Fa. Täuber und Scharf, Holzriemenscheibensfabrik von H. Schöckel.

12. **Fellhammer** (Vogelstangplatz, von der Bezeichnung des großen Vogelstellernezes oder vom Fellhammer, der bei der Erzaufbereitung der Silbererze gebraucht wurde). — 1885: 2194, 1890: 3085, 1895: 4204, 1924: 5542 Einw. — In einem Zinsregister der Herrschaft Fürstenstein v. J. 1557 wird des Ortes als Kolonie das erstemal Erwähnung getan. Im 30jährigen Kriege wurde F. fast vollständig verwüstet. — In dem noch vorhandenen Schöffen- und Gerichtsbuche der Gemeinde a. d. J. 1653 wird F. als ein zur Herrschaft Fürstenstein gehöriges Dorf gekennzeichnet. Nach einem alten Urbarium (Gerichtsbuch) von F. über die damals zur Herrschaft Fürstenstein gehörigen fünf Gemeinden Reimswaldau, Langwaltersdorf, Görbersdorf, Fellhammer und Steinau vom 12. Februar 1787 zählte F. insgesamt 59 selbständige Personen. Diese beschäftigten sich einerseits mit Landwirtschaft, andererseits mit Holzfällen in den Wäldungen der Grundherrschaft und mit Weberei. — Erst nach der in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts erfolgten Anlage des in der Nähe unseres Ortes befindlichen Kohlenbergwerks begann derselbe einen rascheren Aufschwung zu nehmen. Im Jahre 1854 wurde im benachbarten Neu-Lässig der erste Schacht geschlagen. Seit 1877 ist F. Bahnstation und Knotenpunkt zweier wichtiger Bahnstrecken. Im Jahre 1880 zählte der Ort bereits 68 Wohnhäuser mit 1684 Bewohnern. Damit stand das Dorf aber immer erst an der Schwelle seiner Hauptentwicklungsperiode, die sich vor allem an den Namen des Bauunternehmers Eduard Stenzel aus Gottesberg knüpft. Dem in den folgenden Jahren am hiesigen Orte sich immer stärker fühlbar machenden Wohnungsmangel bemühte sich der genannte Bauunternehmer nach Kräften abzuhelpen. Zunächst wußte er hiesige Grundbesitzer zu Neubauten anzuregen, die er preiswert ausführte. Nachdem er die hiesige Erbscholtisei erworben hatte, erbaute er auf der Feldmark derselben ein Wohnhaus nach dem andern, die immer gleich Käufer fanden, zumal er als menschenfreundlicher Mann stets recht annehmbare Bedingungen stellte.

13. **Freudenburg.** 82 Einw. — Der Anfang der Erbauung F.s wurde 1656 von Johann George Preußler gemacht. Sein Vater war 1653 aus Böhmen der Reli-

gionsverfolgung wegen entwichen und hatte sich mit seiner Familie zu Seifershau niedergelassen, für seinen Sohn aber, der so wie sein Vater ein Glasmacher war, wegen der ahnuschlichen Waldungen diese Gegend für die Errichtung einer Glashütte ausersuchen. Da für diese viele Personen nötig waren, brachte er endlich ein Dörfchen zustande. 1750 wurde es mit der Herrschaft Fürstenstein erblich vereinigt, da es vorher ein Lehn von dieser gewesen war, denn der damals regierende Graf und Herr Hans Heinrich Ludwig Karl, Graf von Hochberg, kaufte es von dem damaligen Besitzer und Glasmeister Herrn George Friedrich Preußler für 7500 Taler. Die aus jener Zeit stammende Schölzerei ragt noch heute, beschattet von mächtigen Laubbäumen, mitten im Dorfe empor. Von der Kunstfertigkeit der Freudenburger Glasmacher zeugt der Kronleuchter im Waldenburger Heimatmuseum. — Seit Eingehen der Glashütte besitz J. als neue Berühmtheit seinen Friedhof. Durch die Abholzung des hohen Waldbestandes, der ihn einst umgab, ist ihm viel von seinem idyllischen Charakter genommen worden.

14. Friedersdorf (Dorf des Friedrich). 251 Einw. — Alt-Friedersdorf gegründet von aus der Grafschaft Glaz vertriebenen Protestanten um 1593; Neu-Friedersdorf (heute noch „Kolonie“ genannt) um 1808. Alt- und Neu-F. bilden jetzt eine Gemeinde. 1743 war Feldgärtner, Weber und Gerichtsgeschworener Heinrich Stephan erster Schulhalter von Friedersdorf (Siehe „Der erste Lehrer in Friedersdorf“!) Nach der Schlacht bei Burkersdorf 1762 spielte sich der Krieg auf den Höhen von Friedersdorf und Heinrichau ab. Friedrich d. Gr. ritt öfters zu Truppenbesichtigungen durch das Dorf. Räuberische Einfälle und Plünderungen der Kroaten und Panduren. Sie schleppten auch die Mundsäule ein, an der Friedersdorf fast ganz ausstarb. — Kulturdenkmal: Die „Sieben-Kurfürsten-Baude“, Kroatenbrunnen, Zwerglöcher auf dem Spitzberg, weiße Rosen auf den Gräbern der an Mundsäule Verstorbenen, der Dorfkretscham, das erste Schulhaus (Flechnerhaus), alte Weberhäuschen.

15. Fröhlichsdorf. 400 Einw. — F. bildete mit Zeisberg einst einen Bestand der zur Zeisburg gehörigen Güter. Der gemeinschaftliche Besitz von Adelsbach und der Zeisburg nebst zugehörigen Gütern hat dazu geführt, daß die Zeiswiesen und der Zeiswald heute als Bestandteil der Güter Adelsbach gelten. Ein Blick auf die Karte

bringt aber den Beweis, daß die Burg, die innerhalb eines von der Gemeinde F. und dem Zeiswald gebildeten Vierecks liegt, mit F. eine wirtschaftliche Einheit bildet. Die Felder waren vielmehr an Bauern vergeben. Zum Dorfe gehört die Kolonie Zeisberg, in deren Nähe der General Zieten während des Siebenjährigen Krieges sein Feldlager aufschlug. Unweit der Gabelung des Weges Zeisberg—Abelsbach steht am Walbrande ein „Steinkreuz“. Bis vor wenigen Jahrzehnten wurde in F. ein sehr brauchbarer Kalk gewonnen. Einbrechendes Wasser machte die Fortführung dieses Industriezweiges unmöglich.

16. G ö h l e n a u (geile — fruchtbare — Aue). 880 Einw. — Begründet vor 1350. Der Ort besteht z. B. aus Gemeinde und Gut G. Falsch ist die Bezeichnung „Hof-Göhlenau“, die allerdings durch die postalischen Verhältnisse für den östlichen Teil des Ortes gang und gäbe ist, leider aber dem heimatischen Empfinden widerspricht. Das alte Dörfel lag in einem engen Gebirgstal nach Süden und war vor Zeiten von armen Handwebern und teilweise auch von kleinen Landwirten bewohnt. Erst in den letzten Jahrzehnten des v. Jahrh. entwickelte sich ein lebhafter Industriebetrieb, der die Einwohnerzahl bedeutend steigen und besonders den zweiten Teil des Dorfes, an der Chaussee im Osten gelegen, anwachsen ließ. Durch die Vermehrung industrieller Anlagen und fortgesetzten Neubauten geht dem Orte der Charakter eines schlichten Gebirgsdörfchens mehr und mehr verloren. Die Einwohner gehören zu 80 Prozent der Industrie und nur noch zu 20 Prozent der Landwirtschaft an. — Industrien: Friß Hanke & Co., Keramische Buntdruckanstalt; Friß Hanke, Holzrouleau- und Jalousienfabrik; Brüder Walzel, chemische Bleichanstalt, Göhlenauer Walzenmühle von Fr. Simonides.

17. G ö r b e r s d o r f (Dorf des Verbrecht). 800 Einw. (Siehe „Görbersdorf“ unter „Heilstätten“!) — Die rasche Entwicklung des Ortes brachte es mit sich, daß die zur Behebung der Wohnungsnot Ende des v. Jahrh. entstandenen 3- bis 4stöckigen, im Kasernenstil gehaltenen Neubauten dem Orte den Charakter eines anheimelnden Gebirgsdorfes nahmen. — Die Bewohner sind zum größten Teil in den Heilanstalten beschäftigt.

18. G r u n d (Tal). 1763 : 162, 1765 : 136, 1894 : 262, 1924 : 161 Einw. — Ein geschichtliches Denkmal ist der „Pfaffenstein“. Die Geschichte von „Pfaffenstein“ hängt mit Wüstewaltersdorf zusammen. 1548 wurde in Ww. die alte

ev. Kirche (jetzt kath.) erbaut. Durch den westfälischen Frieden 1648 wurde aber das Schicksal der ev. Kirche und Gemeinde besiegelt. 1654 kam die kaiserliche Kommission, welche mit der Einziehung der evangelischen Kirchen beauftragt war, und schloß die Kirche in Ww. neben denen zu Rudolfswaldbau, Michelsdorf und Heinrichau für den ev. Gottesdienst. Der letzte ev. Geistliche von Rudolfswaldbau hielt sich noch längere Zeit in der Gegend verborgen und versammelte die ihrer Gotteshäuser beraubten Gemeinden im Walde zum Gottesdienste. Derselbe soll in dem Walde von Grund, in der Nähe des dortigen Kirchhofes, stattgefunden haben, und zwar benutzte der Geistliche einen Felsen als Kanzel, der davon noch bis heute den Namen „Piasenstein“ trägt. Die Geistlichen nannte man „Buschprediger“. — Zu G. gehört die Kolonie Nieder-Grund.

19. Hausdorf (Dorf des Hugo). 750 Einw. — Gegründet um d. J. 1300. Ein Urbarium des Ortes liegt bei dem Gemeindevorstand. — Industrielle Anlagen: eine chemische Bleiche, eine Mangel- und Appreturanstalt.

20. Heinrichau. 420 Einw. — Gegründet um 1305 mit Wüstenwaltersdorf zusammen und hieß anfänglich Heinrichow. — Kulturdenkmäler: die katholische Kirche (Siehe „Alte Kirchen im Waldburger Kreise“!), das Sühnekreuz an der Kirchhofsmauer. — Vorhandene Urkunde: ein Schöppnenbuch beginnend 1573. — Zu H. gehört das Gut H.

21. Jauernig (slaw. Javornik = Bergahorn). 223 Einw. — Erstmals i. J. 1205 als Javorow genannt. Gründung des Ortes etwa gleichzeitig mit Waltersdorf z. J. Bolko I. von Schweidnitz. Bis Ende des 18. Jahrh. befindet sich die Ortschaft J. (wie Hausdorf, Wäldchen, Bärtsdorf, Dittmannsdorf, Rynau, Schentendorf) im Abhängigkeitsverhältnis zur Grundherrschaft Rynau. — Zu Friedrichs d. Gr. Zeit waren Hausweberei und Flachsanbau in Blüte. Teichanlagen und Mauerüberreste, sowie ein alter Bleichschuppen erinnern noch heute an die Schubertbleiche auf dem Grundstück des heutigen Gutsbesizers Wilhelm Schubert, die um 1850 noch etwa 20 Arbeiter beschäftigte. — Etwa 45 Prozent der Einw. sind heute Arbeiter in der Weberei zu Wüstenwaltersdorf und den Kohlengruben in Lehmwasser; 55 Prozent leben vom landwirtschaftlichen Kleinbetriebe. — Im Ortsteil Nieder-Grund befindet sich eine Jugendherberge. — Dem Naturschutz wird empfohlen die sog. „Singebuche“ (etwa 150 J. alt), einsam, auf beherrschender Höhe, dort wo der Touristenweg (weiß-gelb) Charlotten-

brunn—Wüstewaltersdorf—Eule den Stenzestamm erreicht. Das Jungvolk aus der Umgebung soll sich dort oben in früherer Zeit oft und gern zu frohem Sang und Spiel zusammengefunden haben. Noch heute ein beliebter Rastplatz, ein prachtvoller Blick. — Am Fauernigertal entlang führte die alte Poststraße (Höhenweg!) von Schweidnitz über Leutmannsdorf—Heinrichau—Wüstewaltersdorf—Fauernig—Lange Brachen nach Tannhausen. Ihr Verlauf ist noch gut nachweisbar.

22. Kaltwasser. 1880 : 304, 1885 : 202, 1894 : 193, 1924 : 159 Einw. — 1688 zum erstenmal erwähnt. 1691 erhielt ein gewisser Christoph Franke, der in dem dortigen Walde ein Haus gebaut, Schankgerechtigkeit. 1693 erbaute der Besitzer der Niedergiersdorfer Graupenmühle, Andreas Kramer, den Kretscham, und auf diesen wurde nun die Schankgerechtigkeit übertragen. Bis zum Jahre 1778 hatte Dörnhau mit Kaltwasser eine Schulgemeinde gebildet. Als jedoch 1778 der Schulhalter Melchior Schmidt starb, traten die beiden Ortschaften in den Schulverband Nieder-Wüstegiersdorf. Hier bestand außer der sogenannten „Kantorschule“ noch eine „kleine Schule“. Die ersten 6 „kleinen Schullehrer“ (bis 1799) waren meist in der Nähe der Kirche wohnende Weber und Häusler, welche in ihren eigenen Wohnungen Schule hielten. — Ein Schöppnenbuch ist vorhanden.

23. Konradstal (nach dem Gründer gen.). 1100 Einw. — K. wurde vom Reichsgrafen Konrad Ernst Maximilian von Hochberg auf Fürstenstein gegründet. Der erste Anbau geschah 1708 durch eine große Freistelle. Die Bewohner, von denen manche aus Sachsen eingewandert sein sollen, beschäftigten sich mit Ackerbau und Weberei. — J. J. 1817 wurde die idyllisch gelegene Begräbniskapelle auf dem 1796 angelegten Gottesacker erbaut. — Am Orte befindet sich das Steinkohlenbergwerk Davidgrube.

24. Rhynau. 400 Einw. (Siehe „Die Burg Rhynau“ und „Die Weistritztalsperre im Schlesiertal“!)

25. Langwaltersdorf (Dorf des Walter). 1306 Einw. — Der Zeitpunkt der ersten Gründung des Dorfes ist in Dunkel gehüllt, da die vorhandenen Urkunden (Urbaren-, Schöppen- und Kirchenbücher) erst v. J. 1533 ab datieren. Diese Dokumente weisen aber darauf hin, daß schon vor den Hussiteneinfällen ein Waltersdorf an der Stelle des heutigen gestanden hat. 1426 wurde es durch die Hussiten gänzlich zerstört und lag über 100 Jahre wüste. Die alte



Begräbniskirche in Konradstal.

Linde auf dem kath. Friedhofe, die am Grunde einen Umfang von 9 Meter hat, könnte über diese traurige Zeit wohl manches erzählen. 1533 wurde mit dem Wiederaufbau des Ortes begonnen. — Der erste ev.-luth. Geistliche bis 1568 war Jacob Hoffmann. 1593 wurde an Stelle des schlichten Holzkirchleins ein steinernes Gotteshaus errichtet, die heutige kath. Filialkirche. Vor dem Altar ruhen unter schweren Sandsteinplatten, die mit Schriftwerk bedeckt sind, die bis zur Wegnahme der Kirche (1654) hier gestorbenen Geistlichen und ihre Angehörigen. 1633 lag Wallenstein mit seinen Truppen hier, 1639 die Schweden, 1640 wieder die Kaiserlichen. Als 1642 Torstensohn nach Niederschlesien zurückzog, schützten sich die hiesigen Orte auf Befehl ihres Grundherrn Hans Heinrich von Hochberg dadurch, daß sie die Wege mit gefälltten Baustämmen sperrten. Die durch Friedrich d. Gr. wiedererlangte freie Religionsübung der Evangelischen ließ auch hier 1742 ein

Gotteshaus erstehen. — Dreifünftel der Einwohner finden heute ihren Unterhalt im Bergbau; die anderen ringen dem mageren Porphyrboden das zum Leben notwendige ab oder gehen einem Gewerbe nach. — Im SW des Dorfes steigt jäh und steil der weithin sichtbare **Storchberg** auf; im W liegt wuchtig und breit der Kamm der **Großen Heide** (auch **Hohe Heide**). Dort oben befinden sich am Nordabhange, nur von wenigen bekannt und gefunden, die Windlöcher, zwei sehr tiefgehende Felspalten, deren Tiefe sich nicht feststellen läßt, da hincingefallenes Astwerk und Geröll daran hindern. Es geht die Mär, daß sie bis ins Innere der Erde führen. Tatsache ist, daß der Schnee an ihren Rändern nicht liegen bleibt. Siehe: „Aus der erdgeschichtlichen Vergangenheit des Waldenburger Berglandes“, Kap. III, 3!) Als zweites **Naturrenkmal** ist in derselben Gegend das **Hochmoor** erwähnenswert. (Siehe: „Botanische Streifzüge im Kreise Walenburg!“)

26. **Lehmwasser** (am gleichnamigen Bache). 1356 Einw. — Solange die Reichsgrafen von Hochberg im Kr. Walenburg ansässig sind, gehört auch L. zur Grundherrschaft Fürstenstein, und noch heute haben wir eine Gemeinde und das Forstgut L. Das Grundbuch reicht zurück bis zum J. 1749. Nach dem ersten Schöppnbuch, das 1811 angelegt worden ist, zählte L. 1813 554 Seelen. — In früherer Zeit klapperten am Orte in allen Häusern die Webstühle. Die Leinenindustrie ist aber vollständig verschwunden. Der letzte Webstuhl kam 1913 zur Ruhe. 1903 wurde mit dem Einschlag eines Tiefbaues auf Steinkohlen begonnen. 1906 war die Schachtanlage beendet; sie befindet sich mitten im Dorfe und führt den Namen „Schulte-Schacht“. — **Industrien**: W. Fischer und Gebr. Fischer, schlesische Naturlohgerebereien und Treibriemenfabriken. — Zu L. gehört das Gut L.

27. **Liebachau** (slaw. liebichowa = Lindenhof). 684 Einw. — Begründet etwa um 1150. — Im 30 jährigen Kriege ist der Teil des Ortes, der das jetzige Oberdorf mit dem Niederdorf verband und sich zu beiden Seiten der „Kalten Aue“ hinzog, vom Erdboden verschwunden. — Erwähnenswert sind die drei sich heute im Besitz des Fürsten von Pleß befindlichen Höfe, auf denen vor Jahrhunderten alteingesessene schlesische Adelsfamilien ein beschauliches Dasein führten. — In der Gemarkung des Ortes stehen zwei mittelalterlichen Zeiten entstammende Sühnekreuze. Ungefähr in der Mitte des Dorfes befindet sich ein von Friedrich d. Gr. erbauter Getreidespeicher, der z. Z.



Stordhberg (840 m)

Phot. Anders.

des Bunzelwitzer Lagers errichtet wurde und heute noch seinen ursprünglichen Zwecken dient. — An Anlagen größeren Stils sind zu nennen: die Kleinesche Eisengießerei, die in Ober-Liebichau gelegene Fürstliche Gärtnerei und das dem Fürsten von Pleß gehörige Gestüt. — Zu L. gehört die Kolonie *Feldmühle*.

28. *Lomnitz* (slaw. lom = Stein, fleiniger Fluß). 531 Einw. — 1655 entstand hier eine Kolonie, die sich allmählich vergrößerte und 1866 zum Dorf L. wurde. — *Naturdenkmal*: die Linde vor der Erbscholtisei.

29. *Michelsdorf* (Dorf des Michael — Kirchenheiliger). 450 Einw. — Gegründet vor 1305. Der Ort gehörte früher dem Schweidnitzer, seit über 100 Jahren dem Waldenburger Kreise an. Es ist anzunehmen, daß M. schon z. B. des 30 jährigen Krieges bestanden hat. Es soll früher in nördlicher Richtung von M. ein Nachbarort, *Laurigsdorf* genannt, gelegen haben, von welchem noch Mauerreste nach Weistritz hin im Walde gefunden werden. Auf den Höhen nach der Ebene fand man Spieße, Sporen und dergleichen, was darauf schließen läßt, daß hier im 7 jährigen Kriege Horden gestanden haben. Das Dorf umfaßt *Heidelberg*, *Michelsdorf*, *Mühlbach*, *Prinkengrund* und das Gut mit dem Schloß M., welches der Baronin von Jedlitz-Neukirch auf Rhnau gehört. — Die meisten Bewohner treiben Landwirtschaft; früher waren viele mit Weberei und Bleicherei beschäftigt. Viele Häuser sind verfallen und nicht mehr neu entstanden. Der Ort reicht bis an den Schlesierflauser, hat eine gesunde Lage (bis 600 Meter über dem Meeresspiegel) und reiche Waldbestände. — Ein *Kulturdenkmal* ist die kath. Kirche. (Siehe „Alte Kirchen im Waldenburger Kreise!“)

30. *Neudorf*. 403 Einw. — Gegründet vor 1350. — Bei einem Brande 1792 sind sämtliche schriftliche Urkunden nebst der Schöppenlade verloren gegangen. — Die Bevölkerung lebt nur von der Landwirtschaft. — Zu N. gehört das Gut N. und die Kolonie *Neu-Seitendorf*.

31. *Neugerecht* (neues Dorfgericht). 200 Einw. — 1511 gegründet. — Den Ortsnamen leitet man auch von neuer Richter, Gemeindevorsteher her. Ferner wird angenommen, daß der Name N. zu der Zeit entstanden ist, als einst auf der Leupoltschen Scholtisei ein Galgen, ein neuer Richtplatz, entstanden sei. — Die Mehrzahl der Einw. beschäftigt sich mit Fabrikarbeit in Wüstewaltersdorf und

Hausdorf. 3. 3. wird hier eine mechanische Weberei, A.-G., erbaut.

32. Neuhain. 1400 Einw. — N. ist nach dem 30-jährigen Kriege erbaut worden. 1792 zählte die Gemeinde 203 Personen. Infolge des zunehmenden Bergbaues am Ende des v. Jahrh. stieg die Einwohnerzahl bedeutend. Die Bevölkerung ist jetzt meist im Bergbau, in Fabriken und bei der Eisenbahn beschäftigt. Die ältesten Gebäude sind das Gasthaus „Zur Waldschenke“ (jetzt umgebaut), die alte Krebsschmiede, die Ludwigmühle (jetzt Wohnhaus), und die Erbscholtisei, neben dem jetzigen Gasthaus „Zur Bismardhöhe“. Alle die Gebäude stammen aus dem frühesten Mittelalter. Der Ort hat auf der Höhe des Hainberges am Waldestrande einen idyllisch gelegenen Friedhof mit der 1912 erbauten weithin sichtbaren Kapelle. Zur Zierde gereicht dem Orte auch das am Waldrande vor der Einmündung der Chaussee in den Wald gelegene Fürstliche Forsthaus. Ein lohnender Ausflugsort ist die „Kolbebaude“ (mit Aussichtsturm) auf dem Hainberge.

33. Neu-Lässig. 717 Einw. — Etwa 1720 wurde N.-L. gegründet. Entscheidend für seine Gründung ist vielleicht das Jahr 1710 gewesen. Damals ging die Gottesberger Niederseite aus Ezztrichschem Besitz in Hochbergschen über. In zwei Nachweisungen der Gefälle des Gutes Lässig und Rothenbach von 1722 und 1736 ist als Begrenzung N.-L. genannt. Die Totenliste bei der kath. Kirche zu Gottesberg, die bis 1699 zurückreicht, erwähnt zunächst nur Sterbefälle aus L., nennt dann solche von N.-L. und gebraucht später die Bezeichnung Alt-Lässig. Neuhohendorf wurde 1781 als Kolonie von Alt-Lässig durch Frau Charlotte von Hohendorf gegründet und ging 1913 in N.-L. auf. (Siehe „Alt-Lässig“!) Die Herren von N.-L. waren zunächst die auf Adelsbach sesshaften Herren von Ezztrich, dann vorübergehend Hans Gottlieb von Kluge. Karl Ferdinand Freiherr von Seherr-Thoß auf Domanze war gleichzeitig Besitzer von N.- und N.-L., desgleichen jene Frau von Hohendorf-Platen, die 1807 starb. Nach weiter wechselnden Herren gehörte das Gut dem Kommerzienrat Treutler in Weißstein; jetzt ist Fräulein von Treutler Besitzerin.

34. Neu-Salzbrenn. 5850 Einw. — Den alten Gemeindebüchern entnehmen wir folgendes: Dieses Dorf, welches 1610 und nachfolgende Jahre von Christoph von Hochberg auf Fürstenstein erbaut, gehörte damals zum

Kreise Schweidnitz und bestand einschließlich der Schölzerei aus 21 Besitzungen, nämlich 17 Freigärten und 4 Freihäusern, welche Abgaben und „Schuldigkeiten“ zu entrichten hatten. Diese bestanden in jährlich zu zahlenden Geldbeträgen, in einem alten Huhn oder zwei jungen Hühnern, im Spinnen von flächsernem Garne gegen einen Lohn, im Schlagen einer gewissen Menge Holzes für festgesetzte Entlohnung. Den Flachs gab die Herrschaft. Die Gemeinde Hartau mit Ausnahme des Scholzen mußte Dienste zum Bau und zur Erhaltung der Mühle (Rosenmühle!), der Straße und des Schlagbaumes am Eingange des Dorfes leisten. Die Kinder der „Untertanen“ waren verpflichtet, der Herrschaft, auf deren Vorwerken auf Schloß Fürstenstein, Waldenburg, Polzitz, Christinenhof, Birlau, Liebichau, Langwaltersdorf oder Weißstein drei Jahre zu dienen, weshalb sich die Knaben vom 14. und die Mädchen vom 15. bis zum 40. Jahre in die jährliche „Gesindegestellung“ einsinden mußten. Befreit waren die Scholzenkinder. Wenn diese Dienste nicht gefordert wurden und inzwischen die jungen Leute heirateten, so mußte jede Person, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, eine bestimmte Entschädigung für jedes nicht abgediente Jahr zahlen. Wer inzwischen eine Besitzung erwarb, tat dasselbe. Für den Dienst wurde ein Lohn gewährt, ferner wurde eine Menge Weinwand für jeden festgesetzt, eine Brotration, sogar der tägliche Speisezettel bestimmt, meist mittags Mehlsuppe und Graupe oder „Alößel“, abends Mehlsuppe und Erbsen. Die Kleie von dem von der Herrschaft hierzu gelieferten Getreide kam auch dem Gesinde zugute, indem es dieselbe verkaufen konnte, außerdem wird etwas Butter, Fleisch, Milch, Salz, auch jährlich ein Schock Käse, Kirmes- und Pfingsibier, sowie Federbetten zum Schlafen gegeben. An Handwerkerzinsen mußten Schneider und Schuhmacher, besonders Stellmacher, auch Weber für jeden Stuhl jährlich bestimmte Beträge steuern. Bei Käufen von Grundstücken wurden ebenfalls Prozente des Kaufgeldes an die Herrschaft als „Kanzlei-Eintragungsgebühren“ erhoben. Ledige Personen, die ihre Hofejahre noch nicht abgedient hatten und einen anderen Dienst antreten wollten, mußten sich die Erlaubnis hierzu durch eine Abgabe mit Schreibgebühr erwerben. Wer sonst außerhalb der Herrschaft Aufenthalt nehmen wollte, mußte sich mit einem Schutz- oder Förderbrief loskaufen. Zuziehende Personen konnten sich von den Hofediensten entweder loskaufen durch einen Schutz-

brief, oder mußten erstere leisten. „Untertanenkinder“, die ein zunftmäßiges Handwerk erlernen wollten, mußten sich die Erlaubnis dazu erwerben und einen Geburtsbrief lösen, der sie von dem Hofedienst befreite. Der Herrschaft stand das Recht zu, auf den Stoppelsfeldern und Wiesen von Michaelis an die Schafe auszutreiben, wogegen Untertanen Montags und Donnerstags in den herrschaftlichen Waldungen gegen Ausweis Holz lesen durften. Der Scholze hatte die Befugnis, herrschaftliches Bier frei zu schenken, freie Branntweine zu brennen und zu schenken und frei zu schlachten. — Mit N.-S. ist seit 1920 das ehemalige Dorf Hartau (hart = Bergwald) vereinigt. Der Verfasser der 1749 angelegten Chronik von H. meint, daß es vor mehr als 300 Jahren gebildet, also bedeutend älter sei als N.-S. — Ein großer Teil der Bevölkerung ernährte sich ehemals durch Spinnen und Weben. Der wachsende Kohlenbergbau in der nächsten Umgebung führte sie zum Bergmannsberuf. Bei Hartau wird in einem alten Ortsregister eine Morgen- und Abendstern- und eine Harle-Grube angeführt. — Industrielle Anlagen in N.-S. sind die mechanischen Webereien von Pawel und von Beer und Krebs, sowie eine Maschinenbauanstalt von Hoffmann und Busch.

35. Neu-Wüstegiersdorf. 72 Einw. — Die kleinste Dorfgemeinde im Kreise. Begründet 1772. Ein großer Teil der Bewohner ist in den Steinbrüchen von Königswalde, sowie auf der Mölkegrube und in den Webereien in Ober-Wüstegiersdorf beschäftigt.

36. Nieder-Hermsdorf (Dorf des Herrnmann). 12 000 Einw. — 1305 war der Ort zum erstenmal urkundlich genannt. N.-H. war viele Jahrhunderte ein kleines, armseliges Gebirgsdörfchen und wird 1493 als Besitz Siegismunds von Czettritz genannt. Im 30jährigen Kriege wurde es verwüstet. Plünderungen im 7jährigen Kriege führten zu einer völligen Verarmung der Bewohner. Vor 100 J. zählte N.-H. nur 300 Einw. und war wegen seiner ländlichen Idylle ein beliebter Ausflugsort für die Salzbrunner Kurgäste. Jetzt erhält N.-H. sein Gepräge durch den Kohlenbergbau. Das zum Ort gehörige Steinkohlenwerk Vereinigte Glückhils-Friedenshoffnung ist etwa 150 J. im Betriebe und ist eines der ältesten Werke des niederschles. Bergreviers. In sechs Förderschächten arbeiten Fördermaschinen von 1024 bis 1444 t täglicher Leistung. Etwa 5000 Förderwagen rollen auf rund 235 000

Meter Schienen durch die Grubenbaue. 180 Koksöfen produzieren Koks und viele Nebenprodukte. Es werden etwa 5500 Arbeiter und Angestellte beschäftigt. — Das 1856 erbaute Eisenwerk „Vorwärtshütte“ stellte 1882 wegen des teuren Transportes der Eisenerze seinen Betrieb wieder ein. Das unter der Oberleitung des Fürstbischöfl. Amtes stehende Dyhern Czettrische Waisenhaus vermag 200 Waisenkinder aufzunehmen. — Die Großklemptnerlei von Heinrich Hübner, die früher Grubensicherheitslampen (Hübnerlampen) herstellte, ist 1893 zu einer staatl. konf. Sonderabteilung für die Massenherstellung von Zündpatronen und -bändern umgewandelt worden. Die Erzeugnisse der Fabrik gehen nach allen Weltteilen. — Die hiesige Lutherkirche wurde nach Entwürfen des Stadtbau-meisters Rogge in Waldenburg i. d. Z. 1913 und 1914 erbaut. Die Einweihung erfolgte 1914. Der Grubenunsicherheit wegen mußten die Fundamente aus Eisenbeton hergestellt werden; der massige Turm ruht auf einem Betonkloß. Das Äußere der Kirche will die Lutherworte veranschaulichen: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Im Innern sind Altar, Kanzel und Orgel übereinander angebracht. — Die kath. Pfarrkirche ist 1910 wegen des grubenunsicheren Geländes als ein Fachwerkbau errichtet worden. Sie ist eine dreischiffige Basilika und repräsentiert sich äußerlich, besonders in ihrer schönen Vorderfront in demzierlichen niedersächsischen Stil mittelalterlicher Patrizierhäuser. Ein Meisterwerk der Holzschnitzerei ist das 8 Meter hohe Herz-Jesu-Monument. Die Kirche ist das zweitgrößte kath. Gotteshaus des Berglandes.

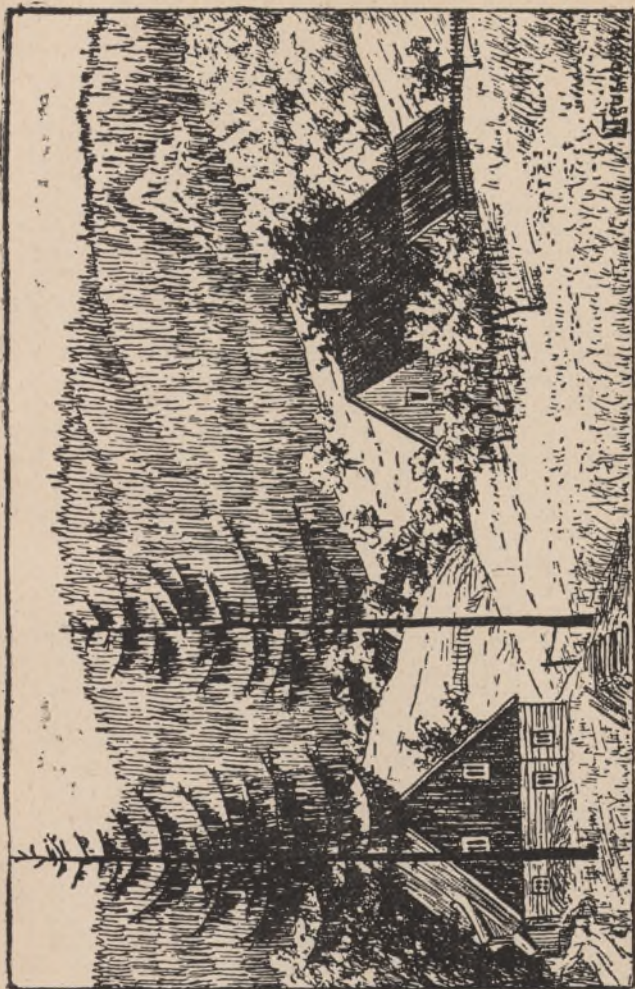
37. Nieder-Salzburg. 4200 Einw. — Die geschichtl. Gründungsangaben decken sich mit denen von Ober-Salzburg. Wahrscheinlich ist N.-S. die ältere Gründung. (Besiedlung der Täler von der Ebene herauf.) — Die Gründung der kath. Kirche fällt wohl um das Jahr 1315, denn in dieser Zeit wird ein Pfarrer Heinrich von Salzburg genannt. 1524 führte Graf Christoph von Hochberg die neue Lehre ein. 1524 war der erste Prediger hier, und die Kirche ging in protestantische Hände über. Zwei Pastoren liegen vor dem Hochaltar der Kirche begraben. 1653 wurde die Kirche den Katholiken zurückgegeben. 1687 zündete ein Blitzstrahl den Turm, der teilweise niederbrannte, aber im gleichen Jahre wieder aufgebaut wurde. 1816 schlug der Blitz abermals in die Kirche ein, und Turm und Schiff brannten aus. 3 Glocken, die Uhr und

die Signalglocke schmolzen. Aus dem alten Metall wurde für die Kirche eine neue Glocke gegossen. Erst 1821 wurde der Ausbau der Kirche wieder in Angriff genommen. 1867 wurde N.-S. eine selbständige Pfarrei. 1869 wurde die kath. Kapelle in Bad Salzbrunn gebaut. — **Industrien:** Die Porzellanfabriken von Hermann Ohme (Siehe „Ohme-Porzellan“) und Franz Prause.

38. **Nieder-Waltersdorf** mit Kolonie Blißengrund wurde im Jahre 1619 durch den Grafen Dietrich von Hohnberg auf Fürstenstein gegründet. Das vorhandene Schöppnenbuch wurde 1714 angelegt. Auch diese Gemeinde hatte in den großen Kriegen viel zu leiden, z. B. fand die letzte große Plünderung 1744 statt, wo die österreichischen Panduren übel hausten. Die Einwohner flüchteten auf die Hohe Heide. In einer hierorts befindlichen alten, illustrierten Bibel wurden von einem damaligen Bewohner über diese Plünderung auf den Einbanddeckel Aufzeichnungen gemacht. Immer aber hat sich das Dörflein von seinen schweren Schicksalsschlägen erholt. N.-W. liegt ebenso wie Kol. B. in herrlichen Seitentälern des romantischen Durchbruchtales der Steine. Hier ist der einfachste und schönste Aufstieg nach der Hohen Heide (Windlöcher, Hochmoor). B. besitzt ein Waldsanatorium für Leichtlungenkranke. Auch als Ziel von Ausflüglern wird N.-W. gern besucht. Ein herrliches, gefahrloses Schi-Übungsgelände befindet sich im Schwarzen Grunde, der zwischen N.-W. und B. liegt. — **Gewerblicher Betrieb:** Kummer's Walzenmühle. — 222 Einw.

39. **Ober-Hermisdorf.** 2132 Einw. — Die Gemarkung Ober-Hermisdorf besteht nur aus einem kleinen Areal von 20 Morgen und wird eingeschlossen vom Gottesberger Stadt- und Nieder-Hermisdorfer Gemeindebezirk. Im Osten des Ortes liegt der Mühlberg, im Volksmunde auch der Alte Berg genannt. Hier stand eine holländische Windmühle, die abgebrochen ist und als Aussichtsturm benutzt wird. Die meisten Bewohner finden in den Steinkohlengruben von Nieder-Hermisdorf und Lässig Beschäftigung.

40. **Ober-Salzbrunn** (Siehe „Aus Salzbrunn's Vergangenheit“ und „Bad Salzbrunn“) — 7571 Einw. — Der zur Gemeinde D.-S. gehörige Ortsteil Sandberg hat seinen Namen von der Sandgrube an der „Spiegelhütte“. Wegen ihrer hohen Lage wurde sie kurzweg Sandberg genannt. Die Gründung S.s ist um 1850 erfolgt. 1911 wurde die kath. Kirche in S. errichtet,



Nieder-Waltersdorf.

der Ort wurde Kuratie. In demselben J. erhielt S. auch ein ev. Gotteshaus. S. ist ausschließlich Industriort und hat fünf zum Teil bedeutende Fabriken: die Flachsgarnspinnerei von Pekoldt, die Schlesische Spiegelglasmanufaktur Carl Tielsch, G. m. b. H. (Siehe „In der Spiegelhütte!“, die Wilhelmshütte (Siehe „Die Carlshütte und ihre Erzeugnisse“!), die Drahtfabrik von Gebr. Körner und die Zementwarenfabrik von Mann und Stephan.

41. Ober-Waldenburg. 4651 Einw. — Die Gründung O.-W. fällt mit der der Stadt Waldenburg zusammen. Vor 200 Jahren ernährten sich wie in allen um Waldenburg gelegenen Ortschaften die Bewohner des Dorfes zum großen Teil durch Ausübung des Webergewerbes. Im Archiv des Gemeindehauses liegt eine vom 6. März 1827 datierende Abschrift einer „Leinwand- und Schleierordnung“ vom 8. April 1788. — Der 1785 aus Hamburg nach Waldenburg gekommene Kaufmann Gustav Wilhelm Alberti unternahm es 1818, in O.-W. die erste mechanische Flachsgarnspinnerei zu errichten, welche trotz vieler Schwierigkeiten unter der Firma Gebrüder Alberti von den Söhnen und Enkeln des Gründers bis 1883 weitergeführt, dann aber an die Firma Methner und Frahne (Stammhaus in Landeshut i. Schl.) verkauft wurde und von dieser noch heute betrieben wird. — Eine zweite industrielle Anlage am hiesigen Orte ist die Ofenfabrik von H. Wähner und Sohn.

42. Ober-Wüstegiersdorf. 1500 Einw. — Gründung um 1400. Der Ort wurde während des Hussitenkrieges verwüstet. In einer Verpfändungsurkunde von 1497 wurde er ein „wüstes“ Dorf genannt. Anfang des 16. Jahrh. war O.-W. von Ansiedlern bewohnt und gehörte als „Rittersitz“ längere Zeit einem früheren kaiserl. Obersten Niklas von Rediger und zuletzt dem Freiherrn von Hochberg. Die hiesige lath. Kirche bestand schon vor 1530 und war damals ein hölzernes Begräbniskirchlein. In ältester Zeit war in O.-W. ein Kupferbergwerk, das von Bergleuten aus dem Erzgebirge angelegt wurde. — Naturdenkmal: ein erraticher Block als Denkstein für den Gründer der Wasserleitung. — Industrien: Die Webereien von J. H. Busch und Kramer u. Co.

43. Polsnitz (slaw.: Dorf hinter dem Walde). 4400 Einw. — Die früheste Nachricht von P. ist die, daß Herzog Heinrich der Bärtige 1228 eine Urkunde zugunsten der jetzt nur noch als Ruine vorhandenen Annenkirche in P.



Phot. Anders.

Siedelung in Niederhermsdorf

(im Hintergrunde links Juliuschacht mit Gasbehälter der Niederschles. Gaszentrale,
rechts die Vogelkoppe)

ausstellte. — Die Bewohner von P. haben ursprünglich nur Landwirtschaft getrieben, nebenher gab es auch Hausweberei. Seitdem die „Schlesische Leinenindustrie, vormals Kramsta und Söhne“ eine Bleiche und eine Färberei nebst Mangel im Oberdorfe errichtet hatte, nachdem auch die „Freiburger Uhrenindustrie, vorm. G. Becker“ entstanden war, deren eine Fabrik heute auf Polznitzer Gebiet im Niederdorfe steht, wurde P. Industrieort, und heute besteht der größte Teil seiner Bewohner aus Fabrikarbeitern. Ferner sind die Mühlenwerke der Fa. C. A. Conrad zu erwähnen. Die vorhandene Bleiche wurde in den letzten Jahren gewaltig erweitert. Der neue Teil wurde in d. J. in Betrieb genommen. Der Bahnhof Freiburg gehört politisch zu P. — Ein Urbarium ist vorhanden.

44. R a s s e n a u (Dorf des Raspe). 307 Einw. — Der Ort wird um 1350 urkundlich als Teil der Herrschaft Fürstenstein erwähnt. Das erste Haus war wahrscheinlich die Scholtisei, daher erbten die Besitzer auch später das Richteramt. Die Bewohner treiben meist Ackerbau. Einige Frauen weben für Fabrikanten in Schömberg. Ein Steinbruch liefert Schleifsteine. Aus einem anderen, im tschechischen Liebenau, werden die unbehauenen Steine nach R. gebracht und bearbeitet.

45. R e i m s b a c h. 130 Einw. — R. ist nach der beim Gemeindevorstand vorliegenden Urkunde vom 26. November 1707 in diesem Jahre von Donnerau abgesondert und vom Röm. Reichsgrafen v. Hohberg Konrad Ernst Maximilian zu einer besonderen Gemeinde erklärt worden. — R., im reizvollen Reimsbachtale gelegen, ist von Wanderern viel besucht.

46. R e i m s w a l d a u (Reimarswaldau). 525 Einw. — Durchschnittshöhe 800 Meter. Soweit es sich feststellen läßt, kann es sich bei R. nur um eine deutsche Ansiedlung handeln. Der 30jährige Krieg hat den Ort nicht unberührt gelassen. Ein Hochbergischer Bericht von 1636 erzählt, daß statt 40 Bauern und 4 Gärtnern nur noch 17 Stellen vorhanden seien, statt 33 Malter 8 Scheffel nur $9\frac{3}{4}$ Scheffel gesät wurden, statt 104 Rühen und 30 Pferden nur 5 Rüge und 2 Pferde vorhanden waren. — Ein malerisches Bild bietet das Holzkirchlein mit seinem Glockenturm (Siehe unter „Fromme Stätten“ „Die Begräbniskirche zu Reimswaldau“!)

47. R e u ß e n d o r f (Dorf des Reuß) mit Kolonie. Neugraußendorf und Gut. 3300 Einw. — Die Gründung

dürfte in das 13. Jahrh. fallen. Jedenfalls sind die ersten Ansiedler Deutsche gewesen, was aus dem Bau der Häuser und der Verteilung der Felder zu ersehen ist. Das Gut gehörte in früheren Zeiten zur Herrschaft Rhnau. Heute ist es in dem Besitze des Herrn von Tielsch. — An Kämpfe in der Nähe des Dorfes während des 7jährigen Krieges erinnern die am Schloß eingemauerten Kanonenkugeln. Geologische Bedeutung hat der im Park aufgestellte Findling. Er wurde beim Lehmschachten in der Nähe der Reußendorfer Ziegelei gefunden und hat eine Höhe von 2 Meter. R. besitzt einen Kohlenschacht, die Gäsargrube. Die ersten Versuche am hiesigen Orte, Kohlen zu fördern, gehen nach den Grubenakten auf das Jahr 1765 zurück. Der größere Ausbau der Grube Ende v. Jahrh.s. bewirkte, daß sich in R. viele Bergleute, besonders aus der Grafschaft, ansiedelten und der Ort ganz beträchtlich wuchs. In früherer Zeit wurde hier viel die Weberei getrieben. Heute findet man nur noch in wenigen Häusern Webstühle. Die Umgegend von R. eignet sich, da der Boden verhältnismäßig ertragreich ist, zur Landwirtschaft. Schön angelegte Bauernhöfe sind ein Schmuck unseres Dorfes.

48. Rosenau. 205 Einw. — Die Gründung von R. dürfte in den Anfang des 13. Jahrhunderts fallen. Zu dieser Zeit drangen von Braunau in Böhmen her in nordwestl. Richtung betriebsame Klosterbrüder kultivierend in das berg- und waldbreiche Steinesflußgebiet vor. Die Entstehung des Namens Rosenau läßt sich nicht feststellen (vielleicht wurde der Ort benannt nach den Heckenrosen, die man hier zahlreich findet). R. hatte an dem wechselvollen Schicksal der Herrschaft Freudenberg, zu der es gehörte, seinen Anteil. Infolge ihrer Lage an der polnisch-böhmischen Grenze war die Herrschaft Freudenberg und damit R. mehr als andere Gegenden den Bedrückungen durch kriegsführende Parteien ausgesetzt. Vielleicht wechselten wohl auch deshalb die Besitzer so oft; andererseits gerieten die Besitzer durch ihnen auferlegte Kriegskontributionen, durch Plünderungen usw. in Schulden, daß sie naturgemäß kein tieferes Interesse an der Wohlfahrt der Bewohner hatten. Es läßt sich darum mit Gewißheit annehmen, daß die damaligen Bewohner von R. ein recht kümmerliches Dasein gefristet haben. — Während des 30jährigen Krieges plündern die Schweden und ihre Verbündeten, bald die Kaiserlichen unter Wallenstein den Ort. — Auch

während des Siebenjährigen Krieges hatten die Bewohner furchtbar unter der starken österreichischen Besatzung zu leiden. Im April 1763 brach Storbut aus, und Friedrich d. Gr. muß alle Steuern, Abgaben und sonstige Leistungen erlassen und Getreide gegen Kredit abgeben. — Naturdenkmäler: Der Teufelsstein, die Zwergstuben (siehe „Sagen von den Zwergstuben und Teufelssteinen bei Rosenau!“) und der Rosenberg. — Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Landwirtschaft. — Vorhanden ist ein Urbarium aus dem Jahre 1760. Scholtiseibesitzer Heinrich Kolbe ist im Besitz einer Kaufurkunde mit anhängendem Siegel der Herrschaft Fürstenstein aus dem Jahre 1781.

49. Rudolfswaldau. 640 Einw. — Geschichtliches über R. ist unter „Alte Kirchen im Waldburger Kreise“ zu finden. In frühester Zeit befanden sich in R. viele Bleichereien und Handwebereien, die für die Bewohner als hauptsächlichste Nahrungszweige in Frage kamen.

50. Schenkendorf. 300 Einw. — Ein Kulturdenkmal ist die kath. Kirche. (Siehe „Alte Kirchen im Waldburger Kreise.“) Zwei Schöppenbücher aus der Zeit von 1767 bis 1843 sind vorhanden.

51. Schles.-Falkenberg (nach den verschollenen Besitzern der Falkenburg). 283 (i. J. 1885: 405) Einw. — Schles.-F. datiert als Gemeinde vom Jahre 1671. „Schlesisch“-F. heißt der Ort zum Unterschiede von dem anstoßenden „Gläzisch“-F. im Kreise Neurode. Der Sattel zwischen Gule und Neumannsberg, welcher früher Schlesien von der einst böhmischen Grafschaft Glaz trennte, heißt heute noch die „Grenze“. Sie hat der daneben in neuerer Zeit errichteten Baude den Namen „Grenzbaude“ gegeben, die schon zu Gläzisch-F. gehört. — Grundherren waren die Grafen von Hochberg auf Fürstenstein, die heute noch das „Auenrecht“ ausüben (Fischerei). — Im zweiten schlesischen Kriege wurde der Ort nebst den benachbarten Ortschaften wiederholt von den Oesterreichern ausgeplündert. 1762 zogen feindliche Heeresteile durch den Ort, um auf den Höhen des Gulengebirges zu lagern, während der Oberkommandierende Daun sein Hauptquartier in Wüstenwaltersdorf aufschlug. — In der zum Kirchspiel Wüstenwaltersdorf gehörenden evangelischen Kirche, deren Turm 1791, deren anderer Teil 1872 erbaut worden ist, finden jährlich vier Gottesdienste statt. Bemerkenswert ist die auf dem Kirchhofe befindliche Gruft des Michael Hartwig, gest. 1806. — Die Bevölkerung von Schles.-Falkenberg

(ursprünglich Neb Faldenberg genannt) war anfänglich rein evangelisch. Infolge der unmittelbaren Nähe der fast gänzlich katholischen Grafschaft Glatz zogen im Laufe der Jahre allmählich zahlreiche Katholiken hierher, so daß deren Zahl zeitweilig über ein Viertel der Bevölkerung ausmachte. — Die Bewohner, deren Zahl ständig zurückgeht, beschäftigten sich anfänglich mit Landwirtschaft, die freilich bei den bis über 850 Meter hoch ansteigenden Feldern nur kärglichen Ertrag liefert; nicht selten schneien die Früchte noch vor der Reife ein. Charakteristisch für die hiesige Gegend sind die riesigen „Steinrücken“, welche der Länge nach die Felder trennen. Daneben wurde allgemein die Weberei ausgeübt, besonders im Winter. Allmählich kam sie zur Blüte und brachte auch gewissen Wohlstand. Sieben Bleichen entstanden, die freilich heute verschwunden sind. Nur einzelne Häuser zeigen noch Spuren früherer guter Zeiten. Die meisten waren aus Schrotholz gebaut und zeigten das herkömmliche Schindeldach. Wohnräume, Stall und Scheune sind meist unter einem Dache vereinigt. Hofumfriedigungen fehlen gänzlich. (Siehe auch „Nach der Hohen Eule!“) — Die Hausweberei auf dem Handstuhl ist fast ganz zum Erliegen gekommen, ein paat Familien haben in letzter Zeit den elektrischen Betrieb eingerichtet. — Die Landwirtschaft bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Zahlreiche Personen sind Fabrikweber in Wüstewaltersdorf, Waldarbeiter der Fürstl. Plessischen Forstverwaltung und Bergleute der Kohlengrube zu Wölke, Kr. Neurode. — 1876 wurde die schöne Kreischauffee angelegt, welche von Wüstewaltersdorf nach der „Grenze“ führt. Der Schifflub Breslau hat (nur für seine Mitglieder) ein schönes Heim eingerichtet. Die bereits begonnene Herrichtung einer geräumigen Schülerherberge ist der mißlichen Geldverhältnisse wegen vorläufig eingestellt worden. Seit Fertigstellung der elektrischen Kleinbahn von Hausdorf nach Wüstewaltersdorf (1914) hat sich der Fremdenverkehr sehr gehoben. Noch stärker als der sommerliche Touristenzustrom ist der Wintersportverkehr, da die Straßen und Bergabhänge ein vorzügliches Gelände für Rodel- und Schifahrten abgeben.

52. Schmidtsdorf (Smiedisdorf = Schmiededorf). 420 Einw. — Gegr. vor 1350. Industrien: Papierfabrik von Paul Bartsch, Holzgroßhandlung von Willi Gläser, Säge- und Mahlmühle von G. Strefel & Sohn, Dampfwaschanstalt von Ernst Junke (Fa. Büschel & Junke).

53. Seitendorf. 2263 Einw. — Es darf angenommen werden, daß die Entstehung des Ortes bis zu Anfang des 15. Jahrh. zurückreicht, wo es in Schriftstücken unter dem Namen Seybotendorf vorkommt. Das Rittergut S. ist seit 1453 im Besiz der Familie von Czettitz. — Im 30-jährigen Kriege litt S. viel unter den Schweden, welche im Jahre 1633 den Grundherrn erschlugen und den Pfarrer verjagten. — Die kath. Kirche soll im 14. Jahrh. erbaut sein. Die Urkunden darüber wurden bei einem Brande des Seitendorfer Schlosses derer von Czettitz-Neuhaus ein Raub der Flammen. Aus dem massigen Turme ragen trüzig, ziemlich in der Mitte, drei starke Balken hervor, die wahrscheinlich einen Wehrgang getragen haben. Auch die Kirchhofsmauer, in der Nähe des Turmes, in dreifacher Terrasse angelegt und mit Schießscharten versehen, läßt darauf schließen, daß die Kirche höchstwahrscheinlich in den unruhigen Zeiten der Hussitenkriege befestigt gewesen ist. Die Kirche muß auch Wallfahrtskirche gewesen sein. Davon zeugt ein Gnadenbild, das erst 1905 durch eine moderne Marienstatue und ein Altärchen verdrängt wurde. Die alte Muttergottesstatue befindet sich noch im alten Küsterhaus in Verwahrung. Im Presbyterium sieht man alte Ritterbilder in Stein gehauen. An der Kirche ist die Gruft derer von Czettitz angebaut. Von der Straße gesehen, bietet die Kirche, auf einer Anhöhe gelegen, umrahmt von herrlichen, hohen Linden mit dem altertümlichen, hochgiebeligen Küsterhäuschen zur Seite, einen herrlichen, malerischen Anblick. Das alte Häuschen war früher Pfarrhaus. Die Kirche ist die Mutterkirche von Altwasser. — Im Jahre 1760 fand eine starke Kanonade zwischen Friedrich d. Gr. und dem österreichischen Feldmarschall Daun statt. Die preußischen Batterien waren beim „Blauen Ranz“ in Juliansdorf aufgefahren, die der Oesterreicher auf dem Waldenburger Berge bei S. und auf den Höhen an der Seitendorfer Grenze. Im selben Jahre wurde S. von den Oesterreichern geplündert. 1761 kamen die Kosaken hierher und verübten viele Ausschreitungen und Mißhandlungen. Im Winter von 1761 bis 1762 waren die Lazarette mehrerer Regimenter hier, wodurch das Dorf mit Skorbut und hüzigem Fieber so angesteckt wurde, daß im Oberdorfe ganze Häuser ausstarben. Durch diese Epidemien wurden im genannten Winter über 100 Personen hingerafft. — Die Leinwandweberei wurde Ende des 18. Jahrh. mit ziemlichem Erfolge betrieben.



Kath. Kirche in Seitendorf.

— Ihrer Beschäftigung nach sind heute die Bewohner Landwirte, Handwerker, Gruben- und Fabrikarbeiter. — Am 25. November 1909 erfolgte unter vielseitiger Beteiligung die Einweihung eines evangelischen Gotteshauses. — Als größere gewerbliche Anlage ist die von Czettritzsche Dampfziegelei zu erwähnen.

54. Sophienau. 1885: 480, 1900: 595, 1924: 750 Einw. — Die Gründung des Ortes erfolgte 1752 von Sophie Charlotte von Seherr-Topf. (Siehe „Kurort Bad Charlottenbrunn!“) 1763 wurde das Steinkohlenbergwerk „Sophie“ von dem Besitzer der Herrschaft Tannhausen, Grafen von Pückler, in Betrieb gesetzt. 1891 ging es in den Plessischen Besitz über. — Die Bewohner S.s sind zur Hälfte Bergleute der Sophiengrube, des Schulteschachtes in Lehmwasser und der Neuroder Gruben und zur Hälfte Fabrikarbeiter, Handwerker und Angestellte. — Industrie: Joseph Schachtels Porzellanfabrik, A.-G., mit 400 Arbeitern. — Die Eröffnung der Bahnstrecke Dittersbach—Glas und der Weistritztalbahn haben den Touristendurchgangsverkehr sehr gehoben.

55. Steinau (Slaw. steniatow = Felsenfluß). 285 Einw. — Gegründet 1511.

56. Steingrund. 843 Einw. — Aus einer Urkunde von 1797 ist ersichtlich, daß der Ort bereits 1369 bestanden und zur Herrschaft Hornschloß gehört hat. Die ersten 13 Häuser der Siedelung lagen am jetzigen Zwickerbach in einer weitsläufigen Reihe, die sich bis zum Fuße des Ochsenkopfes hinzog. Darauf entstanden in dem Tale zwischen dem Dürren Berge und dem Ochsenkopfe neun Häuser der Kolonie Kesselgrund. Die Ansiedlung erfolgte im dichten Walde und ermöglichte den Ansiedlern zunächst nur Viehhaltung. Erst allmählich wurde der Wald gerodet und etwas wenig erträgliches Ackerland geschaffen, was aber die Bewohner nicht ernähren konnte, weshalb sie als Nebenerwerb die Leinenweberei betrieben. — Die heutigen Bewohner sind größtenteils Bergleute und Fabrikarbeiter. Auf dem vor dem Dorfe während des Krieges angelegten Kriegsschachte, der eine Teilanlage der Sophiengrube ist, fahren 500 Bergleute ein. Die 1897 gegründete mechanische Weberei von Carl Tschirner & Sohn beschäftigt etwa 175 Arbeiter.

57. Tannhausen (Thanus). 1840 Einw. — T. wird 1305 zum erstenmal in dem liber foundationis episcopatus Wratislaviensis genannt. Veranlaßt wurde die Gründung

durch die Herzogin Agnes, Witwe Bolko II., Herzogs von Schweidnitz. Sie berief Ansiedler aus Hessen und Thüringen und überließ ihnen Waldparzellen zur Urbarmachung. Die ersten Bauten waren Wald-Brettschneiden. — Das im Gutsbezirk liegende Schloß, derzeitiger Besitzer Major Böhm, wurde im Jahre 1862 erbaut bzw. erweitert, teilweise auf den Grundmauern des alten Schlosses. Das älteste Schloßlein soll 1428 von Hussiten zerstört worden sein. — Ueber den Bergbau in Tannhausen lies unter „Zur Geschichte des Erzbergbaues in der Waldburger Gegend!“ — *Naturdenkmäler*: Die Hainbuchen links des Weges von der Brauermühle zum Schloß. — *Industrien*: Die vier Webereien von Krain, Brunnecker, Hähnel und Branse, die Pappfabrik von Wendler, die Wattefabrik von Kühn.

58. *Toschendorf*. 1756 : 315, 1765 : 234, 1894 242, 1924 : 196 Einw. — Bei dem Dorfl Neuegerichte wird 1607 das Holz „der Tuschwald“ genannt, auf dem später Toschendorf angelegt wurde. Noch heute heißt es im Volksmunde „Tuschawale“. Gegründet wurde T. vor 1641. Zu dieser Jahreszahl kommt man, weil unter den gänzlich verwüsteten und abgebrannten Dörfern, welche von 1633 bis dato (1641) also verblieben, auch T. erwähnt ist. Es heißt: „Toschendorf und Neuegerichte stehet wüste.“ Man könnte den Untergang dem 30 jährigen Kriege zuschreiben, dessen wilde Horden ja in vielen Orten arg gehaust haben. Aber immermehr bricht sich die Ueberzeugung Bahn, daß in vielen Fällen auch wirtschaftliche Ursachen das Verschwinden von Ansiedlungen veranlaßt haben. — Es ist ein Urbarium a. d. J. 1787 vorhanden.

59. *Wäldchen*. 290 Einw. — W. ist um das Jahr 1500 gegründet worden. Seinen Namen leitet es von seiner ehemaligen Lage in einer dichten Walbung her, die sich noch zur Zeit des Siebenjährigen Krieges bis zur Talmulde des tiefer gelegenen Charlottenbrunn erstreckte. Diese Walbung ist längst verschwunden. Früher war der Ort stärker bevölkert als heute, und war zum größten Teile von Webern bewohnt. Heute wird die Handweberei nur noch von zwei Familien im Orte ausgeübt. Die übrigen Leute sind kleine Stellenbesitzer oder gehören dem Bergmannstande an. Durch Friedrich d. Gr., welcher am 22. Juli 1762 hier war, ist unser Ort zu einem geschichtlichen geworden. (Siehe „Die Beziehungen Friedrichs d. Gr. zum Waldburger Berglande!“) Am genannten Tage sprengte der

König, unter anderen auch vom General v. Manteuffel begleitet, gerade auf die Poltesche Besitzung zu, deren Lage mitten im Orte und hart am Wege für sein Vorhaben günstig schien. Der König stieg nahe am Hause vom Pferde, um dann zu Fuß die Schlucht nach der Weistritz hin zu rekonoszieren. David Polte nahm dem Kammerhusaren das Roß Friedrichs d. Gr. ab und schlug mit den Worten: „Meines Königs Pferd muß doch anständig behandelt werden“, eine Haspe mit einem Ringe in die schöne Linde des Vorplatzes und befestigte an dem Ringe den Baum des Pferdes. Der an und für sich stattliche Baum nahm gedeihlich zu und wurde bald als „Königs“, bald als „Friedenslinde“ im Volksmunde bekannt. Der nicht lange nach dem Burkersdorfer Höhensturm erfolgte Hubertusbürger Friede gab zu letzterem Namen Anlaß. David Polte hatte seinem Sohne Gottlieb kurz vor seinem Tode das Versprechen abgenommen, daß er, falls die Linde mit ihrem Splinte den ersten Ring überwachsen sollte, einen zweiten, dritten usw. Ring anschlingen werde. Dies haben die folgenden Generationen der Familie Polte ehrlich befolgt, da der Stamm die Ringe dauernd überwuchs. Zuletzt bestand die eiserne Halkette aus neun Gliedern. Am 10. August 1853 warf ein großer Sturm die Linde nieder, die nach dem Urteile der Sachkenner ein Alter von 183 Jahren erreicht hatte. Der gefällt Stamm mit der sichbaren Dessnung zur Zwinge des ersten Ringes wurde sorgsam aufbewahrt, an die leere Stelle aber im Frühjahr 1855 eine schlankte junge Linde aus dem Steingrunde gepflanzt. Zur Erinnerung an die Anwesenheit Friedrichs d. Gr. in Wäldchen ließ Friedrich Wilhelm IV. eine eiserne Linde herstellen, die in der Annahütte zu Donnerau bei Tannhausen gegossen und am 27. Juni 1858 in Wäldchen enthüllt wurde. Der Stamm der eisernen Linde, Friedrichslinde genannt, zeigt eine verschließbare Thür. Diese trägt außen folgende metallne Inschrift: „Schon ist gebrochen der Stamm, woran dein Roß du gebunden, Friedrich! Doch mit der Zeit flieht die Erinnerung nicht.“

— Zu W. gehört die Kolonie Klein-Dehmwasser.

60. Weißstein (Weifestein). 12 000 Einw. — Ueber die Entstehung des Namens siehe unter „Hinauf zum Hochwald!“ 1401 gehörte W. Ulrich Schoff (Schaßgotsch) und blieb im Besitz der Familie bis 1426. In diesem Jahre ging dasselbe mit Neuhaus, Dittersbach und Hermannsdorf (Hermisdorf) in den Besitz von Hans von Diebenthal

über, dessen Söhne 1434 diese Güter dem Herrn von Ezztritz und dessen Frau Margarete überließen. Bis 1718 blieb W. Eigentum dieser Familie; 1719 kam Christian Graf zu Stollberg-Stollberg in den Besitz. Gut und Dorf W. kamen 1732 in den Besitz des Conrad Maximilian, Reichsgrafen von Hochberg, und wurden im Jahre 1757 von Heinrich XXXV., j. Reuß, Grafen von Plauen, erobert, der beides 1764 seinem Vetter Hans Heinrich V., Reichsgrafen von Hochberg, wieder abtrat. In dessen Familie verblieben Dorf und Gut. Den Rest des Gutes, das sog. Vorwerk, kaufte die Gemeinde. — Die ev. Kirche wurde im Jahre 1878 erbaut und 1879 eingeweiht; die Einweihung der kath. Kirche erfolgte 1899. — **I n d u s t r i e n:** Conf. Fuchsgrube, Glashütte Königswalde (Weihrauch & Zimmer). — Schöppenbücher sind vorhanden.

61. **Wüstegiersdorf** (nach dem Gierschwalde [Giersch = Girhardis]). 3544 Einw. — Um 1300 entstand in einem Seitentale der Weistritz (dem heutigen Merzbachiale) ein Dörfchen — Merzbach —, welches aus 17 Bauerngehöften bestanden hat. Im Jahre 1413 siedelte sich ein gewisser Georg Löhrich an der Stelle an, wo das heutige Goldwasser in die Weistritz mündet. Er war Holzarbeiter, erbaute eine Brettmühle und erweiterte nach und nach sein Geschäft. Die Ansiedlung wuchs, und 1428 bestand dieselbe schon aus 7 Häusern, die von Holzschlägern und Schindelmachern bewohnt waren. In demselben Jahre kamen die Hussiten ins Land und brannten alles nieder: Merzbach und ebenso die 7 Häuser im oberen Gierschwalde. 1432 begann der Wiederaufbau. Merzbach erstand nicht wieder, aber auf seinen Feldern fanden sich im Jahre 1448 Häuser, die als die Anfänge des heutigen Wüstegiersdorf anzusehen sind. — Der Ort erhält sein Gepräge durch die vielen Textilfabriken. Zu nennen sind: die Wollenspinnerei der Firma Dinglinger, die Wollenweberei von Meyer-Kauffmann, die Leinenfabrik von Stumpe & Co. und die Holzwarenfabrik von Pätzold. — Ein Dorfarchiv ist vorhanden.

62. **Wüstewaltersdorf**. 1756 : 598, 1763 : 491, 1765 : 542, 1880 : 2365, 1924 : 2100 Einw. — Das erstemal 1305 als Waltheri villa genannt. Begründet von deutschen Kolonisten aus Franken, Bamland und vom Rhein auf der Suche nach Gold- und Silberschätzen. Zerstört in den Hussitenkriegen. 1497 heißt die Gegend nur noch „der Waltersbach“, das Dorf war verschwunden. Neu-

gründung 1535 wieder durch deutsche Ansiedler.*) Erst von 1610 ab heißt der Ort Wüstewaltersdorf. 1548 ist von Kgl. Kommissaren im Wiener Archiv aufgeschrieben, daß man im Urwald eine alte Zechen fand (sicher das heutige Silberloch). Im 30 jährigen Kriege Einquartierungen, Drangsalierungen und Plünderungen durch kaiserliche Truppen und die Schweden. Im 7 jährigen Kriege wird das Dorf am 22. Juli 1762 von den zurückziehenden Oesterreichern, die Friedrich d. Gr. bei Burkersdorf geschlagen hatte, völlig ausgeplündert. Friedrich d. Gr. war öfters in dem Orte.***) Am 26. August 1764 wurde ihm bei der Kirche ein feierlicher Empfang bereitet. Dreimal hat der König in W. übernachtet, im Pfarrhause, im Schloß des Grundherrn Melchior von Zedlitz-Leipe (heutiges Fabrikasino) und in der Mangel (heutige Böer-Mangel). Er genehmigte die Errichtung eines Leinwandmarktes. Am 2. April 1765 wurde der erste Markt abgehalten. 1848 trat W. in die Reihe der Fabrikorte. Gebrüder Trautvetter errichteten eine Kunstweberei. 1854 Gründung der Appreturanstalt von Webst, Hartmann & Man. 1884 Vereinigung der Trautvetter-Wiesenschen Weberei mit der Appreturanstalt von Webst & Hartmann. — Kulturdenkmäler: Das Emporstübel (Haus des Fleischerstr. Knillmann), die alte Mangel (heute Böer-Mangel), die Leinwandmarkthalle (Haus des Sattlers Reimann), alte Fabrikantenhäuser aus der Zeit Friedrich des Großen, das alte Schloß (Fabrikasino), die katholische Kirche (erbaut 1548 als evangelisch, seit 1654 katholisch), die evangelische Kirche (1751). Der Altar des Notkircheleins, das 1741 errichtet wurde, befindet sich in der Sakristei der evangelischen Kirche. — Naturdenkmäler: Die Singebuche auf dem Stenzel, die alten Linden bei der Apotheke und der Post. — Zu W. gehören die Kolonien Friedrichsberg und Wilhelmstal.

63. Zedlitzheide. 1756 : 153, 1763 : 91, 1894 : 1038, 1924 : 738 Einw. — Gegründet um 1740 und in diesem Jahre zum erstenmal erwähnt. Melchior v. Zedlitz (Leipe) Landrat des Kreises Schweidnitz, baute sich in Wüstewaltersdorf ein Schloß und Wirtschaftsgebäude. Auf einem

*) Erich Wetgand: „Die neue Heimat“, historisches Spiel von Wüstewaltersdorf aus der Zeit der Besiedelung des Eulengebietes.

**) Fedor Sommer: „Unter dem Selbstherrscher“, Roman. (Wüstewaltersdorf zur Zeit Friedrichs d. Gr. vor dem Siebenjährigen Kriege.)

seiner Bauerngüter ist Jedlitzheide angelegt worden. Die erste Gemahlin des Melchior v. B.-L., Helene Dorothea, war eine geborene von der Heyde. — Kolonie Jedlitz-Heyde. — Seine zweite Frau, Helene Christiane Tugendreich, geb. von Eckartsberg, hat der andern Kolonie den Namen gegeben. Zur Hebung der Damastweberei hatte man Weber aus Hessen herbeigerufen, die sich hier ansiedelten. Später wurden beide Kolonien zu einer selbständigen Gemeinde vereinigt. Die Einwohner sind fast ausnahmslos in der Wüstewaltersdorfer Textilfabrik beschäftigt.



XVII. Quellenkunde.

A. Allgemeinbarstellungen.

Außer den bekannten Werken von Schroller, Partsch, Frech-Kampers, Butsch, Zimmermann erwähnen wir:

Schätze: Schlesische Burgen und Schlösser; 1912. — R. A. Müller: Vaterländische Bilder; 1837. — Kühnau: Schles. Sagen; 1913. — Steinbeck: Geschichte des schles. Bergbaues; 1857. — Festenberg-Padisch: Der metallische Bergbau Niederschlesiens; 1880. — von Gzetti: Geschichte derer von Gzetti; 1910. — Dalke: Geolog. Beschreibung von Salzbrunn; 1892. — Geinitz: Die Steinkohlen Deutschlands und anderer Länder Europas; 1865. — Frech: *Vethaea paläozoica*; 1897 und 1902. — Deutschlands Steinkohlenlager; 1912. — Ebeling: Geologie der Waldenburger Steinkohlenmulde; Diss.; Breslau 1907. — Ulrich: Flözkarte von dem bei Waldenburg gelegenen Teile des niederschl.-böhmischen Steinkohlenbeckens; 1905. — Wegge: Der Bergbau in der Standesherrschaft Fürstenstein; 1892. — Schätze: Geognostisch-bergmännische Beschreibung der beiden Waldenburger Bergreviere; 1892. — Festenberg-Padisch: Entwicklung, Lage und Zukunft des niederschl. Steinkohlenbergbaues; 1892. — Althaus: Ringelbildungen im Waldenburger Steinkohlengebirge; 1892. — Urban: Der Fuchsstollen; 1908.

B. Ortskunde.

Waldenburg. Friedrich: Das Waldenburger Bergland, ein kultur-geogr. Versuch; 1894. — Reimann: Geschichte und Sagen der Burgruinen im Kreise Waldenburg; 1882; i. Neubearb. — Pflug: Chronik der Stadt Waldenburg; 1908. — Regesten zur Geschichte der Stadt Waldenburg. — Das Waldenburger Bergland. — Schrödt: Chronik von Waldenburg; 1837. — Wendler: Geschichte des Waldenburger Schulwesens; 1871. — Lange: Nachrichten über die ev. Kirchgemeinde zu Waldenburg; 1842. — Schulze: Chronik der ev. Kirche zu Waldenburg; 1888. — Schwedler: Der Waldenburger Kreis; 1906. — Reimann: Führer durch das Waldenburger Gebirge. — Urban: Das Waldenburger Bergland. — Berger: Aus vergangenen Tagen Waldenburgs und seiner Umgebung; 1923. —

Altwasser. Lhym: Kurze Beschreibung des Schlesiſch-Altwasserischen Sauerbrunnens; 1698. — Herrn Friedrich Hoffmanns, weitberühmten Medizi und Professoris, gründlicher Bericht vom Altwasser-Sauer-Brunnen in Slesien; 1732. — Trenauli: Tugend, Kräft und Wirkung des Edlen-Altwasser-Sauerbrunnens, mit poetischer Feder entworfen; 1747. — Reifeld: Physikal. Abhandlung vom Altwasserer Sauerbrunnen; 1752. — Fülleborn und Menzel: Taschenbuch für Brunnengäste; 1806. — Hünze: Altwasser und seine Heilquellen; 1805. — Kurze Nachrichten für die Brunnen- und Badegäste zu Altwasser; 1812. — Kan: Die eisenhaltigen Quellen zu Altwasser; 1851. — Wendt: Die eisenhaltigen Quellen zu Altwasser; 1841.

Charlottenbrunn. Sachmann: Kurze Nachricht von dem in Tannhausen befindlichen Charlotten-Sauerbrunnen; 1726. — v. Sternstein: Histor. und mediz. Bericht von dem vortrefſſlichen Charlotten-Sauerbrunnen; 1737. — v. Zedliß: Beschreibung des Charlottenbrunnens; 1790. — Beinert: Charlottenbrunn als Trink- und Baderkuranstalt; 1859. — Gesch. der ev. Kirche zu Charlottenbrunn; 1861. — Engels: Der klimatische Kurort Charlottenbrunn; 1877. — Loose: Der Kurort Charlottenbrunn i. Schl.; 1905. — Charlottenbrunn als Winterkurort; 1905. — Die Charlottenbrunner Mineralquellen und der Bergbau mit seinen Einwirkungen auf dieselben; 1919.

— Geschichte des Kurortes Charlottenbrunn, 1. Teil; 1924; — Dr. Carl Christian Beinert; 1893. — Charlotte Marianne Freiin v. Seherr-Thoß, geborene Gräfin v. Pückler, die Gründerin Charlottenbrunn; 1896. — Die ev. Kirche zu Charlottenbrunn; 1898. — U. a. Schriften. — Biehler: Gedenkblätter zur Feier des 150 jähr. Bestehens der ev. Kirchgemeinde Charlottenbrunn; 1898.

Dittmannsdorf. Jubelbüchlein der evang. Gemeinde Dittmannsdorf; 1843.

Freiburg. Würffel-Ried: Erste vollständige Chronik der Stadt; 1841. — Krenkel: Die Stadt Freiburg in Schlesien und ihr Verhältnis zur Grundherrschaft in vorpreussischer Zeit; 1922.

Friedland. Werner: Chronik von Friedland; 1884. — Riedel: Jubelbüchlein für die ev. Kirchgemeinde zu Friedland; 1842.

Fürstenstein. Kerber: Gesch. des Schlosses und der freien Standesherrschaft Fürstenstein; 1885. — Weigelt: Gesch. der Grafen Hochberg; 1896. — Giersberg: Historisch-topograph. Beschreibung des Schlosses Fürstenstein; 1812. — Zemplin: Fürstenstein in Vergangenheit und Gegenwart; 1838. — Mattiz: Schloß Fürstenstein und seine Partien; 1827. — Schreiber: Fürstenstein und seine Umgebung; 1843. — Kühne: Fürstenstein und seine Umgebung; 1878. — Endemann: Die Reichsgräfl. von Hochberg'sche Majoratsbibliothek. — Rentwig: Die Reichsgräfl. Hochberg'sche Bibliothek zu Fürstenstein; 1903. — Zivier: Fürstensteiner Festschrift; 1909.

Görbersdorf. Wendt: Führer für Görbersdorf und Umgegend. — Welten: Die Heilanstalten von Görbersdorf; 1888. — Wie der Teufel Görbersdorf haben wollte; 1886.

Gottesberg. Brauner: Chronik der Stadt Gottesberg; 1894. — Minor: Das Andenken der vor 100 J. zu Gottesberg aufgehobenen und vor 12 Jahren wieder eröffneten Gottesdienste; 1754. — Jubelbüchlein der ev. Gemeinde Gottesberg; 1792. — Stubenrauch: Kirchen- und Schulchronik von Gottesberg; 1842. — Wähner-Raupach: Chronik der Gottesberger Schützengilde; 1889.

Hornschloß. Vogt, D.: Drei Hornschloßsagen; 1910.

Rhnsburg. Büsching: Sagen und Geschichten aus dem Schlesiertal und von der Burg Rinsberg; 1824. — Zemp-
lin: Beschreibung und Geschichte der Burg Rinsberg;
1826. — Büsching: Kurze Beschreibung der Burg Rins-
berg; 1827. — Pelz (Treumund Welp): Die Rins-
burg; 1847. — Schubert: Burg Rinsberg in Schlesien;
1886. — Schäfte: Die Rhnsburg; 1912. — Stier:
Rhnsburg im 17. Jahrh.; 1912. — Schiller: Geschichte
und Sage der Rhnsburg; 1908.

Langwaltersdorf. Krisch: Jubelbüchlein für die Lang-
waltersdorfer ev. Kirchgemeinde; 1842.

Salzbrunn. Hausmann: Salzbrunner Skizzen; 1855.
— Lange: Salzbrunn; 1833. — Mattis: Salzbrunn
u. f. Umg.; 1835. — Koska: Salzbrunn, Altwasser
und Charlottenbrunn; 1853. — Zemp-
lin: Die Brunnen-
und Mollenanstalt zu Salzbrunn; 1831/37. — Salzbrunn
oder das schles. Selterswasser; 1817. — Hummel: Salz-
brunn im Sommer 1846/47. — Rosemann: Einiges
über die Heilquellen zu Salzbrunn; 1851. — Ratorp:
Die Heilmittel Salzbrunn's; 1852. — Biesel: Der Kur-
ort Salzbrunn; 1867. Stempelmann: Der Kurort
Ober-Salzbrunn in Schlesien und dessen Neue Quelle;
1870. — Ziebolz: Festschrift zum 700 jähr. Bestehen
der Landgemeinde Ober-Salzbrunn; 1921. — Fricke:
Spiel vom Salzbrunn; 1921. — Thiem: Religionsbe-
gebenheiten der Kirchgemeinde zu Salzbrunn; 1792. —
Molz: Jubelbüchlein der ev. Kirche zu Salzbrunn; 1842.

Wüstegiersdorf. Vogt: Aus vergangenen Tagen; 1878.
Ake: Denkmal des 50 jähr. Kirchenjubelfestes der ev.
Gemeine Wüstegiersdorf; 1792. — Noack: Chronik der
ev. Kirche zu Nieder-Wüstegiersdorf; 1892.

Wüstewaltersdorf. Feige: Das Lob des Herrn ver-
kündigt bei der 50 jähr. Jubelfeier der ev. Kirche zu Wüste-
waltersdorf; 1792.

Zeisburg. Endemann: Die Zeisburg.



Verzeichnis

der dem Buche beigegebenen Vollbilder.

	Seite:
Fürstenstein (Titelbild)	—
Freudenschloß	16
In der Zeisburg	64
Kynsburg	72
Burgruine Vogelgesang	80
Burgruine Liebenau	88
Blick auf die Kynsburg	96
Eingang zur Burg Neuhaus	104
Zwergstuben bei Rosenau	112
Inneres der ev. Kirche Wüstenwaltersdorf	144
Ehem. Kalksteinbruch Ober-Kunzendorf, gen. Daisy-See	152
Dreilappfuchs	160
Steinkohlenlandschaft	168
Eiszeit	184
Glückhils-Friedenshoffnunggrube	200
Gottesberg	224
Ein Kranschauler der „Carlshütte“	272
Waldburg	280
Sperrmauer der Talsperre bei Kynau	288
Elisenhalle in Bad Salzbrunn	352
Charlottenbrunn	360
Brehmers Heilanstalt in Görbersdorf	368
Löwenhaus mit Kurpromenade	376
Weißsteiner Waldheimstätten am Hochwald	384
Eine Liegehalle der Waldheimstätten am Hochwald	392
Am Rathause in Gottesberg	432
An der kath. Kirche in Friedland	440
Storchberg	456
Siedelung in Nieder-Hermisdorf	464

Berichtigung und Ergänzung.

§. 189, Zl. 22 von oben: Grundmoräne, wie die im Gebiet der Ziegeleien bei Nieder- — lies: Grundmoränen finden wir noch zwischen Liebichau, Nieder- (Salzbrunn usw.)

„ 259, „ 5 „ „ : Indianer — lies: Indier.

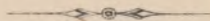
„ 400, „ 9 „ „ : Jäckel — lies: Häckel.

„ 416, „ 2 „ unten: ersten — lies: ersten.

„ 433, „ 10 „ oben: höchstgelegenste — lies: höchstgelegene.

„ 444, „ 24 „ „ : Lohnbrief — lies: Lehnbrief.

390. Der sozialen Fürsorge dient ferner das Altersheim des Vaterländischen Frauenvereins, das 1893 in der Auenstraße eröffnet wurde und 1914 in den stattlichen Neubau in der Neustadt übersiedelte, da das alte Heim seinen Zwecken nicht mehr genügte. Im letzten Berichtsjahre wurden 107 Personen (durchschnittlich täglich 83) in 29300 Pflegetagen versorgt.



Nachtrag zur Abhandlung Fürstenstein

Seite 69.

2. Fürstenstein.

Von A. Daumann, Baldenburg.

Schwere Zeiten brachte der Dreißigjährige Krieg über die Burg Fürstenstein. Die Burg war immer noch Landesfeste, und so war ihr Besitz stets begehrt von den durchziehenden Heerhaufen. In der Burg wurde das Fürstentumsarchiv aufbewahrt. Der Besitzer, Hans Heinrich von Hochberg, unterhielt zum Schutze der Burg eine eigene Truppe, die Musquetiere, welche Bezeichnung bis in die Gegenwart die Torhüter des Schlosses Fürstenstein tragen. 1632 besetzten die Schweden die Burg und erpreßten von dem Besitzer ein hohes Lösegeld. Um den Kriegswirren zu entgehen, floh dieser nach Kozmin in Posen. Im Sommer 1633 erschien Wallenstein in der Schweidnitzer Gegend. Der General Flo verjagte die Schweden und nahm mit seinen Kroaten den Fürstenstein in Besitz. Hans Heinrich von Hochberg schreibt damals: „Alldieweil 1633 mein Haus Fürstenstein sehr ruinieret und Alles eingegangen, habe ich fast an allen Orten bauen lassen müssen.“ 1642 nahen wieder die Schweden unter Torstenson unserer Heimat. Fürstenstein wurde von 24 waffengelübten Bauern verteidigt. Aber die beiden Haupttürme waren im März durch Blitzschlag zerstört worden. Hans Heinrich floh vor den heranrückenden Schweden nach Braunau. Die wenigen Verteidiger warteten zwar die Herankunft der Schweden ab; als aber diese drohten, das Haus in einen Steinhaufen umzuwandeln, am Kommandanten ein Exempel zu statuieren, daß sich ein anderer daran zu spiegeln habe, und die Besatzung als Räuber und Marodebrüder zu behandeln, flohen die Bauern in der Nacht aus der Burg, und der schwedische Oberst Douglas besetzte sie.

1644 nahen sich wieder die Kaiserlichen. Die Schweden verbrannten die Gebäude der Burg, daß nur Wohnhaus, Stall und Brauhaus stehen blieben, um den Kaiserlichen nur eine vollkommen zerstörte Feste übrig zu lassen. Notdürftig wiederhergestellt, erhielt sie wieder eine eigene Besatzung von Musketieren. Aber im Dezember des folgenden Jahres erstürmten die Schweden, die zum Heere des Generals Königs-
mart gehörten, wieder die Burg, raubten sie aus und legten eine schwedische Besatzung unter Hauptmann Hallerschleben in die Burg. Doch schon in den ersten Tagen des Januars

1646 erstürmten kaiserliche Truppen trotz zäher Gegenwehr die Burg aufs neue. Schwere Belagerungsgeschütze schossen Breche in die Mauern, und nach heftigem Kampfe übergaben die Schweden gegen Zusicherung freien Geleites die Burg.

Auf Drängen des Burgherrn hin gestattete der kaiserliche Befehlshaber nun die „Demantelierung“, die Schleifung der Befestigungswerke. Eilig wurden 300 Bauern aufgeboden und die festen Mauern abgetragen. Nur spärliche Ueberreste und die Bezeichnungen Pulverturm, Barade und Musketiere erinnern heute noch daran, daß Fürstenstein einst Landesfeste war. Von weiteren Belagerungen blieb das Schloß, das nun keinen Verteidigungswert mehr hatte, verschont.

In der Folgezeit wurde allmählich der alte Burghau zu dem herrlichen Schlosse umgeschaffen, das wir heute noch bewundern. 1689 war der erste Umbau vollendet; aber 1694 brannte der größte Teil des Schlosses ab. Im Laufe eines Jahrhunderts erhielt allmählich das Schloß die charakteristische Form, die es noch heute zeigt. Während der friderizianischen Kriege wurde dem Schlosse recht übel mitgespielt, so daß es nach dem Kriege „recht stallmäßig aussah“. Die „Schlesische Zeitung“ berichtet aus jener Zeit, „daß die Trendtschen Panduren und die Kroaten Nadasdys ihre Mut und Tapferkeit an den Fenstern und Defen ausgelassen und erwiesen, alles in Stücke zerschlagen und den kostbaren, mit Marmor gepflasterten Saal gänzlich ruiniert haben.“

1797 ließ Hans Heinrich VI. von Hochberg auf einem Felsvorsprunge jenseits des Grundes nach Plänen von Tischbein die „alte Burg“ erbauen. Früher soll dort einst altes Gemäuer erkennbar gewesen sein, vielleicht die Reste eines alten Wartturmes. Geschichtlich ist uns nichts darüber überliefert worden. Auf dem Vorplatze dieses romantischen Baues fand am 19. August 1800 ein Ritterspiel des schlesischen Adels vor Friedrich Wilhelm III. und seiner Gemahlin Luise statt, wobei die Adligen, in der Tracht des 14. Jahrhunderts, unter romantischen Zeremonien ihre Künste zeigten und rauschende Feste dieses Ereignis feierten.

Im vergangenen Jahrhundert drohte dem Schloß Fürstenstein noch einmal eine Erstürmung. 1848 zogen bewaffnete Scharen aus Gottesberg, Friedland und Waldenburg vor das Schloß und verlangten stürmisch die Abschaffung des Erbzinnes, der Patrimonialgerichte und der sonstigen herrschaftlichen Gülden und Fälligkeiten. Graf Hochberg trat bloßen Hauptes unter sie, beruhigte die Schreier und versprach ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche, die freilich erst, und auch nur teilweise, einige Jahre später erfolgte. Die aufgeregten Scharen wurden mit Bier und Brot bewirtet, und zufrieden zogen sie wieder in ihre Heimatsorte zurück.

In den letzten Jahren ist das Schloß bedeutend vergrößert worden. Fast allzu massig ragt nun Schloß Fürstenstein auf den steilen Felshöhen, die aus dem Grunde aufsteigen, empor. Im Laufe von sechs Jahrhunderten hat sich Fürstenstein aus einem kleinen Burgstalle zu einem der prachtvollsten Schlösser der Gegenwart entwickelt. Die Fideikommißherrschaft Fürstenstein umfaßt heute einen Besitz von mehr als 40 000 Morgen, wovon mehr als 30 000 Morgen Wald sind. So stellt Fürstenstein mit seinem Besitz noch heute eine entscheidende Wirtschaftsmacht dar, die auch heute noch oft genug die Geschicke unseres Heimatkreises beeinflusst. Denn nicht mehr Ritterhelm und Ritterschild, nicht mehr Zweihänder und Faustrohr bestimmen die Geschichte, sondern Wirtschaftsmächte formen das geschichtliche Geschehen der Gegenwart.

Verichtigungen zum Artikel:

„Einiges über die Schmetterlingswelt des Waldburger Berglandes.“

Seite 340,	Zeile 4	von oben:	etcherontia	—	ließ:	Acherontia.
„ 340,	„ 14	„ „ :	podalivius	—	„ :	podalirius.
„ 341,	„ 4	„ „ :	dieser	—	„ :	ihrer.
„ 345,	„ 1	„ „ :	solido	—	„ :	solida.
„ 346,	„ 13	„ unten:	Gothmoth	—	„ :	Ghostmoth

15300
11 50

KSIĘGARNIA

ANTYKWARIAT



D N. 670553

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

2035 S



001-002035-00-0

Syg.: